Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Hermann Keipp.

Vierzehnter Band.

Drittes Quartal. 1858.

Berlin.

Verlag von Ferdinand Schneider, Behrenstraße 12.

1858.

Inhalts-Verzeichniß.

Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch), Kronenstraße 21.

Schutzrede für den deutschen Bund.

Von zwei Seiten her hat die deutsche Bundesverfassung, von der man in den letzten Jahren so wenig Notiz nahm, wieder die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Hier möchte man diese Verfassung bei Seite werfen, dort möchte man sie zur Grundlage einer deutschen Nationalentwickelung machen und ihr zu dem Ende eine Action beilegen, welche tief in das innere Leben der Particularstaaten eingreifen soll, und die Souverainetät derselben untergraben müßte. Dieses scheint das Gegentheil von Jenem, aber wir glauben, es würde ganz zu demselben Resultat führen, denn die dadurch angegriffenen Souverainetäten würden sich viel kräftiger erweisen als die Bundesmaschinerie, und würden die morschen Bande zerreißen, mit denen man sie zu fesseln versuchte. So ist die Bundesverfassung wiederum in Frage gestellt wie im Jahre 1848, obwohl wir doch damals bald genug sahen, daß sie selbst das relativ Beste und nach Lage der Dinge das Unvermeidliche wie das Unentbehrliche ist. Haben wir denn die Geschichte jener Tage schon wieder vergessen? —

Hegel sagt einmal, es sei freilich so hergebracht, daß man die Geschichte die Lehrmeisterin der Staatsweisheit nenne, allein die Erfahrung zeige, daß die Völker kaum jemals ihren Lehren gefolgt seien. Ach, es scheint wohl, Hegel hat Recht. Aber Stüve hatte auch Recht, als er zur Zeit der Reichsprojekte sagte, es werde noch dahin kommen, daß man den Bundestag, von dem man damals wie von einem todten Esel sprach, mit den Nägeln aus dem Grabe kratzen möchte. Der Erfolg bewies es.

Die weltstürmerischen Ideen von 1848 endigten mit dem Gefecht bei Bronzell und im Kasseler Löwen, und wohl uns, daß sie mit nichts Schlimmerem endigten. Daß sie aber so endigten, das verdanken wir dem deutschen Bund. Er hat uns damals vor dem Bürgerkrieg bewahrt, und wir meinen, das ist auch etwas, und sogar etwas Großes. Freilich etwas blos Negatives, was in allen Gemüthern, die sich nach einer lebensvollen deutschen Einheit sehnen, eine unendliche Leere bestehen läßt. Aber es ist nicht anders. Denn zwar können wir einig sein in tausend Beziehungen unseres bürgerlichen und geistigen Lebens, und wir sind es auch, aber in Beziehung auf das Staatsleben bleibt die Einheit etwas **Negatives** oder wenn man will **Passives**, weil die Existenz der Particularstaaten ein gemeinsames Staatsleben der deutschen Nation unmöglich macht.

Dieser Lage der Dinge entspricht nun die deutsche Bundesverfassung vollkommen. Ihr Wesen ist mit ihrem Ursprung gegeben, und man weiß, sie erschien am Ende jener großen Erschütterungen, in denen das deutsche Reich zu Grunde gegangen war und deutsche Staaten gegen deutsche Staaten die Waffen erhoben hatten. Alle früher bestehenden staatsrechtlichen Bande waren zerstört. Somit standen die deutschen Staaten in einem rein völkerrechtlichen Verhältniß zu einander, und ihr erstes Wiederzusammentreten war nichts anderes als ein Friedensschluß, im Zusammenhang mit dem allgemeinen europäischen Frieden. Sie erinnerten sich dann ihrer früheren Gemeinschaft, wie der Gemeinschaft gewisser praktischer Zwecke, wodurch sich der bloße Frieden in eine Allianz verwandelte, — eine Allianz zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands, wie der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, — und sie erklärten endlich diese Allianz für unlösbar. So besagt es die Bundesacte.

Demnach ist der deutsche Bund grundwesentlich nichts anderes als eine permanente Allianz. Und nur mit diesem Charakter ist eine Bundesverfassung vereinbar, die alle Bundesglieder ohne Rücksicht auf ihre reelle Macht für gleich erklärt, und welche zu ihrem Organ nur eine Gesandten-Conferenz hat. Wäre es auf eine innere Lebensgemeinschaft abgesehen, so würde man in Widerspruch mit den Particular-Verfassungen gerathen, oder man müßte der Bundesversammlung eine repräsentative Kammer zur Seite stellen, und sollte der Bund als solcher irgend eine erhebliche Action ausüben, so müßte das Stimmverhältniß nach dem Machtverhältniß der einzelnen Staaten regulirt werden, was doch beides nicht entfernt der Fall und auch ganz unerreichbar ist, wenn nicht aus dem Bunde etwas durchaus Neues werden soll. Darum muß man von dem Bunde sagen: sit ut est, aut non sit. Er ist aber wesentlich ein völkerrechtliches Institut, und wo er gleichwohl ein engeres Zusammenwirken verlangt, wie namentlich in den gemeinsamen Vertheidigungsanstalten, da beruht dies auf ausdrücklichen Feststellungen, welche selbst den Charakter vertragsmäßiger Bestimmungen haben, an welche man sich genau zu halten hat. Einer organischen Fortbildung aus sich selbst heraus ist die Bundesverfassung nicht fähig, außer durch Stimmeneinheit, womit es gute Wege hat. Wollte man sie gleichwohl verändern, so hieße das etwas Neues an ihre Stelle setzen, was nur möglich sein wird unter eben so außerordentlichen Umständen, als diejenigen waren, die ihr selbst das Dasein gaben, d. h. nach einer europäischen Umwälzung, die wir weder heraufbeschwören können noch mögen.

Und selbst wenn solche Ereignisse einträten, — glaubt man denn, sie würden die Geister aus dem Aachener Dom oder aus dem Kyffhäuser ins Leben rufen? Ach, diese Geister schlafen oder sie wohnen in den Gefilden der Seligen, die sie gewiß nicht mit der Eschenheimer Gasse vertauschen möchten. Aber mit der Paulskirche auch nicht, denn

die Kaiserzeit ist vorüber, seitdem an die Stelle der Kurfürsten die Urwähler traten. Und damit ist auch die Zeit des Reiches vorüber, so gewiß als Kaiser und Reich zusammengehörige Dinge sind. Darum halten wir es für ein wahres Verdienst der Paulskirchler, daß sie der deutschen Romantik den Todesstoß gaben, indem sie die Kaiseridee wie die Reichsidee ridicül machten.

Es bedurfte in der That einer so großartigen Farce, um uns von dem Faulfieber der Deutschthuerei zu kuriren, an dessen Nachwirkungen wir leider noch heute siechen. Und es bedurfte dieses improvisirten Reichs-Wirrwars, um uns den Werth des deutschen Bundes fühlbar zu machen, der in seiner trockenen und dürftigen Gestalt doch immer noch viel mehr ist als ein in den Wolken schwebendes Kaiserthum, und sogar viel mehr, als das wirkliche Kaiserthum in den letzten drei Jahrhunderten war. Ist es doch der Bund, der den allgemeinen Frieden in Deutschland erhält, was dem Kaiserthum niemals vollständig gelang, und was sogar den großen Kaisern des Mittelalters am allerwenigsten gelang, von denen sich keiner anführen läßt, der nicht mit den großen Vasallen zu kämpfen hatte, ganz zu geschweigen von dem, was die kleinen thaten.

Und doch war gerade die Erhaltung des öffentlichen Friedens der Hauptgegenstand der kaiserlichen Fürsorge gewesen, denn dies war ja überhaupt der Grundgedanke des öffentlichen Lebens der Deutschen in älterer Zeit. Ging das Kaiserthum noch darüber hinaus und widmete sich höheren Ideen, so geschah dies nur durch seine Verbindung mit der Kirche, und wer sich an der alten kaiserlichen Herrlichkeit weidet, soll niemals vergessen, daß die päpstliche dazu gehörte, nebst Bann und Interdict, und daß die Reformation dazwischen liegt. Ist nun aber der deutsche Bund in der That eine Friedensanstalt, so steht er damit der Aufgabe des ehemaligen Kaiserthums viel näher, als man glaubt, und da er diese Aufgabe jedenfalls viel besser erfüllt als seiner Zeit das Kaiserthum, so scheint er uns durchaus nicht die Geringschätzung zu verdienen, in der sich eine deutschthümliche Großsprecherei seit lange gefällt.

Oder meint man etwa, das wolle noch nicht viel besagen, daß wir uns gradezu die Köpfe einschlagen? Es hat allerdings sehr viel zu besagen in einer Nation, die seit einem Jahrtausend an innere Kriege gewöhnt war. Es hat sehr viel zu besagen, daß die deutschen Fürsten und freien Städte die Garantie ihrer Unabhängigkeit und Sicherheit nicht mehr in festen Schlössern und Mauern zu suchen haben, sondern in der Heiligkeit der Verträge, unter deren Schirm mehr als dreißig deutsche Staaten, von so verschiedener Macht und bei oft so unbequemen Grenzverhältnissen, friedlich neben einander bestehen, ohne daß die schwächeren die Gewalt der stärkeren zu fürchten brauchen. Es hat dies um so mehr zu besagen, als alle diese Staaten ausdrücklich und völkerrechtlich für souverain anerkannt sind. Haben sie also gleichwohl jeder Handlung der Selbsthülfe untereinander entsagt, und üben diese Entsagung auch wirklich

aus, wie es doch unbestreitbar vorliegt, so führt dies zu einer Erstarkung des öffentlichen Rechtsgefühls, wie zu einem Fortschritt der Bildung und Civilisation, den man nicht hoch genug anschlagen kann. Denn darauf beruhen wieder alle die tausendfältigen Bande des gesellschaftlichen Verkehrs, welche in der ganzen deutschen Nation, trotz ihrer staatlichen und confessionellen Zerrissenheit, doch immer mehr eine thatsächliche Gemeinschaft und ein Gefühl dieser Gemeinschaft hervorrufen, wie man es vor Jahrhunderten nicht geahnet hätte.

Da zeigt sich wohl die Rückwirkung der an und für sich allerdings blos passiven Bundesverhältnisse.

Oder meint man ferner, daß alle diese wohlthätigen Folgen auch ohne diesen Bund eingetreten wären, lediglich durch die Fortschritte der Civilisation? Wären denn diese Fortschritte der Civilisation ohne inneren Frieden denkbar? Und wie stände es um den inneren Frieden ohne den Bund? Haben wir doch gesehen, welche Erschütterungen alsbald eintraten, nachdem man im Jahre 1848 den Bund in Frage stellte; und was man schon seit lange für unmöglich hielt, d. h. einen Krieg deutscher Staaten gegeneinander, das stand damals in nächster Aussicht. Auch sind seitdem wieder wilde Entwürfe aufgetaucht, wonach die Einen die Anderen verschlingen oder mediatisiren sollen, und Haß, Eifersucht und Mißtrauen verbreiten sich je mehr und mehr, weil alle diese Dämonen, welche durch den Bund gefesselt waren, wieder frei werden, sobald man an diesem Bund rüttelt, um neue Projecte auf die Bahn zu bringen.

Mag man dabei die deutsche Einheit im Munde führen, und vielleicht auch im Herzen, — die Folge wird immer die Uneinigkeit sein, sobald man diese Einheit staatsrechtlich constituiren will. Je mehr man aber die vollständige Unabhängigkeit der Particularstaaten anerkennt, wie ein unantastbares Dogma, um so mehr wird sich eine thatsächliche Einheit und ein thatsächliches Zusammenwirken entwickeln, welches durch freie Vereinbarungen dasjenige ersetzt, was der Bund seiner Natur nach leisten kann noch soll.

Nur glaube man niemals aus Deutschland einen Staat machen zu können, und strebe niemals nach einem deutschen Staatsleben. Wer seine Befriedigung im Staatsleben sucht, der richte seine Blicke auf Preußen und Oesterreich, oder auf Sachsen und Baiern, oder meinetwegen auf Greiz und Schleiz, nur nicht auf den deutschen Bund oder auf ein imaginäres Reich, das niemals kommen wird. Auch hat es in der That niemals ein deutsches Staatsleben gegeben, sondern Alles, was wir im modernen Sinne Staatsleben nennen, das wurzelt in den Particularstaaten, und nicht in dem ehemaligen Reiche. Denn grade durch den Zerfall dieses Reiches und durch die Kämpfe und Rivalitäten der einzelnen Glieder erhielten die Menschen in kleineren Gebieten denjenigen Zusammenhalt, den sie in dem großen Ganzen niemals erlangen konnten, und nur durch

die erblichen Territorialherrschaften war eine Continuität der inneren Entwickelung und eine Ausbildung möglich, die dem Reiche unerreichbar blieb. Nur da entstanden Anstalten für Wissenschaft und Künste, die das Reich als solches niemals besaß; da richtete man eine Administration ein, von der das Reich als solches nur die allerrohesten Formen kannte; da verbesserte man die Justiz und die Gesetze, die beide von Reichswegen schlecht genug waren, und als die Reichsarmee zum Spott geworden, war die Armee unseres Friedrich die Bewunderung Europa's. Kurz Alles, was den Inhalt unseres heutigen Staatslebens ausmacht, ist auf dem Boden der Particularstaaten erwachsen. Soll es also ferner fortschreiten und sich veredlen, so kann es nur in den Particularstaaten geschehen. Oder glaubt man etwa, daß man jetzt dieses Staatsleben von diesem Boden wegnehmen könne, um es auf die Wolken eines imaginären Reiches zu basiren? Wer, der nur irgend etwas von dem Wesen dieses Staatslebens versteht, kann so etwas glauben? Man wird uns gern zugeben, daß von dem deutschen Bunde für die Entwicklung des verfassungsmäßigen Lebens in den deutschen Particularstaaten nichts zu erwarten ist, außer etwa Hemmungen, wie die Erfahrung lehrt, aber es scheint uns eben so unbestreitbar, daß eine parlamentarische Reichsverfassung, wegen der dadurch entstehenden Duplicität des Staatslebens, nur Verwirrung anstiften könnte, wenn nicht etwa die Particularstaaten selbst von diesem Reiche absorbirt werden sollten, was wie gesagt unmöglich ist.

Hier ist der Punkt, wo das deutsche Gefühl so oft mit dem deutschen Verstande durchgeht, und man kann nicht leugnen, dieses Gefühl beruht auf so viel ehrenwerthen Elementen, daß der Verstand sehr klar und nüchtern sein muß, um sich nicht von dem Gefühle einnehmen zu lassen. Denn wer mag es dem Deutschen verargen, wenn es ihm selbst bei der allerloyalsten Gesinnung und bei den redlichsten Anstrengungen niemals gelingen will, sich für den deutschen Bund zu begeistern, der ja freilich nicht das Geringste darbietet, was Herz und Phantasie erwärmen könnte und dessen Nothwendigkeit nur zu dem kalten Verstande spricht? Wer möchte dem Deutschen den Wunsch verargen, den deutschen Namen in Europa in höherer Geltung zu sehen, als er zur Zeit besitzt? Wir ganz gewiß nicht, aber wir müssen desgleichen bekennen, daß auch der paulskirchliche Redeschwall mit seinen deutschen Fahnen und deutschen Platitüden in uns nur eine aus Mitleid und Ekel gemischte Empfindung erregen konnte. Und was die deutsche Machtstellung anbetrifft, so scheint uns nichts verkehrter, als dieselbe verbessern zu wollen, indem man die wirklichen Kräfte der Particularstaaten durch imaginäre Reichsgewalten lahm legt, oder durch Unionsprojecte ihre Eifersucht erweckt, so daß sie sich im Kampfe gegen sich selbst verzehren. Nein, im Gegentheil, lassen wir den Particularstaaten ihr ungeschmälertes Recht und entziehen wir dem gegenseitigen Mißtrauen jede mögliche Veranlassung, indem wir den

deutschen Bund als ein unveränderliches und unverbesserliches Institut ansehen. Dann wird er auch dasjenige leisten, was er leisten kann und soll und was gerade für die Machtstellung Deutschlands das allerwichtigste ist, d. h. er wird ein wirkliches Alliancesystem sein, und wir werden unendlich viel gewonnen haben, wenn es endlich erreicht wird, daß in den Fragen der europäischen Politik das ganze deutsche Staatensystem wie eine Macht auftritt, statt dessen wir jetzt Preußen rechts, Oesterreich links und die übrigen einen Mittelweg gehen sehen und das schließliche Resultat nur die deutsche Ohnmacht sein kann. Behandeln wir also den deutschen Bund als eine permanente Allianz, und bald wird dieselbe einen Einfluß in Europa gewinnen, der uns den Untergang der alten kaiserlichen Herrlichkeit nicht ferner mehr bedauern läßt.

Diese permanente deutsche Allianz wird sogar eine Expansivkraft offenbaren, die der des alten Kaiserthums in seiner glorreichen Zeit nicht nachsteht. Gewährt sie doch mehr als dieses gewähren konnte, indem sie neben der Sicherheit zugleich die Unabhängigkeit aller ihrer Glieder verbürgt, während das Kaiserthum eine Oberherrschaft beanspruchte und gerade nur soweit wirklich bestand, als es eine wirkliche Oberherrschaft erlangte. Sich an das deutsche Reich anschließen hieß daher sich dem Kaiser unterwerfen, und das mochte Niemand, der es nicht mußte, sondern Jeder, der es konnte, suchte sich dem zu entziehen. So war das Kaiserthum in einem unendlichen Kampfe begriffen und gewissermaßen selbst nur ein unendlicher Versuch. Lassen wir nun die Kaiserideen mit ihrer Zeit begraben sein, denn mit der modernen Idee der Föderation werden wir vielleicht weiter kommen als mit der mittelalterlichen Feudalität. Es ist die Idee der Zukunft, welche in der neuen Welt schon so große Eroberungen gemacht hat und in der alten Welt dereinst machen wird, und seien wir stolz darauf, daß es Deutschland ist, welches diese Idee in der alten Welt repräsentirt. Halten wir also fest daran, und bald wird es sich erweisen, wie wir daran ein Palladium besitzen, welches uns gegen das Cäsarenthum wie gegen das Czarenthum schützt. Und nicht nur uns selbst wird es schützen, sondern auch alle diejenigen, welche von dem Cäsarenthum oder Czarenthum bedroht sind, werden sich um dieses Palladium versammeln.

Die abgerissenen Glieder des ehemaligen Reiches, Belgien, Holland und die Schweiz, werden sich um so gewisser wieder zu uns wenden, je mehr sie Schutz bedürfen und je mehr sie sich überzeugen, ihn bei uns zu finden und doch zugleich ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Die scandinavischen Staaten können nicht ausbleiben, sobald die Gefahr ernstlich an sie herantritt, und was endlich England anbetrifft, — wo anders kann es auf dem Continent eine wahre Allianz finden, als in Deutschland?

So liegt in dem deutschen Bunde der Kern einer großen germanischen Einigung, welche den germanischen Völkern die ihnen gebüh-

rende Machtstellung in Europa sichern wird, indem sie zugleich das ihrem Wesen eigenthümliche Princip der freien Individualisirung aufrecht erhält und grade daraus ihre Lebenskraft schöpft.

Schon gewinnt diese Idee immer mehr an Verbreitung, und wenn es ihr gleichwohl nicht an Gegnern fehlt, welche in den althergebrachten deutschen Zerwürfnissen ihr Ideal suchen, und ihren preußischen Patriotismus nur durch den Antagonismus gegen Oesterreich documentiren zu können glauben, so hat sie doch noch keine Widerlegung gefunden. Auch kann es uns nicht beirren, wenn flache Köpfe diese Idee zu einer Angriffswaffe gegen den deutschen Bund verdrehen, und ihre germanische Allianz auf die Zerreißung eben dieses Bundes basiren wollen, der doch grade das Vorbild derselben ist. Solchen Verfälschungen sind alle lebensvolle Ideen ausgesetzt. Was der Verstand denkt, wird von dem Unverstand verrenkt, und was ist Irrthum anders als die Caricatur der Wahrheit?

Wir unsrerseits haben stets unverbrüchlich an dem deutschen Bunde gehalten, und darin die wichtigsten Lebenskeime der deutschen Zukunft zu erblicken geglaubt. Aber eben deswegen, weil wir dem Bunde eine hohe Bedeutung beilegen, wünschen wir ihn dieser Bedeutung gemäß behandelt zu sehen, nicht als ein Centrum der deutschen Polizei, wovon wir ohnehin schon übergenug haben, sondern der deutschen Politik. Dies muß und kann er sein, wenn es anders wahr ist, daß er seinem Wesen nach eine permanente Allianz darstellt. Suchen wir sonst nichts weiter darin, aber suchen wir auch diese ihm zu Grunde liegende Idee zu verwirklichen. Dann wird auch die große germanische Allianz nicht ausbleiben, auf welcher die Politik der Zukunft beruht.

Die Zeit der Cabinetspolitik mit ihren kleinen und veränderlichen Interessen ist vorüber, wie die Zeit des kleinen Krieges. Sie ist vorüber seit der französischen Revolution. Seitdem haben die Politik wie der Krieg ganz andere Dimensionen angenommen. Principielle Gegensätze sind hervorgetreten, welche die Völker massenhaft zusammenballen, und Massenwirkung ist überhaupt das charakteristische Element der heutigen Welt. Die Massen aber bewegen sich nach ihren Instincten oder ihren physischen Bedürfnissen, mehr naturgesetzlich als nach Freiheit. Man sieht ihre Bewegungen entspringen und sich wellenförmig weiter verbreiten, und man kann dieselben mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen. So ist die Politik nicht nur auf größere Räume angewiesen, sondern auch auf eine weitere Perspective in die Zukunft, weil die Macht der Laune, der Willkür und Intrigue, mit ihren ganz unberechenbaren Wendungen, entschieden abgenommen hat, und die Macht naturgesetzlich wirkender Kräfte in demselben Verhältnisse gestiegen ist. Denn überall ist die Summe der Nothwendigkeiten, denen die Regierungen unterliegen, sehr groß, und diese Nothwendigkeiten lassen sich sehr wohl erkennen. Darum muß man heutzutage seine Stellung nehmen in Beziehung auf

die großen Weltverhältnisse, und muß die darin begründeten Eventualitäten in Rechnung ziehen.

Ist es aber wirklich so, — was bedeuten fortan die deutschen Rivalitäten, und selbst die Rivalitäten zwischen Preußen und Oesterreich? Sind sie etwa die Angelpunkte, worum sich die Weltgeschichte dreht, oder sind sie nicht für die Zukunft zu Bagatellfragen geworden? Wollen also die deutschen Staaten in Zukunft noch eine politische Action in der großen Welt ausüben, so ist das Allernothwendigste, daß sie ihren alten Rivalitäten den Rücken kehren, weil alle die Siege und Niederlagen, die sie sich noch unter einander bereiten könnten, nur ihre eignen Kräfte aufzehren und doch für die große Welt so viel als nichts bedeuten würden. Dazu ist nun eben der deutsche Bund bestimmt, daß er den deutschen Rivalitäten die Spitze abbricht, indem er auch der That nach wird, was er seinem Wesen nach ist, also wie gesagt eine permanente Allianz, von der man hoffen darf, daß sie sich zu einer allgemeinen germanischen Allianz erweitern wird.

Wer es aber vielleicht sonderbar fände, daß aus diesem so unscheinbaren und so viel geschwächten deutschen Bunde eine so große Zukunft entspringen sollte, dem geben wir schließlich noch zu bedenken, daß erfahrungsmäßig alle großen Entwicklungen aus kleinen und fast immer verachteten Anfängen hervorgingen. Was hingegen groß und glänzend in die Welt eintrat, war für den Augenblick geboren, wie der Dichter sagt. Auch kann man nicht leugnen: der deutsche Bund hat bereits eine merkliche Probe seiner Lebenskraft bestanden. Seine Verfassung hat die Stürme des Jahres 1848 überdauert, in welchen die preußische wie die östreichische Verfassung untergingen. Wir meinen wohl, das will schon etwas sagen, und spricht jedenfalls für seine passiven Kräfte, die also doch viel größer sein müssen, als man gemeinhin glaubte, d. h. es spricht für sein Beharrungsvermögen, für seine vis inertiae. Und gerade um deswillen bildet er eine eben so gute Basis für ein Allianzverhältniß, als er umgekehrt für eine bundesstaatliche Entwicklung ganz unbrauchbar sein würde, weil es in dem letzteren Falle auf Activität ankommen würde, während es in dem ersteren Falle nur auf Dauerhaftigkeit ankommt. Eine Allianz ist ja kein selbstthätiges Wesen, sondern ein Bund von selbstthätigen Wesen, wobei die Activität in den Gliedern ruht, während der Bund für sich selbst nur ein Beharrungsvermögen bedarf. Man will das Unmögliche, wenn man von dieser vis inertiae, welche dem deutschen Bunde beiwohnt, irgend welche große Thätigkeit erwartet, und man thut das Verkehrte, wenn man dieselbe zu einem Bleigewicht für die deutsche Entwickelung machen und die Beharrungskräfte in Repressivkräfte verwandeln will, aber man wird sie naturgemäß und weise benutzen, wenn man den deutschen Bund als eine deutsche Allianz behandelt.

Dann wird man den deutschen Bund segnen, soweit die deutsche

Zunge klingt. Wäre es doch ein unermeßlicher Gewinn, wenn es endlich gelänge, die deutschen Rivalitäten zum Schweigen zu bringen, welche nicht nur einen großen Theil unsrer Kräfte ganz ohne allen Nutzen absorbiren, sondern das ganze deutsche Leben vergiften und unsre Politik zu einer solchen Kleinlichkeit und Mattherzigkeit herunterbringen, daß grade die begabtesten Köpfe sich mit Ekel davon abwenden mußten, und seit Jahrhunderten fast nur subalterne Naturen damit beschäftigt waren, indessen grade diejenigen, welche Deutschland seine Genien nennt, sich der Politik fast ganz entzogen. Soll es nun ewig so bleiben, daß ein deutscher Mann von hohem Streben sich in die Wissenschaften flüchten muß, weil die deutsche Politik sich in einer allzuniedrigen Region bewegt? und glaubt man wirklich, daß die deutsche Nation nur auf dem Katheder glänzen kann, — dieselbe Nation, welche Jahrhunderte lang grade vorzugsweise werkthätige Männer hervorbrachte, und dieselbe Nation, welche noch bis diesen Tag das vergleichweise gesundeste Volksleben bewahrt hat? Haben wir aber eine bessere Hoffnung, — wohlan, es liegt an uns, daß sie zur Wirklichkeit werde.

E. M. Arndt über den Freiherrn von Stein.

Der neunundachtzigjährige Ernst Moritz Arndt veröffentlicht so eben von Bonn aus unter dem Titel: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein" ein Stück aus seinem interessanten Leben.

Arndt, 1769 unter dem schwedischen Scepter auf Rügen geboren, in Stralsund und Greifswald gebildet, wurde von der schwedischen Regierung in Greifswald als außerordentlicher Professor der Geschichte angestellt und floh nach der Schlacht von Jena, den Zorn Napoleons fürchtend, gegen den schon damals seine Schriften sich richteten, nach Stockholm, wo seine Feder im Cabinet benutzt wurde. 1809 kehrte er nach Greifswald in seine frühere Stellung wieder zurück. Da kam das „Kometenjahr 1811 und leuchtete in dem Sinn der europäischen Menschen und auch in meinem (Arndts) Sinn mit der Erwartung und Hoffnung auf von gewaltigen Entscheidungen und Umwälzungen der Dinge, die da nächstens erfolgen würden..." „Ich, damals ein kleiner Professor in Greifswald, hatte mit vielen Tapfern schon spanische und tyrolische Gedanken. Ich empfand und wußte, daß ein sogenanntes allgemeines alle Welt in Frieden und Faulheit zugleich begrabendes zweites Römisches Imperatorenreich, wie der große Attila Europa's es verkündigen und weissagen ließ, eine Unmöglichkeit war. Ich hatte zu vielen Zorn und Haß in der Brust; ich wußte, daß gottlob Viele ja die Meisten davon noch genug im Herzen trugen: es mußten noch gewaltige Kämpfe kommen. Das große Gewitter

im Osten über den polnischen und russischen Sümpfen, Wäldern und Wüsten dunkelte düster am Horizont auf. Ich nahm in diesem Kometensommer des Jahres 1811 Abschied von meiner Stelle in Greifswald, fuhr im Herbst jenes Jahres nach Berlin und holte mir von dem dortigen russischen Gesandten Pässe für Rußland, seinem Gesandten, einem Grafen Lieven, besonders empfohlen durch zwei alte schwedische stockholmer Gönner und Freunde, durch den General Armfelt, damaligen Statthalter Finnlands, und durch den früheren schwedischen Oberhofmarschall Freiherrn Munck. Mit diesen Pässen hatte ich mich für allen Nothfall versehen, und solcher Nothfall trat bald ein. Im Winter 1812 ging ich nach Berlin, und wartete dort ein paar Monate das näher heranziehende Gewitter ab. Dann ging es nach Schlesien, um von da beim Kriegsausbruche sogleich weiter gegen Osten fliehen zu können. Denn von meinem Napoleon durfte ich mich freilich nicht einholen lassen. Dieser Bruch und Ausbruch kam und fand mich gerüstet. Ich fuhr dann durch Böhmen und Polen gen Moskovien, noch besonders eingeladen von einem großen Vorausreisenden, dem Reichsfreiherrn vom Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden war. Gegen Ende Augusts des Jahres 1812 stand ich vor dem berühmten Minister Freiherrn vom Stein.

Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen." Ich sah einen Mann vor mir gedrungenen mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Geberde. In bester getreuester Meinung hatte er mich zu sich gewünscht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm stand, schien einem Bilde solches Wohlwollens zu entsprechen. Er empfing mich wirklich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, däuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen.

Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein, und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Aehnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: F i c h t e! Ja mein Fichte mein alter Fichte, war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte;

in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohn des armen lausitzer Webers."

Stein lebte in Petersburg gleichsam als „Stellvertreter Deutschlands und der möglichen Entwickelungen und Erfolge und der Vorbereitungen und Rüstungen der Dinge, die sich auf Deutschland beziehen, ein noch sehr in der Luft oder vielmehr in dem Lichte des Gedankens schwebender deutscher Dictator." Man plante damals in Petersburg zunächst über Errichtung einer deutschen Legion, viele deutsche, fast ausschließlich preußische Offiziere hatten sich zu dem Zweck eingefunden, und man dachte dabei wohl vorzüglich an die 150,000 Deutsche, welche Napoleon in sein Heer aufgenommen und mit sich in den Krieg nach Rußland geschleppt hatte. Arndt war ebenfalls bestimmt, die Errichtung dieser Legion zu fördern. Der Herzog von Oldenburg, vor zwei Jahren von Napoleon von Land und Leuten gejagt, nächster Vetter des Kaisers von Rußland, war zum Feldmarschall dieses Corps bestimmt. Neben ihm standen an der Spitze des für diese Angelegenheit bestimmten Ausschusses Stein und die Grafen Kotschubey und Lieven. Von Kotschubey entwirft Arndt eine sehr schöne Schilderung, es war ein reiner, hochedler Mann; von Graf Lieven schreibt er:

„General Graf Lieven war eben als russischer Gesandter aus Berlin angekommen, ein wohlwollender und der guten Sache freundlicher, aber kein bedeutender Mann; der Mann aber hatte einen Mann hinter sich. Dieser Hintermann war die Macht, und hieß Gräfin Lieven, eine kurländische Freiin von Benkendorf. Sie war eine ächte lebendige, bewegliche Kurländerin, ich möchte sagen, von der schlanksten Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, welche den kurländischen deutschen Adel auszeichnen; obgleich die erste Jugendblüthe von ihr abgeblasen war, doch noch mit angebornen Reizen und mit einer leichten ungelernten Anmuth. Diese beiden empfingen mich sehr freundlich, einen Bekannten schon von Berlin her, wo ich einige Male bei ihnen eingeladen gewesen war und meine Pässe für Rußland empfangen hatte. Bei den späteren Sieges- und Freudenfesten in Petersburg bin ich bei der allgemeinen Freude, welche in der Hauptstadt alle Stände und Geschlechter damals mischte, von der schönen Kurländerin oft mit zärtlichsten Händedrücken und Umhalsungen beglückt worden. Noch in ihrem Alter ist diese Gräfin Lieven in den Marmorsälen von London und Paris eine leuchtende und mitspielende diplomatische Gestalt geblieben.

„Ich habe eben nicht umsonst von der ächten lebendigsten Kurländerin gesprochen; ich hätte sie auch eine halbe Polin nennen können. Bei den Kurländern — ich meine, bei dem kurländischen Adel — muß man immer an die Polen denken, unter deren Herrschaft und Einfluß das reiche fruchtbare Land Kurland ein paar Jahrhunderte gestanden hat. Ich kenne ja meine leichtfüßigen, leichtzungigen, leichtlispeln-

den Kurländer, habe vor manchen längstverschienenen Tagen in Jena manche kurländische Rittersöhne (Korfe, Mirbache, Sacken u. s. w.) zu lustigen Kameraden gehabt. Bei dem ersten Anblick des Kurländers und der Kurländerin fällt einem in ihrer Art und Sitte und in der leichthin säuselnden und lispelnden deutschen Sprache derselben die Beweglichkeit, Geschmeidigkeit, Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der Polen und Polinnen in vielfältigen Aehnlichkeiten sogleich auf."

Bei den Livländern und Esthen dagegen findet Arndt mehr den Einfluß des Schwedischen: Schwere, Ruhigkeit, Gradheit, Derbheit. Doch gesteht er selbst zu, daß solche Unterschiede und Merkmale nur als „leichte Schimmer dem Auge vorschweben könnten".

Viele solcher Charakteristiken, wie die angeführten, finden sich in dem Buche Arndt's: es ist ein Album mit Stammbuchblättern, mit tausend einzelnen Portraits nnd Notizen; und die Persönlichkeit, deren Namen es an der Spitze trägt, tritt dabei weniger hervor, als der Leser beim Oeffnen des Buches es erwartet. Folgendes Bild entwirft Arndt (S. 61) von Stein:

„Der Freiherr Karl von Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark und mit breiten deutschen Schultern, Beine und Schenkel wohl gerundet, die Füße mit scharfer Rist, Alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Eselsstirn, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle; seine Nase (el rostro, wovon oben schon gefabelt worden) eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

„Hierbei sei ein für alle Mal gesagt und zwar gegen Diejenigen, welche immer mit der feinsten weißen Haut und den silberklarsten blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem ächtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das goethische Auge breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Auge Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, hei-

tere Olymp eines herrschenden bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Geberde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwinds, der rein fegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

„Ich erinnere mich, was Savigny in Reichenbach, wo er ihn zuerst gesehen hatte, kurz von ihm sagte: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein gesehen!“

„Er hatte in seiner Jugend zu Hause und auf der Göttinger Hochschule gute Studien gemacht, auch seines Volks und Vaterlands Geschichte und der Völker Geschichten durch Lesen und Reisen gelernt, und später, da er als Beamter in Preußen dienen wollte und sollte, mit großem Fleiß und edler Sorge stracks zu erobern und zu erkunden gesucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten, aber doch mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und an erworbener Geschicklichkeit übertreffen, selbst seinen Zeitgenossen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen, aber es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Geräth und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich: die Revolvers, die Umroller und Ausroller seines Geistes hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand; in hellen, frischen Stunden blitzte nicht blos Verstand, sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

„Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede: festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Muthe purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Gradaus! und Gradburch! war sein Wahlspruch; Muth und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes, freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen Alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Muthe und seiner Tugend und Kraft.

„Dieser Mann, durch die jammervollen Geschicke seines Volks seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend, saß nun in Petersburg, saß und stand da bald als ein von Vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rath des Czaren Alexander der Erste und Oberste;

er hatte die letzten Fäden des Systems zerrissen, wodurch Romanzoff und Andere seit dem Tilsiter Frieden für Napoleon und die Franzosen den Kaiser verstrickt gehalten hatten; Romanzoff selbst war gefallen, neue Verhältnisse waren mit England, Schweden u. s. w. nach allen Seiten angeknüpft, neue Ansichten und Einsichten waren gewonnen und neue politische Gesichtspunkte gezeigt. So war Stein der erste Mann des Augenblicks. Wenn ich nun zurückdenke an alle die Orte, wo ich den Gewaltigen habe wirken und wandeln gesehen, an Petersburg, Königsberg, Breslau, Dresden, Frankfurt u. s. w., so ist er mir nie und nirgends als ein Glücklicherer und Muthigerer erschienen als in unserer Nevaburg: auf seinem Antlitz, in seiner Geberde und Rede, in Schritt und Tritt schien er wie von frischer Jugendkraft neu durchschossen und mit einem Glanze des Muthes und der Hoffnung durchleuchtet und umleuchtet, daß ich alle seine kleinen mitspielenden Zufälligkeiten, sein schon ergrautes Haar, seine durch Podagra zuweilen gehemmten und gekürzten Schritte darüber vergaß. Mit solchem Glanz und solcher Frische durchschritt er die Säle der Fürsten und die Paläste der Knesen, jetzt schon gleich einem glücklichen, triumphirenden Sieger."

Wer fühlt es nicht diesen Worten an, wie sich Arndt bei der Erinnerung an den großen Mann jugendfrisch wieder erhebt, und wie ihm das schönste Wort für die Schilderung des damaligen Gemüthszustandes Steins rasch, ganz von ungefähr in die Feder kommt? Es ist das Wort: „das Land der Freiheit und der Ehre mit der Seele suchend," ein Anklang und ein Echo des tönenden Wortes der Sehnsucht, welches die Goethische Iphigenia spricht:

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend..."

Von Steins Wirksamkeit in Petersburg erfahren wir indeß aus dem vorliegenden Buche wenig. Wir hören zwar (S. 25), daß Arndt in Steins Aufträgen Pamphlets schrieb, „Widerlegungen napoleonisch-französischer Verkündigungen, Aufrufe u. dgl., wir lesen ferner, daß er den Briefwechsel Steins, besonders den mit England zu besorgen hatte, erfahren aber von dem Inhalte desselben wenig oder nichts. Ueber Steins Verhandlungen mit dem Kaiser Alexander schreibt Arndt Folgendes:

„Dies gab mir wirklich oft eine Schwerenothsarbeit, Stein's Aufsätze, Briefe und Verhandlungen mit Kaiser Alexander, in deutscher oder französischer Sprache oft aus der flüchtigen undeutlichen Kladde zu enträthseln, klar abzuschreiben und obenein — was oft zehnfache, ja hundertfache Zeit erforderte — nach unserem in mehreren Büchern nachzusehenden Chifferschlüssel in die diplomatische Hexensprache zu verwandeln. Stein schrieb nie, wie sein College Hardenberg, eine klare, in seiner sogenannten Kladde aber (ich bekam fast immer nur seine Kladde oder Copien von Copien abzuschreiben) meist eine abscheuliche und unleserliche Hand mit mancherlei ihm eignen Verkürzungskrücken, die ich allmählich lernen mußte und deren Entchifferung und Berichtigung mei-

nen Augen oft eben so viele Mühe machte, als das Nachschlagen und Nachsuchen unseres Chifferschlüssels; aber inhaltreich, lehrreich für mich, oft entzückend erfreulich waren diese Stein'schen Aufsätze und Briefe durch die Einblicke in das ganze volle stürmische Herz des Mannes und in die Großartigkeit, womit er die Dinge vor dem Kaiser Alexander behandelte, um das ganze seit dem Tilsiter Frieden befolgte, zugleich eben so schwächliche als treulose System zu lockern und zu brechen und den zähen Träger und Stützer desselben, den Minister Grafen Romanzoff, vom Staatsruder herunter zu stürzen.

„Wenn ich nun in diesen Papieren und Briefen Stein's Art und Rede zu Alexander las und wie er die Politik der letzten fünf Jahre malte und den schleichenden honigsüßen und honigweichen Charakter jenes Ministers gleichsam an den Galgen der Schande hängte, bei welcher Malung und Hängung doch einige Schmutzflecke auf den Kaiser selbst abspritzen konnten, so erkannte und bewunderte ich die ganze Herzhaftigkeit und Muthigkeit Stein's, bekam aber für den Augenblick, wo Stein in dem Herzen und Rath Alexander's auf höchster Stelle zu stehen schien, von Alexander selbst eine viel höhere Meinung, als ich bisher gehabt hatte. Der endliche Aussprung der Stein'schen Reden und Briefe mit und an den Kaiser war doch bald, daß es um Romanzoff und seinen Klüngel gethan war und andere Männer, Stein an der Spitze, nebst Kotschubey, Lieven u. s. w., oben zu schweben schienen.

„Für den Augenblick galt es jetzt, Großbritannien zu voller Theilnahme und auch Schweden und Wenigermächtige zu gewinnen. Ich habe die Namen Graf Münster und General Gneisenau genannt. Für das englische Cabinet ging Alles an Münster. Begreiflicherweise stand er mit Stein auf dem allerfreundlichsten Fuße. Stein war überhaupt mit seinen Gefühlen und Ansichten ein so ohne alle Berechnung voll natürlicher Mensch, daß, wo Großes auf dem Spiele stand, alles Kleine und alle kleinen alltäglichen Rücksichten bei ihm zusammenfielen und nur Ein großer Grundgedanke herrschte. Wer mit ganzer Seele die Franzosen und Napoleon und ihre Herrschaft haßte und verabscheute, den umhalste er sogleich mit voller Herzenswärme. So ward Münster ihm jetzt eine Zeit lang ein politischer Liebling, und in solcher Gesinnung waren auch die Briefe an ihn gefaßt. Mir aber, der die Briefe Beider zu lesen bekam und der etwas kühler zwischen den Zeilen lesen konnte, entging nicht, wie grundverschieden die eigentliche Grundlage der Charaktere der beiden Männer war.

„In Stein erkannte ich den stolzen freien Reichsritter, welchen noch hohenstaufische Kaisererinnerungen umleuchteten und welcher alles deutsche Volk groß und frei haben wollte; in dem Grafen Münster schaute mir doch der hoffährtige aristokratische Junkergraf des achtzehnten Jahrhunderts entgegen. Er machte in seinen Briefen schon häufig Einwendungen gegen Steins Ansicht, daß es nimmer anders gehen könne, daß der

Krieg als ein Aufstand gegen die Wälschen, damit ihnen die Haare zu Berge stünden, in spanischer und tyrolischer Weise geführt, daß alles Volk mit allen Kräften der Herzen und der Fäuste zu den Waffen gerufen werden müßte. Ja er sprach es nicht undeutlich aus, es werde am Ende besser gethan sein, das wälsche napoleonische Joch allenfalls noch ein zehn zwanzig Jahre länger zu tragen und die Zeit abzuwarten, als das Gefühl der Stärke zu sehr an die Kleinen zu bringen, spielte schon auf gefährliche Volksdemagogen hin. Diese Ansichten Münsters bezeichnete Stein mir selbst als kleinlich und junkerlich mit den Worten: „Er ist einmal ein Westfale, und diese langsamen Plattdeutschen wägen „Alles zu sehr und wollen in dem eben gelegten Ei sogleich den Hahn „mit den vollen Sporen sehen; auch hat er zu viel hannöversche Hof„luft der Junkerei eingeathmet — aber er ist doch ein braver zuver„lässiger Mann." Diese Meinung Steins über Münster änderte sich sehr in den folgenden Jahren. Schon in den Briefen aus Petersburg warnte und schalt er Münster zuweilen als einen ungerechten und verbissenen Gegner und Hasser Preußens; als aber in den späteren Jahren 1814 bis 1816 Graf Münster mit allen Feinden deutscher und preußischer Größe sich zusammenschlug und für Preußens Schwächung und Verkleinerung und für die Vergrößerung solcher Staaten strebte und arbeitete, welche doch als Halter und Stützen des Vaterlandes durch alles Das nicht mächtig genug werden konnten sondern desselben wahre Macht nur zersplitterten, da war alles frühere unter ihnen sehr erkaltet."

Man muß hier dem alten Arndt entgegnen, daß Steins Ansichten über die Betheiligung des Volkes am Kampfe und über die Art dieser Betheiligung damals auch noch nicht klar waren, und daß ferner Graf Münster mit seinem gewaltigen Eifer und Streben für die Sache der Freiheit doch wohl über Verdächtigungen erhaben ist, wie sie in den obigen Mittheilungen vorliegen.

Mehr als über Steins geschäftliche Thätigkeit in Petersburg finden wir in dem Arndtschen Buche über seine persönlichen Erlebnisse und Begegnungen. Wir wiederholen einige der betreffenden Mittheilungen. Wie Stein behandelt sein wollte, davon zeugt folgende Geschichte:

„Major von Stülpnagel war erster Adjutant Arentschilds, ein Ukermärker, ein feiner, sehr thätiger und geschickter Offizier, dem Minister durch seinen Schwager, den Grafen Arnim-Boitzenburg, ganz besonders empfohlen, wie denn auch der Graf Arnim in seinem brennendsten Franzosenhasse mehrere auf Rußland gegen Osten fahrende preußische Offiziere mit seinem Golde reichlich gefördert und ausgerüstet hatte. Stülpnagel klagte nun oft über Steins unerträgliche Grobheit, der ihn manches Verkehrte empfinden lasse, was in verzwickten Verhältnissen und Persönlichkeiten liege und dann seinen Aerger darüber auf ihn gleichsam ablade. Eben so hatte Stein vor mir, wann ich den Stülpnagel lobte, sich wohl so ausgesprochen: „Gehen Sie mir mit

Ihrem Stülpnagel! Das ist ein blöder Zuckler und Bücklingmacher.“ Da rieth ich nun auf seine Klagen dem Stülpnagel einmal: „Nun fassen Sie sich mal einen Ochsenmuth gegen den Löwen und werden Sie wieder grob.“ Und das hatte er gethan. Als ich nach solcher seiner Erkühnung den folgenden Morgen zu Stein kam, sagte er: „Sie hatten nicht ganz Unrecht, ich hatte mir den Stülpnagel doch falsch vorgestellt; er ist doch so übel nicht, aber er sollte nur nicht so fein sein wollen und ein wenig mehr soldatisch auf die Menschen losgehen.“ Ich hatte Stein bald abgemerkt, daß man auf ihn wirklich ein wenig soldatisch losgehen mußte, daß er die zu schüchtern oder zu fein vor ihm auftraten für Tröpfe oder gar für Schleicher und Schelme hielt.“

Ueber Steins Verkehr mit Damen wird viel Interessantes mitgetheilt, über sein Zusammentreffen mit Frau von Stael, der wüthenden Feindin Napoleons, äußern sich folgende Zeilen Arndts: „Sie waren einig in ihrem Haß gegen Napoleon; sie mußte sich schon einige starke steinische Ausfälle und Aushiebe gegen ihre Franzosen gefallen lassen, er dagegen war entzückt durch einzelne Kapitel, welche sie ihm aus ihrem Manuscript sur l'Allemagne vorlas, und ich hatte die Noth, daß er mir die Kapitel zum Abschreiben für Frau und Töchter gab. Ja eine Lust war es, diese beiden lebhaftesten leidenschaftlichsten Menschen an Tischen und auf Divanen in ihren lebendigsten Bewegungen gegen einander stoßen und karamboliren zu sehen.“

Noch einige kleine abgerissene Züge zum Bilde des unvergeßlichen Staatsmannes reihen wir zusammen.

Niebuhr und Schön, „homines novi und novissimi“ von Arndt genannt, Männer ganz anderer Anlage als Stein, standen gewissermaßen seitab von der Straße des großen Mannes. (Zu ihnen gehörte auch H. v. Rhediger, der eigentliche Verfasser des Stein'schen Testamentes.) „Sie hielten auch oft zusammen in ihren Urtheilen und Bemerkungen über Stein, die nicht immer mild ausfielen, aber die steinschen über sie waren es auch nicht immer.

„Nun begab sich, daß die beiden wirklich frommen Männer, Stein und Geßler, ein paar Mal nach dem nahen zinsendorfischen Gnadenfrei zum Gottesdienst zur Kirche gefahren waren. Darüber glossirte Schön mit den Worten: „Die beiden alten Betväter meinen die Teufel Napo„leon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können.“

Ueber Stein's Christenthum spricht sich Arndt an einem anderen Orte ausführlicher aus. Er schreibt S. 286 darüber Folgendes:

„Stein war ein wahrhaftig frommer Mann, wie er ganz ein tapferer und redlicher Mann war, aber selbst in ernsten Gesprächen führte er Gott selten im Munde, niemals im Maule. Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige. Er nannte sich einen frommen Christen und er war es; er pries sich auch darin glücklich, daß er durch seine

Eltern ein Lutheraner war. Seine Ahnen hatten im dreißigjährigen Kriege genug für ihren Doctor Martin gelitten und waren von Schlössern und Gütern verjagt und im Jahre 1650 wiederhergestellt worden. Er pflegte so in seiner kurzen Weise zu sagen: „„Doctor Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel gottlob etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Ceremonienmeister und Thürhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch etwas abschüssig und gefährlich ist."" — Er glaubte das Erlösungswerk des Lutherschen Katechismus, aber die Mundchristen mochte er nicht, welche den Namen Heiland und Erlöser oder der süße Jesus leicht im Munde führen; schwer und ernst führte er ihn auch bei Gelegenheit im Munde. „„Das ist ein Geheimniß, wobei einem verworrener wird, je mehr man darüber schwatzt und klügelt; vor einem Geheimniß stehe ich still, daran glaube ich, aber von Gott weiß und fühle ich was."" Gott und nur Gott war immer nur sein einfaches Wort.

„Rührend und wahrhaft erbaulich ist mir der Mann gewesen, als ihm sein Gemahl heimgegangen war und er da unter seinen Töchtern einsam saß mit dem Gefühl, daß er nun allein ihr irdischer und himmlischer Führer und Wegweiser durch's Leben sein solle, wie er da mild und freundlich und still wie ein Kind von himmlischen Dingen zuweilen ein Wörtchen mit ihnen sprach und seine gewaltige Natur bändigte und sänftigte."

Arndt hat in das tiefste Innere Steins geschaut, das erkennen wir aus jeder Seite, die er dem herrlichen Manne widmet, und das vorliegende Buch, auf das wir die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollten, wird überall als ein Beitrag zu einer genaueren und eingehenderen Würdigung des seltenen Charakters gelten. Stein wird uns durch dies Buch näher gerückt und zugleich doch höher gestellt — wir wissen kein schöneres Lob für eine solche Schilderung. Tadeln müssen wir an dem Buche die Weitschweifigkeit und die Lust am Superlativ, dies in des Wortes eigentlichem und uneigentlichem Sinne genommen. Auch die Widmung an Bunsen hat uns, offen gestanden, etwas befremdet. Was hat Arndt mit Bunsen zu schaffen? — Aber es scheint wirklich, als ob alle Opposition, ob so, ob so, eine innere Verwandtschaft zwischen den einzelnen Opponenten herstellte, und als ob sie die Gegensätze der Einzelnen in Anbetracht ihrer allgemeinen Richtung übersehen ließe. Was Arndt's Opposition betrifft, so ist es interessant, zu bemerken, daß Anfang und Schluß seiner literarischen Thätigkeit einem und demselben Gegenstande gewidmet sind, und daß die Aufregung derselben Männer und Stände gegen ihn heut hervorgerufen wird, die vor sechzig Jahren ihm entgegentraten. Den Anfang seiner Schriftstellerei machte ein Buch, in dem er die Zustände der (leibeigenen) Bauern in Mecklenburg ꝛc. schilderte, nicht ohne viele Entgegnungen, Angriffe und Beschuldigungen gegen sich hervorzurufen, und der

neunundachtzigjährige Mann widmete gegenwärtig in der Augsb. Allg. Zeitung demselben Thema Artikel, welche nicht minder angefochten worden sind, als seine ersten Aeußerungen.

Die Krisis von 1857 in England.

I. Der äußere Verlauf der Krisis.

London, Ende Juni 1858.

„Die Krisis! — Noch einmal sie, wieder und wieder, immer und immer sie! Wie viele Bogen und Ballen hat sie schon verschlungen, die Unersättliche, zum Nachtisch gleichsam des goldenen Mahles, das sie zu sich genommen, das sie verschwinden und in Nichts zerfließen ließ! Wäre es nicht an der Zeit, sie ruhen zu lassen, diese Hydra, nachdem sie bewältigt ist, und über sie und ihre Opfer den Schleier zu ziehen, anstatt wieder und wieder ihn noch zu lüften? Und was kann auch möglicher Weise noch Neues gesagt werden über ein Thema, das schon so vielfach und so vielseitig, so gründlich und so erschöpfend besprochen und erörtert worden?"

So möchte vielleicht der Eine oder der Andere rufen, indem er die Ueberschrift dieses Aufsatzes erblickt. Und anscheinend mit vollem Rechte. Denn allerdings sind die allgemeineren Ursachen wohl hinreichend bekannt, und kaum noch kann eine Verschiedenheit der Ansicht über den Charakter derselben obwalten, unter wie verschiedenen Gesichtspunkten sie auch betrachtet werden mögen. Dahingegen sind gewisse Gründe dafür geltend zu machen, daß es noch keinesweges an der Zeit ist, dies Blatt der financiellen Geschichte des vergangenen Jahres abzuschließen und umzuwenden, ja, daß eine richtige Würdigung der diesfälligen Thatsachen in ihrem Zusammenhange mit den social-ökonomischen Gesammtverhältnissen unserer Zeit erst jetzt möglich wird. Zunächst der Umstand, daß erst jetzt gewissermaßen eine Scheidung und Sichtung der Gesammtkrisis in ihre einzelnen Factoren und Elemente stattfinde, in Bezug wenigstens auf die stattgehabten Fallimente, die doch in ihrer äußeren Gesammterscheinung, um so zu sagen, den concreten Körper der Krisis bildeten, und gleichzeitig den Maßstab gaben einerseits für den Umfang der Krisis selbst, andrerseits für die innere Beschaffenheit des obwaltenden Handels- und Credit-Systems. Der Sturm ist vorüber: die Ruinen aber und Bruchstücke der Gebäude, die er niedergerissen und von denen manche ihrem äußeren Glanze nach so fest und sicher schienen, lassen sich nunmehr näher ins Auge fassen und enthüllen in ihren nack-

ten Formen, wie es in Wirklichkeit beschaffen war mit der „Solidität" des stolzen Baues.

Denn wo, wie in England, nach der strengen und gerechten Waltung der Gesetzgebung jedes Unternehmen, wenn es zum Bruche kommt, wenigstens in seinem modus operandi, was auch das Concursverfahren selbst für Mängel und Schwächen habe, bis in alle Einzelheiten bloßgelegt wird, müssen auch die Ursachen seines Falles und — soweit sie mit der Krisis in Verbindung stehen — dieser selbst sich offenbaren. Daß aber dies letztere geschehe, ist um so wünschenswerther und nothwendiger, als nur dann, durch eine volle Erkenntniß der Ursachen, ihnen, wenn und soweit sie durch ein zu allgemeinerer Anwendung gekommenes ungesundes und seiner Natur nach gefährliches Geschäfts-System erzeugt sind, sei es in legislativem oder wissenschaftlichem, ja selbst moralischem Wege entgegengewirkt werden kann. Und zwar weit weniger um der Handlungshäuser selbst willen, welche mehr oder weniger durch eigene Schuld der Krisis zum Opfer fallen, als vielmehr wegen der Rückwirkung, die, zwar weniger sichtbar und weniger unmittelbar sich äußernd, doch in weit nachhaltigerer und die gesellschaftliche Oekonomie störender Weise durch alle Kreise und Schichten der Gesellschaft sich geltend macht; insbesondere aber die der Arbeiterbevölkerung. Die großen Geschäftshäuser — dies Wort im weitesten Sinne genommen — sind gleichsam der concentrirte Ausdruck der gesammten Thätigkeit der Nation auf dem Felde der Gewerbe und des Handels; sie bilden, in einem oder dem anderen Fache, den Vermittler zwischen Producenten und Consumenten, indem sie im beständigen Wechseltausche die Erzeugnisse, sei es des Inlandes oder Auslandes, von einer Seite zu sich heranziehen und sie von der anderen Seite wieder abfließen lassen: — ihnen gegenüber, am entgegengesetzten Ende des gesellschaftlichen Baues, steht, gleichsam die Basis bildend, die sogenannte Arbeiter-Klasse, sie, welche durch ihrer Hände Arbeit, im Schweiße ihres Angesichts, hervorbringt, schafft, erzeugt. Und insbesondere dieser Klasse gegenüber ist die Stellung Jener eine in hohem Grade bevorzugte. Dieser Satz bedarf keiner Ausführung. Wenn wir ihn hier aber aufgestellt, so geschah es nur, um zurückzurufen, daß dieser Vorzug Denen, die sich desselben erfreuen, eine sittliche Verpflichtung auferlegt, die nur zu oft verkannt und vergessen, ja, die oft nicht einmal gefühlt wird. Schon durch den Fall nur eines jener größeren Geschäftshäuser werden ja so oft Hunderte von Arbeitern mit ihren Familien plötzlich erwerblos, dem Mangel und dem Elende preisgegeben, sie, die nichts Anderes wünschten, als in der bescheidenen und anspruchslosen Sphäre ihres Wirkens Gelegenheit zu haben, ihr tägliches Brod durch ihrer Hände Arbeit, durch Thätigkeit und Fleiß auf redlichem und rechtlichem Wege zu erwerben; sie, die in ihrer Gesammtheit die Fundamente bilden, auf denen der Staat in seiner concreten Gestaltung sich baut. Wie anders

noch, wenn eine Krisis der in Rede stehenden Art eine größere Anzahl solcher Geschäftshäuser plötzlich hinwegfegt, und nichts von ihnen bleibt, als ein unendliches — Deficit! Nicht daß im Grunde sie, diese Häuser, einen Verlust erleiden — denn sie oft hatten Nichts zu verlieren, es sei denn ihren „Ruf" — der Verlust fällt auf Andere, „kleinere" Leute, während die Arbeiterbevölkerung die Hauptzeche zu zahlen hat; abgewiesen von den Palästen, klopft der Vergelter mit der Rechnung an die Hütten und legt an Zahlungsstatt ihren Insassen unerbittlich Monde der Arbeitslosigkeit, des Mangels, der Entbehrung auf. Bedarf es des Beweises? Nach einem kürzlich erschienenen parlamentarischen Nachweise über die Armentaxe betrug die Anzahl der Unterstützung empfangenden Personen in England und Wales in der letzten Woche des Februar 1858: 977,464, d. h. 55,976 mehr als in der entsprechenden Woche des Jahres 1857, eine unzweifelhafte Folge der Krisis vom November v. J., und daß diese Folgen erst jetzt in zunehmender Weise sich geltend machen, beweist die Thatsache, daß die Arbeitslosigkeit im Monat Februar von Woche zu Woche gestiegen ist, denn in der ersten Woche betrug die Vermehrung der Armen gegen 1856: 27,918, in der zweiten 29,781, in der dritten 40,398, in der vierten wie oben 55,976 Personen. Und was diese Zunahme des Pauperismus als Folge lediglich der Stockung in Gewerbe und Handel noch augenscheinlicher macht, ist der Umstand, daß dieselbe ausschließlich auf die Manufacturdistricte fällt; denn die Vermehrung der Armen betrug in den Fabrikgrafschaften Chester, Lancashire und Yorkshire in jeder der ersten drei Wochen des genannten Monats 40,000, in der letzten Woche 48,754 Personen. Noch größer scheint die Arbeitslosigkeit in den Manufacturdistricten Schottlands zu sein, denn in Glasgow allein empfingen vom November 1857 bis Februar d. J. nicht weniger als 50,000 Personen Armenunterstützung aus öffentlichen (städtischen) Mitteln. Diesem Zustande entspricht die Verringerung der Ausfuhr englischer Producte und Manufacte: die Ausfuhr betrug amtlichem Nachweise zufolge in den drei ersten Monaten dieses Jahres 23,510,290 L. gegen 28,827,493 L. in 1857 und 25,149,103 L. in 1856.

Dies sind Facta. Sie zeugen. In früherer Zeit nun führte so allgemeine und andauernde Erwerbslosigkeit der Arbeiterbevölkerung in der Regel zu den ernstesten Störungen der öffentlichen Ordnung und mehr oder weniger gewaltthätigen Acten. Wenn auch diesmal einige solcher Auftritte stattgefunden haben, so walten doch bei den Arbeitern jetzt ein entschieden besserer Geist und eine einsichtsvollere Beurtheilung der Dinge vor, da einerseits die Erfahrung ihnen die Fruchtlosigkeit solcher Excesse dargethan, und andererseits durch die Verallgemeinerung der segensreichen Einrichtung der auf Gegenseitigkeit beruhenden Unterstützungs-Vereine, deren es jetzt nahe an 30,000 in England giebt (die sogenannten friendly Societies, Sparkassen-Vereine 2c.), eine Selbsthülfe

für diese Zeiten der Noth geschaffen ist. Freilich kann auch diese Stütze einem so allgemeinen Nothstande nur in unzureichendem Maße und für eine beschränkte Zeit gewachsen sein, und in der That macht man bereits Anstalt zu einer ausgedehnten Auswanderung nach Australien, zu welchem Endzwecke in Birmingham vor Kurzem eine Bittschrift an die Königin sich vorbereitete, dahin, daß Ihre Majestät die Organisation einer „freien" Auswanderung in großartigstem Maßstabe als ein Mittel zur Abhülfe des großen Nothstandes verordnen möge. Ein Glück, daß es noch ein Australien giebt! Ein Unglück aber und fürwahr ein ernstes Zeichen der Zeit, daß die Auswanderung in solchem Umfange aus Noth erzeugt ist und als einziges Rettungsmittel aus der Noth erscheint. Noch ist freilich Raum genug auf dieser Erde, und Jahrtausende mögen noch vergehen, ehe sie zu eng wird und zu klein, ihre Kinder alle zu tragen und sie alle zu nähren, — und wohl mag es auch beschlossen sein im Rathe dessen, der Himmel und Erde gemacht hat, daß, ehe die Endgeschicke der Menschheit sich erfüllen, sie die Erde bevölkern von Zone zu Zone und von Pol zu Pol: — aber uns liegt es ob, nur unserer Zeit und unseren Verhältnissen zu leben und nach den ewigen Grundsätzen des sittlichen Rechts den inneren Organismus unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zu ordnen, zu verbessern und zu vervollkommnen. In der hier besprochenen Frage nun des wirthschaftlichen Lebens, welche ja in der That die große Frage, oder wenigstens eine der großen Fragen unserer Zeit ist, liegt unzweifelhaft zunächst eine ganz besondere und ganz unmittelbare Verpflichtung in diesem Sinne denjenigen ob, welche gewissermaßen die äußeren Träger dieser Seite des wirthschaftlichen Lebens sind — den großen Fabrik-, Handels- und Bankgeschäften: die Verpflichtung, nicht als ausschließlichen Zweck ihres Strebens die schnelle Erwerbung von Reichthümern zu betrachten und in Erreichung dieses Zweckes alle anderen edleren Rücksichten mehr oder weniger hintenanzusetzen; vielmehr in Erwägung dieser Stellung in der gesellschaftlichen Gesammt-Oekonomie in ihrem Geschäftsbetriebe die strengsten Grundsätze der Vorsicht, Redlichkeit und Rechtlichkeit obwalten zu lassen, nicht allein um ihrer selbst, sondern auch, und mehr noch, um derer willen, die in gegebenem Falle unabwendbar mitleiden, und unschuldig mitleiden. Ja, es muß das Bewußtsein einer sittlichen Verantwortlichkeit vorwalten und maßgebend sein, und die Gesellschaft hat ein Recht, dies zu fordern von denen, welche in Lebensstellung und im Genusse so mancher Vortheile die Bevorzugten sind: und wenn sie die Aristokratie bilden des Geldes, so mögen sie sich der Devise erinnern, die einst hoch galt im Ehrencodex jener anderen Aristokratie zur Zeit ihres Ruhmes — noblesse oblige!

Das freilich ist Gewissenssache, und es läßt sich nicht bauen darauf. Da aber die Wirkung einer Handelskrisis eben niemals auf eine Gruppe von Handelshäusern in diesem oder jenem Centralpunkte des

Handels beschränkt bleibt, sondern sich mehr oder weniger auf alle Zweige der Industrie erstreckt und in allen Klassen und Schichten der Gesellschaft sich fühlbar macht, und zwar stets am fühlbarsten für den ärmeren und bei Weitem zahlreichsten Theil der Bevölkerung, so ist es unter staats- und volkswirthschaftlichem Gesichtspunkte Pflicht, die Praxis aufzudecken, so weit es möglich, welche im Bank- und Handelsgeschäft zur Zeit vielfach vorwaltet, und zum Theil die letzte Krisis veranlaßt, jedenfalls sie beschleunigt und erhöht hat.

Es wird daher hier zunächst der thatsächliche Verlauf der Krisis n kurzem Umrisse zu schildern sein.

Die Handels- und Finanzkrisis des Jahres 1847 war der Zahl der durch sie veranlaßten Fallimente nach vielleicht die schwerste, von welcher England jemals heimgesucht ward; dessen ungeachtet war dieselbe nicht nur sehr schnell überwunden und verschmerzt, sondern Industrie und Handel nahmen unter der Gunst besserer Verhältnisse, zunächst der nach mehrjähriger, fast unerhörter Mißernte für 1848 in Aussicht stehenden und auch wirklich eintretenden ergiebigen Ernte einen schnellen Aufschwung, der von Jahr zu Jahr in immer größerem und in der That unerhörtem Verhältniß sich steigerte. Insbesondere machte sich dieser Aufschwung in der Ausfuhr britischer Producte und Fabrikate geltend,* und kaum selbst vermochte der Krieg mit Rußland demselben Abbruch zu thun, denn auch die Kriegsjahre wiesen eine zwar vergleichsweise nicht so bedeutende, doch noch immer außerordentliche progressive Vermehrung auf, und während die Gesammtausfuhr im Jahre 1848 nur 58,850,600 Lstr. betrug, hatte dieselbe in 1856 die erstaunliche Höhe von 115,890,000 Lstr. und in 1857, trotz der Krisis, da diese erst im November sich äußerte, von 122,155,237 Lstr. erreicht, hatte sich also in 10 Jahren mehr als verdoppelt. Gleichzeitig stiegen die Preise fast aller Artikel, namentlich der importirten Rohproducte (und auch die des Weizens — diese allerdings in Folge mangelhafter Ernten — auf durchschnittlich 72 und 73 pr. Quarter in den Jahren 1854, 1855 und 1856, wogegen in 1856 ein namhaftes Sinken erfolgte). Allein diese hohen Preise waren selbst für die unbemittelte Bevölkerung vergleichsweise wenig fühlbar, da in entsprechendem Maße die Mittel zum Erwerbe gewachsen waren, denn die Arbeitslöhne waren seit 1851 durchschnittlich um 15 bis 20 Procent gestiegen (Tooke, History of Prices, 1857), wie denn auch die Zahl der Armen u. A. in 1857 (1. Juli) gegen 1856 um $1,_{8}$ gefallen war. Die Steigerung in den Preisen der Rohproducte, wie Wolle, Baumwolle, Seide, konnte an sich natürlich und gerechtfertigt erscheinen, sofern die Einfuhr mit dem erhöhten Bedarfe kaum noch Schritt zu halten vermochte. Insbesondere war dies in Betreff der Baumwolle der Fall, dieses für England weithin wichtigsten Import-Artikels, und gerade desjenigen, für dessen Bezug es bis jetzt ganz überwiegend auf das Ausland angewiesen ist. Dieser Umstand hatte schon

seit einigen Jahren, zuerst aus Anlaß der Zerwürfnisse mit den Vereinigten Staaten, die zu einer Zeit bekanntlich einen drohenden Charakter annahmen, in hohem Grade in den betreffenden Kreisen Fürsorge erregt, und auch die Presse hatte sich viel mit dieser Frage beschäftigt; neuerdings ist eine Anzahl von Fabrikanten und Kaufleuten zu einem Vereine zusammengetreten, welcher sich zur Aufgabe gestellt hat, den Anbau der Baumwollen-Pflanze in britischen Besitzungen, namentlich in Ostindien, zu fördern, nicht nur, um im Allgemeinen dem erhöhten Bedarfe entsprechender zu genügen, sondern auch, um sich „unabhängig" zu machen von den schwankenden Ernte-Ergebnissen in den Vereinigten Staaten, und eben so von allen etwaigen politischen Verwickelungen mit den transatlantischen „Vettern".

So ging es aufwärts und aufwärts auf der schwellenden Fluth der nationalen Gewerbe- und Handelsthätigkeit, und nichts schien die allgemeine Expansion hemmen zu wollen, noch hemmen zu können; mit jedem Monate noch steigerte sich die Ausfuhr in 1857 gegen das Vorjahr um durchschnittlich mehr als 1 Mill. Lstr. pr. Monat, so daß bis Ende September dieselbe um 16¾ Millionen die des gleichen Zeitraums in 1856 überstieg. Und nicht zurück blieben die Preise der Waaren — aufwärts gingen auch sie in gleichem, wo möglich größerem Verhältniß: und warum sollten sie nicht, da Alles in solchem Schwunge war? Handel und Industrie und Schifffahrt blüheten wie nie zuvor, und der Wohlstand aller Klassen, nach dem äußeren Schein zu urtheilen, in schnellstem Verhältnisse wuchs, so daß die höheren Preise dem Aermsten selbst, Dank den höheren Mitteln, eben so zugänglich, ja, vielleicht zugänglicher waren, als früher.

Da tönte unversehens Anfangs September von den Vereinigten Staaten die Kunde herüber von dem plötzlichen Ausbruche einer schweren Bank- und Finanzkrisis. Anfangs August hatten zuerst einige bedeutende Fallimente stattgehabt, denen man jedoch selbst in Amerika noch keinen anderen als den gewöhnlichen Charakter und die gewöhnliche Tragweite derartiger Unfälle beimaß. Als aber bald darauf die Ohio Life and Trust Company — ein in seiner Organisation dem Crédit mobilier sehr ähnliches Institut, das übrigens eines durchaus günstigen Rufes genoß, ihre Zahlungen einstellte und unmittelbar darauf eine Anzahl kleinerer Banken diesem Beispiele folgte, ward das öffentliche Vertrauen so schnell und so gewaltig erschüttert, daß Werthpapiere aller Gattung in wenigen Tagen um 10 bis 80 pCt. sanken, baares Geld dagegen auf 10 bis 12 pCt. über Pari stieg. Zwar überließ man sich noch der Hoffnung, daß, da diese Fallimente bisher nur die Actieninhaber und Börsenspeculanten berührten, ein weiterer Rückschlag nicht stattgreifen und das öffentliche Vertrauen daher bald zurückkehren werde. Bald aber sah man sich in dieser Hoffnung bitter getäuscht. Diese Speculationen eben, weit entfernt auf die eigentlichen Börsenspeculanten

beschränkt zu bleiben, hatten in so allgemeiner Weise um sich gegriffen, daß auch viele Handelsfirmen, deren eigentlicher Geschäftskreis den Bank- und Börsengeschäften ganz fern lag oder ganz fern hätte liegen sollen, dem verlockenden Spiele sich ergeben hatten, und diese sahen sich daher alsbald in den Strudel der Krisis hineingezogen und von ihm verschlungen. Täglich mehrte sich die Zahl der Suspensionen, und allein zwischen dem 25. und 29. September stellten einhundert und funfzig Banken in Pennsylvania, Maryland, Virginien und Rhode Island ihre Zahlungen ein! — während gleichzeitig die Preise mehr und mehr heruntergingen und baares Geld so knapp wurde, daß Versendungen von Stadt zu Stadt gänzlich aufhören mußten, da man nirgends selbst nur dem eigenen Bedarfe zu genügen vermochte. Inmitten dieses allgemeinen Zusammensturzes behaupteten allein die Banken von Neuyork ihren festen Grund; so drohend zog jedoch auch über sie das Unwetter herauf, daß die angeseheneren Kaufleute in Boston zusammentraten und beschlossen, „Alles in ihrer Macht aufzubieten, um die Handelsehre der Metropole von Neu-England aufrecht zu erhalten." Diese Etablissements hatten zwar in einem Geiste der Vorsorge und Selbsterhaltung ihre Operationen eingeschränkt, jedoch so plötzlich, daß den Provinzialbanken und dem Handelsstande im Allgemeinen große Nachtheile daraus erwachsen waren, und unter dem Eindruck des allgemein obwaltenden Mißtrauens hatte sich aus jenem Grunde gegen diese Banken (in Neuyork) eine gewisse Ungunst erhoben, die sich plötzlich am 13. October in einem überwältigenden Andrang auf sie zur Einlösung von Noten ꝛc. äußerte: 18 derselben erlagen innerhalb zwei Stunden; die übrigen 33 schlossen ihre Thüren und stellten sich unter die Aegide des Gesetzes, indem sie die Zahlung in Gold suspendirten. Diese Maßregel hatte sogleich eine heilsame Wirkung: der Andrang hörte auf — freilich nothgedrungen. Aber Besonnenheit und Ruhe kehrten auch gleichzeitig zurück, und die Noten der Banken von Neuyork circulirten wiederum ohne jegliche Entwerthung. Ein Haus in Neuyork schätzt den durch die Fallimente während der Krisis stattgehabten actuellen Verlust auf 143,780,000 Lstr.

Wiewohl ein großer Theil amerikanischer Effecten — nach der „Times" 80 bis 100 Millionen Pfd. Sterl. — sich in den Händen englischer (und deutscher) Capitalisten befand, so hatte die außerordentliche Entwerthung derselben doch keine unmittelbare Rückwirkung auf die allgemeinen Finanz- und Handelsverhältnisse in England, da zunächst eben nur diese Capitalisten davon betroffen wurden; ja, es äußerte sich sogar vielerseits die Neigung zur Erwerbung amerikanischer Effecten, da man in deren baldigen Wiederaufschwung keinen Zweifel setzte. Dennoch gestaltete sich inzwischen, theils aus letzterem Grunde, theils weil überwiegend sich eine Neigung zu Realisationen, beziehungsweise Anhäufung von baarem Gelde sowohl Seitens der Capitalisten,

als der Londoner Banken geltend machte, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein, der Geldmarkt seit Beginn des October mit jedem Tage enger, und die Baarvorräthe der Bank von England nahmen beträchtlich ab, so daß letztere am 8. den Discont von 5½ pCt. auf 6 pCt. erhöhte, und schon am 12., in außerordentlicher Sitzung der Directoren, auf 7 pCt. Diese Symptome, wie die inzwischen eingehenden Nachrichten über die Intensität der Krisis in den Vereinigten Staaten begannen nun auch in England die ernstesten Besorgnisse zu erregen und eine Rückwirkung zu üben, die sich zunächst, in der zweiten Woche des October, in einem namhaften Sinken — um 10 bis 15 pCt. — der Preise vieler Artikel äußerte; die Entwerthung steigerte sich demnächst von Woche zu Woche und erreichte endlich um die Mitte November im Vergleich zu den Preisen Anfangs October 25 bis 30, ja selbst theilweise 40 bis 50 pCt. Auch die meisten Effecten gingen herunter. Die eigentliche Krisis aber kam zuerst in Glasgow zum Ausbruch. Mehrere der angesehensten dortigen Häuser fallirten bereits am 12. October, als Rückschlag unmittelbar der Krisis in Amerika, mit einer Schuldenmasse von nahe an 2 Millionen Pfd. Sterl. Der Disconto der Bank von England ward am 19. auf 8 pCt. erhöht; doch der Umstand, daß in London und überhaupt in England noch keine Fallimente stattgehabt, schien die Versicherung der „Times“ zu rechtfertigen, daß diese seit der Krisis von 1847 nicht erreichte Höhe des Disconts keine ernstere Bedeutung für die englischen Handels- und Finanzverhältnisse habe, dieselbe vielmehr nur als Vorsichtsmaßregel zu erachten, und überhaupt nichts zu befürchten sei, da der englische Handel frei sei von allen Speculationen, welche eine Erschütterung zur Folge haben könnten. Noch eine Woche verging, zwar unter den gespanntesten Zuständen, doch ohne Eintritt wirklicher Fallimente. Da schloß am 27. October die Liverpool Borough Bank, die als eins der solidesten Etablissements dieser Art galt, plötzlich und unerwartet ihre Thür, unter der Versicherung zwar, daß sie in wenigen Tagen in der Lage sein werde, ihre Zahlungen wieder aufzunehmen — was jedoch nicht geschah, da das Gesuch um Unterstützung an die Bank von England von dieser abgelehnt ward; die einzige Vergünstigung, welche letztere ausnahmsweise gewährte, bestand darin, daß sie die mit dem Giro der Borough-Bank versehenen laufenden Wechsel (die sich auf nicht weniger als 3 Mill. Pfd. Sterl. beliefen) event. zu discontiren versprach, so weit ihr dieselben gut scheinen möchten. Demnächst folgten die Fallimente mehrerer großen mit Amerika in Verbindung stehenden Häuser, der Geldmarkt wurde mit jedem Tage noch beengter, und am 4. November sah die Bank von England zu einer weiteren Erhöhung des Disconts um 1 pCt., also auf 9 pCt., sich genöthigt. Nun aber kam die Krisis zu ihrem eigentlichen Ausbruche. Zwei der größten Häuser, das eine in Sheffield, das andere in Liverpool, suspendirten, und viele kleinere thaten in

schneller Folge desgleichen. Der Hauptschlag aber war das Falliment vom 9. November der Western-Bank von Schottland, des größten und wie man allgemein glaubte, solidesten Bank-Etablissements Schottlands. Diese Bank hatte 98 Zweig-Etablissements, welche über den ganzen westlichen Theil Schottlands zerstreut waren, und besaß ein voll eingezahltes Actien-Grundcapital von $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Sterl., mit Depositen von nicht weniger als 5 Mill. Pfd. Sterl. Es war nicht unbekannt geblieben, daß diese Bank durch die Ereignisse in den Vereinigten Staaten erhebliche Verluste erlitten; allein in Rücksicht auf die Wohlhabenheit der meisten ihrer Actionäre zweifelte Niemand daran, daß sie diese Verluste ohne Schwierigkeit würde überwinden können. Je höher das Vertrauen in die Unerschütterlichkeit der Bank, um so tiefer und allgemeiner war daher die Aufregung, die die Suspension derselben hervorrief und die in der That einem panischen Schrecken glich. Die unverzügliche Folge war ein sich überstürzender Andrang auf alle anderen Banken zur Einlösung der Noten oder Rücknahme von Depositen; die „City von Glasgow-Bank" konnte dem Sturme nicht widerstehen und schloß ihre Thüren; den anderen Banken dagegen, die durch Baarsendungen aus England im Belaufe von $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfund Sterling sich rechtzeitig „verschanzt" hatten, gelang es, sich zu halten, da in Folge ihrer Ankündigung, daß sie bereit seien, die Noten der suspendirten Banken an Zahlungsstatt anzunehmen, das Vertrauen einigermaßen wieder hergestellt ward und der Andrang nachließ. Die City von Glasgow-Bank sah sich übrigens bereits nach wenigen Tagen in der Lage, ihre Zahlungen wieder aufzunehmen. Es möge bemerkt werden, daß jene aus England bezogenen $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Sterl. Gold keine den betreffenden schottischen Banken gemachten Anleihen waren, wie es vielfach, und auch von Mr. Gladstone im Unterhause, behauptet ward, sondern lediglich die Valuta ausstehender schottischer Forderungen, seien es Noten der Bank von England, oder andere Handels-Effecten. Es kann daher nicht gesagt werden, daß jene Banken durch englisches Gold gehalten worden seien. Dagegen war die Bank von England allerdings unmittelbare Ursache der Suspension der Western-Bank, da sie derselben die nachgesuchte Unterstützung verweigerte, was freilich durch die innere Unhaltbarkeit dieser letzteren ganz gerechtfertigt erscheinen muß; denn selbst die schottischen Banken verweigerten jegliche weitere Aushülfe, nachdem sie bereits eine halbe Million vorgeschossen hatten. Seit langer Zeit hatte keine schottische Bank fallirt, und der Eindruck war daher um so weitgreifender, während gleichzeitig das Vertrauen in das sogenannte schottische Banksystem, das bis dahin vielfach als das wahre Muster der Bankkunst dargestellt und gepriesen worden war, einen herben Stoß erlitt. Das System freilich der Western-Bank war nichts weniger als eine „Kunst". Zwei Tage später, am 11., fallirte in London eines der beiden großen Discontohäuser; das andere hielt sich

Dank der von der Bank von England gewährten Aushülfe, und letztere erhöhte inzwischen an demselben Tage den Discont auf 10 pCt., ein ganz unerhörter Satz, da selbst in der Krisis von 1847 derselbe nur auf 8 pCt. als Maximum gestiegen war. Und dennoch vermochte selbst dieser hohe Discontsatz die Anforderungen an die Bank nicht zu ermäßigen — mehr und mehr schwand das Gold aus ihren Koffern, und am Nachmittag des 12. war der Reservefonds der Bank auf ½ Million gesunken, während der Andrang zu Discontirungen ungeschwächt fortwährte. Es war nicht mehr daran zu zweifeln, daß am nächsten Tage die Bank selbst schon im Trocknen sein werde — und ihre Baarzahlungen werde einstellen müssen.

Nun blieb keine Wahl — die Suspension der betreffenden Klausel der Bank-Charter-Acte war das einzige Mittel, diesem Aeußersten vorzubeugen — und noch am Abend desselben Tages ward die bedingungsweise Ermächtigung hierzu Seitens der Regierung ertheilt. Daß diese Suspension unumgänglich war, erwies sich durch die Thatsache, daß nominell 2 Millionen Pfund Sterling — in Wirklichkeit waren es nur 918,840 Pfd. Sterl.; man übertrug 2 Mill. Staats-Effecten aus dem Bank- in das Emissions-Departement, und realisirte überdies 1 Mill. Stocks — Noten über die durch die Acte gestattete Maximal-Emission ungedeckter Noten hinaus emittirt wurden, bis demnächst nach Verlauf einiger Tage die Fluth anfing, zurückzutreten. Für Viele aber kam diese Hülfe zu spät: während des ganzen Monats fanden noch täglich zahlreiche Fallimente Statt, wiewohl der Geldmarkt im Allgemeinen sich erleichterte und der Höhepunkt der Krisis wenigstens in London überwunden war. Die Provinzen waren bis dahin noch ziemlich verschont geblieben; am 17. aber fallirte die Wolverhampton- und Staffordshire-Bank, und unmittelbar darauf suspendirten 5 oder 6 Etablissements mit Verbindlichkeiten von nahe an 1 Mill. Pfd. Sterl. Eine Reihe kleinerer Fallimente folgte, unter denen auch Fabrik-Etablissements, wodurch 30,000 Arbeiter außer Arbeit gesetzt wurden. Am 25. suspendirte eine andere der bedeutendsten Provinzial-Actien-Banken — die Northumberland- und Durham-District-Bank, welche schon in der Krisis von 1847 nur durch die Bank von England gehalten worden war. Diesmal gewährte letztere zwar keine Baar-Aushülfe, übernahm jedoch gewisse Conto's, um möglichst den traurigen Folgen für die Fabrik-Arbeiter vorzubeugen; denn diejenigen Fabrik-Etablissements, welche mit der genannten Bank Contocurrente führten, zahlten einer Schätzung nach nicht weniger als 35,000 Pfd. Sterl. wöchentlich an Arbeitslöhnen an Fabrikarbeiter aus. In Schottland dagegen gestalteten sich die Verhältnisse sehr bald günstiger, Dank den Seitens der größeren Grundbesitzer und Kaufleute getroffenen weisen Maßregeln, wie u. A. der Ankündigung, daß sie bereit seien, die Noten aller schottischen — und selbst der beiden fallit gewordenen — Banken an Zahlungsstatt

für Pacht, Miethe ꝛc. anzunehmen, wodurch das Vertrauen wiederhergestellt ward. Was endlich Irland betrifft, so ward es von der Krise kaum berührt; zwar fanden auch hier in den größeren Städten mehrfach Anläufe auf Banken statt; allein diese hatten rechtzeitig geeignete Vorkehr getroffen, und mehrere Banken, namentlich in Cork und Limerick, hatten, stolz auf ihre pièces de résistance, den glücklichen Einfall, den andrängenden Noten-Inhabern, wenn nicht gerade handgreiflich, doch ad oculos ihre „Solidität" zu demonstriren, indem sie ihre Goldvorräthe an einem prominenten, aber sonst unerreichbaren Platze „zur Ansicht" stellten. So ward die Krisis allmählich überwunden, nachdem allerdings eine sehr beträchtliche Zahl von Häusern ihr zum Opfer gefallen war; denn von September bis Februar d. J. fallirten in England und Schottland nicht weniger als 269 Bank-, Fabrik- und Handels-Etablissements, und zwar sind in dieser Zahl die Fallissemente von unter 5000 Pfd. Sterl. nicht inbegriffen. Etwa 23 haben seitdem ihren vollen Verbindlichkeiten genügt und mehrere ihre Geschäfte wieder aufgenommen; mit den meisten aber steht es bei Weitem ungünstiger und bei vielen ist so gut wie nichts zu erwarten.

Ein Feldlager am indischen Meer.

Aus meinem Tagebuche von O. von Kessel.

Einige Tage waren seit der Einnahme von Badipuh*) verflossen. Unsere Truppen hatten vorläufig Cantonnements-Quartiere in Padangpanjang bezogen. Die Einwohner des Dorfs waren zum großen Theil wieder zurückgekehrt. Die Soldaten hatten sich theils Hütten gebaut, theils bewohnten sie einige der Häuser.

Machen wir eine kurze Wanderung durch dieses Soldatenlager, welches in so mancher Beziehung mit dem Wallenstein'schen Aehnlichkeit hat. Es ist 6 Uhr, die Sonne ist eben untergegangen, und es wäre ganz dunkel, wenn der Mond nicht eben hinter den Bergen hervorträte und mit seinem silberfarbenen Licht die Landschaft erhellte, denn die Dämmerung in Tropenländern währt kaum mehr als zehn Minuten.

Die Soldaten haben zum größten Theil ihre Abendmahlzeit verzehrt, oder sind damit noch beschäftigt. Hier und da brennen Feuer in der Nähe der Häuser, um welche herum zahlreiche Gruppen von verschiedener Hautfarbe sitzen. Dort Afrikaner, hier Javanen und Ambo-

*) Die Berliner Revue brachte im vorigen Vierteljahre eine interessante Schilderung über die hier angedeutete Expedition der Holländer auf Sumatra gegen einen eingebornen Häuptling, der sich empört hatte. Wiederholt muß bemerkt werden, daß die hier geschilderten Zustände mit denen des nahen englischen Indiens viel Aehnlichkeit haben. D. Red.

nesen, etwas weiterhin Europäer. Die Europäer und Neger sind laut und roh, die Indier schweigsam und anständig. Treten wir einen Augenblick an jenes Feuer, um welches herum 20 bis 30 Neger-Soldaten theils liegen, theils kauern. Sie gehören verschiedenen Stämmen der Westküste von Afrika an, und sind der äußern Form nach auf 6 Jahre für den Indischen Dienst angeworben; doch befinden sich auch einige dabei, die aus dem tiefen Innern Afrika's als Sklaven nach den Küsten verkauft, und auf diese Weise in Elmina, der Niederländischen Besitzung, angekauft und zu Soldaten gemacht wurden. Ihre Sprache ist eine andere, als die der Küstenländer, und viele bedienen sich daher als Conversations-Sprache des Malayischen, welches Alle gelernt haben. Doch auch hier besteht Nationalhaß; die Neger der Küstenländer hassen und verachten die aus dem Innern, die im Allgemeinen ehrlicher, muthiger und unverdorbener sind. Doch alle diese Söhne Hams sind mehr oder weniger Wilde, die nur durch ein despotisches Regiment zu regieren sind. Das Loos, welches ihnen in Indien zu Theil geworden ist, ist zu gut für diese rohen Naturen; sie sind aus Sklaven Herren geworden, und geberden sich daher bei jeder Gelegenheit sehr übermüthig. Sie genießen mit dem hohen Gehalt des europäischen Soldaten auch dieselbe Freiheit, die sie stets mißbrauchen. Wir erblicken unter diesem rohen Haufen zwei malayische Weiber von eben nicht anziehender Schönheit, und würde man an sie die Frage stellen: „Welches sind eure Männer?“ so würde die Eine 3 bis 4, die Andere vielleicht 5 bis 6 aus der Schaar nennen, mit denen sie verbunden sind, und die gemeinschaftlich für sie sorgen, sie namentlich mit Putz, goldenem und silbernem Schmuck behängen, und die sie eifersüchtig vor allen fremden Anmaßungen bewachen. Würden wir die Weiber um ihre frühere Lebensgeschichte fragen, so würde sich herausstellen, daß sie in ihrer Jugend mit einem javanischen Soldaten verbunden waren, sich jedoch so schlecht betrugen, daß sie ihr Mann verließ. Hierauf lebten sie mit europäischen Soldaten eine Reihe von Jahren, 6 Monat bei diesem, 1 Jahr bei einem andern, bis sie nach einer Reihe von Jahren auch aus der europäischen Kaserne wegen zunehmenden Alters ausgestoßen, kein anderes Mittel für ihren Lebensunterhalt mehr hatten, als Hände und Herzen von 4 bis 5 Afrikanern. Sie sind von diesem Augenblick an aus der Gesellschaft der übrigen Soldatenweiber ausgestoßen, die sie tief verachten. Die indischen Frauen verabscheuen im Allgemeinen den Neger seiner Farbe und Gesichtsbildung wegen, doch ist dies nicht die Hauptursache der Abneigung; es ist mehr Ehrensache. Eine Verbindung mit einem Neger ist in ihren Augen eine tiefe Entwürdigung. Also auch in einem Lande, wo man keine Neger-Sklaven kennt, bewährt sich der über die Nachkommen Hams ausgesprochene Fluch auf eigenthümliche Weise. Die Frauen, welche mit Europäern, namentlich Soldaten, kurze Bündnisse schließen, werden zwar von den ehrbaren Weibern, und deren

giebt es noch, auch verachtet, und es sind eben nur meist bereits tief verdorbene Geschöpfe, deren letzte Zufluchtsstätte die Kaserne ist. Der Name Europäer übt jedoch eine solche Gewalt aus, daß die Verachtung sich nicht so deutlich ausspricht. Die Frauen der Beamten und Offiziere, denn diese leben mit wenig Ausnahmen mit indischen Weibern, gehören einer nur wenig bessern Klasse an. Nur selten kommt es vor, daß liederliche oder tief verschuldete Eltern ihre Töchter gegen eine Summe Geldes an Europäer überlassen. Diese Damen entschädigen sich hauptsächlich durch Schmuck und kostbare Kleidung, in der sie prunken, und verkehren nur untereinander. Dabei sind sie sehr stolz auf den Rang, den ihre Männer, wenn man dies Wort hier gebrauchen kann, einnehmen. Sie tituliren sich untereinander: Frau Oberst, Frau Lieutenant, Frau Resident, Controlleur ꝛc., und sie würden es unter ihrer Würde halten, mit Soldatenweibern umzugehen.

Dort an jenem Feuer lagert ein Haufe javanischer Soldaten. Es sind kleine bartlose Leute von gelbbrauner Hautfarbe, gekleidet wie die Europäischen Soldaten, nur ohne Schuhe. Man hört bei ihnen weder das schreiende, laute Schnattern der Afrikaner, noch das Fluchen und die rohen Scherzreden der Europäer, noch viel weniger sieht man einen Trunkenen. Einige liegen auf kleinen Strohmatten, Andere sitzen mit gekreuzten Beinen um das Feuer herum. Einige Weiber sind noch mit Kochen beschäftigt, andere sitzen an der Seite ihrer Männer. Jene Kinder von 6 bis 10 Jahren gehören auch zu diesen Soldatenfamilien, sie sind den Eltern in den Krieg gefolgt. Die weichen, wohlklingenden Töne der javanischen Sprache, in der man sich unterhält, hören sich sehr angenehm an. Mehrere Soldaten rufen einer jungen, hübschen Frau einige bittende Worte zu, indem sie zugleich nach einer eigenthümlichen Melodie, die für europäische Ohren wenig Anziehendes haben möchte, ein Liedchen singen. Die Bitte an die junge Frau wird jetzt von noch mehr Stimmen wiederholt: sie soll tanzen. — Doch sie will davon nichts wissen, bis ihr Mann sich von der Matte aufrichtet und ihr zuredet. Sie geht mit willigem Herzen, aber hält es für gut, ein halbböses Gesicht zu machen, indem sie zugleich auf ihren Mann schilt, daß er ihr so wenig Ruhe gönnt. Doch der Herr Gemahl weiß sehr wohl, wie dies gemeint ist, und stimmt in die Tanzmusik mit ein. — Da steht sie endlich, einen langen Shawl in den Händen, und verdreht auf wunderbare Weise ihren Körper, namentlich die Arme, bewegt sich aber fast nicht von der Stelle. Die Zuschauer finden diese Verdrehungen rührend schön. Auch ihren Mund öffnet sie jetzt und sie begleitet den Tanz mit einem näselnden Gesang. Die Zuschauer sind ganz entzückt. Der Gesang steht offenbar mit den Bewegungen der Tänzerin in Verbindung. Sie besingt irgend eine tragische Liebesbegebenheit und stellt zugleich die Heldin des Stückes selbst vor. Würde man die Worte verstehen, so würde das Schauspiel vielleicht nicht uninteressant sein.

Da springt plötzlich ein Javane auf und nimmt thätigen Antheil an dem Tanz, er umkreist die Schöne, indem er in allen möglichen Verrenkungen sie zu übertreffen sucht, während er zugleich singend einfällt. Der Gesang wird zum Duett. Ein zweiter Tänzer löst bald den ersten ab, der sich wieder auf seinen Platz begiebt. Während dieser Scene, die den Javanen denselben Genuß gewährt, als den Bewohnern von Berlin oder Paris die Aufführung des Propheten oder Robert des Teufels, können wir zwei Soldaten nicht unbeachtet lassen, die an der allgemeinen Freude wenigstens keinen so sichtbaren Antheil nehmen. Sie liegen etwas entfernter vom Feuer und rauchen Opium. Ihre Weiber bedienen sie und halten ihnen die kleinen Lampen, die hierzu erforderlich sind. Das Opiumrauchen ist streng verboten, aber sie wissen, daß kein Verräther in der Nähe ist, daß der Sergeant und die beiden Corporale, ihre Landsleute, die nicht fern von ihnen sitzen, sie nicht anzeigen. Sie sind übrigens in dem Genuß der Opiumpfeife so mäßig, daß sie nie berauscht werden. Ihr kleines Tractement gestattet ihnen nur einige Pfennige täglich für diesen Genuß. In ihren Augen ist es Medizin. Sie sind so an dieses Reizmittel gewöhnt, daß sie matt werden würden, wenn sie es entbehren müßten, hingegen bei dem mäßigen Gebrauch, den sie nur zwei Mal des Tages davon machen, tritt eine Abnahme ihrer Kräfte nicht so bald ein. Diese Indier erhalten nur halb so viel Sold als Europäer und Afrikaner, obschon sie im Grunde dieselben Dienste leisten, dabei aber gehorsam sind.

Es bleibt uns noch übrig, einen Besuch im europäischen Lager zu machen. Die Feuer sind beinahe ausgegangen, das Licht des Mondes erleuchtet aber die Gegend beinahe mit Tageshelle. Niemand denkt an Schlafen. Hier und da vor den Häusern und selbstgebauten Hütten lagern Soldaten, man raucht und unterhält sich, man trinkt und tanzt, man singt und flucht, man bringt einen Trunkenen zur Ruhe, man geht spazieren oder badet sich im nahen Bach, je nach dem Geschmack, dem Charakter, der Bildung jedes Einzelnen, denn diese Leute gehören weder einer Nation an, noch stehen sie auf gleicher Bildungsstufe. Dort unter jenen Bäumen, wo wir Gaudeamus igitur singen hören, sitzen 10 bis 12 Deutsche; nicht fern davon eine Gruppe Holländer, und etwas weiter hin spricht man französisch; es sind Belgier, vielleicht befinden sich auch 1 oder 2 Franzosen dabei. Treten wir einen Augenblick an die Deutschen heran.

„Ihre Ente verbrennt, Schwarz! wenn Sie sie nicht umwenden," ruft ein gewesener Student einem großen brünetten jungen Manne zu, der etwas melancholisch in das halbverlöschte Feuer schaut. — „Was nimmt denn Ihre Gedanken heute wieder so in Anspruch?"

„Ich denke an den Laden meines Principals, des Seidenhändlers in Cöln, und an ein Paar blaue Augen mit langen seidenen Wimpern", „und," ergänzte der Student lachend, „an einen Kopf mit blonden seidenen Haaren."

„Ganz richtig, mit blonden seidenen Haaren“, seufzte der Angeredete.

„Nun,“ ruft der Student wieder lachend, indem er eine Kokusschale mit Genevre füllt, „ich trinke auf das Wohl Ihrer seidenen Braut und wünsche, daß Sie recht bald aus diesem Baumwollenleben (hierbei zeigt er auf seine Bekleidung) in Ihr glückliches Seidenleben zurückkehren mögen.“

„Hat sich was zurückzukehren,“ ruft mürrisch ein ehemaliger Post-Secretair. „Ich bin erst 5 Jahre im Lande, und von den Hundert, mit denen ich herüberkam, sind kaum noch 40 am Leben.“

„Der nächste, der stirbt, sind Sie,“ versetzt der Student, „dann bleiben noch 39.“

„Ach was ist der Tod?“ ruft pathetisch ein gewesener Weinreisender mit starkem jüdischen Dialekt, „geben Sie mir eine gute Flasche Rheinwein, und ich sterbe an Ihrer Stelle, man muß sich wahrhaftig vor dem schönen Mondschein schämen bei diesem elenden Genevre.“

„Trinken Sie aus dieser Kokusschale und schämen Sie sich nicht,“ versetzt der Student, dem Weinhändler den Genevre reichend. „Bilden Sie sich ein, es sei Madeira aus Ihrer eignen Fabrik, und Sie hätten nur aus Versehen zu viel Sprit statt Wasser genommen.“

„Ihr seid Alle noch Gelbschnäbel hier zu Lande,“ donnert ein alter Jäger aus Böhmen dazwischen, der bereits 20 Jahre im Lande ist. „Ihr habt Reis, gebratene Enten und Hühner, Genevre und Tabak, was wollt Ihr mehr? Ich kann Euch ein Liedchen singen von Hungern und Marschiren, Wachestehen und wieder Marschiren, vor dem Feinde laufen und aus Erbarmen die verwundeten Kameraden todtschießen, daß“ — —

„Ach, Vater Prokop, Ihr meint den Rückzug der Jäger von Krüger,“ unterbricht ihn der Student lachend, „die Melodie dieses Liedchens ist zu traurig, singt lieber was Lustiges.“

„Ich heiße nicht Prokop, sondern Weinhold,“ versetzt der Alte mürrisch. „Wär' ich Prokop, so ließ ich Dich morgen hängen. Doch Ihr wollt etwas Lustiges, von Essen und Trinken, von langem Schlafen und einem lustigen Tanz? — nun, ist auch dagewesen! — Es war im Jahre 1834, wir standen in Rau, unsere Compagnie war etwa 90 Mann stark. Die Dörfer des Distrikts waren ziemlich alle unterworfen, und die Malayen heuchelten und schmeichelten, daß es eine Freude war. Unser Capitain, der sich auf malayische Schmeicheleien gut verstand, starb plötzlich am Fieber, der Premier-Lieutenant folgte ihm 3 Wochen später an der Ruhr, und so übernahm denn der Lieutenant Werner das Commando; es war noch ein junges Bürschchen, noch nicht lange im Lande — übrigens ein braver, herzensguter Junge. Wir führten ein wahres Schlaraffenleben, die Malayen mußten Reis, Rindvieh und Geflügel liefern, und wir schossen Hirsche und Schweine im Walde. Milch,

Früchte, Zucker gab es täglich auf dem Markt; Genevre war von Padang gekommen; es fehlte uns an nichts. Da schickte eines Tages der Häuptling von Duri-gadang einen Expressen zu Pferde an unseren Commandanten mit einem zuckersüßen malayischen Briefchen, in gelbe Seide gewickelt. Der malayische Schreiber wurde gerufen, um den Brief zu lesen. Es war eine Einladung zu einem Fest, welches die guten Leute von Duri-gadang uns zu Ehren veranstalten wollten.

Duri-gadang liegt eine gute Meile von Rau, und wir marschirten den folgenden Morgen mit Sonnenaufgang vergnügt ab. 30 Mann blieben in der Verschanzung zurück. Unser Vertrauen zu den freundlichen Gastgebern war nicht so groß, daß wir unsere Gewehre daheim gelassen hätten, wir luden dieselben sogar sorgfältig, und steckten noch 30 Patronen in die Taschen.

Was war das für ein herzlicher Empfang, als wir anlangten. Der Häuptling kam mit 5 bis 6 der vornehmsten Bewohner des Dorfs uns zu Pferde entgegen und ritt neben dem Commandanten, an der Spitze der Compagnie, in's Dorf. Das Haus des Häuptlings war ein großes Gebäude, und wir wurden höflichst ersucht, doch die Gewehre zusammenzusetzen und einzutreten. Der Lieutenant blickte fragend den Sergeant-Major an, dann die andern Unteroffiziere, dann ließ er den Blick längs der Compagnie hinabgleiten; doch der Sergeant-Major blinkte mit den Augen, die Unteroffiziere schüttelten die Köpfe, und aus der Compagnie rief es: „Traut den Canaillen nicht!"

„Es ist gegen Soldatensitte, geehrter Herr Gastgeber," redete der Lieutenant den Häuptling halb verlegen an, „laßt uns im Freien bleiben, unter diesen herrlichen Palmen." — Nochmaliges Nöthigen des Häuptlings, — nochmaliges Entschuldigen von Seiten des Lieutenants.

Wir lagerten uns unter den Palmen im weichen Grase, unsere Gewehre ruhten neben uns. Hier und da standen Gruppen von Malayen und flüsterten und zischelten sich in die Ohren, als wenn sie sich in irgend einer Verlegenheit befänden, und wenn wir sie ansahen oder gar anredeten, so sprangen sie voll Dienstfertigkeit hin und her, holten uns Kokusnüsse von den Bäumen, brachten Palmwein in langen Bambusröhren, und entschuldigten die schlechte Aufwartung damit, daß wir diesen freien Platz dem besser eingerichteten Häuptlingshause vorgezogen hätten.

Nach und nach versammelten sich einige Hundert Malayen um uns her. Die meisten trugen Kampfhähne unter den Armen; man veranstaltete ein großes Hahnengefecht. Die Malayen wetteten größere und kleinere Summen unter einander; wir wetteten unter uns auf diesen und jenen Hahn; dabei machte der Palmwein wacker die Runde, und wir wurden mehr und mehr sorglos. Es war wirklich ein hübsches Fest, wo wir uns ganz köstlich amüsirt hätten, wenn die fatalen Gewehre

neben uns nicht gewesen wären; es sah bei diesen herzlich guten Leuten gar zu mißtrauisch aus. Da erschien endlich auch das Essen; es war Zeit, wir hatten Hunger. 25 bis 30 Weiber kamen vom Ende des Dorfs her und trugen große kupferne und hölzerne Schüsseln auf ihren Köpfen und setzten sie in einer Reihe vor uns nieder. Es waren schöne junge Frauen dabei, mit blitzenden Augen und von weißerer Hautfarbe, als ich bisher gesehen hatte, wahrlich hübsche Dinger. Es waren dies die Töchter und Weiber der vornehmsten Malayen, die keine Feldarbeit verrichten und wenig aus den Häusern kommen; mit einem Wort, die wenig sichtbar sind, und für uns Europäer am wenigsten. Denkt Euch also die Ehre, die uns widerfuhr. Und es war eine herrliche Mahlzeit, die sie uns bereitet hatten; Enten, Hühner, Fische, Büffel; und Hirschfleisch auf die verschiedenste Weise zubereitet; große Schüsseln mit Reis; Backwerk in allen Formen und Gestalten, und herrliche Früchte. Die malayischen Frauen sind vorzügliche Köchinnen; wir hatten alle diese Dinge in Rau auch, aber wir konnten sie nicht so zubereiten. Die Schüsseln standen da, doch es getraute sich Niemand zuzulangen, es konnte ja Gift darin sein; wieder solch nichtswürdiges Mißtrauen gegen unsere schönen Köchinnen. Doch der Häuptling machte unserer Verlegenheit ein Ende, er ließ sich mit 40 bis 50 der anwesenden Malayen uns vis à vis nieder und langte zuerst zu, die andern Malayen ebenfalls. Wir hatten kleine Teller, außerdem eine Anzahl Bananenblätter, die dieselben Dienste verrichteten. Es schmeckte uns ganz trefflich, die Palmweinbecher machten die Runde. Wir wurden auch vorzüglich bedient, denn jeder Gast hatte einen, auch wohl zwei Diener hinter sich, die geschäftig die Speisen reichten, die Teller wechselten, für Wasser und Palmwein sorgten.

Die Gewehre lagen noch immer an unserer Seite.

Da auf einmal ertönt die große malayische Trommel des Dorfs, die vor des Häuptlings Hause unter einem Schuppen stand. Die Diener hinter unseren Rücken scheinen sich auf dies Signal zu verdoppeln, ihre Dienstfertigkeit wird uns beinahe lästig. „Hantem! (Stoß zu!)“ erscholl es jetzt plötzlich aus dem Munde des aufspringenden Häuptlings, und noch ehe er die zweite Sylbe ausgesprochen hatte, bohrten sich 70 bis 80 Dolche in die Rücken der Soldaten. Ich war durch eine schnelle Biegung dem Tode entgangen, die Klinge traf mich nur in den linken Arm. Ehe der gute Diener den Stoß wiederholen konnte, war ich aufgesprungen und hatte ihm das Bajonnet in den Leib gestoßen. Ich erblickte nur 4 bis 5 Kameraden, die auf ihren Füßen standen, alle übrigen wanden sich im Todeskampfe auf dem Boden umher. Einige Schüsse fielen, einige Bajonnetstiche machten Bahn, und wir setzten über die aufgestellten Schüsseln hinweg, dem Wege zu, der nach Rau führt. Wir waren 5 Mann, ich und ein Belgier hatten glücklich unsere Gewehre gerettet, die drei andern hatten nur ihre Säbel. — Jetzt galt es Laufen,

und ich habe in meinem Leben nie eine Meile so schnell zurückgelegt, als an diesem Tage. Die Malayen verfolgten uns nur schwach, sie mochten sich wohl mit Plündern der Gefallenen beschäftigen. Vielleicht war ihnen an uns paar Mann auch nicht so viel gelegen. Nur 12 bis 15 unserer freundlichen Wirthe gaben uns das Geleite; doch sie schossen schlecht, obschon sie unsere eignen Gewehre hatten. Wir sahen uns übrigens nicht eher um, als bis wir ¼ Meile gelaufen waren, denn wir meinten nicht anders, als die ganze Mörderbande sei hinter uns her. Hin und wieder knallte es hinter uns, und einige Kugeln flogen durch die Zweige der Bäume, doch wir liefen nur um so mehr. Endlich gelangten wir an eine tiefe Schlucht. Ich beschloß etwas Athem zu schöpfen, denn hier konnten wir mit den zwei Gewehren uns eine Zeit lang die Teufel vom Halse halten. Die drei Kameraden mit ihren Säbeln konnten uns nichts helfen, wir hießen sie vorausgehen. Die List gelang, denn die Malayen sahen sie hin und wieder durch das Gebüsch und hatten keinen Argwohn, daß wir beide am Ausgang der Schlucht uns verborgen hatten. Sechs unserer Verfolger waren den übrigen voraus und betraten zuerst das Defilé. Als sie ungefähr bis in die Mitte gelangt waren, wo ein kleiner Bach floß, schöpften sie mit den Händen Wasser um zu trinken. Sie befanden sich noch 150 Schritte von uns. Ich hatte eine Patrone in meinen Mund genommen, um schnell wieder laden zu können, und flüsterte dem Belgier zu: „Nimm den Vordersten aufs Korn; ich nehme den, der eben trinkt.“ — Das gab einen schönen Schreck unter der Gesellschaft, als die beiden niederstürzten, der eine ins Wasser, der andere auf die kleine Brücke, die über den Bach führte. Die anderen wollten Reißaus nehmen, aber die Wände der Schlucht waren steil, es gab keinen andern Weg, als rückwärts oder vorwärts. Zweie von ihnen faßten Muth und liefen auf uns zu. Vielleicht wollten sie uns überraschen, ehe wir wieder geladen hatten; die beiden andern folgten. Als wir eben mit Laden fertig waren, waren sie nur noch 40 Schritte von uns entfernt. „Nimm den vordersten,“ rief ich dem Belgier zu, „ich nehme den zweiten,“ und als es knallte, bissen zwei unsrer guten Wirthe wieder ins Gras. Die beiden andern eilten bestürzt zurück und verbargen sich hinter einigen Sträuchern, die seitwärts am Wege standen. In diesem Augenblick erschienen auch die andern 8 oder 10 am Eingange der Schlucht, und wir ergriffen wieder das Hasenpanier. Eine viertel Meile verfolgten sie uns noch hart, hin und wieder machten wir kehrt und sandten ihnen einige Kugeln zu; dann liefen wir wieder aus Leibeskräften. Es schien, daß unsere Kugeln nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren, denn sie kamen nicht mehr recht auf Schußweite heran. Endlich, nachdem wir bereits Rau in der Ferne erblickten, gaben sie die Verfolgung auf. Wir kamen glücklich nach Rau und erzählten den Kameraden von dem schönen Feste. Das ist meine

Geschichte von Essen und Trinken, vom langen Schlafe und einem lustigen Tanz."

Das ist eine Indische Lagergeschichte.

Aus der Hauptstadt.

Bewegung der Geister. — Broschüre des Grafen Schwerin. — Die Demokratie und ihre Uneinigkeit. — Dänische Differenz. — Stellvertretung und Nationalzeitung. Gerüchte über Mitregentschaft und Ministerwechsel. — Abwartendes Schweigen. — An den Redacteur der Kölnischen Zeitung.

Berlin ist still und leer; die Linden zeigen selbst in der schönsten Mittagsstunde, wo in letzter Zeit gewöhnlich ein kürzerer Regen sie besprengte, nur einen geringen Verkehr; die Fremden eilen im Fluge durch unsere Stadt, in deren Hotels sie am Spätabend eintreffen, um mit den ersten Morgenzügen schon weiter nach Süden und Westen zu ziehen. Und doch ist die Hauptstadt trotz des Sommers, trotz ihrer Stille und Leere innerlich belebter und erregter, als seit Langem der Fall war. Man kann das schon aus kleinen Zügen ahnen. Die Broschüre des Grafen Schwerin an seine Wähler wird heute in unseren Blättern bereits in dritter Auflage angezeigt, man begegnet ihr auf den Tischen der Caféhäuser und auf den Perrons der Eisenbahnen. Und doch ist sie bei aller Wohlmeinendheit des Verfassers ein unbedeutendes, mattes, farbloses Machwerk, das der Stimmung des Augenblicks bei Weitem nicht entspricht, und von der die Meisten, schon ehe sie sie in die Hand nehmen, wissen, daß sie sie unbefriedigt bei Seite legen werden. Aber doch nimmt jeder diese Broschüre in die Hand. Mit demselben allgemeinen Interesse verfolgen alle Parteien die Nachrichten, welche über die Absichten der Demokratie bei den nächsten Wahlen auftauchen. Die Demokratie bleibt zunächst in zwei Lager gespalten, von denen das eine sich an der Wahl zu betheiligen entschlossen ist, das andere den Wahlen fern bleibt. Es scheint, daß das letztere Lager das stärkere ist und daß der schon bestehende Riß zwischen beiden Fractionen sich noch mehr vertieft und erweitert. Eine neue Parteibildung, hervorgehend aus der gemäßigten Demokratie, der „gebildeten Demokratie," welche für die Betheiligung an den Wahlen auftritt, und gewissen beachtungswerthen Bruchtheilen eines linken Centrums, wird vermuthet. Grade in Preußen finden wir nicht selten eine Klasse von Politikern, welche schwer unter einen bestimmten Parteinamen zu bringen sind, Männer, welche ein starkes Königthum wollen und sich plötzlich doch als Demokraten bezeichnen, die alle Forderungen des Liberalismus acceptirt zu haben scheinen und dabei durch ihre Verhöhnung der Altpreußen, der Gothaer und der süddeutschen Liberalen überraschen. Diese sonderbare politische Race, welche wir ohne zu großes Recht so eben als linkes Centrum bezeichnet haben, ist auf den Punkt gekommen, sich an den öffentlichen Vorgängen zu betheiligen, und sie mag den angedeuteten Anknüpfungspunkt an die bestehenden Parteiverhältnisse leicht finden. Prof. Gneist ist einer ihrer hauptsächlichsten Vertreter. Er soll beabsichtigen, in Berlin als Candidat für das Haus der Abgeordneten aufzutreten.

Wenn schon die Wahlen, obgleich sie noch drei Monate weit von uns entfernt liegen, und ihre Vorbereitungen das Publicum lebhaft beschäftigt, eben weil sein erregter Sinn einen Gegenstand haben will, so gewinnen natürlich die großen schwebenden Fragen der preußischen Politik gegenwärtig wieder im Volke ein Interesse, das ganz verloren schien. Zwar die hochwichtige Angelegenheit der

Stellvertretung Sr. Kön. Hoh. wird meistens mit Stillschweigen übergangen, da man von allen Seiten in der Ueberzeugung einig ist, daß die vor einigen Tagen durch des Königs Majestät angeordnete Verlängerung der Regierung Sr. Kön. Hoh. des Prinzen von Preußen die letzte dieser Art sein und daß am 23. October ein Definitivum eintreten werde, das allerdings auf die erfreulichste Weise auf Grund einer vollständigen Genesung Sr. Kön. Majestät geregelt werden würde.

Dagegen ist es die dänische Verwickelung, welche nachgrade überall die Aufmerksamkeit fesselt. Die Aussicht auf ein Ultimatissimum, auf eine Bundesexecution sind Dinge, welche selbst eine mäßige Phantasie in Aufruhr bringen können. Indessen werden die Suppen niemals so heiß gegessen als gekocht, und wir müßten uns sehr irren, wenn Dänemark nicht in zwölfter Stunde noch einige Concessionen machen sollte, die gerade weit genug reichen, um weitere Verhandlungen auf anscheinend neuer Basis zu eröffnen. Bezeichnend für die in weiten Schichten der Bevölkerung herrschende Stimmung ist ein Artikel der Nationalzeitung, der sich zunächst mit der Verlängerung der Stellvertretung beschäftigt, dann aber auch die allgemeine Lage Preußens würdigt. Es heißt in diesem Artikel des demokratischen Blattes:

„Was man uns hier von dieser Seite her eröffnet *), die Einpferchung Preußens in eine unerträgliche Lage, wir haben es längst empfunden. Wir kennen die Ursachen, die Mittel und die Anfänge, wir wollen nicht zu der Quelle zurückgehen, sondern beim heutigen Stromlauf stehen bleiben und den Vorsatz beim Wort nehmen, daß man sich tapfer wehren will. Aber sehen wir wenigstens genau zu, von welcher Beschaffenheit unsere heutigen Umgebungen sind. Woher kommen die kleinen Staaten zu dem Glauben, daß sie unter Vortritt Oesterreichs gegen Preußen etwas wagen dürfen, sie, die vor zehn Jahren in ihren Grundmauern bebten und die, wenn Preußen ihn nicht hütet, nur ein Köcher voll Pfeile sind, die ein einbrechender Feind herauslangen und gegen Deutschland abschießen kann? Wurde ihr kecker Muth auch vor acht Jahren gezeugt, sie würden ihn heute doch im Zaume halten, wenn die Zeit es ihnen geböte. Aber sie sind nicht blos dreist durch die frühere Schwäche unserer Lenker, sie zählen auf die günstige Stunde des Augenblicks, wo unsere Staatsleitung aus den Angeln ist, sie verlassen sich darauf, daß ihnen Niemand in Preußen entgegentreten werde, um sie zurückzuwerfen. Woher soll das Ministerium eines monarchischen Staates, auch wenn es sich wirklich anstrengen wollte, die Kraft und den Glanz nehmen, um auf zuversichtliche, wohlgeordnete Angreifer einen Eindruck zu machen, der bewältigt? Wie die Mehrheit der Bundesstaaten sich in der Rastatter Sache gegen Preußen erhebt, so werden sie sich auch der Holsteinischen bemächtigen und aus ihr machen was ihnen gefällt. Soll Alles mit angesehen, sollen sie blos mit unfruchtbaren Worten bekämpft werden? Das Land hat die Bildung einer festen Regierung während der tief beklagten Krankheit des Königs immer um des Wohls und des Ansehens des Staats willen gewünscht; es werden nur Wenige noch verkennen können, wie berechtigt dieser Wunsch ist."

Die Nationalzeitung darf sich in ihrer Ungeduld mit der Ueberzeugung trösten, daß an höchster Stelle mit klarem und scharfem Blick die Bewegungen der antipreußischen Politik und die Momente innerhalb oder außerhalb Preußens, welche geeignet sind, jene Politik zu fördern, verfolgt werden, und daß es im Augenblick, wo die Entscheidung drängt, weder an Willen noch Spielraum, diesen Willen geltend zu machen, fehlen wird. Diesen Glauben theilen wohl die Meisten in Preußen, wie wenig sie sich auch der Ueberzeugung von den Nachtheilen eines jeden Provisoriums verschließen können, mit uns.

Das Gerücht, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen am 23. October zum Mitregenten werde erhoben werden,

*) Die Nat. Z. hatte vorher einen vom Central-Preßbureau ausgehenden offiziellen Artikel citirt, in welchem die Feindseligkeit und Keckheit kleinerer deutschen Staaten gegen Preußen eingestanden wird.

steht mit diesen in weiten Kreisen getheilten Ueberzeugungen wohl in Zusammenhang.

Andere in den letzten Wochen verbreitete Gerüchte über bevorstehende Veränderungen in hohen Stellen des Staatsdienstes sind aus dem Publikum verschwunden, und auch die Polemik, welche gegen das Ministerium und besonders gegen einzelne Mitglieder desselben mehrfach geführt wurde, wird lässiger betrieben, da man mit Recht die nächsten Monate als eine Zeit des Uebergangs, in der für große Veränderungen jede genügend breite Basis fehlt, betrachtet und sich darum willig darin findet, die Geschäfte von Männern, die sie so lange geführt haben, auch noch bis zur nächsten Entscheidung weiter geführt zu sehen. Für die „Berliner Revue", deren loyale Einwendungen gegen die gegenwärtige Preußische Politik sich niemals gegen Persönlichkeiten, sondern nur gegen Sachen wandten, fällt dieser Grund zu einem vorläufigen Schweigen weg und sie fährt darum fort, ihre Bedenken geltend zu machen. „Wunderlich" kann diese ihre Haltung dabei nur denen erscheinen, welchen die Beschäftigung mit der Politik nicht eine ernste Pflicht, sondern ein ästhetisches Spiel ist, durch welches sie ein möglichst großes und vergnügungssüchtiges Publicum zu unterhalten und zu fesseln gedenken. Einzelne Artikel der Kölnischen Zeitung, welche uns eben den Vorwurf der Wunderlichkeit macht, zeigen leider solch ein verwerfliches Bemühen nur zu deutlich. Sie haben eine so stutzerhafte Haltung, sie duften so fein und so süß, sie klingeln und spielen so koquett mit Reimen und classischen Citaten, daß über die Anmuth wirklich alle Würde des Schriftstellers zum Teufel geht. Der betreffende Herr meint vielleicht diese Form von englischen Essayisten oder Parlamentsrednern gelernt zu haben, aber er übersah über Zufälligkeiten und Nebensachen den Geist und den eigentlichen Tenor ihrer Reden und Aufsätze. Ihnen ist der Gedanke die Hauptsache und sie verdecken nur die oft mühsamen Bewegungen, in denen er sich emporarbeitet, durch die Fülle classischer Blumen; bei dem Pamphletisten von Köln dagegen finden wir nur die Blumen und unter ihnen einen leichten und trockenen Sand, in dem sie nicht einmal Wurzel fassen können. Der betreffende Artikelschreiber sieht, daß wir nicht geneigt sind, ihn, seine Eitelkeit und Leichtfertigkeit zu schonen; mag er mit uns eben so verfahren. Wir verlangen aber eines von ihm, daß er bei uns so lange Ehrlichkeit und Redlichkeit voraussetze, bis ihm nicht das Gegentheil erwiesen ist. Daß wir einst von dem Ministerium, dessen Maßregeln wir jetzt tadeln, vieles gehofft haben, läugnen wir nicht, und wenn der Redacteur der Kölnischen Zeitung die Artikel nachlesen wollte, welche wir im Jahre 1855 in der Elberfelder Zeitung dem „Programme der Rechten" widmeten, einem Programme, welches, wie uns damals von glaubwürdigster Seite versichert ward, die Billigung der Minister und die Zusage ihrer Unterstützung erhalten hatte, dann wird er einsehen, daß der gegenwärtige Redacteur der Berliner Revue und der einstige der Elberfelder Zeitung in ihren Ansichten nicht so fern von einander stehen, dann wird er aber vielleicht auch ahnen, warum die Hoffnung von 1855 sich in die Enttäuschung und in die Besorgnisse von 1858 verwandelt hat.

H. K.

Druck der Petsch'schen Buchdruckerei, Kronenstraße Nr. 21.

Die Wahlen und die Reform der Verwaltung.

Welche Machtfülle in unserem constitutionellen Staatswesen noch bis heute die Verwaltungsbehörden besitzen, das mögen uns die bevorstehenden Wahlen in Erinnerung bringen. Denn diese Wahlen sollen doch gerade das Mittel sein, wodurch die Nation ihre constitutionellen Rechte ausübt, und der Ausfall dieser Wahlen ist für diese constitutionellen Rechte in letzter Instanz entscheidend, doch siehe da, — selbst über diese Wahlen schwebt wie eine dunkle Wolke die geheimnißvolle Macht des gouvernementalen Einflusses, welcher dieselben möglicherweise illusorisch machen kann, indem er sie selbst macht. Wir fürchten keineswegs, daß es in dem gegenwärtigen Falle bei uns so geschehen werde, wofür uns schon die so viel besprochene Aeußerung unseres durchlauchtigsten Prinzen von Preußen bürgt, allein es bleibt darum nicht minder wahr, daß es möglicherweise allerdings so geschehen könnte, und daß die Maschinerie des doctrinären Constitutionalismus keine Garantie dagegen bietet. Und was wollen nun constitutionelle Rechte besagen, deren Existenz am Ende nur von dem guten Willen des Gouvernements abhängt?

Wir hegen im Punkte der politischen Freiheit sehr bescheidene Ansprüche, weil wir sehr wohl wissen, daß die eigenthümliche Lage und Natur unseres preußischen Staates nur ein bescheidenes Maß davon gestattet, und wir schätzen die Macht und Ehre des Staates höher als constitutionelle Formen. Aber um so mehr müssen wir darauf dringen, daß das uns zugetheilte Maß von politischer Freiheit auch reelle Freiheit enthalte, und wir behaupten, daß sie dies nur in so weit ist, als sie auf Selbstverwaltung beruht. Nicht in den legislativen, sondern in den administrativen Befugnissen suchen wir die effective Garantie der Freiheit wie der Wohlfahrt zugleich, — doppelter Grund also, die so sehr vernachlässigten Fragen der administrativen Organisation ins Auge zu fassen.

Indem wir uns nun erlauben, an den in diesen Blättern vor einigen Wochen enthaltenen Artikel zu erinnern (Bd. 13. Hft. 12), wo wir den inneren Zusammenhang zwischen Verfassung und Verwaltung, wie insbesondere die Nothwendigkeit einer Veränderung des bestehenden Behördensystems darzulegen versuchten, müssen wir hier wiederholen, daß es in unserem gesammten Staatsorganismus nichts giebt, was dem Prin-

cip der Selbstverwaltung so sehr im Wege steht, als die **Bezirksregierungen**, die wir als die eigentlichen Festungen der Bureaukratie bezeichneten. Wir haben deren 25 im Lande, und das will etwas sagen.

Diese Festungen werden nur durch eine planmäßige Belagerung zu nehmen sein, und muthige und ausdauernde Männer werden zu dieser Arbeit gehören, welche im klaren Bewußtsein der ganzen Größe dieser Aufgabe alle ihre Kräfte darauf zu richten entschlossen sind. In der That, mit der Beseitigung der Bezirksregierungen würde eine neue Epoche unserer inneren Staatsentwickelung beginnen, indem unsere Verfassung dann wirklich aufhörte bureaukratisch zu sein, was sie der Sache nach noch heute ist. Denn mag man es mit dem ständischen oder mit dem repräsentativen System versuchen, beide werden nur äußerliche Formen sein können und folglich illusorisch bleiben, so lange die gesammte Administration sich im Besitz der Bureaukratie befindet, und eben die Bezirksregierungen sind es, welche diesen Zustand der Dinge erhalten und jede eingreifende Veränderung unmöglich machen. Sie schließen jede Art von repräsentativer Mitwirkung aus, indem sie ihrer Natur nach wahre Beamtencorporationen bilden, wie es andererseits auch keinerlei Organe giebt, welche zu einer solchen Mitwirkung bestimmt wären. Sie sind in ihrer Sphäre so absolut, wie keine andere Behörde.

Dem Ministerium steht der Landtag zur Seite, der Provinzialbehörde stehen die Provinzialstände zur Seite, der Kreisbehörde die Kreisstände, aber neben den Bezirksregierungen steht nichts dergleichen, und für immer unnahbar dem beschränkten Unterthanenverstande bleibt ihr grüner Tisch, an welchem die reine Bureaukratie in collegialischer Herrlichkeit thront, — ein unpersönliches Wesen und darum gewissermaßen unverantwortlich, aber nur um so zäher. So weit nun also die Macht dieser Bezirksregierungen reicht, ist Selbstverwaltung unmöglich, und giebt es folglich keine reelle Freiheit. Und wie weit reicht nicht diese Macht? Reicht sie nicht tief in das Communalleben, ja sogar in das Privatleben hinein, wie z. B. in der Ertheilung und respective Entziehung der Gewerbsconcessionen?

Die constitutionellen Formen haben diese Macht nicht gebrochen, sondern dieselbe ist fortwährend gewachsen und hat so zu sagen immer neue Jahresringe angesetzt. Die Bureaukratie ist im Schatten des Constitutionalismus dick und fett geworden und hat den parlamentarischen Mantel nur umgehängt, um ihre zunehmende Corpulenz zu verhüllen. Oder, um ohne Bild zu sprechen, ist nicht ihre Einwirkung auf das Communalleben gestiegen? Hat sie nicht in vielen Städten die Localpolizei an sich gezogen? Hat sie nicht durch das so weit ausgedehnte System der Staatsbauten sich eine neue Quelle des Einflusses eröffnet? Hat sie nicht durch die neuen Disciplinargesetze um so wirksamere Handhaben gewonnen? Ja, hat sie nicht selbst von den Wahlen Nutzen zu ziehen gewußt? Und bildet endlich ein Abgeordnetenhaus von Beamten

ein Gegengewicht gegen die Bureaukratie, oder ist es nicht vielmehr eine Verdoppelung derselben?

Nein, in dieser Weise kommen wir nicht vorwärts, und wenn wir unsrerseits nicht für den Parlamentarismus schwärmen, so gestatte man uns zu sagen, daß ein Scheinparlamentarismus uns nur mit Ekel erfüllen würde. Sollen wir uns an der politischen Freiheit erlaben, so biete man uns nicht gefärbtes Wasser statt Wein. Wir wollen uns wahrlich nicht berauschen, sondern bitten nur um ein Gläschen für den Durst, aber gut und ächt, denn wir hassen alle Illusionen, wie alle Halbheiten und alle Surrogate, und wir kennen zu wohl die Rebe, welche allein den wahren Saft politischer Freiheit liefert. Es ist die Selbstverwaltung.

Darum glauben wir unseren Freunden nicht dringend genug ans Herz legen zu können, ihre Wahl nur auf solche Candidaten zu richten, welche mit einer klaren Einsicht in die weitreichende Wichtigkeit unsrer administrativen Organisation den festen Willen verbinden, auf eine Reform derselben im Sinne der Selbstverwaltung hinzuwirken und dabei zugleich diejenige Unabhängigkeit der Gesinnung wie der Lebensstellung besitzen, ohne welche ein erfolgreiches Auftreten unmöglich sein würde. Schon lange genug hat der doctrinäre Meinungskampf gedauert, der uns so viele Echauffements und so geringe Erfolge bereitet. Es ist endlich Zeit, daß wir practischere Gesichtspunkte gewinnen, und der am meisten practische, ja nach Lage der preußischen Verhältnisse allein practische Gesichtspunkt ist der administrative. Denn in der Administration liegt der Schwerpunkt unseres Staatswesens, und wenn die vulgäre Theorie die Landesvertretung auf die Gesetzgebung beschränken will, so sagen wir umgekehrt, daß die Landesvertretung gerade nur in so weit selbst eine Realität sein wird, als sie selbst auf die Verwaltung einzuwirken vermag.

Wir schließen hiermit diese Zeilen, in denen wir die administrative Reform nur in ihrer Beziehung auf die politische Freiheit betrachten wollten. Aber sie ist nicht minder wichtig für die öffentliche Wohlfahrt, und wir gedenken das nächste Mal zu zeigen, welcher Reformen es bedürfen wird, um eine kräftigere und schwungvollere und doch zugleich wohlfeilere Verwaltung zu ermöglichen.

Der Feldmarschall Graf Radetzky.

Eine biographische Skizze nach den eigenen Dictaten und der Correspondenz des Verewigten von einem österreichischen Veteranen. Stuttgart und Augsburg 1858, 440 S.

Eine Heldenlaufbahn liegt vor unseren Augen, in ihrer Weise unvergleichlich, denn zwar hat die Kriegsgeschichte wohl noch glänzendere und großartigere Gestalten aufzuweisen, aber von einer so stetigen Entwickelung, und von einer bis in das hohe Greisenalter sich steigenden Kraft ist vielleicht Radetzky das einzige Beispiel. Ist es doch nur wenigen Feldherren vergönnt gewesen, noch frische Lorbeeren in ihre Silberlocken zu flechten, und wenn unser Blücher, mit welchem Radetzky manches Aehnliche hat, als 73jähriger Greis die Schlacht bei Waterloo schlug, so war Radetzky doch noch volle zehn Jahre älter, als er bei Novara siegte und, man darf es sagen, die österreichische Monarchie rettete. Er war Oesterreichs Blücher und Scharnhorst in einer Person. Unsterblich ist sein Ruhm in der österreichischen Kriegsgeschichte, aber auch das deutsche Gesammtvaterland, dem er mit treuer Liebe ergeben war und das ihm im Freiheitskriege viel verdankt, darf ihn nicht vergessen. Sein Name gehört in den deutschen Ehrentempel, der für das staatlich zerrissene Deutschland ein gemeinsames Heiligthum bilden muß.

Graf Radetzky war den 2. November 1766 zu Trebnitz in Böhmen geboren, wo seine Familie seit dem 13. Jahrhundert ansäßig war. Früh zeigte sich seine Liebe zu dem Militairwesen, Leibesübungen zog er allen Studien vor, seine Phantasie erfüllten die Bilder der großen Kriegsfürsten aus alter und neuerer Zeit.

Mit dem achtzehnten Jahre trat er als Cadett in ein Kürassierregiment in Ungarn. Er machte den damaligen Türkenkrieg mit, zumeist als Ordonnanzofficier des Feldmarschalls Lacy, und avancirte dabei zum Oberlieutenant. Die kurze Zeit der Waffenruhe zwischen dem Frieden von Szistowo bis zum Ausbruch der Revolutionskriege verlebte er bei seinem Regiment in Böhmen. Dann stand er bei der Armee in Belgien als Ordonnanzofficier des Marschalls Beaulieu. Später wurde er in das große Hauptquartier nach Catillon versetzt.

Hier machte er sich durch eine kühne That bemerkbar. Als man nämlich kurz vor der Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794) in Ungewißheit darüber war, ob die Festung Charleroi sich noch halte oder bereits gefallen sei, half Radetzky aus der Verlegenheit, indem er in dunkler Nacht die Sambre durchschwamm und nur von drei Husaren und drei Kürassieren begleitet sich an die Wälle heranschlich, die er vom Feinde besetzt fand — ein Unternehmen, von dem er noch am Abend seines Lebens mit Vergnügen zu sprechen pflegte. Nach der Schlacht wurde er zum Rittmeister befördert.

Im folgenden Jahre stand er unter Clerfayt am Rhein und machte den Sturm auf die Mainzer Schanze mit. Allein schon im Herbst ging er mit Beaulieu als Adjutant nach Italien und betrat somit den Schauplatz, wo er nach einem halben Jahrhundert so großen Ruhm ernten sollte. Er verblieb bei der italienischen Armee bis zum Herbst 1800, in ununterbrochener Bewegung und bei den wichtigsten Actionen mit Auszeichnung betheiligt. Im Jahre 1796 wurde er Major, zwei Jahre darauf Oberstlieutenant, auch nach der Schlacht bei Novi mit dem Theresienorden decorirt.

In diese Zeit (1797) fällt auch seine Vermählung mit der Gräfin von Strassoldo-Grafenberg. Sie starb nur wenige Jahre vor ihrem Gemahl, 1854, und hatte ihm fünf Söhne und drei Töchter geboren, von denen heute noch ein Sohn und eine Tochter am Leben sind.

Bald nach der Schlacht von Marengo, in welcher Radetzky zwei Pferde unter dem Leibe verlor und sein Rock von fünf Kugeln durchlöchert war, wurde er nach Deutschland berufen. An der Spitze eines Kürassierregiments machte er die Schlacht bei Hohenlinden mit.

Der Friede von Lüneville führte ihn mit seinen Kürassieren nach Oedenburg in Ungarn, wo er mit solchem Eifer und Erfolg der Ausbildung seines Regiments oblag, daß er bald die Genugthuung hatte, dasselbe zum Lehr- und Musterregiment erhoben zu sehen. Dort entstanden auch „die Grundzüge zu den Vorschlägen für das Manövriren in größeren Körpern," womit er 30 Jahre später so erfolgreich hervortrat.

Bei dem Wiederausbruch des Krieges im Jahre 1805 wurde sein Regiment der deutschen Armee zugetheilt. Indessen wurde Radetzky schon auf dem Marsch zum General-Lieutenant ernannt und als solcher nach Italien versetzt, wo damals Erzherzog Carl commandirte. Dieser Prinz hatte die Franzosen unter Massena geschlagen, aber die inzwischen in Deutschland eingetretenen Unglücksfälle hemmten auch den Feldzug in Italien. Man zog sich zurück, und als Marmont in Oberösterreich eindrang, wurde auch Radetzky mit seiner Brigade herbeigerufen. Doch erfolgte kurz darauf die Schlacht von Austerlitz, und die Waffen ruhten.

Nach dem Preßburger Frieden war Radetzky in Wien in mannigfaltigen Angelegenheiten der militairischen Organisation beschäftigt und widmete sich zugleich seiner eigenen theoretischen Ausbildung.

Das Jahr 1809 rief ihn wieder in's Feld. Er stand mit seiner Brigade bei der Avantgarde und bestand am 16. April das Gefecht bei Seligenthal, wodurch die Baiern nach Pfaffenhausen zurückgedrängt wurden. Allein nach den Unglückstagen von Than, Rohr, Landshut, Eckmühl und Regensburg verwandelte sich die Vorhut zur Nachhut. Erzherzog Carl zog mit der Hauptarmee durch Böhmen nach Oesterreich, Hiller mit drei Corps das Donauthal hinab. Auf diesem Rückzug that sich Radetzky bei Lambach hervor, indem er sich, gegen den Befehl und

auf seine eigene Verantwortung, auf den dortigen Höhen festsetzte und einen zehnfach stärkeren Feind so lange beschäftigte, bis die Division Schusthek, welche er in Gefahr wußte, gerettet war. Seine Absicht wurde vollkommen erreicht, und diese That wurde später mit dem Commandeurkreuz des Theresienordens belohnt. Inzwischen war er schon zum Divisionsgeneral ernannt und machte als solcher die große Schlacht bei Wagram mit, die ihm eine neue Anerkennung verschaffte. Auf dem Rückzug befehligte er die Nachhut und wußte sich so gut zu halten, daß die verfolgende französische Armee dadurch einen ganzen Tag verlor. Weitere Actionen hemmte der Waffenstillstand von Znaym.

Erzherzog Carl, der diesen Feldzug mit so rühmlichen Anstrengungen und mit so vielem Unglück geführt, legte das Commando nieder, und mit ihm trat auch der Generalquartiermeister von Wimpfen zurück. Fürst Liechtenstein wurde an die Spitze der Armee gestellt, und dieser wählte Radetzky zum Chef des Generalstabs.

Hiermit beginnt eine neue Epoche in Radetzky's Leben, dem es nunmehr vergönnt war, in höheren Kreisen zu wirken. Hatte er sich bisher als kluger, muthiger und erfahrener Militair in kleineren Kreisen hervorgethan, so konnte er jetzt sein Organisationstalent, seine tiefen Entwürfe und seinen weitreichenden Blick entfalten, und der Erfolg bewies, daß er die zum Commando erforderlichen Eigenschaften so vollkommen mit den für die Generalstabsarbeiten nöthigen Fähigkeiten verband, wie es nur sehr selten vorkommt.

Es war damals eine Prüfungszeit für Oesterreich. Der Friede von Schönbrunn lag schwer auf dieser Monarchie, welche Napoleon seitdem zu einer Mittelmacht herabdrücken wollte. Es sollte nur noch 150,000 Mann Truppen halten dürfen, wozu freilich der erschöpfte Zustand seiner Finanzen wohl ohnehin schon nöthigte. Radetzky wollte aber diesen Truppenbestand nur als Kern einer dereinst zu bildenden größeren Armee behandelt wissen, damit man sich im Frieden für einen nahen Krieg vorbereite, von welchem er die Wiedererhebung Oesterreichs erwartete. Er dachte darin ähnlich wie unser Scharnhorst. Auch fanden seine Entwürfe lebhafte Unterstützung bei Metternich, der damals an die Spitze des auswärtigen Departements trat, allein der Hofkammerpräsident Graf Wallis leistete einen um so zäheren Widerstand, und das Meiste wurde dadurch vereitelt. Gleichwohl ließ sich Radetzky nicht irre machen, seine Gedanken durch Wort und Schrift zu verfechten. Immer hat er seitdem mit dem Schlendrian der Bureaux und mit der Geheimeraths-Weisheit der Residenz zu kämpfen gehabt, die nicht aufhörte, mit ihren verzögernden und verhindernden Talenten seine Ideen zu durchkreuzen und die Schwungkraft seines Geistes zu lähmen, bis endlich der Glanz seiner Thaten, erhöht durch die Würde des Alters, zu hell leuchtete, als daß die Bureaukratie, wie die Höflinge, sich an ihn herangewagt hätten. Mit beiden hat er einen guten Kampf ge-

kämpft, und beide haben ihn vielleicht mehr gequält als der Feind im Felde. So hat er denn oft selbst gesagt: „Wallis schlug unsrer Armee nicht weniger tiefe Wunden als Napoleon."

Indessen sollte die große Wendung der Dinge, die alle Patrioten in Preußen wie in Oesterreich erhofften, nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Die große französische Armee, mit welcher der Hochmuth des großen Kaisers und die Eitelkeit der großen Nation zugleich zu Grabe getragen wurden, zog gegen Rußland. Oesterreich mußte nach dem Vertrage vom 14. März 1812 ein Hülfskorps von 30,000 Mann stellen, erhielt aber dafür das Zugeständniß, seine eigne Armee, die wie vorbemerkt auf den Maximalbestand von 150,000 Mann beschränkt bleiben sollte, um eben so viel vermehren, und gleichzeitig eine eben so starke Reserve bilden zu dürfen, was also im Ganzen einen Zuwachs von 60,000 Mann ergab. So hatte man gleich für die Eventualität eines neuen Krieges gesorgt, den man für nahe bevorstehend hielt.

Man kann nicht leugnen, daß das Wiener Cabinet unter diesen schwierigen Umständen eben so viel Klugheit in der Benutzung des Augenblicks, als berechnende Voraussicht bewies, und nur durch diese beiden Eigenschaften konnte es ihm gelingen, im Sommer 1813 eine Stellung zu gewinnen, die ihm die Entscheidung in die Hand gab. Wir übergehen hier die Zwischenwendungen, welche dahin führten. Es ist selbstredend, daß alle diese Dinge in dem vorliegenden Werke, welches ein österreichischer Veteran nach den eignen Angaben Radetzky's verfaßte, nach österreichischen Gesichtspunkten dargestellt worden sind, und die Geschichte jener Tage (in welchen so viele Staaten gegeneinander kämpften, und selbst die verbundenen doch mit einander rivalisirten) ist noch nicht zu solcher Objectivität gelangt, als daß sich die österreichische Auffassung nicht merklich anders ausnähme wie die preußische, oder die englische u. s. w. Wir stoßen daher im weiteren Verlauf auf manche Ansichten und Behauptungen, die vielleicht erheblichen Einwürfen unterliegen dürften. Doch überlassen wir das Urtheil darüber den Lesern dieses Werkes und kehren zu unserem Helden zurück, um die Hauptpunkte seiner Mitwirkung in diesem großen Völkerdrama hervorzuheben.

Schon hatten die Preußen im Frühjahr 1813 blutige Schlachten geschlagen, als Oesterreich noch in der Rolle eines diplomatischen Vermittlers blieb. Zugleich aber rüstete man, um dieser Vermittelung einen militairischen Nachdruck zu geben. Radetzky ging als Divisionair nach Böhmen, und als der Fürst Schwarzenberg das Commando übernahm, wurde er Chef seines Generalstabs. Nun betrieb er mit allen Kräften die Organisation der Armee, da er nur zu wohl wußte, daß dieselbe zum größten Theil aus Rekruten bestehen würde. Denn nach allen Berechnungen konnte man erst Mitte Juni 120,000 Mann schlagfertig in Böhmen aufstellen.

Wir glauben gern, daß es diese Umstände waren, welche die Politik des Hinhaltens, die Metternich mit so großer Meisterschaft zu führen wußte, für Oesterreich zu einer Nothwendigkeit machten. Auch sind wir weit entfernt, jener Diplomatie, welche selbst einen Napoleon zu umgarnen vermochte, den ihr gebührenden Ruhm zu schmälern. Aber der heroische und spontane Aufschwung Preußens war doch von höherer Dignität, und rechnet man nach dem Maßstab der relativen Kräfte, so kann es keine Frage sein, daß Preußen sehr viel mehr leistete, und moralisch betrachtet die erste Stelle in der großen Coalition einnahm. Allein dies ist niemals der Standpunkt der Politik gewesen, und so geschah es, daß gleichwohl der Ausgang für Oesterreich, und gar für Rußland, welches im Ganzen am wenigsten leistete, sich viel vortheilhafter erwies als für Preußen. Unsere preußischen Schriftsteller pflegen darüber mit großer Bitterkeit zu sprechen, sie vergessen aber, daß die unglückliche Neutralitätspolitik seit dem Baseler Frieden ihre unvermeidlichen Nachwirkungen äußern mußte. Denn Preußen war dadurch so tief gesunken, daß der Glanz seiner Thaten im Jahre 1813 die Folgen dieser Gesunkenheit nicht auf einmal auslöschen konnte. Oesterreich hingegen, welches trotz aller Niederlagen sich doch immer auf dem Platz erhielt, hatte darum auch von vornherein eine viel angesehenere Stellung und erntete auf dem Wiener Congreß die Früchte seiner Anstrengungen, nicht blos aus den Jahren 1813 und 14, sondern aus so vielen Kriegen seit jenem Baseler Frieden. Das ist das Gesetz der Continuität in der Politik, und das ist die Nemesis. Ja man kann sagen, und es würde nicht schwer zu beweisen sein, daß wir noch heute unter den Nachwirkungen jenes Neutralitätssystemes leiden. Doch verfolgen wir jetzt den Gang der Ereignisse.

Der Waffenstillstand von Poischwitz, anfänglich auf 6 Wochen abgeschlossen und dann bis zum 16. August ausgedehnt, hatte das Schwert wieder in die Hände der Diplomatie gelegt. Napoleon hoffte dadurch Zeit zu gewinnen, und inzwischen die Alliirten zu trennen. Aber dieses mißlang, und die Alliirten konnten die Zeit der Ruhe besser benutzen als der Feind, dem sie zum Verderben ausschlug.

Am 28. Juni hatte Metternich die berühmte Unterredung mit Napoleon zu Dresden, welche den Wendepunkt der österreichischen Politik bildet. Oesterreichs diplomatische Vermittelung war seitdem zur bewaffneten Intervention geworden, und es blieb keine Frage, gegen wen es, bei weiterem Kriege, seine Waffen erheben würde. Am 11. August unterzeichnete Metternich das Kriegsmanifest, und 100,000 Preußen und Russen überschritten die böhmische Grenze. Die große Allianz war vollendet.

Die verbündeten Monarchen einigten sich jetzt dahin, den Fürsten Schwarzenberg zum Generallissimus der Coalition zu machen. Ihm zur Seite standen für die eigentlich operativen Angelegenheiten Radetzky, als

Chef des Generalstabs, und Langenau. Jener war für den Fürsten Schwarzenberg, was Gneisenau unserm Blücher war, nur standen die persönlichen Eigenschaften umgekehrt zu einander. Denn wenn Blücher ungestüme Tapferkeit der einsichtsvollen Mäßigung bedurfte, so wurde hingegen das ruhige Wesen Schwarzenberg's durch den feurigen Radetzky animirt.

Es ist selbstverständlich, welche Bedeutung diese Stellung Radetzky gab, und wie er diese Stellung auszufüllen wußte, darüber hören wir unsern Autor. „Jedermann“, sagt er, „war über seinen rechtlichen Character einig, und man gestand gern allseitig, er wisse alle offenen und geheimen Widersacher in Freunde und Bewunderer zu verwandeln. Man schätzte sein durch und durch soldatisches Wesen und bereitwilliges Entgegenkommen, sein warmes Gefühl für die gute Sache, seine Vaterlandsliebe, seine stets rege Thätigkeit und ausgezeichneten Geistesgaben. Man lobte an ihm den ritterlichen Sinn, den ungebeugten Muth auch in den schlimmsten Lagen, die persönliche Tapferkeit, eine seltene Geschäftsgewandtheit, und ein allem Kleinlichen gänzlich widerstrebendes sicheres Darauflosgehen, weshalb die fremden Generale auch leicht und gerne mit ihm verkehrten und ebenso wie die Staatsmänner sich vorzugsweise an ihn wendeten, um ihre Meinungen und Wünsche an den Fürsten zu bringen. Es war dies häufig selbst mit Dienstschreiben der Fall, welche die Souveraine und Feldherren erhielten und dem Generalstabschef mittheilen ließen.

Das erste Auftreten der alliirten Armee war unglücklich. Sie erlitt bei dem Angriff auf Dresden harte Unfälle, vornehmlich durch die Schuld des russischen Generals Barklay, welcher dieses Unternehmen gegen die im Hauptquartier herrschenden Ansichten durchzusetzen gewußt hatte. Denn nachdem sich Oesterreich einmal engagirt hatte und nun so zu sagen die ganze Kriegsmaschinerie gegen Napoleon im Gange war, nahm Rußland einen immer höheren Ton an. Es mochte wohl meinen, daß es jetzt sich selbst sehr wohl aus der Affaire ziehen könnte, indessen Napoleon durch die deutschen Mächte und England doch immer hinlänglich beschäftigt sein würde, um ihm einen neuen Angriff gegen Rußland für immer unmöglich zu machen. Es sah daher seine Betheiligung an dem Kriege, die ursprünglich für Rußland selbst eine Nothwendigkeit gewesen war, wie einen Act der Großmuth gegen Deutschland an und erging sich in um so hochtrabenderen Phrasen, als seine effectiven Leistungen weit hinter den Versprechungen zurückblieben. Standen 100,000 Mann auf der Quartierliste, so standen höchstens die Hälfte im Felde, aber an Marodeurs lieferten sie ein größeres Contingent als die ganze verbündete Armee zusammengenommen, und im Plündern hat Niemand die Kosacken übertroffen.

Unerträglich wurde besonders dieser Unfug, als die große Armee nach den Unfällen bei Dresden sich nach Böhmen zurückzog, und durch die

Concentration so großer Truppentheile hinter dem Erzgebirge die Verpflegung außerordentlich schwierig wurde. Unser Autor giebt bei dieser Gelegenheit eine Schilderung von diesem Unwesen, aus der wir nicht unterlassen können, Einiges anzuführen, weil wir es für heilsam halten, daß wir Deutsche uns immer in's Gedächtniß zurückrufen, wie theuer uns die russische Hülfe zu stehen kam, und welche Schmach es für uns war, daß wir ihrer bedurften. Es war die Strafe für unsere Uneinigkeit. Oder wäre ein einiges Deutschland wohl jemals den Franzosen unterlegen, oder wäre es nicht stark genug gewesen, diesen Erbfeind hinter dem Rhein zu halten, und auch wohl hinter der Maas, die bekanntlich erst nach dem Schmalkaldischen Kriege aufhörte ein deutscher Fluß zu sein? Hören wir nun unseren Gewährsmann.

„In jener Zeit stieß man auf eine Unzahl russischer Officiere, welche unter allerlei Vorwänden hinter der Armee zurückblieben, um sich in den Städten und Edelhöfen gütlich zu thun. Sie lebten auf Kosten des Landes und verbrachten ihre Zeit mit Nichtsthun, in Spiel und Völlerei. Während der Feldzüge und bis nach der Eroberung von Paris kamen nur allein durch die einzige Stadt Prag gegen 1800 derlei Individuen. Bis in die kleinste Provinzialstadt herab sprachen sie die Gastfreundschaft der Einwohner, und dies oft in höchst zudringlicher Weise, an. Ganz Deutschland seufzte unter diesem Heer von decorirten und uniformirten Individuen, welche die besten Wohnungen in Beschlag nahmen und sogar ihre Frauen nachkommen ließen, oder mit zweideutigen Personen auf Kosten ihrer Wirthe lebten. Diese Nordländerinnen waren gewöhnlich von einer Männerschaar umgeben, welche behauptete, diesem oder jenem General als Adjutanten, Secretaire, Stallmeister, Kammerdiener u. dgl. anzugehören, und sich unter diesem Titel füttern ließen. Noch mehr! Zu Frankfurt, Freiburg, Basel, überhaupt in allen ansehnlicheren Städten, traf man Frauen russischer Generale, oder solche, die sich wenigstens dafür ausgaben, und ein Gefolge von 12 bis 60 Dienern beiderlei Geschlechts um sich hatten. Sogar Wagen und Pferde, Affen, Papageien und anderes Vieh war mitgekommen. Stabsofficiere und Adjutanten mit ganzen Kosacken-Detachements begleiteten und beschützten diese fahrenden Schönen, welche auf Unkosten ihrer Quartiergeber offene Tafel hielten. Man hatte damals volle Gelegenheit, den deutschen Michel zu bewundern und seine unnachahmliche Geduld zu preisen.“

Wir kehren jetzt zu der alliirten Armee zurück, die, wie gesagt, in dem Gebirgskessel von Töplitz zusammengedrängt war. Die daraus entspringende Noth und Verwirrung war übergroß. Radetzky richtete damals eine Denkschrift an den Fürsten Schwarzenberg, die mit hohem Freimuth, und bei voller Anerkennung der preußischen Leistungen, sich nicht sehr schmeichelhaft über die österreichische Militair-Verwaltung ausspricht.

Indessen sollte sich die Lage bald verbessern. Der Vertrag von Ried sprengte den Rheinbund und die Tage von Leipzig brachen Napoleon's Macht. Radetzky machte diese große Blutarbeit mit, er verlor dabei zwei Pferde unter dem Leibe, und seine Thätigkeit wurde von seinem Souverain durch das Großkreuz des Leopoldsordens anerkannt.

Nun kam es auf eine schnelle Verfolgung dieses herrlichen Sieges an. Allein die Schwierigkeiten waren außerordentlich, und zu den natürlichen Hindernissen kamen die Differenzen, welche im Schooße einer Coalitionsarmee immer so leicht entstehen. Radetzky hatte schon Ende October zwei Denkschriften eingereicht, worin er, wie ihrer Zeit Schàrnhorst und Gneisenau, auf eine kräftige Fortsetzung der Offensive drang. Auch nahm er neben Stein, Wolkonskoy, Wolzogen und Gneisenau an den Berathungen Theil, in welchen man am 24. November den Entschluß faßte, über den Frieden nur in Frankreich, und wo möglich erst in Paris zu verhandeln. So ging man im December über den Rhein, und wenn es gleichwohl auch dann noch nicht an weiteren Verzögerungen fehlte, so trieb Radetzky zum Vorgehen, wie seinerseits Blücher. Natürlich traten in dem Hauptquartiere der Verbündeten die mannigfaltigsten Einflüsse hervor, und es wird vielleicht nicht zu entscheiden sein, wer das meiste Verdienst dabei hatte, daß endlich die allein heilsame Maßregel des rüstig „Vorwärts nach Paris“ zur Geltung kam und zum glücklichen Ziele geführt wurde, daß aber ein Mann wie Radetzky das Seinige dazu beigetragen hat, wird nach seiner Stellung wie nach seinen persönlichen Eigenschaften nicht zu bezweifeln sein. Auch von Preußens König wurde dieses Verdienst nach dem Einzug in Paris durch Verleihung des rothen Adlerordens I. Klasse anerkannt.

Der Pariser Friede führte Radetzky nach Wien. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde er abermals Chef des Generalstabs in der Armee des Fürsten Schwarzenberg, die aber bekanntlich nicht zur Action kam. Zum Rang eines wirklichen Geheimen Raths erhoben, verblieb er noch einige Zeit in dieser Stellung, allein er stieß in Wien auf Widerspruch. Ja, es sah so aus, als wäre er gewissermaßen in Ungnade, d. h. es ging ihm, wie bald darauf so manchem verdienten Mann in Preußen, den man während der reactionären Ermattung bei Seite schob. So wurde er denn im Jahre 1816 als Divisionär nach Oedenburg hin versetzt und zwei Jahre darauf nach Ofen, ad latus des Erzherzogs Ferdinand. Im Jahre 1829 wurde er zum General der Cavallerie ernannt und Commandant von Olmütz. Es war dies ein Ruheposten, und Radetzky selbst gefiel sich in dem Gedanken, den Abend seines Lebens kriegswissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können. Doch wider Erwarten wurde er 1831 an die Spitze der italienischen Armee gestellt.

Das war der Schauplatz seiner Jugend, auf dem er nun die Epoche seines glänzendsten Ruhmes begann.

Mit dem Feuer eines Jünglings widmete sich der bereits dem Greisenalter zugehende Mann der Ausbildung seiner italienischen Armee. Den ganzen Sommer hindurch dauerten die Feldmanöver, und ununterbrochen arbeitete er an einer verbesserten Taktik. Noch immer fehlte es ihm nicht an Widerspruch, aber seine Einrichtungen bewährten sich so sehr, daß sie bald auf die ganze österreichische Armee übertragen wurden. Sie erregten selbst die Aufmerksamkeit aller Militairmächte und führten oft fremde und vornehme Besucher herbei. Er begann die Befestigung von Verona und wollte außerdem Pavia, Lecco und Piacenza befestigen und insbesondere Mailand zu einem großen Waffenplatz umschaffen, konnte aber damit in Wien nicht durchdringen.

Man beförderte ihn im Jahre 1836 zum Feldmarschall, aber man kargte mit dem Gelde und wollte die gefährdete Lage der italienischen Provinzen, wie sie Radetzky in seinen vielen Berichten darstellte, nicht anerkennen. Alles sollte mit kleinen Mittelchen abgethan werden. Es war wieder die Geheimraths-Weisheit, welche ihre verräucherten Bureaux für das allervollkommenste Observatorium halten möchte, von wo aus man die Dinge bei hundert Meilen Entfernung besser erkennen soll, als unmittelbar an der Stelle. Radetzky wurde darüber so erbittert, daß er sein Commando niederlegen wollte. Doch verschaffte ihm die Entwicklung der Dinge bald genug die Satisfaction, daß sich sein Blick für politische Verhältnisse ganz eben so richtig erwies, wie für strategische, und daß er im Momente der Gefahr sogar der allerbeste Diplomat war. So trafen ihn die Ereignisse des Jahres 1848 nicht unvorbereitet, nur freilich nicht mit den erforderlichen Mitteln ausgestattet.

Der Aufstand von Mailand am 17. März nöthigte ihn nach fünftägigem Kampfe zum Rückzug auf Verona. Konnte er doch im Ganzen nur über 55,000 Mann verfügen, und was war das bei dem Aufstand eines so volkreichen Landes, den gegen 80,000 Piemontesen unterstützten. Allein schon am 6. Mai siegte er bei Verona.

Man war damals in Wien geneigt, Italien bis an die Etsch aufzugeben, zu welchem Ende Radetzky einen Waffenstillstand schließen und mit den Piemontesen unterhandeln sollte. Aber an Radetzky's Festigkeit scheiterte dieser Plan. Nach dem Siege von Custoza dachte Niemand mehr daran, und schon am 6. August hielt der Marschall seinen Einzug in Mailand. Die ganze Lombardei war wieder gewonnen, die Piemontesen zogen hinter den Ticino und bald darauf schloß man Waffenstillstand.

Inzwischen mußte Venedig blokirt werden. Die Piemontesen rüsteten während des Winters und kündigten am 16. März 1849 den Waffenstillstand. Sofort überschritt Radetzky die Grenze, und schon am 26. desselben Monats wurde der Sardenkönig bei Novara aufs Haupt geschlagen, gerade an demselben Tage, an welchem er ein Jahr vorher sein Kriegsmanifest erlassen hatte. Ganz Mittelitalien wurde darauf

pacificirt, und am 25. August capitulirte auch Venedig. So schnell endigte die Turiner Prahlerei, und so wenig vermochte das junge Italien gegen den alten Radetzky.

Diese Schlacht von Novara machte einen außerordentlichen Eindruck in ganz Europa. Natürlich fehlte es da nicht an Ehrenbezeugungen aller Art für den Sieger. Sein Kaiser schmückte ihn mit dem goldnen Vließ, Preußens König mit dem schwarzen Adlerorden in Brillanten. Auch erhielt er unter anderen eine Adresse von dem preußischen Garde-Corps, an deren Spitze der Name Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen steht.

Nun wollte es sich der alte Held nicht versagen, seinem Kriegsherrn persönlichen Rapport zu erstatten. Er ging im September nach Wien, wo man ihm einen Empfang bereitete, wie er sich für den Retter der Monarchie geziemte. Aber nicht lange konnte er die Last der Glückwünsche und Besuche ertragen, er sehnte sich nach seiner Armee, wie nach der italienischen Luft, an die er seit lange gewöhnt war und die seinem Alter wohlthat. So kehrte er denn zurück, um als General-Civil- und Militairgouverneur die wiedergewonnenen italienischen Provinzen zu regieren, bis ihm dieses Amt zu schwer wurde und er im Februar 1857 die ersehnte Entlassung erhielt, um bald darauf in die ewige Ruhe einzugehen.

In seinem bisherigen Leben kaum jemals von einer Krankheit befallen, hatte er in Verona das Unglück, im Zimmer auszugleiten und sich dabei einen Oberschenkelbeinhals zu brechen. Bei seinem hohen Alter war dieser Knochenbruch unheilbar, so daß er den Rest seiner Tage in Schienen verleben mußte. Doch fühlte er sich nach einigen Monaten im Uebrigen wieder gesund und konnte nach Mailand übersiedeln, wo er den Winter zu verleben gewohnt war. Dort machte er noch täglich Spazierfahrten und wohnte noch am 10. December einer großen Parade bei. Aber Ende dieses Monats wurde er krank, seine Kräfte entschwanden schnell, und am 5. Januar 1858 hauchte er seinen Geist aus.

Welchen Eindruck die Todesnachricht machte und welche Theilnahme die Todtenfeier in Wien fand, wird unsern Lesern noch erinnerlich sein. Die Leiche wurde nach dem Wunsch des Verewigten in einem Mausoleum in dem Park von Wetzdorf, einem kleinen Orte in Niederösterreich, beigesetzt, wo er an der Seite seines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Feldmarschalls v. Wimpffen ruht.

Radetzky starb in einem Alter von 91 Jahren und 2 Monaten. Er hat 72 Jahre und 7 Monate in der Armee gestanden und 5 Kaisern gedient, war sieben Mal blessirt und hatte 9 Pferde unter dem Leibe verloren. „Sein eisenfester Körper hatte von Kriegsfatiguen nicht gelitten, und sogar ein schwerer Leistenbruch, mit dem er sich seit 50 Jahren trug, hinderte ihn nicht im geringsten beim Reiten. Erst nahe den

Neunzigern beschlich ihn eine gewisse Hinfälligkeit des Alters. Er war von kleiner sehr gedrungener Statur, seine Gesichtsfarbe gesund, sein blaues Auge klar, sein Blick klug und freundlich, seine Bewegungen lebhaft wie seine Rede und sein Gang. Von den feinsten Formen und einer an Schlauheit grenzenden Gewandtheit im Umgang hatte er für Jeden ein verbindliches Wort und entfaltete eine schon im ersten Moment gewinnende Urbanität." Seinen Charakter hat Deinhardstein in folgenden Strophen geschildert:

Für Recht und Pflicht das Schwert gezückt,
Den Blick zum Himmel unverrückt,
Beschützend mit der Heldenhand
Den Kaiser und das Vaterland;
Das Herz an Menschenliebe reich
Ein Kriegs- und Friedensfürst zugleich;
Im Handeln stark, im Strafen mild,
Das ist — Radetzky's Lebensbild.

Die Krisis von 1857 in England.

II. Die Ursachen der Krisis.

London, Anfang Juli.

Sowohl die Gegner der Bank von England, d. h. diejenigen, die principiell die unbedingte Bankfreiheit befürworten und daher gegen die Bank von England, soweit dieselbe gewisser Privilegien genießt, eifern, als auch diejenigen, welche, dem entgegengesetzten Extreme huldigend, einer solchen Central-Bank, wie die Bank von England ist, den Beruf oder die Rolle eines Regulators des Geldmarktes zuweisen — in dem Sinne, daß sie den Werth des Geldes nach der jezeitigen Conjunctur zu bestimmen, bei obwaltendem Ueberflusse des Geldes eine entsprechende Restrictivkraft und Einwirkung zu üben habe, und vice versa ꝛc., und hierdurch derartigen Finanzkrisen vorbeuge — ermangelten nicht, die Schuld der Krise mehr oder weniger der Bank von England — abgesehen selbst von der beschränkenden Clausel — zuzuwälzen. Dieser Vorwurf war jedoch in keiner Weise begründet. Denn so weit es überhaupt einerseits in dem Berufe, andererseits der Macht eines einzelnen, wenn auch bevorrechtigten Bank-Institutes liegt, einer Krisis vorzubeugen, bez. sie zu mildern, ist dies Seitens der Bank von England unzweifelhaft geschehen. Am 5. September hatte die Bank in der Bank-Abtheilung an Privat-Securitäten 18,351,990 Pfund Sterling; am 18. November dagegen 30,299,270 Pfund Sterl.; der Reservefond (Noten und Baarbestand) war dagegen von 6,791,473 Pfd. Sterl. am

5. September auf 1,552,686 Pfd. Sterl. am 18. November gesunken; am 4. November hatte die Bank aus ihren Koffern 2 Millionen Pfund Sterling nach Schottland und Irland expedirt, und im Laufe der nächstfolgenden Woche verminderten sich ihre Baarvorräthe um nicht weniger als 3½ Mill. Lstr.; vom 9. bis zum 12. November allein discontirte sie Wechsel im Betrage von 5 Mill. Lstr., und an letzterem Tage streckte sie einem einzigen Hause 750,000 Lstr. baares Geld vor, so zwar, daß in diesen Tagen ihre eigenen Baarvorräthe auf 581,000 Lstr. sanken; an diesem einen Tage discontirte sie 2¼ Mill. Lstr. Wechsel. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß, so weit sie vermochte, sie dem bedrängten Handelsstande durch Discontirung von Wechseln und Baarvorschüsse gegen Sicherheit die wirksamste Unterstützung gewährte. Freilich ist es wahr, daß sie einen beträchtlichen Theil der Wechsel discontiren mußte, nämlich diejenigen Wechsel, die zu diesem Behufe von den Joint-Stock- und Privatbanken von London ihr präsentirt wurden; denn diese Letzteren hatten sehr belangreiche Depositen bei der Bank von England (damals 7,800,000 Lstr.), und was sie daher nicht von Pontius, das würden sie von Pilatus erlangt haben. Doch auch im Allgemeinen wies die Bank keine Wechsel zurück, die den Namen achtbarer Häuser trugen. Ein Glück war es übrigens, daß die Londoner Joint-Stock-Banken eines so guten und allgemeinen Vertrauens genossen — denn bei dem ungeheuren Betrage von Depositen (gegen 40 Mill. Lstr.) läßt sich gar nicht ermessen, welches Unheil in finanzieller Beziehung durch einen plötzlichen allgemeinen Andrang zu deren Zurücknahme erwachsen wäre.

Die unmittelbare Folge der Krisis war außer jenen Suspensionen und Fallimenten ein ganz außerordentliches Sinken der Effecten sowohl, wie der Waarenpreise. Die Entwerthung der Consols vom September zum October betrug 4 pCt.; im Januar aber waren sie von diesem niedrigsten Stande um 10 pCt. höher gegangen; ausländische Effecten fielen durchschnittlich um 2 bis 8 pCt.; Eisenbahn-Actien fluctuirten von 5 bis 20 pCt. abwärts, doch war für diese die Entwerthung schnell vorübergehend und sie hoben sich bald wieder auf ihren früheren Durchschnittsstand, ja manche sind seitdem beträchtlich höher gegangen als je zuvor. Allgemeiner und nachhaltiger aber war die Entwerthung der Rohartikel. Nach einer Aufstellung des „Economist“ waren die Durchschnittspreise vom 4. September am 4. December um folgende Procente gefallen: Asche 16½, Cacao 10½, Caffee, Jamaica- 12, Ceylon 16, Brasilo 23, Baumwolle 33, Felle 37½, und 30½, Oel, Palm- 14, Lein- 27, Reis 26, Sago 12½, Salpeter 26, Seide 31, Zucker, Colonial- 22, Bengal- 21, Bahia 27½, Talg 18, Thee 15¾, Terpentin 17½, Wolle 15½.

Die einzigen Artikel allgemeinerer Consumtion, deren Preise sich behaupteten, waren Farbestoffe, Flachs, Hanf, Indigo, Theer und Bauholz.

In ähnlichem Verhältniß fielen die Preise der Manufacte, insbesondere Garn, je nach der Qualität, um 20 bis 30 pCt., und Tuche 20 bis 24 pCt. schottisches Roheisen fiel von 83 Schill. pro Tonne im Juni auf 48 Schill. im December.

Nach dieser allgemeinen Darstellung der Krisis gehen wir nunmehr auf die Besprechung ihrer Ursachen ein.

Zunächst ist zu constatiren, daß, wenn zwar die Rückwirkung der amerikanischen Krisis die Krisis in England unmittelbar hervorgerufen und zum Ausbruch gebracht, doch die inneren Ursachen beider Krisen durchaus nicht dieselben sind. Die Ursache der Krisis in den Vereinigten Staaten war, wenn nicht ausschließlich, doch sehr überwiegend, wie der Präsident in seiner letzten Botschaft ausdrücklich und sehr bestimmt sich aussprach, „das extravagante und verderbliche System der Papier-Currency und der Bank-Credite, welches das Publicum zu wilden Speculationen in den Fonds und zum Börsenspiele verleitet und dazu Anlaß giebt." Von mancher Seite wird zwar in Bezug auf diese Proposition behauptet — und, wie es scheint, nicht mit Unrecht —, daß die Ursache weniger in dem Systeme an sich, als vielmehr in dem Mißbrauche gelegen habe oder liege, der unter und bei dem in Amerika herrschenden Systeme getrieben wird, und zum Beweise führt man an, daß, während die Noten der Banken in Pennsylvanien, Maryland, Virginien und Rhode Island (es suspendirten 150 Banken in diesen 4 Staaten) um 10 bis 80 pCt. sich entwertheten, und Geld (Species) 10 bis 12 pCt. über Pari stieg, die Noten der Banken in New-York selbst im Höhepunkte der Krisis — als 18 Banken gefallen waren und die andern 33 ihre Thore schlossen — fast ohne alle Entwerthung nach wie vor circulirten, da das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit dieser Banken nicht erschüttert ward. Jedoch kommt das im Grunde auf eins heraus, denn überhaupt nicht der Credit, sondern eben der Mißbrauch, der da, wo keine gesetzliche Schranke besteht, so leicht damit getrieben wird, ist „der Grund alles Uebels"; und gegen diesen ist daher Vorkehr zu treffen. Daß jenes Vertrauen bei den letzteren Banken fortdauernd obwaltete, ungeachtet des zeitweiligen Sturmlaufens, war eben nur eine Folge der Vorsicht, mit welcher diese Banken verwaltet werden und die im Publicum wohl bekannt war, während doch die Bankgesetzgebung im Wesentlichen hier dieselbe war, wie dort. Ueberhaupt aber ist das sogenannte Currency-System an und für sich kein entscheidender Factor in der Erzeugung von Finanz- und Handelskrisen, da solche vielmehr unter jedem Systeme eintreten können, wie ja eben jetzt die Vereinigten Staaten, England und Hamburg, ungeachtet der Grundverschiedenheit des Münz- und Papiergeld-Systems dieser Staaten, gleichzeitig von der Krisis heimgesucht wurden. Gewiß nun waren derartige „wilde Speculationen und Börsenspiele" in jenem obigen Sinne keine der Ursachen der Krisis in England und konnten sie nicht sein, da das englische

Currency-System, das nur eine gesetzlich beschränkte Notenemission kennt, sich hierzu gar nicht eignet. In England lag die Ursache vielmehr zunächst in dem Geschäfts-System, das in den letzteren Jahren Platz gegriffen und sich gewissermaßen als allgemeinere Handelsusance im Import- und Exportgeschäfte ausgebildet hat und in der außerordentlichen Entwickelung des britischen Handels begründet ist. Diese Ursache ist daher eine weit allgemeinere und weit verbreitetere, als jene in den Vereinigten Staaten, wenn sie andererseits allerdings nicht so moralisch verderblich und verwerflich ist, wie Letztere. Ohnehin kann solch System für England niemals so verderblich werden, wie für einen territorial beschränkteren Staat, wo dasselbe etwa ebenfalls obwalten sollte, wie z. B. in Hamburg: denn in England sind die betreffenden Interessen, so umfangreich sie seien, doch immer noch nur gering im Verhältniß zu den Total-Handels-Interessen (selbst die anderweiten Interessen ganz außer Erwägung gelassen) des Landes, wogegen in Hamburg, wo der Ein- und Ausfuhrhandel doch im eigentlichen Sinne die Gesammtinteressen des Staates constituirt und gewissermaßen identisch ist mit der Existenz desselben, eine Krisis weit erschütternder und nachtheiliger für das Ganze wirken muß — denn hier beruht das ganze staatliche und wirthschaftliche Gebäude eben auf diesem Geschäfts- und Credit-Systeme, und ist dieses hohl, so ist es auch jenes und dem Einsturze fortwährend ausgesetzt. Ohnehin wird in England, so groß auch die Zahl der Fallimente während einer Krisis sei, diese Zahl doch immer nur gering sein im Verhältniß zu der Gesammtzahl der Handelshäuser in demselben Handelszweige.

Die Ausfuhr von britischen Producten und Manufacten ist im letzten Decennium, wie bereits erwähnt, in der erstaunlichen Progression von 100 Procent im Werthe gestiegen, von 58,750,000 L. in 1848 auf über 122 Mill. in 1857. Gleichzeitig hat sich die Einfuhr, resp. Wieder-Ausfuhr fremder Producte, zwar nicht in gleichem, doch immerhin äußerst beträchtlichem Verhältnisse von Jahr zu Jahr vermehrt. Dieser unerhörte Aufschwung der Industrie und des Handels erklärt sich zum Theil durch mehrfache besondere und theilweise außerordentliche Zeitumstände, die ihn hervorriefen und selbst nothwendig machten: in erster Linie die neueren Goldentdeckungen und die hierdurch und durch andere wohlbekannte Verhältnisse — Mißernten, politische Ereignisse rc. — veranlaßte Auswanderung; demnächst die Vermehrung der Bevölkerung in allen europäischen Ländern, Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes und in Folge dessen größere Consumtion rc. In letzterer Beziehung ist übrigens die auffallende Thatsache constatirt worden, daß der innere Consum in England im Allgemeinen bei Weitem nicht in dem Maße sich vermehrt hat, wie es in der Regel vorausgesetzt wird und wie die größere Einfuhr es vermuthen läßt, wenn auch die eigentlichen Verzehrungsartikel, wie Getreide, Thee, Zucker u. dergl., allerdings ein bedeutendes

Plus ergeben; doch in Gegenständen anderer Gattung, wie u. A. textile Stoffe, hat die Vermehrung nicht in gleichem Maße und dem Bevölkerungszuwachs entsprechend zugenommen, ja rücksichtlich einiger hat sogar trotz Vermehrung der Bevölkerung eine absolute Verminderung stattgehabt: — während z. B. die Ausfuhr von baumwollen Garn und Artikeln dem declarirten Werthe nach von 23,339,000 Pfd. St. in 1848 auf 39,112,913 Pfd. St. in 1857 gestiegen war, ist der Schätzung eines angesehenen Manchester Hauses zufolge der innere Consum von 21,537,000 Pfd. St. in 1848 auf 17,100,000 Pfd. St. in 1857 gefallen — eine Thatsache, die in Bezug auf die Zukunft dieses für England so allwichtigen Gewerbezweiges insofern einigermaßen unerfreulich erscheinen muß, als die Hauptstütze einer Industrie doch immer der innere Verbrauch ist, die Ausfuhr dagegen, zumal wenn sie mehr oder weniger künstlich hinaufgeschroben ist, größeren oder geringeren Rück- und Wechselfällen ausgesetzt ist. Es erscheint hiernach um so erklärlicher, daß England, in der Voraussicht, es möchte früher oder später eine derartige England ungünstige Reaction statthaben, so eifrig auf Erlangung neuer Absatzgebiete hinarbeitet, namentlich solcher, die, wenn einmal eröffnet, eine lange Zukunft in Aussicht stellen, wie China und die andern ostasiatischen Ländercomplexe, die in der That fast das einzige noch nicht eröffnete Feld von Bedeutung auf der ganzen Erde für England in dieser Beziehung sind. Wenn nun jene angedeuteten Zeitumstände einen hohen Aufschwung des britischen Handels nothwendig zur Folge haben mußten, so haben doch die letzten Ereignisse herausgestellt, daß Vieles von diesem so außerordentlichen Aufschwunge künstlich erzeugt war, indem die legitimen, durch jene äußeren Umstände bedingten Grenzen in Ein- und Ausfuhr überschritten wurden, und überhaupt, was speciell die Einfuhr betrifft, vielfach ein Geschäftssystem Statt gegriffen hatte, das sich eben als völlig ungesund erwiesen hat. Und hier kommen wir zu einer der Wurzeln des Uebels.

Zum Theil aus Anlaß und in Folge des höheren Aufschwunges zunächst der Ausfuhr britischer Manufacte, zum Theil aber auch, um demselben Vorschub zu leisten, ihn gleichsam „von innen heraus“ zu heben, wurden von Fabrikanten gewisse sogenannte „Geschäftserleichterungen“ eingeführt, die allmälig mehr und mehr in Annahme kamen und zuletzt zu einem allgemeineren Systeme sich gestalteten. Zunächst war dies der Modus Seitens der Fabrikanten, ihre Manufacte für eigene Rechnung an sogenannte foreign trade-Häuser (Exporthäuser) in den Verschiffungshäfen zu consigniren, und von diesen fanden wieder Consignationen an ihre Agenten in überseeischen Plätzen Statt — auf Gefahr zur Hälfte der Fabrikanten und zur anderen Hälfte der Handelshäuser: in dieser Weise erzielte der Fabrikant einen schnelleren Absatz eines Theiles seiner Waare, und unterwarf sich in Betreff des Absatzes des anderen Theiles den eintretenden Conjuncturen des Marktes, wäh-

rend das Verschiffungshaus, der unmittelbare Verkäufer, eine sogenannte Commission oder Provision erhielt. Hierdurch aber war die Versuchung sehr nahe gelegt, eine größtmöglichste Quantität von Waaren nach außerhalb zu consigniren, ohne Rücksicht auf die dortigen Bedürfnisse und Handelsconjuncturen, daher ohne jegliche sichere Bürgschaft eines entsprechend schnellen und ersprießlichen Absatzes. In dieser Weise suchte einerseits der Fabrikant, in Erwartung eines ausgedehnteren Absatzes, möglichst viel zu fabriciren, und andererseits der Verschiffer möglichst viel zu exportiren, d. h. zu consigniren, — die Folge war eine Ueberproduction und eine Ueberexportation: die auswärtigen Märkte wurden bald überfüllt, der Absatz stockte und die Consignatärs sahen sich oft genöthigt, ihre Waare zu jedem Preise abzuschlagen, um nur einige „Fonds" zu erlangen. Man weiß, wie oft die Klagen über diese „Ueberfüllung" von Australien und Amerika herübertönten. Welche Folgen nun ein solcher en bloc-Verkauf unter dem Kostenpreise für die Exporteure und in nothwendiger Rückwirkung für die Fabrikanten haben muß, springt in die Augen. — Die Exporteure, denen die erwarteten Gelder für consignirte Waare ausbleiben, falliren, wenn sie nicht hinreichendes eigenes Capital besitzen, um sich „gedulden" oder Verluste dieser Art ertragen zu können: gerade aber die letzte Krisis hat herausgestellt, daß viele Exporthäuser ganz außer allem Verhältniß mit ihren Mitteln exportirten, in der Hoffnung nur, daß ihre „Gelder" von außerhalb in gehöriger Zeit regelmäßig und in fruchtbringender Weise eingehen würden. Bei der fast beständigen Ueberfüllung der Märkte ist aber überhaupt bei diesem Systeme vergleichsweise nur selten ein ergiebiger Preis zu erzielen und günstigsten Falls der Verdienst nur gering.

Dasselbe System, mutatis mutandis, waltete im Einfuhrhandel ob. Es ist die wohlbekannte Praxis, auswärtige Producte gegen Wechselaccepte zu consigniren und auch die Käufe zu postdatiren mit einem Credite von durchschnittlich 6 Monaten. Diese Praxis führt oft zu ungeheurer Anhäufung solcher Artikel in den europäischen Märkten Seitens der Importeure. Tritt nun eine ungünstige Conjunction des Marktes ein, so sehen sich Letztere, wenn sie kein eigenes Capital besitzen, zu den nachtheiligsten Verkäufen genöthigt, zum eigenen Schaden und dem ihrer Committenten. Dies war der Fall in der letzten Krisis, doch weit weniger in England als in Hamburg. Es muß anerkannt werden, daß, so zahlreich auch die derartigen Fallite in England waren, im Allgemeinen der Importhandel in den letzteren Jahren in England sehr solide gewesen ist.

Demnächst waltet noch eine andere Praxis ob, die schlimmste von allen: — die Praxis derjenigen, und diese sind sehr zahlreich, die in Ermangelung jeglichen Capitals dasselbe durch die Creirung fictiver Wechsel zu ersetzen suchen, welcher Praxis man wenigstens nicht absprechen kann, daß sie sehr ingeniös ist. Dies System wird wie folgt

beschrieben: Das „Exporthaus“ wünscht diesen oder jenen Artikel in bedeutender Quantität nach auswärts zu versenden, wo sich eine günstige Aussicht des Absatzes bietet oder zu bieten scheint; aber gänzlich ohne eigene Mittel, sucht es sich die nöthigen Fonds zum Ankauf der Waaren bei einem Banquier zu verschaffen. Und dies geschah ohne besondere Schwierigkeit in folgender Art. Der Ladeschein wird dem Banquier, mit dessen Gelde die Waare gekauft ist, behändigt, und dieser sendet denselben an seinen Correspondenten an dem betreffenden Orte; die Waare ist an denjenigen adressirt, der im Besitze des Ladescheins ist, d. h. den Correspondenten des Banquiers; der Verkauf geschieht durch Vermittelung dieses Letzteren, der den Ertrag an den Banquier einsendet, und dieser behält das dem Exporteur geliehene Geld nebst Zinsen, Provision &c. zurück und stellt den Restbetrag dem Exporteur zu, in dessen Namen der Versand stattgehabt. Diese Transaction wird durch einen vom Banquier auf den Exporteur gezogenen Wechsel repräsentirt, unter dem Verständniß, daß der Wechsel erst nach Eingang der Verkaufsgelder zahlbar sein solle; da der Wechsel auf eine bestimmte Zeit lautet, so wird er event. erneuert oder verlängert, und auf jede Erneuerung berechnet der Banquier eine neue Commission, die in der Regel sehr beträchtlich wird, da das fragliche Geld oft erst nach 12 oder 18 Monaten eingeht. Anfänglich erwies sich dies System sehr ersprießlich für alle Theile: die Waare wurde in der Regel mit Gewinn verkauft, und der Banquier lief kein großes Risico, für seine Vorschüsse nicht gedeckt zu werden. Dieser günstige Erfolg bewog nun die Banquiers, von der anfänglichen Strenge in Behändigung des Ladescheins und Verkauf der Waare durch ihre eigenen Correspondenten abzulassen, und allmälig gestaltete sich die Verfahrungsweise um: — anstatt des Vorschusses an baarem Gelde Seitens des Banquiers wurden vom Exporteur Wechsel zum betreffenden Betrage auf dritte Theile gezogen, welche Wechsel die Banquiers discontirten (unter den obigen Bedingungen der Commission &c.): die Geschäfte erhielten einen neuen Schwung, und der Exporteur, der viel exportirte und hohe Wechsel ausstellte, schien ein wohlhabender Mann. Man sah, daß er ausgedehnte Geschäfte machte, und sein Credit dehnte sich daher auch nach anderen Seiten immer mehr aus, wodurch er sich in vielen Fällen zuletzt von dem Banquier, seinem ursprünglichen Creditgeber, „unabhängig“ machte; dieser selbst mochte glauben, daß er ein reicher Mann geworden sei, und zuweilen konnte das allerdings der Fall sein. In diesem Glauben war alsdann sein Wunsch und sein Streben, sich einen so „kostbaren“ Kunden zu erhalten, und er gewährte ihm daher Credit auf Credit, oft ohne alle substantielle Securität. Dies war das sogenannte „Accommodations-System“. Allein es ereignete sich andererseits, daß diese Ex- oder Importeure keines so unbedingten Vertrauens genossen und der Banquier Securität verlangte, sei es auch nur durch

einen acceptirten Wechsel. Aber auf wen ziehen? — Doch hierfür fand sich Rath. Eine Person war bald gefunden, die ohne alles Risico, da in der That der ganze Wechsel fictiv war, gegen eine „Vergütung" ihren Namen auf den Wechsel niederschrieb, als eine „Diensterweisung", wie diese Wechsel denn auch den Namen Accommodations-Wechsel erhielten; von welcher Höhe der Wechsel sein mochte, darauf kam es natürlich nicht an — und der Credit, das Capital war fertig. Dies System hatte weit mehr und weit allgemeiner um sich gegriffen, als man voraussetzen möchte, und als man vor der letzten Krisis überhaupt selbst an den „eingeweihteren" Orten davon Kenntniß hatte. So fanden auch mittels der Dock-Warrants, Magazin-Warrants und Ladescheine Käufe auf Speculation von importirten Artikeln statt, indem der Käufer einige Procente des Kaufbetrages deponirte und der Banquier den Rest vorschoß. Unter Anderm soll es regelmäßiger Gebrauch einer Klasse von Metall-Mäklern in Glasgow gewesen sein, durch schriftlichen Contract von Hüttenbesitzern auf Lieferung eines gewissen Quantums von Eisen ꝛc. und bis zu einer gewissen Zeit zu stipuliren; diese promissorischen Noten, welche noch gar keinen realen Werth repräsentirten, dienten dazu, sich Anleihen von Banquiers zu verschaffen, wodurch die Speculanten sich oft in Besitz bedeutender Capitalien setzten und dann die Preise des Eisens nach Belieben und ganz übermäßig in die Höhe trieben. Dies war der Grund der exorbitanten Preise des pig-Eisens im vergangenen Sommer; kein Wunder daher, daß es von 82 Sh. pr. Tonne im Juni bei Eintritt des Geldmangels im November und December plötzlich auf 48 Sh. fiel. Dies war auch der Grund der Fallimente in den Eisen- und Kohlendistricten, in Folge der Insolvenz der Wolverhampton-Bank: die Passivmasse dieser Firmen betrug über 1 Mill. Pfd. St. In welcher unverantwortlichen Weise die Banken zu solchen Speculationen sich hergaben, und im Grunde sie möglich machten, erhellt aus der einen Thatsache, daß die Northumberland-Bank, welche fallirt hat, an zwei Firmen allein 1,500,000 Pfd. St. vorgeschossen hatte. — Ein solches in solchem Umfange betriebenes und nicht nur von einflußreichen Mäklern, sondern auch einigen wohlhabenden Banken unterstütztes und genährtes System konnte nun demnächst auch dahin wirken, die Preise allgemein in die Höhe zu treiben und auf dieser künstlichen Höhe zu erhalten; und da es für die Betheiligten durchaus nöthig war, diese speculativen Operationen fortzusetzen, da ein Stillstand meistens augenblicklicher Ruin gewesen sein würde, so mußte oft, bei ungünstiger Conjunctur des Marktes, mit Verlust verkauft werden; ohnehin waren die Gewinne selbst bei günstigsten Verhältnissen selten bedeutend, da die Unkosten — die von den Banken und anderen Mittel-Personen berechneten Commissionen ꝛc. — eine unverhältnißmäßige Höhe erreichten und den größeren Theil des erzielten Verkaufspreises absorbirten, so hoch dieser Letztere auch sein mochte. Um die häufigen Verluste zu decken, wurden immer neue und

neue Operationen gemacht, und ev. zu jedem Preise verkauft, um nur Geld zu erlangen, wodurch die häufigen und heftigen Schwankungen der Preise sich erklären; Accommodations-Wechsel wurden nach Belieben zwischen den verschiedenen Betheiligten „ausgewechselt" und ein ungeheures Schwindelgeschäft betrieben — der erste ernstere Anstoß von Außen mußte dies fictive Gebäude daher zusammenstoßen und in Nichts auflösen, zum Ruine derer, die, durch den Schein verlockt, im Vertrauen auf die Realität und Reellität des Unternehmens ihr Geld hergegeben hatten, d. h. in letzter Instanz der Actionaire der Banken und ihrer Gläubiger. Diesen Anstoß gab die amerikanische Krisis. Zum Beweise, wie und in welchem Maße diese „Geschäfte" ohne angemessene, und in vielen Fällen ohne alle eigenen Mittel betrieben wurden, genügt es, die „Rechnungsabschlüsse" der falliten Firmen durchzugehen; es würde zu weit führen, hier die Zahlen anführen zu wollen; ein Haus z. B. hatte ein ursprüngliches „Capital" von 381 Pfd. St., was nominell auf 3000 Pfd. St. stieg: Deficit 80,000 Pfd. St., und Accepte im Betrage von 150,000 Pfd. St. Ein anderes: Capital 2000 Pfd. St.; Verlust im „Geschäft" 110,000 Pfd. St., und schuldet der Liverpool-Borough-Bank allein noch 52,702 Pfd. St.; ein anderes: schuldet 190,000 Pfd. St. und zahlte 10 pCt.; der Gerichtshof rügte in ernster Weise, daß das Haus mit einem Capitale von 4000 Pfd. St. im letzten Jahre „Geschäfte" im Betrage von 1,000,000 Pfd. St. gemacht hatte; ein anderes Haus hatte mit einem Capitale von 4400 Pfd. St. Geschäfte im Umfange von 417,000 Pfd. St. gemacht und für Discontirungen 10,000 Pfd. St. gezahlt; und so fort.

Aus der Berliner Universität.

Die Brüder Grimm.

Es herrscht eine eigenthümliche Verwirklichung des „Siehe wie fein und lieblich" (Ps. 133) in unserem wissenschaftlichen und literarischen Leben. Mehr denn einmal werden zwei große Männer durch Freundschaft gleichsam zu Brüdern, und mehr denn einmal — sonst ein fast eben so seltener Fall in den Höhen der Wissenschaft und Kunst, wo die Lüfte meist kalt und eisig wehen und die Adler einsam horsten sollen — sehen wir leibliche Brüder durch gemeinsames geistiges Streben zu der innigsten und geläutertsten Freundschaft sich verbinden. In unserem Jahrhundert sind vor Allen die Brüder Grimm die Dioskuren, deren Namen fast nie getrennt genannt werden, so oft sie auch deutsche Zunge nennen mag.

Obgleich Beide, Jacob wie Wilhelm, nur der Königl. Akademie angehören und keiner von ihnen gegenwärtig an der Universität liest, so stehen sie doch zu letzterer in zu enger Beziehung und sind zu sehr der Stolz unserer Wissenschaft, als daß wir nicht, nachdem wir auf unserer Wanderung durch die Hörsäle der Universität vergebens nach ihnen ausgeschaut, eine Sehnsucht empfänden, von ihnen etwas zu sehen und zu hören. Aber, was jener Schweizer Student im Schwarzen Bären zu Jena dem ihm unbekannten, stattlichen Rittersmann, der sich hernach als Dr. Martin Luther auswies, vom Erasmus sagte: „Mein Herr, er ist wohl da in Basel; was er aber thue, ist jedermann unwissend und verborgen, denn er hält sich gar still und heimlich," das müßten beinahe auch wir sagen, wenn man uns draußen nach Jacob oder Wilhelm Grimm fragte. Nur, wenn wir in dem schneidenden Ostwind des vorigen Winters bei Moritzhof längs dem Canal hin unseren Nachmittagsspaziergang machten, begegneten wir wohl einigemal einem kleinen Mann mit feinem, aber scharfgeschnitten und energisch männlichem Gesicht, dem die langen weißen Locken im Winde flogen, und dem trotz des deutschen Kragens und des verschmähten Halstuches die Kälte nicht sonderlich lästig schien. Meist ging er allein, sinnend und in Gedanken vertieft. „Das ist Jacob Grimm," flüsterte dann wohl einer von uns dem andern zu, aber es bedurfte kaum des Hinweises: Züge und Tracht waren zu charakteristisch und mahnten mich zu deutlich an das Bild, das ich einst mit den ersten Lieferungen des Deutschen Wörterbuchs als Zugabe bekam, und das seit der Zeit unter die Schutzheiligen meines Arbeitstisches versetzt, auch jetzt, während ich schreibe, auf meine Bücher und Papiere schaut. Den jüngeren Bruder, Wilhelm, mit den weicheren und gutmüthigeren Zügen, sah man selten ihm, wie im Bilde, zur Seite. War er leidend? oder arbeitete er daheim an den Buchstaben des Wörterbuches, die in der brüderlichen Vertheilung ihm zugefallen und bei denen, wenn wir nicht irren, nun schon seit länger denn Jahresfrist die Lieferungen zu stocken anfingen?*) Wir wußten es nicht, aber wünschten herzlich das Letztere.

Spricht man von den Verdiensten der beiden Grimm, besonders Jacob's, um unsere deutsche Sprache — so geht es der großen Masse unseres gebildeten Publicums mit ihm ähnlich, wie es ihr mit Klopstock unter den Dichtern geht: jedermann hat Respect, ja fast eine heilige Scheu, auch nur einen leisen Tadel auszusprechen — aber jedermann außer den Geweihten der Wissenschaft scheut sich auch, viel mit ihm zu thun zu haben. Seine deutsche Mythologie ist kein angenehmes Unterhaltungsbuch, in dem es sich etwa gemüthlich von nordischen Ungeheuern und Abenteuern lesen ließe — wer solche Dinge unterhaltend und ohne sonderliche Mühe kennen lernen will, der muß sich an Simrock wenden

*) In diesen Tagen ist nach langer Pause endlich wieder eine Lieferung erschienen.

— sondern sie will studirt sein; seine Geschichte der deutschen Sprache ist das schwerste Geschichtsbuch, das existirt, und möchte denjenigen durch den Titel übel berückt haben, der in ihm eine schöne, elegante Darstellung der Sprach-Epochen und Entwickelungs-Perioden bis zur Gegenwart herab suchen wollte. In allen diesen Werken schreckt die Gelehrsamkeit und der strenge, rein wissenschaftliche Charakter jeden oberflächlichen Leser von vornherein ab. Ja auch da, wo Jacob Grimm sich herbeiläßt, zum großen Publicum zu reden, ist seine Weise fast ebenso wenig anziehend, wie sein Styl classisch. Denn erstere hat einen scharfen, herrschenden Ton, dessen dictatorischer Zorn über den Widersprechenden mit schneidender Schärfe ergeht: letztere ist kaum frei von Manier zu nennen; an die langen Sätze mit dem vorgeschobenen Prädicat z. B. sind wir seit Lessing's Deutsch nicht mehr gewöhnt, und ich weiß auch kaum, ob sie vorher ein deutsches Ohr willig ertrug. Viel eigenthümlicher noch und fast komisch steht die große Masse derjenigen „Gebildeten" zu Jacob Grimm, die nie eins seiner wissenschaftlichen Bücher zur Hand genommen; ich glaube, diese sehen in ihm meist den Dämon, der die gemüthliche spießbürgerliche Orthographie in heillose Verwirrung setzt. Bei dem Namen Grimm fallen ihnen lateinisch gesetzte Bücher ein, in denen alle „Hauptwörter" klein gedruckt sind, in denen das vertraulich langathmige h nicht in jedem Worte zu Besuch einkehrt, und so mit der ausbleibenden Langweiligkeit (wir armen Sterblichen wollen ja nun einmal gelangweilt sein) eine unausfüllbare Leere zurückläßt; Bücher, in denen ein wunderlicher Buchstab, ähnlich dem griechischen β, das alte, seit Gottsched und Adelung so wohl constituirte ſſ aus Wörtern verdrängt, die es längst als unbestrittene Domänen gepachtet zu haben schien: kurz Jacob Grimm sammt seiner Sorte erscheint ihnen als der Schrecken der Setzer, der Verwirrer der Erwachsenen, der Quäler der armen Jungen in den Schulen — arme Wesen, die alle unter den bedenklichen Folgen der orthographischen Neuerungen seufzen. Welch ein Hochverrath, die Orthographie anzutasten! Hatten nicht Lessing und Herder, Goethe und Schiller in derselben Orthographie unsterbliche Werke geschrieben? — Freilich, sie hätten kein Haar schlechter gedichtet, hätten sie auch in der Orthographie Opitzens und Philanders von Sittewald geschrieben: denn was hat die Orthographie mit der Poesie zu thun? was das schwarze Gekritzel mit der Kraft des Gedankens? Der alte Blücher ist ein trefflicher Stylist, obwohl ein haarsträubender Orthograph. — War nicht, so fragt der ehrenwerthe Philister weiter, eine so hübsche bescheidene Ordnung und ein Unterschied von Vornehm und Gering so zierlich in unserer alten Schreibart angedeutet? Das Hauptwort wird groß geschrieben, und die anderen Worte ordnen sich demüthig klein neben den dicken, vornehmen Herrn, der mit seiner Perrücke vorangeht? Freilich kamen dreiste Zweifler und fragten, ob denn das Hauptwort auch wirklich das Hauptwort sei in der Sprache? ob nicht die Lateiner, die das

„Zeitwort" schlechtweg verbum „das Wort" nannten, schon ganz anderer Meinung waren als wir? — und warum nicht auch einmal die Zeitwörter in Zukunft groß geschrieben werden sollten? — Aber das ist's ja eben, daß erst der leidige Zweifel in den ruhigen und selbstgewissen Gemüthern anfing zu wühlen: Weh seinem Urheber! Und nun gar — bedenkliche Erscheinung — die politischen und religiösen „Aeußersten", ein Leo und Vilmar, eignen sich diese umstürzende Orthographie an; denn freilich, sie erklären alle Veränderungen der Schreibart, die vom 15ten bis 17ten Jahrhundert vorgegangen sind, als willkürliche, revolutionäre Zerstörung und Entstellung eines alten, in seinem historisch entfalteten Organismus unübertrefflich schönen Sprachkörpers. — Und das Alte wiederherstellen? — Das ist Reaction! das ist der schrecklichste der Schrecken! —

So wird Jacob Grimm, der scharfe Protestant, der mit katholisirendem Wesen nichts gemein hat, der Luthers unsterbliche Verdienste um die deutsche Sprache lauter und entschiedener, denn je ein anderer anerkannt hat — fast zum „Reactionär" gestempelt. Freilich die Göttinger Katastrophe und die Thatsache, daß die Grimms in den nationalen Bewegungen der letzten Jahrzehnte einem Dahlmann und Gervinus näher standen, als jenen andern Männern, die in der Grammatik ihre Schüler sind — dies macht denn doch das Urtheil wieder irre. Wir haben es hier nicht mit der Politik zu thun: sondern wie unser König, als er die in Hannover Geächteten nach Berlin berief, nicht fragte nach ihrer politischen Richtung, sondern Männer nach Berlin zu ziehen suchte, die der Stolz der Nation sind, und so allen Verleumdern gegenüber die Weitherzigkeit preußischer Politik bewies — so sehen wir in ihnen auch nur die deutschen Männer und die deutschen Gelehrten. Als solche ehren und achten wir sie.

In den Kinder- und Ammenstuben verstummt das Märchen, seitdem die Dienstmägde Romane lesen — so müssen wir uns schon freuen und dankbar sein, wenn unsere Kinder, sobald sie ein Buch zu handhaben wissen, sich in die „Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm" und andere nach ihrem Vorgang und in ihrem Geist gesammelte Märchenbücher hineinlesen, und so in die dem Gedeihen der Kinder unentbehrliche frische Waldes- und Gebirgsluft einer fernen Wunderwelt wenigstens momentan sich versetzt fühlen. In den winkeligen, von hohen Giebeln überdunkelten Straßen der alten Städte, in den Dörfern, in Wald und Haide und auf Feldesrainen verstummt die Sage, seit an unsern Stadtthoren die Locomotive vorüberbraust und auf dem Lande die langen Schornsteine der Fabriken dampfen — da müssen wir uns schon freuen und dankbar sein, wenn zwischen den Deckeln eines Buches, wie „die deutschen Sagen der Brüder Grimm", ein Theil des wunderbaren Reichthums der Volkserinnerung geborgen ruht, und Männer wie Müllenhof, Kuhn u. a. auf ihren Spuren fleißig sammelnd ge-

folgt sind. Und richten wir unsern Blick aus diesem engen Kreis unserer nächsten Anschauung: sehen wir, wie ein ahnungsvolles Streben nach Völkervereinigung und Verbrüderung im Westen Europa's die romanischen, im Osten die slavischen Völker bewegt: so werden wir vor allem dem Mann Dank wissen, der für die Zusammengehörigkeit aller germanischen Völker in seiner Grammatik einen so unvergänglichen Beweis aufgestellt hat, daß er kaum jemals aus dem Gedächtniß auch nur Eines dieser Völker zu löschen ist. Das ist die nationale Bedeutung der Grammatik Jacob Grimm's, und ein gleiches, wenn auch enger umgrenztes, patriotisches Ziel verfolgt das Wörterbuch, das beide Brüder gemeinsam begonnen, und dem wir schon deshalb eine (so weit die Schwierigkeit des Werkes es zuläßt) rasche Vollendung wünschen, womöglich noch unter der Hand und zur Freude der alten Meister. —

Abenteuer eines Holsteiners

auf einer Seereise von Christiania nach Kopenhagen im Jahre 1764.

Novelle von Edmund Lobedanz.

I.

Was man doch Alles erleben kann, wenn man reiset, muß ich ausrufen, indem ich an meine Abenteuer zurückdenke, welche zu beschreiben ich jetzt im Begriffe bin. Wahrhaftig, diese Reise mit ihren Fährlichkeiten und Beschwerlichkeiten, mit ihren Nöthen und ihrem Beten, wie mein seliger Großoheim, der Pastor Grotkopf in Großenaspe bei Neumünster in Holstein sagte, gleicht einem epischen Gedicht und hat dabei den für ernste Leser unschätzbaren Vorzug, wahr zu sein.

Als deutscher Informator, nachdem ich zu Kiel und Halle meine theologischen Studia mit Ehren absolviret und mich, mit einiger Freude, ohne über eine ungerechtfertigte Höflichkeit erröthen zu müssen, „Herr Magister" hatte nennen hören, kam ich nach Christiania. Ein Apotheker, Namens Johnson, hatte mich für seinen Sohn verschrieben, um ihn auf die Bahn der Wissenschaft und der Ehre zu leiten, damit er dermaleinst in doctorem medicinae möchte studiren können. Besagter Knabe aber, welcher, beiläufig gesagt, so aufgeweckt war, daß viele Menschen mit Recht daran zweifelten, ob er seines Pillulas drehenden Vaters rechter Sohn sei, zog es vor, ehe die Zeit und meine Kunst die Vollendung einer an sich so wohlthätigen Absicht möglich machte, das Zeitliche mit dem Ewigen zu vertauschen. Der Vater und alle Basen, Oheime und Vettern behaupteten jedoch nun zu großer Beschämung für mich, daß der Knabe lediglich an der unverdaulichen deutschen Gelehr-

samkeit gestorben sei, und bereuten, mich aus meinem Vaterlande verschrieben zu haben. Ich antwortete, daß ich erst nach der Bekanntschaft mit dem von wohlriechender Atmosphäre stets umwallten Vater zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß manches scandinavische Hirn allerdings für den Wein deutscher Civilisation zu schwach sei und daher leicht springe, daß aber aus eben diesem Grunde, wenn sie der Gesundheit schädlich sei, der Apotheker selbst leicht seine hundert Jahre erreichen könne, sintemal in ihm sich noch kein Tropfen derselben befinde. Als ich dergestalt, wie ich bald von allen Seiten hören mußte, die ganze Nation beleidigt hatte und mich einen arroganten deutschen Grobian hatte nennen lassen müssen, fühlte ich, daß meines Bleibens in dieser ultima Thule nicht länger sei, und suchte nun einen Schiffer, der mich vorläufig nach der Hauptstadt Kopenhagen für Geld und gute Worte würde bringen wollen.

Ich fand sofort einen solchen, es war Ende April anno 1764. Er führte eine kleine Jacht und nahm theils in Christiania, theils in Laurkullen seine Passagiere ein. Man gibt gewöhnlich für seine Person und seinen Koffer 2 Thaler nach Kopenhagen und muß dann mit Schlafstelle und Aufenthalt vorlieb nehmen, wie es die Umstände erlauben; will man etwas vor den andern voraus haben, so bezahlt man etwas mehr. Ein Schiffer hat eine Art Regierung und Respect, welche so lange währen, als man am Bord ist, man familiarisirt sich, bietet ihm etwas von dem an, was man etwa mit sich führt, und er wieder fühlt sich in seiner Fürstenwürde, so lange wir unter Segel sind, und steht, wortkarg, mit stolzer Miene, hie und da mitleidig oder herablassend lächelnd, am Steuer. Und freilich, obgleich dies lächerlich scheint, wenn man Magister ist und den Plato im Originale liest, so fühlt man doch in Augenblicken, daß von diesem Steuer und seiner Führung Leben und Tod so Vieler abhängig ist.

Wir lichteten die Anker früh Morgens bei gutem Winde und segelten längs der Näsodde, welche wir zur linken Hand hatten. Hier ist ein kleiner Hafen, Hierne genannt, gebildet aus einer kleinen Bucht, mit einer Insel am Eingange; eine Felswand erhebt sich hier, steil und himmelhoch, welche alle Aussicht verdeckt; aber zur Rechten sieht man das Land sich mit vielen Abwechselungen erheben. Mit Wehmuth gedachte ich der Zeit, wo ich zum ersten Male diese Gegend sah.

Die Gegend und der Hafen von Christiania sind unnachahmlich schön, und um ihretwillen könnte man wünschen, ein Norweger zu sein. In Gedanken schwang ich mich empor von dem niederen Verdecke unserer sanft gleitenden Jacht, als wär ich ein Vogel. Nun breitete sich Christiania aus in der Ebene, getrennt von der alten Stadt an der Bucht von Biörnevig. Eine Felsspitze streckt sich nach Südwesten, wo die Festung sich erhebt; im Fjorde sieht man unten die Hauptinsel, worauf früher ein Mönchskloster stand, jetzt ein Bauerhof, auch die

Artillerie hat ihren Uebungsplatz auf der Insel. Mehrere kleine Inseln sieht man weiter nach Süden, und im Südwesten erhebt sich das felsähnliche, langgedehnte Land der Näsodde, an dem wir uns jetzt, in der Wirklichkeit schon fast dreiviertel Meile von Christiania, befinden. Die liebliche, waldbewachsene Ladegaardsinsel lacht uns dort entgegen, und wir denken uns ihre Bäume schon mit schönem Grün belaubt, zwischen ihr und den kleineren Inseln gleiten die weißen in der Sonne blitzenden Segel unzähliger Schiffe. Ueber dem Lande nach Westen sieht man die zackigen Berge zwei Meilen im Hintergrunde dunkel an die weißen Wolken stoßen. Im Nordwesten erhebt sich der Woxenberg, weiter nach Norden der Blindernberg und im Norden der Greftenberg. Zwischen den beiden letzten sieht man eine Oeffnung, durch welche die Aggers-Elv aus einem großen See herabfließt. Christiania liegt in einem großen Amphitheater, umgeben von Bergen, ansehnlich durch ihre Höhe und ihre Tannenwälder. Vier herabfließende Auen und Bäche sammeln sich in der Nähe der Stadt, um sich ins Meer zu ergießen. Ja, die Gegend ist wunderschön, aber die Herzen zumeist hart wie die Felsen, oft zu hart, um ein weiches deutsches Gemüth zu verstehen, und der Geist noch zu roh, um die Kultur des deutschen Südens ganz in sich aufnehmen zu können. Dennoch will ich nicht ablassen, sie zu lieben, so oft sie mir auch möchten weh gethan haben!

Drei Meilen von Christiania wird der Fjord schmal, und da die hohe Ho-Insel dort in der Mitte liegt, ist die Passage kaum eine viertel Meile breit. Nun kamen wir bei dem unter einem Felsen liegenden Ladeplatz Dröbak vorbei und erreichten nach einer Stunde das Ende des hohen felsigen Hurumslandes, das sich wie ein großes Vorgebirge zwischen dem eigentlich Christianiaer- und dem Drammens-Fjorde hineinerstreckt. Nun weitet sich der Hafen nach Westen aus und wir erblicken die freundliche Stadt Holmestrand in der Grafschaft Laurvig. Hier wird es am Orte sein, einige der interessantesten Fische zu nennen, welche im Christianiaer-Fjorde gefangen werden. Am zahlreisten sind Dorsche und Dorscharten (Gadus) vertreten, sodann Schollen (Pleunonectes Hippoglossus), desgleichen die delicate Makrele (Scomber, Scombrus). Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich an eine geräucherte Makrele denke, und es thut meinem Appetit keinen Eintrag (zu solchen Barbaren macht uns der Gaumen!), wenn mir die Wissenschaft sagt, daß sich dieser Fisch nur vom Thierreiche und von den Leichnamen der Ertrunkenen nährt! Clupea spratus, Anchovis, werden in Menge gefangen und in Christiania eingemacht. Lax (Salmo Salor) werden auch viel gefangen und in geräuchertem Zustande ausgeführt. Von Seltenheiten habe ich hier die Meerkatze gesehen (Ananchicas). Ihre Haut gleicht der des Aales, ihr Kopf, rundlich, einer Katze. Sie ist eßbar.

Wir kamen nach Moß, ein Hafen, welcher außerordentlich viel von

Holländern besucht wird. Als wir noch etwas weiter kamen, fing der Wind an östlich zu werden und an Stärke zuzunehmen, bis wir eine Bucht unterm Laurkullen, einem ehemals befestigten Vorgebirge, erreichten und daselbst neben der am Eingange liegenden Insel Elö vor Anker gingen. Wegen eines Sturmes aus Südost mußten wir hier vier Tage still liegen, und nun erhielt ich Gelegenheit, nicht nur die Gegend, sondern auch meine Reisegesellschaft näher kennen zu lernen, denn es galt, sich die Zeit zu vertreiben.

Wenig Menschen gibt es, welche gelernt haben sich überall selbst zu beschäftigen, aber sowohl diese als andere, welche im gewöhnlichen Leben viel zu thun haben, müssen es angenehm finden, mitunter gelegentlich das Leben zu schmecken, welches nur in einem natürlichen sorglosen Treiben genossen werden kann. Man könnte sich wohl mitunter versucht fühlen, wilde nomadisirende Stämme zu beneiden, in welchen der Einzelne ohne bestimmte Absichten oder quälende Sorgen rücksichtlich der Zukunft hinlebt und jedem Tage sein Vergnügen und seine Plage läßt. Oft ist das unerwartete Vergnügen das beste, das unvorhergesehene Unglück hat keine vorausgehenden Schmerzen, aber wohl die Hoffnung auf eine ebenso unvermuthete Veränderung. Man erhält zugleich Gelegenheit, überall die Natur in ihren seltsamen unerschöpflichen Veränderungen zu belauschen und selbst das Einfachste mit Geschmack und Nachdenken zu genießen. Viele durch Zufall entstandene Begebenheiten und seltsame Einfälle geben dem Denker Nahrung und lehren den Menschen den Menschen erkennen, indem er im Freien Jeden seinem Sinne und seinem Geschmacke folgen sieht.

Wir brachten diese vier Tage auf der kleinen Insel Elö zu, welche kaum eine halbe Meile im Umkreise hat. Sie war umkränzt mit niedrigen Felsen, worunter ich ein paar Steinhaufen fand, welche offenbar aus dem Alterthum herrührten. Adler, jene königlichen Vögel, zu denen selbst der Mensch, wie zu höheren Wesen, emporzuschauen versucht sein könnte, namentlich wenn er das unbeschreiblich intensive Feuer ihres Auges erblickt, horsteten in den steilen Klüften an der See. Einige wenige Tannen krönten die Felsen. Das Innere der Insel war eine Sandwüste, wo doch einige Ulmen standen, aber so vom Sturm zerzaust, daß sie in der Ferne aufgerichteten Steinen glichen. Dennoch war Saft in ihnen und im Sommer bedecken sie sich mit Laub. Hepatica nobilis und Anemone pratensis war nun, den 2. Mai, in voller Blüthe, was auf dem Festlande so zeitig nicht der Fall war.

Ein Lootse, der unser Wirth war, und ein paar Fischerfamilien nebst vier Kühen bildeten die ganze zahme Bevölkerung der Insel. Sie hatten jeder ein Stück Wiesenland und einen Garten, im Uebrigen war ihre Hauptnahrungsquelle der Fischfang. Sie bekommen aber ihre Waaren nur schlecht bezahlt; für einen großen Hummer, den ich zu meinem Frühstück verzehrte, gab ich nur einen Schilling. Nächst den

Hummern schmeckten mir am besten die frisch gefangenen Schollen. Die Anker eines Fischerbotes hier bestanden aus der Spitze eines Tannenbaumes. Die unteren Zweige bildeten sehr natürlich die Widerhaken und ein unten festgebundener Stein ersetzte sehr praktisch die mangelnde Schwere des Holzes.

Ich musterte nun, so zu sagen, unsere Passagiere, einen nach dem andern, es waren ihrer zwanzig an der Zahl. Der vornehmste war ein Lieutenant, eine etwas stolze Person, trocken und einförmig und mit kaltem, feindseligem Blick. Er sah mich mit seinen grünen gläsernen Augen an, als ob er sagen wollte: Du bist ein Schulmeister, worin er ja freilich nicht Unrecht hatte, ich dachte aber bei mir selbst: es fragt sich denn doch, wer ein größerer Pedant ist, Du oder ich. Er sprach fast nur mit einem Unteroffizier von der Cavallerie, und die Unterhaltung drehte sich auch hier auf dieser einsamen Insel um nichts als Pferde und Frauenzimmer, doch bildeten letztere offenbar den untergeordneteren Theil. Eine merkwürdigere Person war ein Holländer, dessen Aussehen oder Physiognomie überaus hexenähnlich war. Seine Häßlichkeit war unübertrefflich. Das Schnelle, Stoßähnliche seiner Sprache und Gesten und die heisere, pfeifende Stimme erinnerten mich an eine Maus und hatten etwas Entsetzen erregendes Gespenstisches. Er war eigentlich von Profession Mühlenbauer und hatte einige Wasserbauten in Norwegen angelegt; aber in der Theorie war er Projectmacher.

Der Merkwürdigste von Allen, der Held dieser wahren Geschichte, aber war, und darauf deutete ich oben bereits hin, ein junger Matrose, geboren auf der Insel oder Hallig Hooge in Nordfriesland, Herzogthums Schleswig. Unvergeßlich wird mir dieser Broder Michaelsen sein, so hieß er nämlich. Er war ein junger Mensch von Muth und Entschlossenheit, voll Freiheitssinn und Edelmuth und trotz des traurigen Schicksals, das ihn betroffen, und des noch traurigeren Looses, das ihm bevorstand, zu Zeiten, wenn er seine Schwermuth vergaß, voll Witz und herzgewinnender Heiterkeit.

Er erregte sogleich meine Aufmerksamkeit, nicht so sehr durch seine freilich auffallende Schönheit, sondern durch die Ketten an seinen Händen und Füßen und das traurige Verhältniß, in dem er zu dem Offizier und dem Corporal stand. Er war ein Gefangener, der Aermste, doppelt bitter für einen Sinn, wie der Seinige, für einen Frisen, die ebenso sittlich rein, als wohl unterrichtet, namentlich in Mathematik und Astronomie, als freiheitliebend und edel sind. Und was hatte er denn verbrochen? fragt man. Ja, das ist es eben. Thränen der Wehmuth möcht' ich weinen bei dem Gedanken, namentlich wenn ich die Verkettung menschlicher Schicksale erwäge! Er war ein Mörder, unzweifelhaft, aber, Gott ist mein Zeuge, daß ich den Mord nicht vertheidigen, noch beschönigen will! doch vielleicht als Sünder, als gläubiger, reuiger Christ, dem Herzen Gottes näher, als seine Richter, Schergen und Büttel!

Wenn edle Menschen aus ihrem Jugendlande der Unschuld und Reinheit in den Sündenpfuhl großer Städte kommen, dann werden sie, deren sittliches Gefühl noch nicht abgestumpft ist, in ihrem gerechten Zorn über das Böse, zumal wenn es nicht blos aus Leidenschaft, sondern aus niedriger Denkungsart und ungleichem Gesetz entspringt, leicht zu weit geführt und verirren sich bis zur schrecklichsten Selbsthülfe, um so mehr, wo das Gesetz ihnen weder Schutz noch Genugthuung zu verschaffen geeignet erscheint.

Broders Geschichte ist sehr einfach und wenig neu. Er hatte ein Mädchen in Christiania gefunden, das, eben aus den Bergen nach der Stadt gekommen, eben so schön, rein und edelsinnig war, als der friesische Jüngling. Sie war arm und mußte bei Reichen dienen. Das Schicksal wollte, daß der Hausvater, welchem sie diente, einen gewissenlosen Sohn hatte, der, von Wollust getrieben, sie zu seinem Opfer erkor und von den eigenen Aeltern, welche ihn dadurch von noch schlimmeren Ausschweifungen abzuhalten hofften, unterstützt wurde. Ihrer vereinten teuflischen List unterlag das schwache, arme, Mädchen. Kaum aber erwachte sie nach dem Rausche, in den man sie künstlich versetzt hatte, als sie ihrem Geliebten, Alles bekennend, zu Füßen stürzte und dann sich vor seinen Augen mit einem bereitgehaltenen Tollekniv, einer Waffe, wie jeder norwegische Bauer sie besitzt, tödtete. Sein Schmerz und seine Wuth waren grenzenlos. Er stürzte wie wahnsinnig fort nach dem Hause des Versuchers, das Messer mit dem noch rauchenden Blute in der Hand. Er traf ihn beim Mahle im Kreise der Seinigen und vieler Freunde. Ohne ein Wort zu sagen, stürzt er auf ihn zu und durchbohrt ihn vor den Augen seiner Aeltern, die so für ihre Schlechtigkeit und den Mißbrauch ihrer Gewalt über ein armes Mädchen hart genug bestraft wurden. Dann lieferte er sich der Obrigkeit aus. Der Offizier und der Unteroffizier sollten ihn jetzt nach Kopenhagen bringen, damit er daselbst seine Strafe erleiden könnte. Keiner zweifelte, daß der Tod auf dem Schaffote sein Loos werden würde.

Als ich dies Alles erfahren hatte, sprach ich mit ihm und bezeigte ihm meine Theilnahme, wofür er sich mit Thränen in den Augen dankbar bewies. Er sagte, der Tod, dem er als Seemann so oft in die Augen geschaut, habe nichts Schreckliches für ihn, nur der Gedanke an seine alten, noch lebenden Aeltern und seine Heimathsinsel Hooge sei ihm furchtbar, und um ihretwillen, ihnen Freude zu machen im Alter — arm seien sie übrigens nicht — hätte er gewünscht, leben zu können. Wenn ich dann sein schönes, jugendliches Antlitz, das treuherzige, blaue Auge und das lange, gelbe Lockenhaar betrachtete und an mich selbst dachte, dessen Haarspitzen schon ergrauten, dessen Wangen erbleicht waren bei der Studirlampe, und der, ohne vermögende Gönner, trotz anständigen Wissens, es doch zu nichts gebracht hatte, als bei den ungezogenen Rangen irgend eines hochmüthigen Kaufmannes das Geschäft einer unmöglichen Er-

ziehung zu leiten, in Wahrheit aber den Sündenbock und die Zielscheibe aller männlichen und weiblichen Launen zu machen, so wünschte ich mitunter allen Ernstes, für ihn mein Leben dahingeben zu können und ihn dergestalt seinen alten, gewiß grundbraven Aeltern erhalten zu sehen. Ich habe keine Aeltern gekannt, sie starben an den Blattern, als ich kaum drei Jahre alt war, und mit genauer Noth entschlüpfte ich diesem Würgeengel, der ach! zu schreckliche Spuren seiner bleiernen Geißel auf meinem Antlitz zurückgelassen und mich so für immer des Glückes der Liebe beraubt hatte.

Die Wächter unseres Arrestanten hatten Lust, eine Tour in einem Boote nach dem Festlande zu machen. Der Arrestant als Matrose sollte steuern und zu diesem Zwecke wurden ihm die Handeisen abgenommen. Wie war er glücklich, die Hände frei und sich wieder in nützlicher Thätigkeit zu sehen! Sein Auge lächelte mir zu und er schien zu hoffen, vielleicht seine Freiheit noch wieder gewinnen zu können. Als sie zurückkamen, schlug unser Schiffer, der mit seiner Führung des Bootes höchlich zufrieden war, vor, sowohl für seine Mühe, als in Anbetracht seiner Lage, eine Art Collecte für ihn herumgehen zu lassen, allein er schlug dies erröthend aus und bat, lieber unsere Unterstützung den armen Fischern der Insel zufließen zu lassen, sie hätten es nöthiger als er. Dies rührte mich sehr.

Die Einbildungskraft unseres holländischen Mechanikus kam auf der Insel in dieser Zeit, wo er keine Beschäftigung hatte, recht in Bewegung. Alles, was er sah, gab ihm Gelegenheit zu Projecten. Wenn er sein ebenes, flaches Vaterland mit Norwegen verglich, so meinte er, daß letzteres, namentlich Elö, wo wir uns befanden, von einem andern Planeten herabgesunken sei. Alles, was er sah, wollte er nutzbar machen, die lose liegenden Granitblöcke sollten zu Quadersteinen behauen werden, die Felsspalten mit Erde gefüllt und mit Tannen bepflanzt werden, die Sandebene sollte mit Thonerde vom Festlande beworfen werden, auf den nackten Felsspitzen wollte er — Windmühlen bauen, ja träumte sich sogar auf dem Plateau des Vorgebirges ein prächtiges Schloß, zu dem er sofort eine Zeichnung entwarf, welche niedlich genug aussah. Die sparsame, nüchterne Lebensweise des Holländers bildete einen lebhaften Contrast zu der verschwenderischen des Offiziers. Nicht nur, daß er zu seinem leckeren Frühstück kostbaren Wein trank, zu seinem Mittagsessen dito und obendrauf französischen Cognac, nein, er war hiermit noch nicht zu Ende, sondern trank eine Tasse starken Kaffee mit fettem Rahm und drei Stücken Zucker darin. Unser Holländer trank seinen Thee, wozu er selbst die Blätter bei sich führte, ohne Rahm und nahm nur ein kleines Stück Candis in den Mund, welches aushielt, bis er fertig war. Und doch hatte er viel Geld bei sich. Ich dachte, wie Schade, daß sowohl Norwegern als Dänen und Holsteinern eine so sparsame Lebensweise viel erniedrigender vorkommt, als die schändlichste Verschwendung und Ausschweifung.

Am folgenden Tage drehte sich der Wind nach Nordost und der starke Sturm legte sich. Wir freuten uns darüber, aber unsere Reden waren dem Schiffer und den Matrosen ein Dorn im Auge. Die Passagiere werden am Bord oft mit den abergläubigen Meinungen des Schiffsvolkes geplagt. Man darf den Wind nicht nennen, und statt guten Wind soll man sich gutes Glück wünschen; man darf nicht pfeifen, und die Weiber am Bord dürfen nicht nähen, es sei denn, daß man öffentlich ordentlich sein Morgen- und Abendgebet hält, was aber bei starkem Winde schwer auszuführen ist, dann darf man nachher aber auch nach Herzenslust fluchen.

Bald stachen wir wieder in See und erreichten den Ausgang des Hafens, wo das blaue Meer in seiner unermeßlichen Ausdehnung vor uns lag. Obgleich es nicht das erste Mal war, daß ich diesen Anblick hatte, klopfte doch mein Herz laut und ich betete zum Herrn aller Dinge, dessen Himmel sich auf den Boden des Meeres hinabsenkt. Gegen Abend legte sich der Wind. Man untersuchte das Fahrwasser und hatte 60 Faden Tiefe, ein Gedanke, der mir fast Schwindel verursachte. Es war still die ganze Nacht, doch noch rollten große Wogen, aus dem Süden kommend, als Ueberreste des vorigen Sturms, unter uns hinweg, wogegen der schwache Nordost nur schwache Wellen verursachte, über welche das Schiff gleichsam wie ein betrunkener Mann unsicher forttaumelte.

Bald erhob sich wieder ein frischer Wind, der uns schnell vorwärts brachte. Wir erblickten endlich wieder Land, nämlich die kleine Insel Wingö auf der Höhe von Gothenburg, doch waren wir noch vier Meilen davon entfernt und mochten uns wohl gerade in der Mitte des gefährlichen Fahrwassers befinden, wo das Skagener Riff sich nach Marstrand in Schweden hinüber erstreckt. Da der Wind bei Anbruch der Dunkelheit stärker wurde, so riethen Einige, besonders der Offizier, der trotz seines Handwerks nur muthig schien, wenn die Gefahr im Abnehmen war, nach Marstrand hineinzugehen. Dazu wollte unser Schiffer sich aber hauptsächlich der damit verbundenen Kosten wegen nicht bereden lassen. Wir mußten kreuzen, es wurde immer dunkler, der Wind heulte immer hohler und fürchterlicher, und das Gefühl einer herannahenden Gefahr schien sich Aller zu bemächtigen. Nur unser Friese schien keine Furcht zu kennen. Er vergaß sein vielfaches Unglück, war heiter und aufgeräumt und fand, wie es schien, einigen Trost in der sichtlichen Beklemmung, welche seine Wächter befangen hielt. Ich sprach viel mit ihm, und das tiefe Gefühl, der gesunde Verstand, die fromme Gottesfurcht, welche er offenbarte, vermehrten nur das Wohlgefallen, welches ich schon an ihm gefunden hatte.

Als Niemand uns hörte, da wir hinter dem Ankerbaum auf dem Vorderdeck saßen, fragte ich ihn leise:

„Würdest Du entfliehen, wenn der Sturm Dir dazu Gelegenheit

böte? Wenn wir z. B. genöthigt werden sollten, das Schiff irgendwo auf den Strand zu setzen, um nur das Leben zu retten?"

„O," sagte er, „das Letztere wird nicht nöthig sein. Mindestens würde ich mir schon getrauen, das Schiff in einen Hafen zu führen, wenn ich am Steuer stände. Aber freilich, wenn ich entfliehen könnte, so würde ich es thun, wär's auch nur um meiner alten Aeltern willen. Freilich dürfte ich mich nicht im Lande blicken lassen und müßte in der Fremde mein Brod suchen, aber des Schiffers Heimath ist ja das große Meer und überall giebt's Arbeit für ihn, und einen kurzen Besuch möchte ich auch wohl auf Hooge wagen dürfen, denn eine Obrigkeit giebt's dort nicht, weder Offiziere, noch Soldaten, und unter meinen Landsleuten könnte kein Verräther sein."

„Gott kann Dich retten, wenn er will," sagte ich, „und Dich glücklich machen und Deine Aeltern durch Dich. Vertraue auf ihn. Vielleicht ist die Stunde der Rettung nahe."

Er rieb sich das Auge, als ob eine Thräne sich wider Willen hineingestohlen habe und seufzte. Mir war das Herz so sehr von Mitleid erfüllt, daß ich gern mein Leben für das seinige dahingegeben hätte, denn was hatte ich vom Leben noch groß zu hoffen?

Der Sturm heulte nun immer schrecklicher und die Wogen wurden immer gewaltiger. Ich hörte den Schiffer seine Angst aussprechen, und der Matrose, welcher den Grund untersuchte, fand nur 18 Faden Tiefe. Der Schiffer war rathlos; er fürchtete, daß wir auf eine Klippe gerathen möchten, daß Sturm und Strom uns unwiederbringlich auf das Skagener Riff führen würden und dann Alles verloren sei.

„Teufel!" fluchte der Offizier und drohte den Schiffer durchzuprügeln, und „Himmelelement!" fluchte der Unteroffizier ihm nach und rief: „Ist denn Keiner am Bord, der uns retten kann?"

Der Sturm heulte und pfiff, das Tauwerk klapperte, das Schiff knackte und knarrte in allen seinen Fugen, der Schaum spritzte über das Verdeck und Jedermann hielt sich fest, so gut er konnte, um nicht von der ersten besten Sturzsee über Bord geführt zu werden. Das lauteste Rufen klang schwach in dem donnernden Getöse der Wellen, und wenn das Schiff von dem Gipfel eines schaumgekrönten Wasserberges plötzlich in die schwindelnde Tiefe eines Abgrundes hinabsank, dann hielt man den Athem an und meinte, daß wir jetzt mit Mann und Maus von dem gewaltigen Schwalle für immer begraben werden würden. Dabei bemächtigte sich meiner doch, seltsam genug, neben der geheimen Angst eine Art von verzweifelter Lustigkeit, als ob ich berauscht sei, und ich wäre im Stande gewesen, wenn ich Gesellschaft gefunden hätte, irgend ein wildes Lied anzustimmen.

Ich fragte meinen jungen, unglücklichen Freund, ob er glaube, daß wir verloren seien?

„Noch nicht," sagte er, „das muß man überhaupt nie glauben, bis

es geschehen ist. Auf Muth, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Ausdauer kommt hier Alles an, unser Schiffer aber ist mit seinem Muthe bald zu Ende."

Unser holländischer Projectmacher, gleich uns Uebrigen bis auf's Hemd durchnäßt, kroch zu uns hin und klagte und stöhnte, daß er schon so früh die Welt verlassen sollte, da er doch so viele gute Ideen habe, die er bisher keine Gelegenheit gefunden auszuführen. Er wolle ein Schiff construiren mit Rädern statt der Segel und der Ruder, die durch eine Pferdemühle im Innern des Raumes sollten getrieben werden. Trotz meiner und des Schiffes so höchst mißlichen Lage mußte ich über diesen lächerlichen, halbtollen Gedanken recht herzlich lachen.

„Lacht Ihr da?" rief der Offizier, indem er eine Sturzsee von sich abschüttelte. „Donnerwetter, dann kommt hierher an's Steuer, denn unser Schiffer hat den Kopf verloren."

Pardautz wieder eine Woge, halb Regen, halb Schaum, denn sie brach sich zum Theil am Schiffsbord, dann antwortete ich:

„Das Lachen kam von mir, Herr, aber ich verstehe mich nicht auf's Steuern. Dagegen schlage ich Ihren Arrestanten vor, der sowohl Muth hat, als auch sich auf die Sache versteht."

„Kannst Du das Steuer übernehmen?" fragte er Broder Michaelsen, und dieser antwortete freudig und laut: „Ja, Herr Lieutenant, wenn Sie mir die Hand- und Fußeisen abnehmen!"

Ich hörte nun, wie sich der Lieutenant mit dem Unteroffizier besprach, ohne des Sturmes und des Getöses wegen verstehen zu können, was es war. Später erfuhr ich, daß sie berathschlagt hätten, ob es anginge, ihm das Steuer anzuvertrauen. Er könne uns ja, um der ihn erwartenden Strafe zu entgehen, einer Gefahr aussetzen, in der er sich selbst besser zu retten wüßte, als wir uns. Dennoch entschloß man sich zu diesem äußersten Mittel, und als nun der Unteroffizier halb herantaumelte, halb kroch, und die Eisen aufschloß, als der arme Schelm unwillkürlich einen Freudenschrei ausstieß, da dankte ich im Herzen Gott für diesen Sturm, dessen Beschwerden und Gefahren ich gern ertragen wollte, wenn er diesem armen Opfer zum Heil gereichen könnte.

Ich folgte unserm Broder an das Steuer, dessen Führung er nun scherzend übernahm.

„Ich sehe wohl," sagte er zum Schiffer, „weder Du noch Deine Leute taugen viel, wenn sie den Wind nicht im Rücken haben. Weinen und Händeringen, ja selbst Beten rettet uns auch nicht, obgleich unsere Arbeit freilich den Segen des alten Steuermannes da droben nicht gut entrathen kann. Ich werde den Cours nach Fladstrand in Jütland stellen, dann entgehen wir wohl den Riffen. Ich glaube, ich weiß, wo wir sind, und einen Hafen erreichen wir gewiß!"

Hiermit meinte er den Hafen des Todes, wie er mir später sagte, und wie ich wohl ahnte; glücklicherweise verstanden die Andern ihn aber

nicht, welche sich vielmehr durch seine kecke, wenn auch gewiß etwas erheuchelte Zuversicht selbst über die Gefahr, in der wir schwebten, täuschen ließen.

Er ließ nun das Schiff so stark und lange gegen Wind und See arbeiten, daß endlich der Tag anbrach, worauf er, der hier schon öfter vorbeigekommen, versicherte, daß wir uns auf der Höhe von Nidingen befänden. Obgleich der Sturm noch immer mit furchtbarer Heftigkeit ras'te, fühlten wir uns nun doch etwas beruhigt. Alle waren unerschöpflich im Lobe unseres jungen Steuermannes, der so keck und selbstgewiß am Steuer stand und sein lebhaftes, feuriges Auge unablässig nach allen Seiten ausschweifen ließ.

Ich hatte mich jetzt fest an den Schiffsrand gestellt und umschlang mit meinem linken Arm das äußere Seil der linken Strickleiter. Hier schaute ich mit Anbetung und Bewunderung hinaus auf das unvergleichliche Naturschauspiel, das sich vor meinen Blicken entrollte. Im fernen Osten, fast roth wie Blut, tauchte die ewige Sonne, aber mild und ruhig wie immer, empor aus dem Aufruhr des Meeres, welches sich emporzubäumen schien, um ihr den Eingang in die Welt streitig zu machen. Dann wälzten sich die hohen Wasserfelsen heran und schienen unser kleines Fahrzeug zerschmettern und zermalmen zu müssen. In der Regel aber wurden sie eingeholt von ihrem Hintermanne und sanken, gleichsam den Schaum der Wuth vor dem Munde, zusammen in den Schooß, aus dem sie sich, von fremder Gewalt geängstigt, zu kurzem, selbstständigen Dasein emporgerungen hatten. Kurz ist ihr Leben, kürzer noch als das des Menschen, der auch ohne sein eigenes Zuthun, ohne seinen eigenen Willen, aus dem Schooße der Ewigkeit emporsteigt, um, wie eine Sternschnuppe mit kurzem Glanze, über die Erde zu fahren und in die Nacht des Todes schnell wieder zu versinken! Denn was ist ein Menschenleben anders, als eine Welle im Meere der Ewigkeit?

Aus der Hauptstadt.

— Preßdebatten über die Wahlen. Gegen das Preußische Wochenblatt. — Aus den Provinzen. —

Der erste Gang in der Wahlangelegenheit ist in der Presse bestanden. Das Preußische Wochenblatt legte sich zuerst aus und leistete einen Artikel, der freilich nach mehreren Seiten hin mißverstanden wurde. Die Neue Preußische Zeitung glaubte darin einen Uebertritt der Partei Mathis - v. Bethmann-Hollweg in ihr Lager zu erblicken und die liberalen Blätter stutzten und fragten nach der Consequenz. Das Wochenblatt hat darauf geantwortet, die Kölnische Zeitung mit Vergnügen daraus ersehen, daß das Wochenblatt entschlossen sei, auch bei den kommenden Wahlen wieder mit der constitutionellen Linken zusammenzustehen, und der gute Professor in der Nationalzeitung hat einem der

angeregten Punkte zwei Leitartikel, das Stück zu drei Spalten, geliefert. Der ganze Waffengang hat trotz alles Geklirrs und aller Wendungen und Paraden zu nichts geführt, und die Volkszeitung hier hatte darum wieder einmal eine recht schöne Gelegenheit, den Zahn ihrer scharfen Kritik an den hohlen Nüssen zu versuchen, aus welchen jene Artikel bestanden. Das Preußische Wochenblatt hält für Preußen die parlamentarische Regierung für unanwendbar, es will dabei verantwortliche Minister, die aber aus keiner parlamentarischen Mehrheit gewählt sein müßten; es will Dinge, die noch nicht dagewesen sind und die es höchstens im Traume geschaut haben kann. Die Volkszeitung erwirbt sich solcher künstlichen Unklarheit gegenüber ein Verdienst, wenn sie fragt, was denn eigentlich unser gesammter heutiger gesetzlicher, verfassungsmäßiger Zustand bedeute, und wenn sie zur Beantwortung dieser Frage auf den Ursprung dieser unserer jetzt zehnjährigen Verfassungsmäßigkeit zurückgeht. Ein Mißtrauen gegen die königliche Regierung war es, welches auf eine Beschränkung ihrer alten Rechte drang und die Bestimmungen über diese Beschränkung in die neue Verfassung niederlegte. Hält das Preußische Wochenblatt den Augenblick für günstig, zu gestehen, daß solch ein Mißtrauen gegen die allerhöchsten Personen ihm fern liegt, dann habe es auch den Muth, auf eine tiefer gehende Revision dieser Verfassung zu dringen, auf eine Revision, wie wir sie seit langem bevorwortet haben, um dafür mit dem Hohn und den Verdächtigungen des Preußischen Wochenblattes belohnt zu werden. Aber entschieden weisen wir eine politische Seiltänzerei zurück, wie die, welche sich in diesem Organe in jüngster Zeit breit macht, ein Balanciren zwischen unbeschränktem Fürstenthum und constitutionellen Phantomen, zwischen Soldatenkönigthum und ästhetischer Theetischpolitik, zwischen den derben, tiefen Grundlagen altpreußischer Verfassung und den in der Luft flatternden Seifenblasen der constitutionellen Katheder.

Worum es sich in dieser Zeit hauptsächlich handelt, ist Klarheit über die eigentlichen Absichten und Pläne der politischen Fraktionen. Welche wagt es zuerst, offen ihr Programm vorzulegen? Und welche kann sich noch länger damit begnügen, daß sie die Dinge, die da sind, für die besten erklärt? Es ist nicht das Schlimmste an unseren Zuständen, daß ein gut Theil unsrer Verfassung hauptsächlich auf dem Papiere steht, daß ein Theil derselben bei Seite gelegt und aufgehoben, daß damit jeder innere Zusammenhang derselben, ihr ganzer Geist, beseitigt ist, daß hier und da das grade Gegentheil von dem erreicht ist, was dieser oder jener Verfassungsparagraph vorschreibt: aber wenn dem einmal so ist, dann verlangt grade die altpreußische Tradition einen offenen Ausdruck für solche Sachlage. Auf den Wegen des Halbdunkels haben wir kein Glück: der preußische Adler bedarf der vollen Sonne schon darum, weil sein Auge fest genug ist, sie zu ertragen.

Aus den Provinzen kommen bereits mancherlei Nachrichten über die Vorbereitungen zu den Wahlen. Vorbesprechungen innerhalb der constitutionellen und auch solche innerhalb der demokratischen Partei scheinen schon stattgehabt zu haben. Die Constitutionellen getrösten sich einer Verstärkung durch mehrere ihrer alten Vorkämpfer. Simson und G. von Vincke sind, wie es heißt, geneigt, wieder in die Kammer zu treten. Beide Männer können, ein jeder in seiner Art, den Debatten nur förderlich sein, indessen dürften sich nach Allem, was wir hören, die Constitutionellen darin täuschen, wenn sie in Herrn v. Vincke einem ihnen unbedingt angehörigen Parteimanne entgegensehen. Je mehr der Kampf der Gegensätze sich von dem abstrakt politischen auf das concret politisch sociale Gebiet herüberwendet, desto klarer muß das innerste Wesen der einzelnen Politiker hervortreten, und Herr von Vincke ist ein viel zu lebensvolles Glied der preußischen Volksgesellschaft, wie sie sich historisch gegliedert hat, um nicht bei mancher wichtigen Gelegenheit sich von den hageren Theoretikern zu trennen, für welche es im Staate nur lauter einander durchaus gleiche Staatsbürger giebt.

Eine andere uns zugehende Notiz besagt, daß sich in **Ostpreußen** unter den bürgerlichen Rittergutsbesitzern, welche dort seit Jahren angesiedelt sind

und nun nach und nach in die Pflichten und Rechte ihres Grundbesitzes eintreten, ein Geist ständischen Lebens geltend mache, der der politischen Befähigung dieser Männer ein schönes Zeugniß ausstelle. Das politische Bewußtsein des Staatsbürgers kann nicht als ein allgemeines zu Stande kommen; es muß sich in einer bestimmten Einzelform, an bestimmten Verhältnissen entwickeln. Der Städter, dem bestimmte Verhältnisse, in denen er Rechte und Pflichten hat, meist ganz fehlen, kommt darum auch nur selten zu einem solchen Bewußtsein, und an die Stelle des letzteren tritt eine unglückselige Confusion, eine schülerhafte Abstraction, in welcher der Staat nichts anderes mehr ist als eine in's Große ausgereckte chaotische Stadt ohne innere Ordnung, Selbstregierung und Freiheit; der Grundbesitzer aber, tritt er überhaupt erst in einen sittlichen Zusammenhang mit seinem Besitz, erlangt schnell dies politische Bewußtsein, das Bewußtsein von den Bedingungen der Autorität und der Freiheit.

Kopenhagen, 9. Juli.

— Wahlen zur 2. Kammer des dänischen Provinzial-Landtags. — Vorboten der Umkehr. — Reue. —

Seit einiger Zeit finde ich den besseren Theil des hiesigen Volks, soweit ich nach öffentlichen und privaten Stimmen, welche mir zu Gebote standen, schließen konnte, in freudiger Aufregung über den Ausfall der Wahlen zur zweiten Kammer des dänischen Provinzial-Reichstages. Die deutschfeindlichen skandinavischen und ultrademokratischen Parteien, welche sich zur Durchsetzung gewisser Wahlen alliirt hatten, erlitten nämlich unter sehr demüthigenden Umständen, trotz der eifrigsten Anstrengungen der die öffentliche Meinung bisher nur allzusehr beherrschenden Blätter „das Vaterland" (Fädrelandet) und „das Tageblatt" (Dagbladet), eine entschiedene Niederlage. Der somit constatirte Umschlag der öffentlichen Meinung besagt: 1) daß man nichts mehr von den skandinavischen, unpraktischen Ideen wissen will, 2) daß man die Unehrlichkeit und Gewissenlosigkeit der bisher als die rechten nationalen Patrioten und Vorkämpfer der „Freiheit" betrachteten Personen und Preßorgane einzusehen beginnt und sich nun stark genug fühlt, ihren ungemessenen persönlichen Verhöhnungen und Verleumdungen Trotz zu bieten. (Das hiesige Preßgesetz giebt nur wenig Mittel an die Hand, sich Genugthuung zu verschaffen.) Das gegenwärtige Ministerium, das in der unangenehmen Lage war, sich von der deutschfeindlichen und zum Theil auch von der skandinavischen Presse geliebkos't, protegirt oder vertheidigt zu sehen, hat hiernach endlich den Entschluß gefaßt, durch eine Art Manifest in der Presse offen mit jenen giftigen und, wo es gilt die öffentliche Meinung zu bethören, leider schlangenklugen Blättern zu brechen und jede Gemeinschaft mit ihnen abzulehnen. Insofern haben die hiesigen Zustände also offenbar einen Schritt zum Besseren zurückgelegt, und auch der Bedenkliche versucht sich wieder mit einer Freiheit zu befreunden, die, bei vorübergehend krankhaften Entwickelungszuständen, doch zeigt, daß sie Heilmittel und Heilkraft in sich selbst übrig behalten hat.

Gegenwärtig stehen wir offenbar vor einer Wendung der Geschicke. Man sagt, daß das Ministerium mehrere Tage hindurch vergeblich gestrebt habe, rücksichtlich der Deutschland gegenüber zu ergreifenden Maßregeln zur Einigung zu gelangen. Zwar sind alle, selbst die einsichtsvollsten und gemäßigtsten Dänen überzeugt von dem Rechte Dänemarks rücksichtlich der ostensiblen Differenzpunkte, und wenn weiter nichts vorläge, so würde Dänemark Deutschland nicht fürchten*) und der Unterstützung der anderen Mächte gewiß

*) Dieser Brief ist von einem deutschen Manne, der in Dänemark ein zweites Vaterland gefunden hat, aber zwischen dänischem und deutschem Wesen eine ehrliche Unparteilichkeit einhält und seine tiefe Liebe zu Deutschland gerade den Ultradänen gegenüber niemals verläugnete, geschrieben. Seine Aeußerungen verdienen Beachtung.
D. Red.

sein, weil die ganze Frage einen unzweifelhaft europäischen Charakter hat, insofern es sich nicht blos um Holstein und Lauenburg, sondern um die dänische Monarchie handelt, wenn man auch deutscher Seits vermeidet und sich sträubt, dies einzuräumen. Allein es handelt sich um eine tiefer liegende allgemeine Schuld, welche man auch hier fühlt und zu deren Sühne, nach welcher erst Dänemarks Stellung ganz stark sein wird, man sich bisher nicht hat entschließen mögen. Diese Schuld findet statt nicht blos den deutschen Mächten gegenüber, deren Erwartungen man nicht entsprochen, sondern auch den deutschen Mitunterthanen gegenüber, ja selbst den dänischen Staatsmännern gegenüber, welche mit Aufopferung ihrer Popularität und doch großer Schonung die Ausschreitungen der volksentfesselten Kriegsjahre zu redressiren bemüht waren, dafür aber sogar von der abermals emporgekommenen Volkspartei des Hochverrathes angeklagt wurden. Die Wirklichkeit dieser Schuld ist es, welche auf Dänemark lastet. —

Ein am letzten Sonntage in dem schwedischen Curorte Ramlösa abgehaltenes skandinavisches Fest ist ziemlich kläglich abgelaufen, keine nur einigermaßen achtbare dänische oder andere politische Notabilität nahm daran Theil, sondern nur bekannte Phantasten vom reinsten Wasser, an deren Ruf nichts mehr zu verderben war. E. L.

E. Brachvogel.

(Eingesandt.)

Herr Redacteur! Verstatten Sie mir Ihre Aufmerksamkeit auf den neuesten Roman von Brachvogel zu lenken. Der Anfang desselben steht in der Nummer der Zeit vom letzten Sonntage. Die nachfolgende Blumenlese und die Glossen zu derselben mögen, wenn Sie es für gut befinden, in Ihrem Organe abgedruckt werden.

Im Eingange des Romans „die Pforte der Zukunft" äußert Herr Brachvogel: „Die Reformation legte dem Ritterthum die Axt an die Wurzel. Der dreißigjährige Krieg vernichtete vollends den gothischen Dom des Vasallenthums." Ferner sagt er: Calvin, Gustav Adolf, Richelieu seien gegen die Aristokratie zu Felde gezogen. Dann folgen die großartigen Posaunenstöße: „Das politische Ritterthum ist begraben, der Adel ist geblieben. Das sterbende Ritterthum, den letzten stolzen Fanfarenschrei, das letzte wilde Wetterleuchten des Orkans wird man am besten „La Chevalerie" nennen." Als glänzenden Nachhall des Mittelalters bezeichnet er dann: Buckingham, Luynes, Montmorency, Bassompierre, Cinq-Mars. Es wäre interessant, den Ursprung dieser kostbaren Gedanken, welche jedenfalls Herr B. nicht allein zu Tage gefördert hat, zu kennen. Entweder Herr B. weiß nichts von der Geschichte, und dann kann er auf das Interesse Anderer verzichten, als derer, die ungebildet genug sind, seine Manuscripte ohne Censur passiren zu lassen, oder er behandelt die Geschichte ad usum stultorum. Wann hat die Reformation, wann haben Luther, Calvin und Gustav Adolf die Aristokratie zu unterdrücken gesucht, mit der sie im Bunde waren? Die Namen der großen Geschlechter, welche für die protestantischen Principien bluteten, Alles verloren und Jahrhunderte hindurch Opfer brachten, sollten ihn überzeugen, daß die Reformation einen Kern habe, den man nicht wegleugnen könne, oder zu dessen Radirung man geschickterer Instrumente, als des großen Dichters B. bedürfe. Wo hat er ferner die wunderbare Idee gefunden, daß Buckingham und die ihm beigegebenen Personen ein Nachhall des Ritterthums waren?

Wie kindlich ist ferner die Ansicht, Richelieu, der zum Könige sagte: Majesté, c'est l'état qui l'exige, sei der Stifter des Absolutismus gewesen. Richelieu pflanzte das Werk der Centralisation, welches Louis XI. begann, fort. Aber einem Mechanismus, wie die Centralisation, steht der Herrscher nie ab-

solut gegenüber, und selbst Louis XIV., der mit seinem l'état c'est moi den Gegensatz zu lösen suchte, erreichte das Ideal des Absolutismus nicht.

Woher hat Herr B. ferner die Nachricht, daß Louis XIII. bleich und entsetzt war, als er vom nahen Tode des Cardinals hörte. Er war vielmehr froh, ihn los zu werden und sang mit seinen Freunden Spottlieder auf die éminence rouge.

Ich bin, Herr Redacteur rc.

Johanniter-Orden.

Der Rechtsritter des Johanniter-Ordens, Generallieutenant und General-Adjutant Sr. Majestät des Königs von Gerlach, hat mittelst Allerhöchst bestätigter Urkunde eine Stiftung zur Krankenpflege für die Ortschaften Rohrbeck und Nordhausen im Königsberger Kreise der Neumark durch Widmung eines Kapitals von 2400 Thaler in der Art errichtet, daß die Zinsen von 2000 Thaler dazu verwendet werden sollen, um die bedürftigen Kranken und Siechen beider Ortschaften in Kranken- und Siechenhäuser, vornehmlich in solche des Johanniter-Ordens, unterzubringen, oder ihnen in ihren Wohnungen ärztliche Behandlung rc. zu gewähren. Die Zinsen von 400 Thaler aber sollen zur Bildung eines Reserve-Fonds dienen. Steigt dieser Reserve-Fonds auf 1000 Thaler, so werden davon die Zinsen von 500 Thaler wie die der 2000 Thaler verwendet und so fort.

Die Stiftung ist unter den Schutz und die Oberaufsicht des durchlauchtigsten Herrenmeisters und des Ordens-Capitels gestellt, zum beständigen Executor derselben aber der Convent der Genossenschaft des Johanniter-Ordens in der Provinz Brandenburg ernannt worden.

Liste

der seit dem 1. April bis ultimo Juni 1858 bekannt gewordenen Todesfälle von Ehrenrittern des Johanniter-Ordens.

	Nr. der Ordensliste.	Gestorben den
1) v. Bosse, Oberstlieutenant und Brigadier der 7. Gendarmerie-Brigade, zu Münster.	81.	13. April 1858.
2) Friedrich Wilhelm Christian Graf v. Schwerin, Geheimer Justiz- und Commercien-Rath a. D., zu Berlin.	12.	27. " "
3) Albrecht Graf v. Alvensleben, Staatsminister a. D., Erb-Truchseß im Fürstenthum Halberstadt, Kammerherr und Mitglied des Herrenhauses, auf Erxleben, zu Berlin.	47.	2. Mai "
4) Adolph v. Hirschfeld, General der Cavallerie a. D., zu Gotha.	784.	11. " "
5) Friedrich v. Eickstedt, Major a. D., auf Silberkopf bei Ratibor.	829.	4. Juni "
6) Otto v. Dewitz, Oberhauptmann, auf Krumbeck bei Feldberg in Mecklenburg-Strelitz.	22.	" "
7) Ottomar Gisbert Carl Friedrich v. Szymanowitz, Oberst und Commandeur des 3. Infanterie-Regiments, zu Danzig.	1236.	22. " "
8) Carl Herwarth v. Bittenfeld, Oberst und Commandeur des 29. Infanterie-Regiments, zu Trier.	—	22. " "

Druck der Petsch'schen Buchdruckerei, Kronenstraße Nr. 21.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 15. Montag, den 12. Juli. 1858.

Berlin, 11. Juli.

Der dänisch-deutsche Streit scheint wenigstens eine Katastrophe unvermeidlich zu machen. Die Frist, welche die Bundesaufforderung vom 20. Mai dem dänischen Cabinette zu einer nachgiebigen Erklärung stellte, läuft in diesen Tagen ab, und von mehreren Seiten wird aus Kopenhagen übereinstimmend berichtet, daß Dänemark auf die Forderungen des Bundestags nicht eingehen wolle. Diese Nachricht erscheint uns um so glaubwürdiger, als die Meinung, daß es, falls es ein Staat bleiben will, auf diese Forderungen nicht eingehen darf, in Kopenhagen wie in den deutschen Herzogthümern, dort mit dem Ausdruck der Besorgniß, hier mit dem der Freude, von den Meisten getheilt wird.

Es handelte sich in den jüngsten Tagen in Kopenhagen darum, einen Entschluß zu fassen und eine Antwort auf die deutschen Forderungen zu formuliren. Im dänischen Cabinette gab sich bei dieser Gelegenheit ein Gegensatz kund: der Finanzminister, Obristlieutenant Andrä, scheint nachgewiesen zu haben, daß alle Concessionen, zu denen sich Dänemark verstehen könnte, doch nur Schein sein könnten; er war darum für eine offene Antwort, welche durch Aufstellung eines dänischen Observationsheeres gegen Deutschland den nöthigen Commentar erhalten sollte. Seine Collegen scheinen dagegen dem Sprüchworte: „Kommt Zeit, kommt Rath" mehr zu vertrauen, und sie vereinigten sich, während Andrä seine Entlassung nahm, über eine scheinbar eingehende Antwort an den deutschen Bund.

Die dänische Regierung stellt in ihrer Antwort, obgleich der deutsche Bund solch ein Anerbieten schon einmal zurückgewiesen hat, abermals das Anerbieten, durch Bevollmächtigte mit Bundes-Commissaren über die Stellung der deutschen Herzogthümer zu den übrigen Landestheilen der Monarchie, folglich namentlich über die mangelhaften Verfassungs-Zustände, zu unterhandeln. Die von dem Bunde gewünschten positiven Vorschläge werden von Dänemark nicht gemacht; es wird vielmehr erklärt, die dänische Regierung müßte bestimmt formulirte einzelne Forderungen des deutschen Bundes erwarten. Im Uebrigen, erklärt das dänische Cabinet, ist es, um seine friedlichen Gesinnungen zu bekunden und um zu zeigen, daß es ihm mit den offerirten Unterhandlungen voller Ernst ist, bereit, in den Instructionen der dänischen Bevollmächtigten eine feste Grundbasis für die von ihm selber proponirten Unterhandlungen festzusetzen.

Am Schluß dieser Antwort wird, wie es heißt, nicht undeutlich ausgedrückt, daß das dänische Cabinet sie gleichfalls als eine Art von Ultimatum betrachtet.

Am Bundestage ist man jedenfalls schon vollständig von dem Inhalte dieser Antwort unterrichtet und darum vollständig in der Lage, in vertraulicher Vorbesprechung sich über die weiteren Schritte, die in dieser schwierigen Angelegenheit zu thun sind, zu verständigen. Ein mitteldeutsches, gewöhnlich gut unterrichtetes Blatt behauptet sogar, daß zwischen den Regierungen der größern deutschen Bundesstaaten bereits eine Vereinbarung bezüglich aller der Schritte und Maßnahmen zu Stande gekommen ist, welche in der Bundesversammlung für den jetzt eintretenden Fall, daß das dänische Cabinet keine oder keine genügende Antwort auf die in dem Bundesbeschlusse vom 20. Mai enthaltenen Aufforderungen ertheilen sollte, zur Weiterbehandlung und Erledigung der holstein-lauenburgischen Angelegenheit zu beantragen sein würden. Die Anträge auf sofortige Bundesexecution und auf die Anordnung der diesfalls erforderlichen Maßregeln werden, wie verlautet, sämmtlich von Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich gestellt werden, und die unmittelbaren Beschlußfassungen sind durch die bereits getroffenen Verabredungen gesichert. Das Bundesexecutionscorps wird aus preußischen, österreichischen, baierischen und hannoverschen Truppentheilen zusammengesetzt werden.

Der Correspondent geht dann noch weiter und verkündet, daß der Bundestag, nachdem alle Maßregeln zur Ausführung seiner Forderungen schnell und kräftig ergriffen worden, sich gleichsam in Permanenz erklären würde.

Darnach sähe es aus, als hätte der deutsche Bund sich bereits von Kopf bis zu Fuß gerüstet und stände bereit, sich in die Feldschlacht zu stürzen. Zu bemerken ist dagegen — und die Indep. Belge macht mit Recht darauf aufmerksam, — daß nach dem vom Bunde 3. Aug. 1820 angenommenen Executions-Reglement selbst dann, wenn der vom Bunde festgesetzte Termin abläuft, ohne daß Dänemark eine genügende Erklärung gegeben hat, die Angelegenheit erst dem Executions-Ausschuß (der schon besteht, übrigens alle sechs Monate erneuert wird, also nicht in Bezug auf die gegenwärtige Verwickelung eingesetzt ist) übergeben wird. Dieser Ausschuß erstattet als-

dann darüber Bericht, ob er der Meinung ist, daß ein Fall zur Execution vorliege. Darauf erörtert die Bundesversammlung diese Meinung, setzt einen Termin für die Abstimmung fest und spricht endlich die Annahme des Ausschußantrages aus. Darauf wird eine Frist festgesetzt, innerhalb welcher das dänische Cabinet einer letzten motivirten Aufforderung des Bundes Folge zu geben hat. Verläuft diese Frist ohne Resultat, so muß das Executions-Comité noch einmal Bericht erstatten, und dann beschließt man die Inkraftsetzung des Executionsbeschlusses, und dieser Beschluß wird Dänemark mitgetheilt. Der Bund wählt darauf eine Regierung, welche mit der Ausführung der Execution gegen Dänemark beauftragt wird. Diese Regierung unterrichtet Dänemark von ihrer Mission und drei Monate darauf schreitet sie endlich zu der Execution selbst. Das ist der von dem Bundesexecutions-Reglement vorgeschriebene Weg.

Am auffallendsten hat es uns immer geschienen, daß unsere Politik so wenig Werth auf Schweden legt, mit dem wir doch in dem lebhaftesten und freundlichsten Verkehr stehen sollten, weil die beiderseitigen Staatsinteressen nicht nur harmonisch, sondern man möchte sagen, fast identisch sind. Und wenn es wahr ist, daß Preußen nach dem Haupttheile seines Territoriums als ein Ostseestaat gelten muß, wie doch die Landkarte beweist, und wenn es überhaupt in dieser seiner Eigenschaft eine active Politik führen will, so dürfte zu dem Ende nichts wichtiger sein als eine Verbindung mit Schweden.

Ständen wir anders in Stockholm, so ständen wir anders in Kopenhagen, und es wird unsern Lesern wohl noch erinnerlich sein, welchen Einfluß Schweden seiner Zeit auf die Schleswig-Holsteinsche Frage geäußert hat. Ja dieser Einfluß war vielleicht entscheidend, und wenn diese unglückliche Sache bekanntlich dadurch scheiterte, daß man sie europäisirte, so wäre eben dies vielleicht nicht geschehen, wenn sie nicht vorher zu einer skandinavischen Sache gemacht wäre, und soll sie jemals deseuropäisirt werden, so scheint es wohl, daß man sie zuvor deskandinavisiren muß.

Wir meinen, dies dürfte wohl eine Ueberlegung verdienen, und zwar um so mehr, je geringeren Erfolg die bisherige Behandlungsweise der Schleswig-Holstein'schen Frage gehabt hat. Auch steht es ja außer Zweifel, daß diese Angelegenheit in der That über den ganzen Norden hinwegreicht. Haben wir uns also bisher in Frankfurt wie in Kopenhagen vergeblich abgemüht, so versuchen wir nun einmal unsre Hebel in Stockholm anzusetzen, wo es vielleicht besser vorwärts geht. Das scheint uns grade eine Aufgabe für Preußen, und würde der erste Anfang zu einer activen Ostsee-Politik sein, die für Preußen in Zukunft wohl die wichtigste sein möchte.

Zwei deutsche Universitäten oder vielmehr ihre Studenten machen gegenwärtig von sich reden. Im Allgemeinen hat freilich das Interesse der Nation an diesen ehrwürdigen Einrichtungen, welche durch Jahrhunderte hindurch der Stolz und eine siegreiche Waffe Deutschlands waren, sehr bedeutend abgenommen; in demselben Maße, als die Wissenschaft servil oder revolutionär wurde, wandte sich die öffentliche Theilnahme von ihr ab, und in demselben Maße sank auch der studentische Geist. Von allen Seiten hören wir darüber klagen, daß Seitens der Studirenden nur noch den nöthigsten Brod- und Fachwissenschaften einige Aufmerksamkeit geschenkt würde, philosophische, kunstgeschichtliche, historische ꝛc. Collegia ständen vielfach leer; von Begeisterung für das ideale Leben sei selten noch eine Spur zu finden. Unter solchen Verhältnissen muß die Universität auf den Standpunkt der Schule herabsteigen, und es ist darum nicht so sehr auffallend, daß die Professoren hier und dort beginnen, einen Ton gegen die Studenten anzuschlagen, dessen sich sonst nur der Lehrer gegen den Schüler bedient. Uebergriffe dieser Art werden dadurch erleichtert, daß die alten corporativen Gestaltungen der Studenten und der Studentenschaft immer hinfälliger, ja immer seltener werden. Die Vereinzelung ist auch hier zur Herrschaft gekommen, und es bedarf starker Dinge, wenn dieser frischeste, edelste und hoffnungsreichste Theil der Nation, der den Universitäten angehört, sich wieder einmal zu einem gemeinsamen Willen vereinigt, wie in Leipzig.

In Breslau trat, als der Senat neulich eine Burschenschaft, welche eine politische liberale Färbung hatte, auflöste, kein Urtheil der gesammten Studenten über diesen Act hervor, und es läßt sich dies Schweigen wohl aus dem Umstande erklären, daß auf den meisten preußischen Universitäten schon die studirende Jugend unter die Parteien vertheilt ist, welche das staatliche Leben beherrschen. Die Auswahl der Professoren, welche in den letzten Jahrzehnten angestellt wurden, trug zu der Erweckung des politischen Für und Wider unter den preußischen Studenten wohl nicht weniger bei, als der Gegensatz, in den sich mit Aufwand vieler Kräfte die älteren Professoren zu jener neueren Generation setzten, und der noch heut wenig von der Schärfe verloren hat, welche er im Anfang der vierziger Jahre (wir erinnern nur an Königsberg und Berlin) zeigte.

Berlin, 11. Juli.

Die Nachrichten über das Befinden Sr. Maj. des Königs lauten sehr günstig, nur wird über die zum Theil ungünstige Witterung geklagt, welche die Ausflüge Ihrer Majestäten in die Umgegend von Tegernsee erschwert.

— Ihre k. Maj. von Großbritanien und Se. k. H. der Prinz-Gemahl von England werden am 10. August in Coblenz erwartet, wo die hohen Herrschaften mit JJ. KK. HH. dem Prinzen

und der Prinzessin von Preußen und dem Prinzen und der Prinzeß Friedrich Wilhelm von Preußen einige Tage im engsten Familienkreise verleben werden.

— Se. k. H. der Prinz Carl beabsichtigt, für den Prinzen Friedrich Carl k. H., in der Nähe seiner Villa bei Glienicke, wo bisher das von Hrn. v. Türk gegründete Waisenhaus stand, ein Lustschloß bauen zu lassen, wozu die Pläne von einem unserer Architekten bereits angefertigt sind. Bei der Erwerbung des dazu nöthigen Terrains sollen noch mehrere Hindernisse zu überwinden sein. (Sp. Z.)

— Man schreibt der „Wiener Ztg." aus Berlin: Es erregt begreiflich einige Aufmerksamkeit, daß der k. dänische Gesandte am hiesigen Hofe, Baron v. Brockdorf, sich gerade jetzt auf längeren Urlaub nach London begeben hat, da am 15. d. M. die sechswöchentliche Frist abläuft, binnen welcher die dänische Regierung eine Erklärung auf den Beschluß des deutschen Bundes in der holstein-lauenburgischen Angelegenheit abgeben sollte, die dann nothwendig werdenden diplomatischen Verhandlungen, sei die Antwort nun günstig oder ausweichend, aber doch wohl die Anwesenheit der bei den deutschen Höfen accreditirten dänischen Vertreter bedingen dürften.

— Nordamerika scheint in der That ernstlich auf eine Beseitigung des Staderzolles hinzuwirken. Es wurde unlängst auf ein derartiges Vorhaben in der Shipping Gazette aufmerksam gemacht, diese Nachricht aber von anderer Seite stark angefochten. Sie hat jedoch inzwischen Bestätigung gefunden.

— Die belgischen ultramontanen Blätter widmen der kürzlich hier stattgehabten Jesuitenmission ebenfalls große Aufmerksamkeit. Sie behandeln den „preußischen Pietismus und Rationalismus" bereits als ein erobertes Land, und die in Brügge erscheinende „Patrie" zeigt an, die Patres würden im nächsten Frühling nach Berlin zu einer zweiten Mission zurückkehren.

— Um die durch den Rücktritt des Geheimen Justizraths v. Drygalski erledigte Kammergerichtsraths-Stelle bewirbt sich eine große Zahl von Justizbeamten. Die Wiederbesetzung dieser Stelle dürfte noch vor dem Eintritt der Sommer-Gerichtsferien erfolgen.

— Das Ober-Tribunal hat in Betreff der Auslegung des §. 54 des Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 durch Erkenntniß entschieden, daß die drei Verurtheilungen wegen Preßvergehen noch in den Zeitraum von fünf Jahren fallen müssen, wenn der Richter verpflichtet sein soll, auf den Verlust der Befugniß zum Gewerbebetriebe zu erkennen.

— Der höchste Gerichtshof hat neuerdings verfügt, daß Gerichte erster Instanz in Untersuchungs-Sachen nicht befugt sind, über Beschlüsse des vorgesetzten Appellationsgerichts Beschwerde bei dem königlichen Ober-Tribunal zu führen, weil letzteres keine Aufsichts-Behörde, sondern nur die letzte richterliche Instanz bildet. Den Grundsätzen der gerichtlichen Hierarchie gemäß hat das Untergericht die auf die Beschwerde einer der Parteien erlassene Verfügung des höheren Richters als maßgebend zu betrachten.

— Die Danziger Zeitung berichtet von einer auffallenden Maßregel. In Königsberg erschien im vorigen Jahre die 93. Ausgabe des allbekannten Preußischen Kinderfreundes von Preuß und Vetter, und zwar in völlig umgearbeiteter Gestalt. Kaum eingeführt in den Schulen der Provinz, wurde dieselbe durch Verordnung der Königl. Regierung unterdrückt und sämmtliche noch vorhandene Exemplare aus dem Buchhandel gezogen. Sofort erschien die umgeänderte Ausgabe, in welcher unbedeutende Sachen hinzugefügt und unter 46 weggelassenen Lesestücken z. B. auch folgende ausgemerzt sind: Klein Roland, der König von Krummacher, die alte Waschfrau von Chamisso, das tägliche Brod von Walcker, drei Freunde von Herder, der Schenk von Limburg, Frühlingslied von Hoffmann v. Fallersleben, Mein Vaterland von demselben, Siegfrieds Schwert, die Lorelei, Heinrich der Vogelsteller und der ganze Abschnitt vom deutschen Ritterorden. (Grade letzteres Thema halten wir für besonders fruchtbar, und noch neulich führten wir aus, in jeder preußischen Schule sollte die Geschichte des deutschen Ordens gelehrt werden.)

— Vor einigen Tagen ist bei Kalk mit der Schienenlegung auf der Deutz-Siegen-Marburger Eisenbahn begonnen worden. Die Strecke von Deutz bis Siegburg dürfte in etwa zwei Monaten fahrbar sein.

— Ueber die nur kurze Sitzung der Bundesversammlung vom 8. Juli berichtet ein officiöser Corr.: „In der Kölner Brücken-Angelegenheit haben sich bekanntlich im März d. J. mehrere Handelsvorstände und Rheinschiffer an die Bundesversammlung gewandt. Ueber das Gesuch derselben hat die Reclamations-Commission Bericht erstattet und die Versammlung darauf beschlossen, die Abstimmung auf 4 Wochen auszusetzen." — Wie dagegen der „Köln. Ztg." telegraphisch gemeldet wird, wäre in der letzteren Frage bereits eine Abstimmung erfolgt. Nur eine Minorität habe für Abweisung jener Mannheimer Eingabe gestimmt; die Majorität wolle Preußen zunächst zur Rückäußerung auffordern. Es wäre doch endlich Zeit, diese Angelegenheit einmal von der Tagesordnung abzusetzen.

— Der in der „Darmstädter Allgemeinen Militair-Zeitung" kürzlich enthaltene Aufsatz über „die Besatzungen der Bundesfestungen", welchen die „Augsburger Allgemeine Zeitung" reproducirt hat, wird in hiesigen politischen und militairischen Kreisen lebhaft besprochen. Die „Augsburger Zeitung" druckt den erwähnten Aufsatz vollständig ab und bezeichnet als seinen Verfasser ausdrücklich einen „deutschen General", eine Angabe, welche sich in der „Militair-Zeitung" nicht vor-

findet. Ob der erwähnte Artikel als ein Symptom bestimmter Intentionen und als ein ballon d'essai von Darmstadt und Augsburg aus in die Welt gesandt — vermag man nicht zu beurtheilen. Es mag vor der Hand genügen, den Hauptinhalt der Vorschläge eines „deutschen Generals" hier zu registriren: 1) das ausschließliche Besatzungsrecht in sämmtlichen Bundesfestungen soll an Oesterreich und Preußen übertragen werden; 2) der Ober-Feldherr des Bundesheeres, so wie die Commandanten der einzelnen Armee-Corps sollen von jetzt ab für den Zeitraum von drei Jahren ernannt werden; 3) mit der Regulirung der Besatzungsfrage steht die Garantiefrage der bundesfreien Länder Oesterreichs und Preußens im engen Zusammenhange. Es wird daher gefordert, daß die durch den Art. 36 der Wiener Schlußacte ausgesprochene Garantie der Bundesländer sofort durch Bundesbeschluß auch auf die außer dem Bunde gelegenen Besitzungen Oesterreichs und Preußens ausgedehnt werde. Die Nothwendigkeit dieser Maßregel wird durch die italienischen Zustände motivirt. (Man erinnert sich hierbei an die österreichische Circular-Depesche vom 14. Januar 1855, welche bekanntlich ebenfalls die Wahl eines Ober-Feldherrn und die gegenseitige Ländergarantie derjenigen Staaten enthält, die sich unter den Oberbefehl des Kaisers von Oesterreich stellen würden.)

— Im Regierungs-Bezirke Königsberg betrug am 1. Januar 1858 die Gesammtheit a) der Kleinhandlungen mit Getränken 233, 3 mehr als zu derselben Zeit des Vorjahres; b) der Gastwirthschaften 1103, 1 mehr als zu derselben Zeit des Vorjahres; c) der Schank- und solcher Anlagen, in welchen überhaupt zubereitete Speisen und Getränke zum Genusse auf der Stelle verkauft werden, 1851, 26 weniger als zu derselben Zeit des Vorjahres; d) aller zu a. bis c. vorstehend bezeichneten Anlagen 3187, gegen 3209 am 1. Januar 1857. Mithin waren am 1. Januar d. J. 22 Anlagen weniger, als zu derselben Zeit des Vorjahres vorhanden.

— Aus Leipzig erfährt man, daß die Studentenunruhen beseitigt sind. Namentlich die bei dem Diner des Prof. Günther vom Rector gethane Aeußerung, man werde die aus Eutritzsch in geschlossener Colonne heimkehrenden Studenten mit Pulver und Blei bewillkommnen, hatte böses Blut gemacht. Oeffentlicher Widerruf jener Aeußerung war daher, neben Amnestirung der Betheiligten, Entlassung der Pedelle und des Karzerknechtes, welche auf die Studenten gefahndet hatten, und Benennung der Studirenden mit dem Titel „Herr" seitens des Universitätsgerichts, einer der hauptsächlichsten Punkte, welche die Studentenschaft höhern Orts beantragt hatte. Ihren Forderungen soll entsprochen sein. Dem Prof. Tuch (Rector) soll eine baldige Badereise dringend angerathen worden sein.

— Ueber die neuesten Bewegungen der südslavisch-griechischen Elemente in Oestreich finden wir in der A. A. Z. folgende Andeutungen: Während vor den Schranken des Wiener Gerichtshofs der Redacteur der in serbischer Sprache erscheinenden Zeitschrift „Swetowid" wegen Aufreizung zum Haß gegen die deutsche Nationalität zur Strafe des Arrestes verurtheilt wurde, hat der Herausgeber der in Neusatz erscheinenden „Srbski Dnevnik" Seitens des k. k. Gouverneurs v. Coronini eine zweite Verwarnung erhalten. In Nr. 43 des letzterwähnten Blattes befand sich nämlich ein Leitartikel, in welchem die Ereignisse in Montenegro und den anliegenden türkischen Provinzen, unter leidenschaftlicher Bekämpfung jener Wiener Blätter, welche eine andere Auffassung vertreten, eine der Aufrechthaltung der Autorität der türkischen Regierung gegenüber ihren christlich-slavischen Unterthanen feindselige Beurtheilung fanden. Dem unbefangenen Beobachter ist es längst kein Geheimniß, daß die Serben — ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet — eine mehr als sympathische Gesinnung für ihre „kämpfenden Brüder" in der Tschernagora zur Schau tragen, und die Südslaven machen kein Hehl daraus, daß die Sache der Montenegriner die ihrige sei. Wir sahen jüngst eine Landkarte, die zur Zeit, als Tscherni Georgs Schaaren unter den Mauern von Jenibazar lagerten, im Banat circulirte. Auf dem geduldigen Papier sind Dalmatien, Bosnien, Montenegro, Serbien, Slavonien, Banat und Bulgarien als „südslavisches Reich" — natürlich in spe — dargestellt.

Hannover, 9. Juli. Ein Schreiben der Regierung erklärt auf den Beschluß Erster Kammer, die Zurückziehung der neuen Gerichtsverfassung betreffend, daß die Regierung nicht einwillige. Barkhausen nennt eine Regierungserklärung auf den einseitigen Beschluß einer Kammer einen Eingriff in die ständischen Rechte, unerhört in der ständischen Geschichte. Die Majorität der Zweiten Kammer lehnt den Beschluß der Ersten Kammer ab.

---

† **Paris,** 10. Juli. Die Königin von England kommt am 4. August auf einen Tag nach Cherbourg, wird aber nicht der Einweihung der neuen Bassins beiwohnen. Ihr Kommen gilt als ein Beweis des wiederhergestellten Einvernehmens. Dem Gewitter ist plötzlich Sonnenschein gefolgt, eben stand Frankreich und Rußland noch Oestreich und England schroff gegenüber, und jetzt ist die Freundschaft schon proclamirt. Lange kann und wird sie nicht dauern. Wenn man auch in Betreff der Organisation der Donaufürstenthümer ein Compromiß (s. unten) gefunden hat, doch bleibt eine Reihe anderer Fragen (z. B. die Donauschifffahrt rc.) zu erledigen. Aber es scheint, als wünscht der Kaiser diese Erledigung im gegenwärtigen Augenblick gar nicht. Eine Vertagung der Conferenzen ist so gut als gewiß. Man wird erst eine weitere Entwickelung des türkischen Chaos erwarten, und man scheint in der That darauf zu hoffen, daß in den christlichen Provinzen der

Türkei ernste Ereignisse vor sich gehen werden. **Die Vergrößerung von Lille** verdient in Deutschland die größte Aufmerksamkeit. Die gegenwärtige Festung, auf deutscher Erde errichtet (die Stadt heißt bekanntlich eigentlich Ryssel) ist nur ein Drittel der zukünftigen Festung, welche unter den ersten Waffenplätzen Europa's ihr Ansehen behaupten wird. Das neue Lille wird zunächst für Belgien, über dessen Grenzen es hinüberschaut, die Bedeutung eines großen befestigten französischen Kriegslagers haben. Aber auch für England ist es nicht ohne Bedeutung. Es steht mit Calais, das in einen trefflichen Kriegshafen verwandelt wird, in directer Eisenbahnverbindung. Die in dem betreffenden Berichte des Kriegsministers an den Kaiser gebrauchte Phrase, den Arbeitern von Lille würde durch die Vergrößerung der Stadt Luft und Licht gebracht werden, ist ohne große Bedeutung. Die Arbeiter wohnten meistens außerhalb der Stadt in den kleinen Communen, die jetzt in den Festungsrayon hineingezogen werden und sich bereits bitter darüber beklagen, daß sie nun den hohen städtischen Steuern unterworfen werden. Ihre Wohnungen vertheuern sich dadurch natürlich, und die Arbeiter stehen sich also in Zukunft schlechter, nicht besser.

Paris, 8. Juli. Als Beitrag zur Signatur der Epoche dürfen die in vielen Provinzen abgehaltenen Industrie-Ausstellungen und Volksfeste nicht übersehen werden. Die historischen Schaustücke von Rouen, welche einen etwas legitimistischen Charakter trugen, brachten den Armen über 60,000 Francs ein. Die Ausstellungen, unter welchen die von **Limoges** die bedeutendste sein wird, knüpfen an die eben beendigten Ackerbau-Comitien an und bereiten manche materielle Frage für die bevorstehenden Generalräthe vor. Die Feste, welche das Volk beschäftigen und den Schein des Wohlseins im Innern und nach Außen verbreiten, sind der Regierung eben so willkommen, als dem **Provinzialgeiste**, der desto mehr um sich greift, je mehr Paris an geistigem Uebergewichte verliert. Doch sind sie bis jetzt nur während der todten Saison denkbar, wenn Paris nicht eben nicht in Paris ist.

— Auf literarischem Gebiete ist seit Sylvestre de Sacy's vermischten Schriften und Victor Cousin's dickem, zweibändigem Commentar zum „großen Cyrus" der Mademoiselle Scudéry nichts besonders Erwähnenswerthes erschienen. Und auch diese beiden Schriften, welche, jede in anderer Weise, retrospectiv sind, beziehen ihre Wichtigkeit aus der Verfasser Namen, ihrer mehr oder weniger maskirten Tendenz, und nicht aus ihrem inneren Werth. Cousin's begeisterte Apologie des 17ten Jahrhunderts, welche bei dem alten Eklektiker allmälig zur fixen Idee geworden ist, wird selbst von seinen früheren Freunden im „Debats" und der „Revue des deux mondes" nicht in Schutz genommen, und nur die rein legitimistischen Blätter laben sich an den Elucubrationen dieses alten Neophyten. Das Beste an diesem, wie an Cousin's andern Büchern ist immer die Vorrede.

— Der Correspondent der H. B.-H. erwähnt eines in Paris verbreiteten, bis jetzt völlig unverbürgten Gerüchtes, nach welchem ein als Priester verkleideter Italiener in Plombières ein **Attentat** auf das Leben des Kaisers Napoleon unternommen hätte.

Paris, 9. Juli. Das neue **Adelsgesetz**, welches das Tragen falscher adliger Titel bestraft, kommt nun zur Anwendung; heute veröffentlicht der Moniteur das bereits vom 19. Juni datirte Rundschreiben des Justiz-Ministers an die General-Procuratoren der kaiserlichen Gerichtshöfe, worin er sie aufgefordert, „Angesichts der Thatsachen, die aus einer so langjährigen Nachsicht sich entwickelt haben, das neue Gesetz mit Klugheit und Festigkeit in Vollzug zu bringen." Die Bedeutung dieses Gesetzes liege „weniger in der Anzahl der Verurtheilungen, die es bewirken könne, als in den Grundsätzen, die es aufstelle, und in den Bedenken, die es hervorzurufen geeignet sei." Aus diesen Gründen werden die General-Procuratoren aufgefordert, „**einstweilen** dabei stehen zu bleiben, daß sie vor jeder Verfolgung wegen Vergehen gegen Art. 259 sich erst an ihn wenden und besondere Instructionen einholen sollten." Das neue Gesetz gegen Adels- und Titel-Anmaßungen soll demnach zunächst nur denjenigen seine Schärfe zeigen, denen der Justiz-Minister zu Leibe will; es ist zwar für Alle gegeben, aber nicht auf Alle anwendbar. Uebrigens sollen die General-Procuratoren darauf achten, daß die Gerichte, Civilstands-Beamten, Notare und sonstigen Staatsbeamten in ihrem Erlassen, Urtheilen und authentischen Actenstücken den Personen nur solche Titel und Namen beilegen, „wozu sie ihre Berechtigung nachzuweisen im Stande sind."

— Der Prinz Napoleon reis't nächsten Sonntag Morgens nach Limoges ab. Die Festlichkeiten in dieser Stadt sollen sehr glänzend werden. Nach denselben geben die Freimaurer dieser Stadt ein großes Fest. Alle Freimaurer des mittleren Frankreichs sind dazu eingeladen worden. Man hofft, daß der Prinz Murat, Großmeister aller französischen Logen, diesem Feste beiwohnen werde.

— Die Benennung der „Vereinigten Provinzen" ist auch von den Gegnern der Union der Donaufürstenthümer zugestanden. Dagegen wird der gemeinschaftliche Senat sich nicht alle Jahre, sondern bloß alle zwei Jahre versammeln, um seine Wünsche im Interesse der Donau-Fürstenthümer auszusprechen.

— Der Kaiser hat den Professor der Chirurgie Middeldorpf in Breslau, wegen seiner Verdienste um die Anwendung der galvanischen Glühhitze zu chirurgischen Operationen (Galvanokaustik) zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und mit einer Medaille beschenkt

— Großes Aufsehen erregt in den pariser Salons ein ziemlich sonderbares Ereigniß, in dem Sophie Cruvelli (jetzt Baronin Vigier) die Hauptrolle, wenn auch ohne ihr Zuthun, gespielt hat. Ahmed Pascha, welcher bei der Katastrophe auf der Nil-Eisenbahn so jämmerlich zu Grunde ging, hatte bei seiner Anwesenheit in Frankreich die Cruvelli mehrere Male gehört. Obgleich der ägyptische Prinz Fräulein Cruvelli niemals persönlich kennen lernte, sondern sie nur auf der Bühne sah, so machte dieselbe doch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr in seinem Testamente eine Million Franken Geld und für eine halbe Million Diamanten hinterließ. (Schwer zu glauben!)

— In der vorgestrigen **Conferenz-Sitzung** zu Etiolles haben die Bevollmächtigten sich mehr mit Essen und Trinken und der „Befestigung des guten Einvernehmens," als mit Geschäften befaßt. Der Central-Ausschuß für die Donaufürstenthümer, der in Lord Cowley's Vermittlungs-Entwurfe beantragt wird, soll

aus sechszehn Mitgliedern bestehen, wovon vier durch die National-Versammlung der Moldau, vier durch die der Walachei, und je vier durch die beiden Hospodaren zu ernennen wären. Daß der englische Entwurf im Ganzen angenommen werden wird, gilt jetzt nicht mehr für zweifelhaft.

— Der Gedanke an einen neuen Adel ist noch nicht aufgegeben. Ein hierauf bezügliches Project befindet sich eben in der Ausarbeitung.

— Man spricht von Verhaftungen, welche mit einem neuentdeckten Complotte in Plombières in Verbindung stehen sollen.

London, 8. Juli. Ueber den Bathorden, der eben einem indischen Muhamedaner verliehen ward, schreibt Bucher in der Nat.-Ztg. Folgendes: Bath heißt Bad, und der Orden hat davon den Namen, daß die Aufzunehmenden sich zu baden, abzuwaschen haben. Ich finde die Beschreibung in einem Druck von 1631. Das ganze Kapitel, 82 Mann, geht erst in die Kapelle Heinrich's VII. und macht vor dem Altar „Reverenz"; darauf begiebt man sich in die painted chambers in Whitehall und „ruht sich bis zum Abendbrod", welches aus „wenigstens 200 Schüsseln Fleisch besteht, dazu a noble service von Süßigkeiten auf J. M. Rechnung." — „Etwa um 1 Uhr Morgens, nachdem das Abendbrod beendigt, wurden sie wieder in painted chambers und anstoßende Räume geführt, wo ihre Badewannen und Betten bereit standen. Die Laken (24 Ellen holländische Leinwand für jede Badewanne) waren von S. M. Barbier besorgt (auf Kosten der Ritter) und gehören zu seinen Accidenzien; und nachdem die Ritter sich gebadet, mehr oder weniger, je nachdem es ihnen gefiel, gingen sie zu Bett." Wir wollen hoffen, daß es ihnen nach dem starken Souper gefallen, sich „weniger" zu baden. Am Morgen wird ihnen ein Ständchen gebracht von J. M. Musika; dann erfolgt die Investitur, wobei die Ritter die Bibel küssen und einen Eid leisten, ihr Schwert zur Vertheidigung des Evangeliums zu gebrauchen. An der Thür steht der Koch mit einer Schürze und einem Hackmesser und sagt den heraustretenden Rittern: „Wenn Ihr Euren Eid brecht, so muß ich Euch die Sporen von den Füßen hacken." Und um ihre Sporen loszukaufen, geben sie dem Koch einen Gulden. Ich nehme an, daß in dem Patent wegen Wiederbelebung des Bathordens, 1725, die Förmlichkeiten etwas erleichtert sind. Der Eid lautet jetzt, „fest zu sein in dem Glauben an Christ."

— Pierre Leroux kündigt von Jersey aus eine neue Revue an, l'espérance. „Ein und sechszig Jahr alt, sagt er, bin ich heute der einzige wahre Schüler von Henry Saint-Simon; denn von allen, die einst mit mir diesen Titel angenommen, haben die einen, wie Auguste Comte und Augustin Thierry, ihren Meister verläugnet und sind mit dem Tode abgegangen, nachdem sie ein oder zwei seiner Ideen, ohne Frucht, entwickelt haben. Andere wie Olinde Rodrigues und Bazard haben versucht seinen Gedanken zu organisiren, aber ohne daß es ihnen gelungen, und sind gleichfalls verstorben. Noch andere endlich, und ihre Zahl ist die größte, haben diese Laufbahn verlassen und ein Vermögen zu machen versucht. Ich habe es vorgezogen, mich der Lösung des von Saint-Simon gestellten Problemes zu widmen, und ich glaube es gelöst zu haben. Die Schriften, die ich veröffentlicht habe, zeigen, daß ich hinreichend au courant aller menschlichen Kenntniß bin. Ich verdiene also Vertrauen, wenn ich sage, daß ich noch nützen kann, indem ich der Welt meine letzten Gedanken gebe. Habe ich nicht auch das Recht erworben, die Freunde zu warnen, die mit mir an demselben Werke arbeiten?"

— 9. Juli. Die Times schreibt: „Es ist guter Grund zu der Annahme vorhanden, daß Ihre Majestät und der Prinz-Gemahl sich zu Anfang des nächsten Monats nach Cherbourg begeben werden, um dem Kaiser Napoleon einen Besuch abzustatten. Später werden Ihre Majestät und der Prinz-Gemahl einen Ausflug nach Coblenz machen, um einige Zeit mit der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen zuzubringen."

— Der Antrag, welchen Gladstone im Comite über die indische Bill mit Hülfe der Regierung durchgesetzt hat, ist noch sehr wenig besprochen worden. Gestern bemerkte blos die Morning-Post, der Antrag schmecke nach amerikanischer Volks-Souverainetät und anti-englischem Radicalismus. Die Times, welche Lord Stanley's Tact und Geschick anerkennt und die Taktik der Liberalen beklagt, äußert über die Gladstone'sche Aenderung weiter nichts als: „Die Bestimmung, welche in die Bill eingeschaltet wurde, um die indische Armee von agressiven Operationen ohne Zustimmung des Parlaments abzuhalten, ist ganz einfach eine Heuchelei, welche der britischen Gesetzgebung unwürdig ist."

— Man erwartet nicht, daß die indische Bill im Oberhause auf Widerstand stoßen wird. Sie wird also in ein paar Tagen Gesetzeskraft erlangt haben.

[Oberhaus-Sitzung.] Die Eides- (Juden-) Bill geht durch das Comité mit einigen unwesentlichen Amendements und mit Hinzufügung eines von dem Herzoge von Marlborough beantragten Artikels, welchem zufolge es keinem Juden gestattet sein soll, der Krone bei der Besetzung geistlicher Stellen Rath zu ertheilen.

[Unterhaus-Sitzung.] Auf der Tagesordnung steht die dritte Lesung der indischen Bill. Hankey fragt, welche Stellung die ostindische Compagnie als eine mit einem Freibriefe versehene Gesellschaft nach dem Durchgehen der Bill einnehmen werde. Sir E. Perry mißbilligt die Zusammensetzung der Rathskammer und spricht seine feste Ueberzeugung aus, daß das Project keine vier bis fünf Jahre überdauern werde. Lord Palmerston bemerkt, obgleich seine Ansichten hinsichtlich der mangelhaften Zusammensetzung der Rathskammer noch immer dieselben seien, so werde er doch mit Freuden für die dritte Lesung stimmen, da die Bill ein großes und wichtiges Princip verkörpere. Als Antwort auf die Frage Hankey's entgegnet der Solicitor General, die Bill entziehe der ostindischen Compagnie ihre Regierungsgewalt, lasse aber sonst ihre Rechte und Functionen unangetastet. Roebuck zieht heftig gegen die Bill los. Die Rathskammer bezeichnet er als eine Maschine, mit der sich nicht arbeiten lasse. Sie werde eben nichts weiter als ein Stein des Anstoßes sein. Lord J. Rusell möchte nicht gern, daß die Bill mit dem Fluche Roebuck's belastet zur dritten Lesung komme, und bemüht sich, zu zeigen, daß sie einige ganz gute Eigenschaften besitze. Auf der anderen Seite glaubt er, die Erfahrung werde lehren,

daß sie einer Revision bedürfe. Auch gebe es noch eine Menge wichtiger Fragen, den Grundbesitz, das Pachtrecht, das Heer, das Opium, die Salzsteuer und andere Gegenstände betreffend, die später eine gründliche Erwägung erheischten. Der Schatzkanzler spricht seinen Dank aus für die Aufrichtigkeit, mit welcher das Haus eine Maßregel behandelt habe, die seines Erachtens eine wohlthätige Wirkung auf die Regierung Indiens ausüben werde. Die Bill wird hierauf zum dritten Male verlesen und geht durch.

Rom, 2. Juli. In einem Tagesbefehle an die französischen Occupationstruppen spricht General Goyon von bedauerlichen feindseligen Collisionen, welche in den letzten Tagen zwischen dem französischen und päpstlichen Militair vorgekommen und schnell aufeinander gefolgt seien. Er spricht von Hintansetzung des Respects der römischen Soldaten gegen das französische Offiziercorps wie gegen ihn selber, und bei der Gelegenheit überschätzt der tapfere General seine Stellung so sehr, daß er behauptet, ihm gebühre dieser Respect „par devoir" (pflichtmäßig) aber dem Papst und den Cardinälen nur „par habitude" (gewohnheitsmäßig). Daß diese Behauptung besonders bei den etikettestolzen Eminenzen allgemeines Entsetzen erregt hat, kann man sich leicht vorstellen. Besonders gerieth der Staatssecretair Cardinal Antonelli in Feuer und Flammen. Er fuhr noch vorgestern Abend zum französischen Gesandten, um sich darüber zu beschweren, und dieser fand die Klage allerdings nicht ohne Grund. Die Sache auszugleichen, lud der Herzog von Grammont gestern den General Goyon sehr artig zu sich. Doch dieser schützte dringende Geschäfte vor und blieb zurück. Der üble Eindruck dieser forcirten Consequenz geht noch tiefer als der des Tagesbefehls. (B. Z.)

Kopenhagen, 9. Juli. Im hiesigen Ministerium wird vorläufig keine weitere Veränderung stattfinden. Der Minister des Innern, Hr. Krieger, übernimmt interimistisch das Portefeuille der Finanzen.

China. Der pariser „Presse" wird aus Schanghai, 24. April, geschrieben: „Der chinesische Aufstand macht Fortschritte. Die Kaiserlichen müssen selbst eingestehen, daß er in den acht oder zehn volkreichsten Provinzen in bedenklicher Weise zunimmt und den Boden wieder gewinnt, welchen er in den letzten zwei Jahren verloren hatte.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 10. Juli. (W. T. B.) Der heutige „Moniteur" meldet, daß die Königin Victoria am 4. August in Cherbourg eintreffen werde.

London, 10. Juli. (W. T. B.) Der erschienene Bank-Ausweis ergiebt einen Noten-Umlauf von 20,537,770 £ und einen Metallvorrath von 17,408,657 £.

— 9. Juli, Abends. (Tel. Dep. der „Hamb. Nachr.") Lord Malmesbury erklärte heute im Oberhause, das britische Geschwader werde aus den Gewässern von Cuba zurückgezogen, jedoch beabsichtige die Regierung in keiner Weise die Blokade der afrikanischen Küste aufzugeben.

Hamburg, Sonntag, 11. Juli, Vormittags. Nach einer der „Börsenhalle" zugegangenen Depesche aus Kopenhagen vom heutigen Tage ist die Ministerkrisis beendet und bestätigt sich die Uebernahme des Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten durch den Conseilpräsidenten Hall. — Nach derselben Depesche soll die Antwort der dänischen Regierung an den deutschen Bund bereits abgegangen sein.

Vermischtes.

In diesen Tagen ist in Königsberg bei Bornträger der erste Theil eines Werkes erschienen, das nicht verfehlen wird, große Aufmerksamkeit zu erregen, es ist die Metaphysik von K. Rosenkranz, und zwar enthält der erschienene erste Theil: die Wissenschaft der logischen Idee.

[Würtembergische Apanagen.] Dem Commissionsbericht über die Apanagen ist eine Tabelle angehängt, laut welcher erhalten (mit Weglassung der Kreuzer): der Kronprinz 60,000 G., 920 Gl. Wildpretdeputat und Naturalien (648 Sch. 3 Sri. Hafer, 1095 Ctr. Heu, 45 Fdr. 50 Bd. Stroh und 200 Kl. Buchen-Brennholz); Kronprinzessin Olga 8000 G., Prinz Friedrich 25,000 G. und 1562 G. Donativgelder, nebst Naturalien, Herzog Alexander Konst. 8000 G., 6250 G. Donativgelder und Naturalien, Herzogin Louise Amalie 1500 G., Herzog Eugen Wilh. Alex. Erd. 12,000 G., 1041 G. Donativgelder und Naturalien, Herzog Friedrich Paul Wilhelm 12,000 G., 3125 G. Donativgelder und Naturalien, Herzog Friedrich Wilhelm Alex. 12,000 G., dieselben Donativgelder und Naturalien, Herzog Ernst Alex. Konst. 8000 G., Donativgelder und Naturalien, Graf Wilhelm 5000 G., Herzog Wilhelm Nikolaus 5000 G. und 1041 G. Donativgelder, Herzog Nikolaus dasselbe, zusammen 170,420 G. und 21,875 G. Donativgelder, 13,961 G. für Hafer, 5204 G. für Heu, 1772 G. für Stroh, 6840 G. für Holz. Witthum der Herzogin Helena 8000 G. Gesammtsumme jährlich 218,083 G.

— In Paris ist ein Mémoire sur la situation des Israélites en Pologne erschienen, welches die Lage derselben auch nach manchen Erleichterungen, die ihnen durch den Kaiser Alexander gewährt sind, nichts weniger als glänzend schildert. In Mlawa, einer kleinen Stadt des Gouvernements Plozk, hat noch im Januar dieses Jahres der Bürgermeister durch Circular angezeigt, daß die Eigenthümer der in den christlichen Quartieren gelegenen Häuser bis zum 1. Juli keinem Juden weiter eine Wohnung geben dürfen. Die Juden, welche in diesen Quartieren Häuser besitzen, müssen sie Christen übergeben, und wenn sie dies nicht gethan haben, werden sie durch die Polizei aus ihrem Eigenthum entfernt. Schwer lastet auf den Juden neben vielem Anderen eine Abgabe, welche den Namen „Tagzettel" führt und die Jeder bezahlen muß, wenn er nach Warschau kommt, die also hauptsächlich die ärmeren und mittleren Klassen trifft, die, um Dienste zu suchen oder Handel zu treiben, dorthin kommen. Die Auflage auf das koschere Fleisch erhöht den Preis desselben enorm, und mancher orthodoxe Jude hat in seinem Leben kaum je Fleisch gegessen. 1856 betrug die Gesammtzahl der Einwohner Polens 4 Mill. 696,919, darunter 4 Mill. 125,241 Christen und 571,678 Juden, welche letztere Zahl in einem weit stärkeren Verhältniß wuchs, als die der christlichen Bevölkerung.

Landwirthschaft.

Aus der Magdeburger Börde, 9. Juli. Der Roggen verspricht eine gute Mittelernte, der Weizen dagegen eine nur mittelmäßige, die Gerste eine sehr geringe und der Hafer eine ziemliche Ernte. Ueberhaupt ist das Sommer-Getreide am meisten von den ungünstigen Witterungseinflüssen betroffen worden, und es kann sich daher sehr wohl ereignen, daß der Preis der Gerste den des Weizens nach der Ernte übersteigt. An manchen Orten in unserer Nähe haben die Landleute das Sommergetreide, das keine Aehren zu bringen versprach, abgemäht und es als Viehfutter auf hiesigem Markte den Centner zu 2¼ Thlr. verkauft. — Die Zuckerrübe steht anscheinend sehr gut. — Was den Stand der Kartoffeln anlangt, so ist nicht zu verkennen, daß dieselben, sollten sie noch in den nächsten 14 Tagen durch Regen befruchtet werden, eine sehr gute Ernte versprechen. — An Futterkräutern hingegen wird wenig oder gar nichts geerntet werden. Dagegen hat man in einigen tiefer gelegenen Gegenden der Altmark bessere Ernte-Aussichten als hier, und es muß abgewartet werden, ob die Resultate der dortigen und der Ernten in anderen niedrig gelegenen Gegenden unsere jetzigen Fruchtpreise zu erhalten, resp. zu vermindern vermögen.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck der Petsch'schen Buchdruckerei in Berlin. — Redacteur: H. Kelpp in Berlin.

Noch einmal die Wahlen und die Reform der Verwaltung.

Bei den Wahlen, welche der nunmehr abgelaufenen Legislaturperiode vorangingen, scheint in der conservativen Partei der Gesichtspunkt vorgeherrscht zu haben, daß es vor allem darauf ankomme, das bestehende Gouvernement in seiner Stellung zu befestigen, und zu dem Ende Abgeordnete zu wählen, von denen im voraus zu erwarten wäre, daß sie sich dem Gouvernement anschließen würden, und in diesem Sinne war die Majorität der Wahlen ausgefallen. Wir wissen nicht, ob man es mit diesem Anschließen überall so unbedingt gemeint, oder ob man nicht dasselbe von gewissen Bedingungen abhängig gemacht hat, aber, wie dem auch sei, wir halten eine solche Vermischung conservativer Principien mit gouvernementalen Rücksichten für mehr als bedenklich. Ein Gouvernement und eine Repräsentation sind immer wesentlich verschiedene Dinge, und wenn es uns freilich höchst wünschenswerth, ja nach Lage der preußischen Verhältnisse sogar nothwendig erscheint, daß das Gouvernement dem Abgeordneten-Hause gegenüber nicht nur seine hervorragende Stellung behaupte, sondern auch eine gewisse Führerschaft in demselben ausübe, so ist es doch lediglich Sache des Gouvernements selbst, durch sein moralisches und intellectuelles Uebergewicht eine solche Führerschaft zu erringen, nicht aber ist es Sache der Abgeordneten, durch ihre Zurückhaltung und Fügsamkeit den Schein eines solchen Uebergewichts hervorzurufen, sondern wir halten es vielmehr für die allerwichtigste Wirkung einer Landesvertretung, daß sie das Gouvernement in indirecter Weise nöthigen soll, sich zu der Höhe seiner Stellung zu erheben.

Wir wissen wohl, daß die dem Ministerium sich anschließende Partei auch viele an und für sich unabhängige Elemente enthielt, allein dieselben waren von vorn herein in eine schiefe Stellung gerathen, weil sie die Unabhängigkeit ihres Standpunktes preisgaben, indem sie nicht ihren eigenen Standpunkt, sondern vielmehr den Standpunkt des Gouvernements zum Ausgangspunkt nahmen, in der irrigen Meinung, dennoch hinterher zu sich selbst zurückkehren zu können. Hatten sie aber einmal die Unterstützung des Gouvernements zur vorherrschenden Maxime gemacht, so verschwammen sie damit in das Gros der ministeriellen Partei, und wollten sie dann gleichwohl mit eigenen Anträgen hervortreten, so erschien dies als etwas Exceptionelles, um nicht zu sagen Ungehöriges, und konnte darum so gut als gar keinen Erfolg haben.

Wie sehr dies in der That der Fall war, haben wohl am meisten

alle diejenigen Aeußerungen gezeigt, welche auf Beförderung corporativer Autonomie und ehrenamtlicher Verwaltung gerichtet waren. Es blieb Alles so gut wie in den Wind gesprochen. Ja, so groß wurde die aus der Vermischung gouvernementaler und conservativer Tendenzen entspringende Verwirrung, daß sogar manche unabhängige conservative Elemente für die Ausdehnung der Staatspolizei stimmen konnten. Man darf sich nicht verhehlen, der conservative Standpunkt wurde dadurch compromittirt, und um so mehr wird es darauf ankommen, ihn in Zukunft von einer solchen trüben Vermischung rein zu halten.

Soll die Repräsentation überhaupt einen Sinn haben, so beruht sie auf der Voraussetzung, daß sie ihre eigenthümlichen Anschauungen und Erfahrungen mitbringt, um denselben im verfassungsmäßigen Wege Geltung zu verschaffen. Ihre Ideen können nicht immer mit den gouvernementalen übereinstimmen, sondern sie werden oft davon verschieden, zuweilen entgegengesetzt sein, und es liegt in der Natur unserer Verhältnisse, daß gerade in allen denjenigen Fragen, welche die Organisation der Verwaltung betreffen, ein Gegensatz hervortreten wird. Es kann kaum anders sein.

Preußen hat sich seit zwei Jahrhunderten in der Richtung zur Bureaukratie entwickelt, und ist bis noch vor Kurzem gewissermaßen eine reine Bureaukratie gewesen. Das ganze regierende Personal hat sich in dieser Schule gebildet, es ist in bureaukratischen Anschauungen erwachsen und zum Theil ergraut, und noch bis diesen Tag sind die Organe unseres Gouvernements ohne nennenswerthe Ausnahme aus der Bureaukratie entnommen. Nun wäre es gegen die Natur menschlicher Dinge, daß von dieser Seite her eine eingreifende Reform der Verwaltung, im Sinne der Selbstverwaltung, ausgehen sollte. Ja es wäre ähnlich, wie wenn man eine Tarifreform von den Fabrikanten erwarten wollte, welche bekanntlich eine Zollermäßigung fast immer für bedenklich und eine Zollerhöhung fast immer für wünschenswerth zu erklären pflegen. Vielmehr wird die Reform der Verwaltung von Seiten der Bureaukratie vornehmlich nur unter dem Gesichtspunkt der Gehaltsverbesserung betrachtet werden. Zum wenigsten ist es einstweilen eine Thatsache, daß man bisher nur unter diesem Gesichtspunkt zu umfassenden Projecten gelangt ist, und nach dieser Thatsache mag man ermessen, was von dieser Seite her für eigentlich organisatorische Reformen zu erwarten sein wird.

So lange wir also ein aus bureaukratischen Elementen gebildetes Gouvernement besitzen, wird es mit der Reform der Verwaltung überhaupt stocken, oder die Initiative dazu muß von der Repräsentation ausgehen, und um solche Initiative mit einigem Erfolg ergreifen zu können, dazu gehören Männer, welche nicht etwa die Unterstützung des zeitweiligen Gouvernements zu ihrer Maxime machen, sondern auf ihrem eigenen Boden stehen, und von da aus mit entschiedenen und klar formulirten Principien auftreten. Keineswegs wird dies ein Standpunkt prin-

cipieller Opposition sein, aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß die Geltendmachung solcher Principien, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur im Wege der Opposition möglich sein wird. Wir bedauern lebhaft, daß es so ist, allein es ist so, und zehn Jahre, während deren man für Alles Zeit hatte, außer für die Reform der Verwaltung, mit welcher man doch gerade anfangen mußte, wenn unsere Zustände eines inneren Haltes theilhaftig werden sollten, müssen selbst die blödesten Augen geöffnet haben.

Man hat in alle Staatsverhältnisse hineingegriffen, und sogar in viele Privatverhältnisse, — zuweilen in der rücksichtslosesten Weise, — nur der Verwaltungs-Organismus ist im Wesentlichen ganz intact geblieben, gerade wie wenn er heilig und unantastbar und keiner Verbesserung fähig noch bedürftig wäre. Und doch bedarf er vielleicht gerade am meisten der Verbesserung, weil er sehr weit hinter den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben ist, und das erklärt sich sehr leicht.

1) Nämlich ist es allgemein bekannt, wie das öffentliche Denken seit mehr als einem Menschenalter sich fast nur auf die sogenannten Verfassungsfragen richtete, indem man die Verwaltung für etwas relativ Unbedeutendes, gewissermaßen nur Technisches ansah, und es ist eine eben so bekannte Erfahrung, daß alle diejenigen Dinge, worauf sich das Denken der Menschen nur wenig richtet, in Folge dessen auch nur wenig fortschreiten.

2) Ist also die Verwaltung nur wenig oder gar nicht fortgeschritten, so ist sie schon um deswillen zurückgeschritten, d. h. sie ist bei dem rapiden Umschwunge aller Lebensverhältnisse, wie er gerade in den letzten 50 Jahren stattgefunden, weit hinter den Bedürfnissen zurückgeblieben. Menschen, Ideen und Capitalien sind seitdem in Circulation gerathen, wie man es früher nicht geahnt hätte, aber der Gang unserer Verwaltung hat sich inzwischen fast um nichts geändert. Ja ihr Organismus hat sich wohl eher noch verknöchert als belebt, und ihre Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit bildet einen wahren Anachronismus zu unserem heutigen Leben. Betrachte man nur z. B., wie ein Kaufmann mit einem Federstrich Geschäfte erledigt, deren Object Tausende beträgt, und mit welcher einfachen Contabilität ein Banquierhaus alljährlich viele Millionen umsetzt, und dann blicke man auf den Geschäftsgang unserer Behörden, wo es gar nicht selten vorkommt, daß in irgend einer Sache das Doppelte und Dreifache an Copialien und Porto verwandt wird, als sie selbst werth ist. Wir wissen wohl, ein öffentliches Bureau soll nicht wie ein kaufmännisches Comtoir sein, aber das Mißverhältniß ist doch allzu grell.

3) Ist noch insbesondere zu berücksichtigen, daß unser heutiges Verwaltungssystem zu einer Zeit eingeführt wurde, wo zugleich eine Menge anderer Veränderungen eintraten, und wo es an und für sich schon wichtig war, eine gewisse formelle Ordnung und Gleichmäßigkeit

herzustellen. Allein dieser Zweck ist längst erreicht, und seitdem ist eine gewisse Summe administrativer Kenntnisse zum Gemeingut aller gebildeten Stände geworden, woraus natürlich die Folge entspringt, daß ein großer Theil von der reglementsmäßigen Thätigkeit der öffentlichen Behörden heut zu Tage durchaus nicht mehr den praktischen Werth hat, den er in früheren Zeiten allerdings hatte.

Man muß es der preußischen Regierung gewiß zur Ehre anrechnen, daß sie auf die Ausbildung der Nation immer eine große Sorgfalt gewandt; aber wenn die Nation dadurch etwas gelernt hat, so scheint es sehr einfach, daß sie nunmehr auch gar viele von denjenigen Angelegenheiten, welche früherhin den öffentlichen Behörden oblagen, wird selbst besorgen können, und daß die vielen Beaufsichtigungen und Bemaßregelungen, welche ursprünglich ihr Gutes haben mochten, durch die veränderten Umstände allmählich mehr als überflüssig geworden sind. Gerade die Bureaukratie müßte dies am ehesten einsehen, denn sie ist in vieler Hinsicht die Lehrmeisterin der Nation gewesen, allein sie schließt die Augen zu und wehrt sich gegen den hellen Tag. So geht es nun einmal in der Welt, und man möchte sagen, es ist fast ähnlich wie zur Zeit der Reformation. Die Nothwendigkeit der Reform war anerkannt, aber die Priester wollten gleichwohl nicht reformiren, bis dann endlich die Laien zugriffen, und ähnlich wird es auch jetzt geschehen. Nur von den Laien, d. h. von den Nicht-Bureaukraten, wird eine eingreifende Reform der Verwaltung zu erwarten sein. Darum bedürfen wir vor allem Abgeordneter, welche dem administrativen Pfaffenthum entgegen zu treten gewillt sind.

Die Cuba-Frage.*)

Die Gewaltsamkeiten, welche sich englische Kreuzer zur Verhinderung der Sclaveneinfuhr an der Küste von Cuba erlaubt, verbunden mit den darauf folgenden Parlaments-Verhandlungen, haben zwischen dem spanischen und englischen Gouvernement eine Verstimmung hervorgerufen, die vielleicht nicht ganz ohne Folgen bleibt, zumal das französische Cabinet, welches sich durch jene Verhandlungen ebenfalls verletzt fühlt, sich auf Seiten Spaniens stellt und, wie verlautet, sogar dem spanischen Gesandten in Paris seinen Schutz gegen derartige Uebergriffe englischer Kreuzer zugesagt haben soll. Einstweilen spricht sich diese Verstimmung in einem Zeitungskriege aus, der uns um deswillen nicht unbeachtenswerth erscheint, weil in dem Phrasengeklingel zugleich eine sehr ernsthafte Saite antönt. Es ist dies die gefährdete Lage der Insel Cuba.

*) Dieser Artikel ist von einem Mann verfaßt, der Spanien aus längerem Aufenthalt kennt.

Die Times glaubt nämlich in ihrer Replik gegen die Madrider Blätter die spanischen Prahlereien nicht gründlicher abfertigen zu können, als indem sie rundweg erklärt, es bedürfe ja nur eines leisen Winkes von Seiten Englands, daß man den Annexirungs-Gelüsten der Nordamerikaner nicht weiter widerstreben wolle, so würde sich die spanische Herrschaft in Cuba keine drei Monat behaupten können. Sie erklärt ferner, daß die Erhaltung dieser spanischen Herrschaft im Grunde genommen für England gar kein Interesse habe, weil die Vergrößerungs-Tendenzen der Nordamerikaner ohnehin nicht zu hemmen seien, und sie tröstet sich dabei mit dem Gedanken, daß doch der britische Handel nur dabei gewinnen könne, wenn Cuba in die Hände der Nordamerikaner überginge.

In diesem Raisonnement liegt gewiß sehr viel Wahres, aber ebenso viel Unwahres, wie zugleich eine bedauerliche Leichtfertigkeit, um nicht zu sagen Plattheit, in der Beurtheilung politischer Fragen. Ist es doch grade, wie man Cobden sagen hört: „Was kümmert's uns, ob die Türkei russisch wird? die Russen sind civilisirter als die Türken, sie werden also diese schönen Länder in bessere Aufnahme bringen, wodurch auch unser Handel mit denselben zunehmen wird, und wenn unsre Fabriken prosperiren, was kann man in Manchester noch weiter wünschen?" Denn so beschränkt sind diese Baumwollen-Politiker, daß sie nicht einmal einsehen, wie selbst die gehoffte Vermehrung ihres Absatzes nur temporär sein würde, weil eben jene Länder, unter einem energischen Gouvernement, durch den Fortschritt der Civilisation selbst wohl allmählich dahin gelangen würden, daß sie die Manchester-Waaren ganz eben so wenig bedürften, wie die Manchester-Intelligenz. Doch zur Sache.

Von zwei Seiten her ist die spanische Herrschaft in Cuba bedroht, durch einen Aufstand der Creolen wie durch einen Ueberfall der Nordamerikaner, und diese Gefahren sind um so größer, weil sie sich verbinden. Eine spanische Besatzung, nach Umständen von 10,000 Mann und darüber, und von einer Dampferflottille unterstützt, würde einen freibeuterischen Ueberfall ganz erfolglos, und selbst eine Eroberung mit regulären Truppen zu einem nicht ganz leichten Unternehmen machen, wenn nicht eben die Creolen selbst die Hand dazu böten, und wenn nicht bei einem glücklichen Anfang eines solchen Unternehmens vielleicht ein, wenn auch nur theilweiser, Abfall der Truppen zu befürchten wäre. Man sagt, der General-Capitain habe geheimen Befehl, in solchem Nothfalle die Neger zu bewaffnen und alle Sclaven für frei zu erklären, was natürlich nicht ohne furchtbare Erschütterungen geschehen könnte, und es ist wohl eben diese Perspective, wodurch man die Creolen am besten im Zaum zu halten gedenkt. Aber beweisen nicht grade solche extreme Mittel selbst die Größe der Gefahr? Und wie, wenn der General-Capitain einmal selbst mit den Creolen fraternisirte? Schwerlich würde Spanien die Mittel besitzen, um die Insel dann wieder zu erobern.

Die Creolen hassen die spanische Herrschaft aus einem doppelten Grunde. Einmal, weil sie von einem Beamtenthum aus dem Mutterlande regiert werden, und sodann noch mehr wegen der hohen Steuern und drückenden Handelsbeschränkungen, denen sie unterworfen sind. Denn sie müssen nicht nur die Kosten der Civil- und Militairverwaltung aufbringen (welche sehr hoch, und wegen der vielen Veruntreuungen von Seiten der Beamten thatsächlich noch viel höher sind, als sie gesetzlich sein sollten), sondern sie liefern auch noch einen reinen Ueberschuß in die Kassen des Mutterlandes. Der Betrag desselben ist schwankend, und bei dem verworrenen Zustand des spanischen Finanzwesens niemals genau anzugeben, beträgt aber jedenfalls im Durchschnitt einige Millionen Thaler. Dazu kommen die Differenzialzölle auf die wichtigsten Importartikel zu Gunsten des Mutterlandes, worunter die Begünstigung des spanischen Mehls, welche das tägliche Brod so sehr vertheuert, besonders schwer empfunden wird. Und dann endlich die so überaus vexatorische Begünstigung der spanischen Flagge, welche neben vielen anderen Belästigungen und Störungen die so auffallende Folge hervorruft, daß fremde Schiffe, wie namentlich auch die Dampfer, in St. Thomas anzuhalten pflegen, um dort die für Cuba bestimmten Waaren auszuladen, damit sie von da aus unter spanischer Flagge eingeführt werden. Kurz, es ist der Hauptsache nach noch das alte Colonialsystem, welchem die Cubaner von Seiten des Mutterlandes unterworfen sind, und wenn der außerordentliche natürliche Reichthum dieser Insel es allerdings möglich macht, daß sie so viel aufbringen und trotz aller Beschränkungen noch prosperiren kann, so steht es doch außer Zweifel, daß der Handel und Wohlstand von Cuba unter einem freieren System sich in wenigen Jahren verdoppeln und verdreifachen würde.

Die Creolen müssen dies um so bitterer empfinden, als sie in nächster Nähe an den Vereinigten Staaten das Vorbild einer freien Handelsbewegung vor Augen haben und sich tagtäglich vorrechnen, wie sehr grade der für sie so überaus wichtige Verkehr mit diesem Lande unter jenen Differenzialzöllen leiden muß. Jeder Bissen Brod erinnert sie daran. Und eben so erklärlich ist es, wie die Nordamerikaner sich dadurch nur um so mehr veranlaßt fühlen, ihre verlangenden Blicke auf diese reiche und für sie so wohl gelegene Insel zu werfen, und sich um so mehr in Projecten gefallen, welche ihnen neben dem handgreiflichsten Vortheile sogar noch eine Art von Ruhm versprechen, indem sie in Cuba die Miene der Befreier annehmen würden. Allein es fragt sich nun eben, ob England, und überhaupt Europa, ein solches Unternehmen, welches die Macht der Vereinigten Staaten sehr bedeutend vermehren würde, gestatten dürfen, oder ob sie nicht vielmehr die allertriftigsten Gründe hätten, sich eventuell demselben mit allen Kräften zu widersetzen, wie wir eben in diesen Zeilen zu zeigen gedenken.

Cuba ist die Königin der Antillen, und ein Blick auf die Karte

lehrt, wie es durch seine Lage den Golf von Mexiko und das caraibische Meer dominirt. Es ist für diese Gewässer ein Malta und Gibraltar zugleich. Seine langgestreckte Küste ist hafen- und buchtenreich, und der Hafen von Havana ist bekanntlich so vorzüglich, daß er in Amerika selbst nur durch die Bai von St. Franzisco und Rio Janeiro übertroffen wird. Diese Insel den Nordamerikanern übergeben, hieße eben so viel, als ihnen die Herrschaft über die gesammten Küstenländer jener Meere zu überlassen, d. h. Mexiko, Central-Amerika, Neu-Granada, Venezuela, und was von den übrigen Antillen ihnen irgend behagen möchte, müßten ihnen zufallen. Es wäre dann blos noch eine Frage der Zeit, nicht mehr der Macht, denn die nordamerikanische Uebermacht wäre damit bereits festgestellt, und man weiß, in Amerika geht die Zeit mit Dampf. Und eine solche Perspective sollte für Europa und insbesondere für England nichts Bedrohliches haben, so daß ein Blatt wie die Times, welches sich selbst für das Orakel von Alt-England halten möchte, darüber wie von einer gleichgültigen Sache sprechen dürfte?

Gewiß, wir leben in einer Zeit der Widersprüche, und wir sind an Widersprüche einigermaßen gewöhnt, aber ganz unbegreiflich bleibt es uns doch, wie man einerseits den Vergrößerungs-Tendenzen der Nordamerikaner mit solchem Leichtsinn und mit solcher Schlaffheit gewähren läßt, während man andererseits gegen die Vergrößerungs-Tendenzen Rußlands Coalitionen bildet, und um dieselben nur ein wenig zu hemmen, unermeßliche Opfer an Menschenleben wie an Geldmitteln gebracht hat. Oder sind jene Vergrößerungen etwa weniger auffallend, oder sind sie vielleicht für die Zukunft Europa's ungefährlich, weil der Ocean dazwischen liegt?

Rußland hat durch seinen schnellen Aufschwung seit Peter I. alle Staaten des europäischen Continents überflügelt, aber der Aufschwung Nordamerika's ist doch noch viel rapider gewesen. Seine Bevölkerung hat sich seit dem Beginn der Colonisation immer in weniger als einem Viertel-Jahrhundert verdoppelt, und dieses Vermehrungsverhältniß währt noch bis heute fort, denn in der kurzen Periode seit der Unabhängigkeits-Erklärung bis auf unsere Tage ist seine Bevölkerung von noch nicht 3 Mill. auf fast 30 gestiegen, d. h. sie hat sich inzwischen fast verzehnfacht. Auch ist gar kein haltbarer Grund vorhanden, der für die nächste Zukunft eine merkliche Abnahme in diesem Vermehrungsverhältniß wahrscheinlich machte, so lange noch so viele tausend Quadratmeilen unbewohnt und grade die allerfruchtbarsten Ländereien in den großen Flußthälern kaum erst berührt sind, und dazu noch immer neue Ländereien erworben werden, während andererseits die europäische Einwanderung immer neue Säfte zuführt. Unter solchen Umständen werden die Vereinigten Staaten schon am Ende dieses Jahrhunderts eine Bevölkerung von circa 100 Mill. aufzuweisen haben. Darüber kann für Alle, welche zu rechnen verstehen, — ein Geschäft, welches leider für die hohe Diplomatie zu prosaisch zu sein scheint, — gar kein Zweifel obwalten.

Auch halten wir es für ganz irrig, wenn man etwa an einen nahen Zerfall der Union denken wollte, weil bereits so viele Conflicte zwischen den nördlichen und südlichen Staaten hervortreten und so viele Unordnungen und Gewaltsamkeiten, daß die sonst so gepriesene nordamerikanische Verfassung schon überall aufgehört hat, für ein Ideal zu gelten. Aber trotz dieser großen Uebel und der darin zum Vorschein kommenden Schwächen kann sich die auf so breiter Naturbasis beruhende Union immer noch sehr lange erhalten, denn sie gewährt dabei so viele und handgreifliche Vortheile, daß ein vorzugsweise materialistisches Volk eher seine Grundsätze opfern wird als diese Union, deren Zerfall, wie wir meinen, erst dann wahrscheinlich wird, wenn dereinst Californien und das Oregongebiet, welche beide durch ihre natürliche Lage der großen östlichen Hälfte der Vereinigten Staaten entgegengesetzt sind, so bevölkert und so mächtig geworden sein werden, daß sie ein eigenes Staatsleben versuchen können, und bis dahin müssen wenigstens noch ein paar Menschenalter verfließen.

Nun ist aber klar, daß ein so unermeßliches Gebiet, wie das der Vereinigten Staaten, mit den Schätzen aller Naturreiche ausgestattet und die Producte aller Zonen in sich vereinigend, dabei frei von irgend welcher gefährlichen Nachbarschaft, so daß es den großen Aufwand sparen kann, welchen in den europäischen Staaten das Militairbudget erheischt, wie es auch nur wenig von den großen Hypotheken belastet wird, welche unsere europäischen Staatsschulden bilden, — es ist klar, sagen wir, daß ein solches Reich für seine materielle Entwickelung im Vergleich zu Europa ganz unermeßliche Vortheile besitzt, die nur deshalb noch nicht ihren vollen Effect äußern, weil die Arbeitskräfte wie die Capitalien dazu noch nicht ausreichen. Allein beide vermehren sich in Amerika sehr schnell, und bald schon muß die Grenze eintreten, wo das jetzt noch vorhandene relative Uebergewicht Europa's aufhört und von da an das Uebergewicht der Union in geometrischer Progression zunimmt. Das ist ganz einfach, denn man wird in den Vereinigten Staaten billiger produciren können als in Europa, und zwar nicht blos landwirthschaftliche Producte, was schon jetzt geschieht, sondern auch Fabrikate, wozu sich die nördlichen Staaten der Union sehr wohl eignen. Glauben also die Manchester-Philosophen, daß das zunehmende Anwachsen der Vereinigten Staaten ihre eigene Ausfuhr nach denselben fortwährend vermehren würde, so dürfte sehr bald der Zeitpunkt eintreten, wo diese Ausfuhr stationär wird, und nicht lange darauf werden sie mit Schrecken sehen, wie der Bruder Jonathan allmälig zum Concurrenten wird, der den John Bull auch von fremden Märkten zu verdrängen weiß. Die weiteren Folgen leuchten dann von selbst ein. England würde mit dem merkantilen Uebergewicht auch die Seeherrschaft, und mit der Seeherrschaft auch sein Indien verlieren und schließlich zu einer wenig bedeutenden Insel herabsinken.

Es ist wahr, diese Perspective bedroht in erster Linie nur England, aber in zweiter Linie bedroht sie zugleich das ganze westliche Europa, Deutschland mit eingerechnet, denn alle diese Länder würden durch die gewaltige Macht der Vereinigten Staaten gar sehr in den Schatten gestellt werden. Es ist desgleichen wahr, daß diese Macht nur eine commercielle und maritime sein würde, und mit ihrer territorialen Basis so fern liegend, daß sie nicht geradezu unsere Existenz gefährden kann, während Rußland ganz unmittelbar auf das ganze germanische Europa drückt und dieses möglicherweise absorbiren könnte. Aber ist es denn nicht offenbar, daß, wenn Rußland in Zukunft jemals diesen Versuch machen sollte, es dann gerade in den Vereinigten Staaten den wichtigsten Bundesgenossen finden würde, der ihm gerade auf demjenigen Gebiete zur Ergänzung diente, wo Rußlands eigene Macht relativ unbedeutend bleibt, nämlich auf der See? Konnte man doch schon während des letzten Krieges in Washington eine ganz offene Sympathie für Petersburg wahrnehmen, und muß dieselbe nicht viel stärker werden in dem Maße, als die russische wie die nordamerikanische Macht selbst wachsen, und damit ihr beiderseitiger Gegensatz zu dem westlichen Europa nur immer deutlicher hervortreten wird? Daß die Stammverwandtschaft der Nordamerikaner mit den Engländern nicht im Geringsten auf ihre Politik influirt, liegt klar genug vor Augen, wie es andererseits nicht minder klar ist, daß der Gegensatz der politischen Verfassung zwischen Rußland und Nordamerika einer etwaigen Allianz dieser Mächte durchaus nicht im Wege steht. Vielmehr pflegen sich entgegengesetzte Pole anzuziehen. Die nordamerikanische Demokratie paßt darum ganz vortrefflich zu der russischen Autokratie, denn im Grunde genommen ist Beides nur die eine und selbe Massenherrschaft, gleichviel ob durch einen erblichen Autokraten oder durch ein gewähltes Gouvernement repräsentirt.

Wir wiederholen, es scheint uns außer Zweifel, daß die Vereinigten Staaten am Ende dieses Jahrhunderts zu einer Bevölkerung von 100 Millionen gelangt sein werden, und daß Rußland bis dahin zu demselben Ziele gelangt, ist bei einer normalen Entwickelung höchst wahrscheinlich. Dann denke man sich diese beiden gewaltigen Reiche in Cooperation, und das westliche Europa wird wahrlich sehr starker Rippen bedürfen, um den Druck derselben auszuhalten. Wir haben es erlebt, wie einst Napoleon I. und Alexander I. den europäischen Continent gerade für groß genug ansahen, um zwei Kaiserreiche daraus zu bilden, und wer weiß, was geschehen wäre ohne das seeherrschende England, im künftigen Jahrhundert aber dürfte es sich vielleicht nicht um die Theilung Europa's, sondern um die Theilung der Welt handeln, — die alte für die Autokratie, die neue für die Demokratie.

Rußland und die Vereinigten Staaten haben beide die Grenzenlosigkeit des Strebens gemein, was bei beiden aus ihrer geographischen Natur, wie aus ihrer inneren Verfassung entspringt. Beide treten in ihren

räumlichen Dimensionen aus allen Proportionen europäischer Staaten weit heraus, indem sie ihre territoriale Basis nicht sowohl in einem Lande, als vielmehr in einem Erdtheil haben, und trotz ihrer unermeßlichen Besitzungen richten sie ihr Streben weit weniger auf innere Ausbildung derselben, als vielmehr auf immer neuen Ländererwerb. Das ist in Nordamerika wie in Rußland seit Jahrhunderten der dominirende Gedanke und zur Manie geworden. Sie verspüren immer Appetit genug, um ganze Länder wie gar nichts zu verspeisen, und man kann sagen, sie wollen an die Stelle der Länder-Politik die Politik der Erdtheile setzen. Darin liegt die Gefahr, womit diese beiden Reiche alle anderen Staaten bedrohen, welche durch ihre geographische Basis auf sehr viel kleinere Dimensionen angewiesen und ihrer Geschichte und Verfassung nach vor Allem auf eine innere Ausbildung gerichtet sind, während jene nur auf Machtmittel ausgehen, — hier auf militärische, dort auf merkantile. Welche Gefahren in dieser Hinsicht die russischen Vergrößerungstendenzen in sich schließen, ist jetzt bereits allseitig anerkannt, und wir sind wahrlich nicht geneigt, dieselben zu bestreiten, nur müssen wir es für sehr thöricht und für sehr kurzsichtig halten, wenn man andererseits auf die nordamerikanischen Vergrößerungen wie auf gleichgültige Dinge blickt, ohne zu bedenken, daß gerade Nordamerika dereinst nicht das Gegengewicht, sondern der Bundesgenosse Rußlands sein wird.

Aber, fragt man vielleicht, was hat denn all dieses mit der Insel Cuba zu schaffen? Es hat sehr viel damit zu schaffen, denn nachdem wir gezeigt, welchen bedeutenden Machtzuwachs die Vereinigten Staaten durch die Erwerbung dieser Insel erhalten würden, so folgt ganz einfach, daß man dies mit allen Kräften verhindern muß. Und wie soll es nun verhindert werden?

Der Fortbestand der spanischen Herrschaft in Cuba ist so prekär, daß er schon jetzt nur von dem Beistand Frankreichs und Englands abhängt und sofort fraglich wird, wenn diese beiden Mächte sich einmal veruneinigen oder anderweitig beschäftigt sein sollten. Das sah man schon in dem jüngsten Kriege, während dessen die Nordamerikaner mit der größten Insolenz gegen Spanien auftraten und ohne Zweifel die Insel genommen haben würden, wenn der Krieg noch einige Jahre gedauert hätte. Es handelt sich also darum, dies Kleinod anderweitig sicher zu stellen.

Wir behaupten nun, daß der Besitz von Cuba für Spanien selbst weit mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereiche. Es ist allerdings der letzte bedeutende Rest seiner ehemaligen Colonialmacht, aber eben um deswillen zugleich die Kette, wodurch Spanien noch bis diesen Tag an ein veraltetes System gefesselt und in seiner eigenen Entwickelung unendlich gelähmt wird. Der Gewinn, welchen der spanische Handel wie die spanische Schifffahrt aus dem privilegirten Verkehr mit Cuba

zieht, wird durch die anderweitigen Nachtheile, welche aus diesem privilegirten Verkehr entspringen, doppelt und dreifach aufgewogen, und wenn der spanische Fiscus sich der Einkünfte von Cuba erfreut, so ist andererseits gerade diese Insel die hohe Schule der Corruption für das spanische Beamtenthum, und nichts trägt so sehr zur Verwirrung der spanischen Finanzen bei, als ihre fortwährende Vermischung mit den Colonialfonds, die sich jeder wirksamen Controle entziehen, und wobei man die Millionen wie gar nichts verstecken kann. Endlich ist es gerade der Besitz von Cuba, welcher Spanien gewissermaßen um seine Unabhängigkeit bringt, weil es um deswillen in jedem kritischen Moment auf den Beistand von Frankreich und England recurriren muß, und indem es fortwährend sorgenvoll auf Cuba blickt, wird es gerade dadurch von einer activen Betheiligung an der europäischen Politik abgehalten. Dies ist also ein offenbarer Nachtheil für Spanien, und wir meinen sogar, es ist ein Verlust für das ganze westliche Europa, von welchem Spanien ein wesentliches Glied bildet, das wir mit wahrem Bedauern in Passivität versunken sehen, da es immer noch Kräfte genug besitzt, um eine active Mitwirkung in der europäischen Politik auszuüben, zu der es durch seine großartige Vergangenheit so sehr berechtigt ist.

Nach dem allen kommt es unsrer Ansicht nach nur darauf an, einen passenden Modus zu finden, wodurch Spanien sich dieses mißlichen Besitzes unter eben so ehrenvollen als vortheilhaften Bedingungen begeben könnte, und ein solcher Modus scheint uns, kurz gesagt, darin zu liegen, daß diese Insel zu einem eigenen Königreiche unter einem Prinzen aus dem spanischen Königshause erhoben würde. Es mag sein, daß diese Idee auf den ersten Anblick manches Auffallende hat, doch wenige Worte werden genügen, um alle etwaigen Bedenken sehr leicht zu zerstreuen.

Die Creolen lieben die spanische Herrschaft nicht, aber eben so wenig lieben sie die Amerikaner, welche ihrer Race antipathisch sind, und an die sie sich nur um deshalb anschließen möchten, um dadurch die spanische Herrschaft los zu werden. Am liebsten wären sie unabhängig für sich, wenn sie nur für sich allein die Unabhängigkeit erringen könnten. Dazu sind sie zu einer republikanischen Selbstregierung gewiß eben so unfähig, wie es die ganze spanisch-amerikanische Race seit einem Menschenalter bewiesen hat. Aber warum sollten sie nicht eine eigene Monarchie bilden können, da sie doch von jeher an eine monarchische Regierung gewöhnt waren? Und warum sollte einem europäischen Fürsten in Cuba nicht sehr wohl gelingen, was in Haiti sogar einem Neger nicht ganz mißlungen ist? Schon jetzt hat Havana den Charakter einer Hauptstadt, ja gewissermaßen einer Residenz, und wenn die Idee eines Vice-Königthums im ganzen spanischen Amerika eine Tradition von drei Jahrhunderten für sich hat, so wird es einem wirklichen Königthum unter Umständen durchaus nicht schwierig sein, in diesem Boden Wurzel

zu schlagen. Oder sollte endlich eine Insel von 2,300 Quadratmeilen mit einem öffentlichen Einkommen von gegen 15,000,000 Thaler und mit einer Bevölkerung von gegen 1,200,000 Seelen, die sich sehr leicht verdoppeln und möglicherweise verzehnfachen kann, eine allzu schmale Basis für einen Thron bilden? Wäre sie doch größer als Portugal oder Neapel und von Natur reicher als diese beiden Königreiche zusammengenommen. Und wie müßten sich erst ihre Hülfsquellen unter einem eigenen Gouvernement entfalten! Zu einer unabhängigen Monarchie constituirt, würde Cuba dann gegen die Anschläge der Nordamerikaner hinlänglich gesichert sein, deren Eroberungsgelüste nur da zu fürchten sind, wo sie auf desorganisirte Länder treffen und durch die Bevölkerung selbst begünstigt werden.

Spanien würde dabei nichts von seiner Ehre einbüßen und in jedem anderen Betracht gewinnen. Cuba würde einen entsprechenden Theil der spanischen Nationalschuld übernehmen, um dadurch dem Mutterlande für die bisherigen Einkünfte eine volle und reichliche Entschädigung zu gewähren, und um den spanischen Handel nicht plötzlichen Erschütterungen auszusetzen, könnte man das Fortbestehen der bisherigen Differenzialzölle zu Gunsten Spaniens noch für eine Reihe von Jahren mit successiven Ermäßigungen stipuliren. In dieser Weise hätte sich Spanien reelle Vortheile gesichert und wäre für die Zukunft aller Sorgen los, während es jetzt nur die Perspective hat, bei irgend einem großen Conflict diese schöne Antille für gar nichts zu verlieren, und dann noch hinterher um seiner Ehre willen einen Krieg zu führen, ganz eben so kostspielig und erfolglos, als alle jene Kriege waren, die es zur Wiedereroberung seiner abgefallenen Provinzen in Amerika geführt hat. Denn einmal verloren, würde man Cuba niemals wieder gewinnen. Dazu ist die Insel schon in sich selbst zu mächtig und dabei für die Nordamerikaner so günstig gelegen, daß selbst größere Anstrengungen, als Spanien zu machen fähig sein dürfte, nichts dagegen ausrichten würden. Was hingegen die Insel Portorico anbetrifft, so könnte diese immerhin eine spanische Colonie verbleiben, da sie sehr viel unbedeutender und ihr Besitz nicht gefährdet ist.

Wir sehen nirgends ein erhebliches Hinderniß, welches einem solchen Arrangement entgegenstände, und wir tragen kein Bedenken, die Ausführung desselben sogar für sehr leicht zu erklären, — vorausgesetzt nämlich, daß England und Frankreich sich dieses Projectes annehmen, zu dem freilich Spanien aus eigenem Antriebe sich wohl niemals entschließen würde. Ist es aber wahr, daß ein solches Arrangement das allein wirksame Mittel darbietet, um die Zukunft Cuba's sicher zu stellen und der Vergrößerungswuth der Nordamerikaner nach dieser Seite hin einen haltbaren Damm entgegen zu setzen, so meinen wir wohl, daß gerade die europäischen Seemächte ein sehr reelles Interesse hätten, ein solches Unternehmen zu befördern und allenfalls selbst in die Hand

zu nehmen. Was hingegen unser deutsches Vaterland anbetrifft, welches zwar nicht seemächtig, aber um deswillen nur um so kosmopolitischer ist, so wird es an dieser Angelegenheit wenigstens ein theoretisches Interesse nehmen, dem wir mit den vorstehenden Zeilen zu entsprechen gedachten.

Die Krisis von 1857 in England.

III. Der Kampf gegen die Ursachen der Krisis.

London, Anfang Juli.

Dem in der vorigen Nummer dargestellten verderblichen Wechselsysteme wenigstens in indirectem Wege und so weit an ihr liegt, entgegen zu wirken, ist der Zweck eines Beschlusses, den die Bank von England kürzlich (im März) gefaßt hat — nämlich, fortan keine Geldvorschüsse mehr an Discont-Häuser, oder, wie sie sich nennen, Geldhändler (money-dealers) zu leisten, in anderen Worten, keine Wechsel solchen Häusern mehr zu discontiren. Diese Maßregel trifft zur Zeit im Grunde nur ein Haus, das aber bisher riesenhafte Geschäfte machte, da es zuweilen an einem Tage Wechsel bis zum Betrage von 1 Million Pfd. St. discontirt haben soll; ein anderes bedeutendes Haus fallirte in der Krisis, und die übrigen vier oder fünf, die es noch giebt, sind vergleichsweise unbedeutend. Die in Rede stehende Maßregel wird nun bewirken, so hofft man, daß solche Häuser ihre Geschäfte auf ein ihren Mitteln entsprechenderes Verhältniß zurückführen, und, in Folge dessen, daß dem obgedachten Systeme der Ausstellung fictiver Wechsel nicht mehr Seitens dieser Discонthäuser so großer Vorschub geleistet werde, wie es bisher geschehen. Diese Maßregel hat ziemlich allgemeine Billigung gefunden; da sich jedoch auch mehrseitig Zweifel in die Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit derselben erhoben haben, indem man anführt, daß es ungerecht und in Rücksicht auf die Bedeutung, welche diese Häuser zur Zeit erlangt haben, unzweckmäßig sei, ihnen diejenigen Vortheile zu entziehen, welche dem Reste des Handelsstandes und dem Publicum im Allgemeinen Seitens der Bank von England gewährt werden, so dürfte es am Orte sein, die bezüglichen Verhältnisse kurz darzustellen.

Das Wechsel-Discontgeschäft ist vergleichsweise neueren Ursprungs und wurde anfänglich in sehr bescheidenen Grenzen betrieben. Es war zuerst im Grunde ein gewöhnliches Mällergeschäft, d. h. Kauf und Verkauf, wobei der Discontirer eigentlich nur Agent, Vermittler war, und eine Commission oder Provision für diese Vermittlung bezog, nur daß das Object des Geschäfts nicht öffentliche Effecten, Staatspapiere 2c., sondern Wechsel waren. Bei der zunehmenden Ausdehnung dieser Geschäfte gestaltete sich das Verhältniß des Discontirers allmälig dahin

um, daß er nicht länger Agent blieb, sondern Principal ward, d. h., das Geschäft ward ganz auf seine Rechnung und Gefahr betrieben — er nahm Gelder an als Anleihen (indem er als Bürgschaft meistens von ihm discontirte laufende Wechsel überließ) und zahlte dafür Zinsen, und machte sich anheischig, diese Gelder entweder unverzüglich (at call) oder auf kurze Kündigung zurückzuzahlen. Da es nun selbstverständlich nöthig war, diese Gelder zu verwenden, und zwar in solcher Weise, daß ihm ein Gewinn bei der Operation erwuchs, so lieh er dieselben wieder aus, sei es gegen Wechsel oder Depositen, in der Regel von Dock-Warrants, Ladescheinen u. dgl., und zwar zu einem höheren Zinsfuß, als dem, den er selbst gezahlt. Da aber gegenüber der Verpflichtung der sofortigen Rückzahlung der bei ihm deponirten Gelder es sich häufig ereignen mochte, daß die eingehenden Baarfonds zu diesem Zwecke nicht hinreichten, so blieb ihm in diesen Fällen keine andere Wahl, als die in seinem Besitz befindlichen Wechsel je nach Bedarf wieder zu discontiren — und in dieser Beziehung rechnete er eben stets auf die Aushülfe der Bank von England, indem er derselben seine Wechsel zum Discont darbot oder andere Sicherheit gab; diese Eventualität nun mußte natürlich stets in höherem Maße eintreten, wenn das Geld knapp war, also gerade zu einer Zeit, wo die Bank von England selbst keinen Ueberfluß an Baarfonds besaß — und in dem Verhältniß, wie die Geldmenge sich steigerte, wuchs auch das Begehr Seitens der Discontháuser, ihre Wechsel von der Bank von England discontirt zu haben. Da die Discontháuser Zinsen auf die bei ihnen deponirten Gelder gewähren und die sofortige oder doch baldige Rückzahlung der Letzteren dem Publicum einen hohen Vortheil bietet, so wandte sich diesen Häusern bald eine Masse kleiner Capitalien zu, die, zeitweilig nicht in anderer Weise verwendbar, durch jene Vergünstigung den doppelten Vortheil genossen, nicht ganz unfruchtbar zu bleiben und zu jeder Zeit disponibel zu sein. Die Discontháuser wurden auf diese Weise sehr erfolgreiche Concurrenten der Bank von England, welche keine Zinsen gewährt, während andrerseits Jene auch stets zu einem niedrigeren Discontsatze discontirten, als die Bank von England: dennoch sollte sie, die Bank von England, den Ersteren stets und unter allen Umständen aus eigenem Seckel Aushülfe gewähren, so daß in Wirklichkeit die Bank von England es war, welche die Vorschüsse leistete, während die Discontháuser allein den Vortheil daraus zogen. Hierbei kommt es dem Disconthause nun keineswegs darauf an, und ist auch niemals eine Erwägung (was sich überhaupt prima facie schwer erkennen läßt), ob dem Wechsel eine reelle Transaction zu Grunde liegt, d. h. ob er einen wirklichen Werth repräsentirt: sobald der Wechsel das Giro einer Londoner Joint-Stock-Bank trägt, discontirt es ihn, denn da bei diesen eine unbeschränkte Haftbarkeit aller Actionäre obwaltet, so däucht ihm dies eine völlig genügende Sicherheit gegen jedes etwaige Risico; die Londoner Joint-Stock-

Banken halten sich ihrerseits an die Provinzial-Joint-Stock-Banken in Betreff der Wechsel, die sie von diesen erhalten haben und die stets die Mehrzahl bilden.

Auf diese Weise concentrirt sich das sogenannte schwebende Capital des Landes in den Händen einiger wenigen Häuser und Banken, und andrerseits wird durch das denselben zufließende Capital, auf dessen stete Verwendung sie, wie gesagt, bedacht sein müssen, dem System der Accommodations-Bills und der Speculationen erheblicher Vorschub geleistet, zum Nachtheil sowohl der reellen Handelsgeschäfte, wie des Publicums, d. h. der Consumenten, sofern die als Realbürgschaft dienenden Waaren — zuweilen sind selbst diese nichts weniger als „real", wie vor zwei Jahren großartige Betrügereien in dieser Beziehung stattfanden, wodurch ein Discontaus, das eine große Anzahl gefälschter Dock-Warrants in Händen hielt, ungeheuere Verluste erlitt — stets mehr oder weniger speculationsweise gekauft und verkauft werden. Diese Ausstellungen richten sich übrigens keineswegs gegen das Dock-Warrantsystem an sich, das vielmehr dem Handelsstande sehr wesentliche Dienste leistet, sondern gegen den Mißbrauch, der damit angedeuteter Maßen geschieht. So lange nun jenes künstliche, über seine rechtmäßigen und vernünftigen Grenzen hinausgehende System ohne äußere Störung fortgeführt werden kann, giebt es zu keinen unmittelbaren und allgemeineren Uebelständen Anlaß: tritt aber irgend eine nachhaltigere Stockung im Waaren- und Geldmarkte ein, oder wird das öffentliche Vertrauen aus dieser oder jener Ursache erschüttert, so wird auch dies System unmittelbar und unverzüglich der ernstlichen Gefahr ausgesetzt — die eingehenden Baargelder reichen nicht hin, dem Andrang zu genügen, und es muß daher zu einer Wiederdiscontirung en masse der im Portfolio befindlichen Wechsel geschritten werden; da war nun die Bank von England, wie gesagt, bisher die einzige Aushelferin, und die Gewißheit, in jedem Augenblick und zu beliebiger Höhe auf diese Weise Geld zu erlangen, riß jede Schranke der Vorsicht rücksichtlich der Wechseldiscontirungen nieder. Die letzte Krisis nun hat ein neues Mal herausgestellt, daß ein solches System selbst die Koffer von England in sehr kurzer Zeit zu leeren geeignet ist, auf Kosten der legitimeren Geschäfte — die Bank übernahm daher virtuell und thatsächlich die Last, welche Discontäuser sich aufbürdeten und woraus sie den Nutzen zogen, so lange ein solcher daraus zu ziehen: wären also diese Wechseldiscontirungen im vollsten Sinne und ohne Ausnahme rechtmäßige und reale Geschäfte, so würde es dennoch in Rücksicht auf die vorstehend angedeuteten Verhältnisse der Bank von England gewiß nicht zu verargen sein, wenn sie gewisse Restrictionen zu ihrem eigenen Schutze in dieser Beziehung adoptirte; um so gerechtfertigter aber müssen diese erscheinen, wo vielfach ein so ausgedehnter und den allgemeinen Interessen, sowohl in materieller, wie moralischer Hinsicht, so verderblicher Mißbrauch getrieben wird. Freilich

zog auch die Bank von England einen Gewinn, indem sie jene Wechsel discontirte; daß sie aber dennoch zu jener Maßregel schritt, beweist, daß sie die öffentlichen Interessen mehr als ihre Privatinteressen dabei in entscheidende Erwägung zog.

Demnächst hat man in Vorschlag gebracht, daß nach dem Vorgange der New-Yorker Banken auch die hiesigen Joint-Stock-Banken nicht länger Zinsen auf Gelddepositen gewähren möchten. Eine solche Zinsenvergütung fand von jeher in Schottland statt, und hierin liegt hauptsächlich, was man mit dem „schottischen" Banksystem bezeichnet. In England ward dieser Gebrauch durch die Londoner J.-St.-Banken eingeführt und hatte zum Zweck, der Concurrenz dieser neuen Bank-etablissements mit der Bank von England, die keine Zinsen auf Depositen gewährt, Vorschub zu leisten. Dieser Zweck ist namentlich in den letzteren Jahren erreicht worden. Anfänglich ward es zwar diesen „Neulingen" sehr schwer, sich das Vertrauen und die Gunst des Publicums zu erwerben, und die Bank von England selbst bot ihr Möglichstes auf, sie zurückzuhalten, zwei derselben hatten sogar äußerst langwierige und kostspielige Processe mit dem „Leviathan" der Finanzen zu bestehen, die sie nur mit knapper Mühe überlebten, wenngleich sie siegreich aus dem Kampfe hervorgingen. Nachdem sie aber eine Stellung sich vindicirt und gesichert hatten, zögerten sie nicht, gegen Gewährung einer anfänglich geringen, nach und nach aber bis zu etwa $1\frac{0}{0}$ unter dem jezeitig obwaltenden allgemeinen Zins- oder Discontosatze sich normirenden Zinsvergütung gleich den Discontháusern die größere Masse der kleineren zeitweilig unbenutzten Capitalien an sich zu ziehen. So ist es gekommen, daß die Londoner Joint-Stock-Banken in den letzteren Jahren fortwährend zwischen 40 bis 50 Millionen Baardepositen besaßen, die entweder gleich oder in sehr kurzer Frist rückzahlbar sind. Wie schon bemerkt, sind die Banken gezwungen, dies Geld möglichst vortheilhaft auszubeuten, und da ihnen doch mindestens die Zinsdifferenz, durchschnittlich 1 pCt., zu Gute kommt, so erzielen sie allerdings einen sehr erheblichen Gewinn aus diesem Geschäft. Unstreitig wird auch dem Publicum durch dies System ein hoher Vortheil geboten, da das disponible Capital zu jeder Zeit verwerthet werden kann und doch disponibel bleibt. Die Kehrseite aber des Bildes ist das Risico, dem die Banken, wie jene Discontháuser, für Zeiten plötzlicher Krisen ausgesetzt sind, da allein diese Depositen wohl ihr Grundcapital, das ohnehin in den meisten Fällen nur zum Theil eingezahlt ist, um das Zehnfache übersteigen und die Erfahrung bewiesen hat, wie es mit der unbeschränkten Haftbarkeit der Actionaire bei derartigen Actien-Instituten beschaffen ist. Zwar haben die Londoner Joint-Stock-Banken die letzte Krisis ohne Wanken überstanden; allein es ist doch vielfach in Zweifel gezogen worden, ob dies stets geschehen werde, und deshalb hat man, um die Gefahr zu verringern, die Praxis der Zinsvergütung für sogenannte Depositen at call, die augenblicklich oder auf kurze Kündigung

rückzahlbar sind, wieder abzuschaffen in Vorschlag gebracht, wie es die Banken in New-York (zum größeren Theile) in Folge der letzten Krisis gethan haben. Jedoch dürfte dieser Vorschlag schwerlich zur Ausführung kommen, da einerseits die betreffenden Banken selbst natürlich keineswegs geneigt sind, aus freien Stücken und eigener Initiative diesem Gewinne zu entsagen, und andererseits auch nicht mit Unrecht geltend gemacht wird, daß es unter volkswirthschaftlichem Gesichtspunkte irrig sein würde, um einer solchen möglichen Gefahr willen, die doch nur — vorausgesetzt, daß die Constituirung und der Betrieb einer Bank eine innere Sicherheit bieten — überhaupt in kritischen Zeiten vorübergehend eintritt, dem Publicum einen so wesentlichen Vortheil zu entziehen. Ohnehin aber bleibt für's Erste abzuwarten, ob die bevorstehende (facultative) Ausdehnung der beschränkten Haftbarkeit auf Joint-Stock-Banken in dieser Beziehung eine Veränderung zur Folge haben werde.

Dagegen ist kürzlich zunächst zwar hauptsächlich nur zum Schutze der Actionaire Seitens der Legislatur Vorkehr getroffen worden durch ein sehr wichtiges Gesetz, das in letztvergangener Session erlassen ward, der sogenannten Fraudulent-Trustee's-Acte von 1857.

Seitdem in neuerer Zeit (zuerst durch die Acte 8 und 9 Vict. c. 110) die moderne Handelsform (in eigenthümlicher Gestalt) der Joint-Stock-Gesellschaften in England Eingang gefunden, hat sich die Gesetzgebung mit besonderer Fürsorge angelegen sein lassen, dahin Vorkehr zu treffen, daß die Actionaire, die, wie es die Natur solcher Gesellschaften mit sich bringt, keine unmittelbare Einwirkung auf die Leitung des Geschäfts besitzen und in der Regel dem Betriebe gänzlich fern stehen, möglichst geschützt seien vor etwaiger Mißleitung, vor Ueberschreitungen und dolosen Handlungen der Dirigenten. Der Gesetzgeber glaubte, durch eine möglichst ausgedehnte Oeffentlichkeit und durch ausgedehnte Rechtsbefugnisse der Actionaire den Dirigenten gegenüber, wie andererseits durch die stricte Verantwortlichkeit dieser Letzteren jenem Zwecke entsprochen zu haben, wie namentlich in der Joint-Stock-Acte von 1856 dahin Vorkehr getroffen ist. Allein in dieser Voraussetzung sah er sich getäuscht. Einerseits waren die Bestimmungen dieser letzteren Acte eben nur auf die unter dieser Acte selbst gebildeten Gesellschaften anwendbar, nicht aber u. A. auf Banken, die bekanntlich nicht unter diese Acte fallen, sondern durch Special-Acte regiert werden; und dann erwiesen sich die existenten Strafbestimmungen unzulänglich; denn wenn allerdings, wie das Beispiel der Directoren der Royal-British-Bank und der London- und Eastern-Bank beweist, die Strafbestimmungen schon des gemeinen Rechts, wenn gehörig in Anwendung gebracht, völlig genügten, dolose Handlungen von Directoren, in wie verkappter Weise sie auch geschehen sein möchten, zur Verantwortung und Bestrafung zu ziehen, so war das Verfahren doch mit solchen Umständlichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft, daß die Ueberführung der Schuld — unter

der wesentlichen Bedingung der Erfüllung aller technischen Formen — von vorherein sehr zweifelhaft erscheinen mußte; oder aber die Kosten waren so übermäßig hoch, daß ein Proceßverfahren als das größere Uebel vermieden ward. Diesen Uebelständen abzuhelfen, ist die neue Acte von 1857 bestimmt. Dieselbe findet Anwendung auf alle Joint-Stock-Gesellschaften und recitirt an den betreffenden Stellen stets ausdrücklich die Personen, auf welche sie sich bezieht, nämlich „Directoren, öffentliche Beamte oder Verwalter, Mitglieder ꝛc. von Körperschaften oder öffentlichen Gesellschaften“ ꝛc. In neuerer Zeit sind auch mehrfach Veruntreuungen Seitens städtischer Beamter vorgekommen.

Den wesentlichen Inhalt der Acte bilden die §§. 6, 7, 8 und 10. Sie lauten:

§. 6. Wer, in der Eigenschaft als Director, öffentlicher Beamte, oder Leiter einer Corporation oder öffentlicher Gesellschaften, Gelder oder anderes Eigenthum solcher Corporation oder öffentlichen Gesellschaft empfängt und sich davon in Besitz setzt, es sei denn in Zahlung einer gerechten Schuld oder Forderung, und in der Absicht des Betruges unterläßt, davon einen vollständigen und wahrhaften Vermerk in den Büchern und Rechnungen der betreffenden Corporation oder Gesellschaft zu machen oder machen zu lassen, soll eines Vergehens schuldig erachtet werden.

§. 7. Wer, als Director, Leiter, öffentlicher Beamte oder Mitglied einer Corporation oder öffentlichen Gesellschaft, in der Absicht des Betruges, Bücher, Papiere, Schriften oder Securitäten dieser Corporation oder Gesellschaft zerstört, ändert, verstümmelt oder verfälscht, oder wer in den Rechnungsbüchern oder irgend einem anderen Documente irgend einen falschen Eintrag macht oder einen Eintrag von materieller Bedeutung zu machen unterläßt, oder dabei mitwirkt, soll eines Vergehens schuldig erachtet werden.

§. 8. Wer, als Director, Leiter oder öffentlicher Beamte einer Corporation oder öffentlichen Gesellschaft, eine schriftliche Angabe oder Darstellung, von denen er weiß, daß sie in irgend einem materiellen Punkte falsch sind, macht, in Umlauf setzt oder veröffentlicht, oder mitwirkt, sie zu machen, in Umlauf zu setzen oder zu veröffentlichen, in der Absicht, irgend ein Mitglied oder einen Actieninhaber oder einen Gläubiger solcher Corporation oder öffentlichen Gesellschaft zu täuschen oder zu betrügen, oder in der Absicht, eine Person zu veranlassen, daß sie ein Actionär oder Theilnehmer werde, oder daß sie einer solchen Corporation oder öffentlichen Gesellschaft Geld oder sonstiges Eigenthum anvertraue oder vorstrecke, oder eine Bürgschaft für dieselbe übernehme, soll eines Vergehens schuldig erachtet werden.

§. 10. Wer eines Vergehens nach den Bestimmungen dieser Acte schuldig befunden wird, soll, nach Ermessen des Gerichtshofes, mit dreijähriger Zuchthausstrafe (penal servitude) bestraft werden, oder soll

diejenige Gefängnißstrafe für den Zeitraum von nicht mehr als zwei Jahren mit oder ohne Zwangsarbeit, oder Geldstrafe, erleiden, die der Gerichtshof ihm zuerkennen wird.

Diese Bestimmungen sind, wie man sieht, sehr bestimmt und sehr ausführlich, und es wird schwer sein, sie zu umgehen, wenn zwar, wie sich von selbst versteht, die Absicht des Betruges immer zunächst zu beweisen ist, worüber die Jury auszusprechen hat; wo sie aber wirklich obwaltete, wird es weit weniger schwer sein, sie nachzuweisen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß eine solche directe Strafgesetzgebung für Directoren ꝛc. einer Gesellschaft etwas gewissermaßen Beschämendes hat: allein die Erfahrung der letzteren Zeit hat leider die Nothwendigkeit derselben herausgestellt, und eben diese Nothwendigkeit ist kein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit in dieser Beziehung. Auch mag eine solche Specialgesetzgebung in anderen Ländern vielleicht nicht in gleichem Grade nöthig sein, nicht etwa, weil dort eine größere Moralität vorwaltet, sondern weil daselbst die Gesetze von vornherein wohl schärfer und unzweideutiger gefaßt sind, und der Betrug, wo und unter welcher Gestalt er auftrete, eben als das betrachtet wird, was er ist, als Betrug; und überhaupt liegt es im Charakter der englischen Gesetzgebung, daß, ohne Rücksicht auf Rechts-Analogien, für jede Specialität, um so zu sagen, Special-Gesetze erlassen werden.

Eine erste und sehr heilsame Folge der Acte wird aber sein, daß die Bücher solcher Gesellschaften ordnungsmäßiger geführt werden, und an die Stelle der früher vielfach obwaltenden Dunkelheit und chaotischen Verwirrung eine größere Klarheit, Vollständigkeit und Genauigkeit treten. Demnächst, daß die Directoren sich nicht fernerhin in Bezug auf die Richtigkeit der Rechnungen ꝛc. mit der Versicherung der Leiter oder Verwalter begnügen, wie es bisher vielfach geschah oder doch vorgeschützt ward, vielmehr selbst prüfen, da ihre eigene persönliche Verantwortlichkeit nunmehr ganz unmittelbar und ganz bestimmt involvirt ist. Die Unvollständigkeit und Unverständlichkeit der Rechnungsnachweise waren in der That bisher die stehenden Klagepunkte der Actionaire, und es war bereits vielfach in Vorschlag gekommen, daß eine gewisse Form als allgemeine Norm für Rechnungsnachweise und Belege, wenigstens aller gleichartigen Institute, adoptirt werden möge: dieser „fromme Wunsch“ dürfte nunmehr wohl früher oder später unter dem Drange oder der Drohung jenes Damokles-Schwertes Erhörung finden. Die Joint-Stock-Compagnie-Acte von 1856 hat bereits ein solches Formular ex officio niedergelegt, das zwar nicht obligatorisch ist, jedoch wohl vielfach als Norm in Anwendung kommen wird. Für die Eisenbahn-Gesellschaften hat der Vorsteher der Eisenbahn-Abtheilung des Handels-Amtes, Capitain Galton, bereits in seinem Berichte für 1856 eine gleichmäßige Form als sehr wünschenswerth dringend empfohlen. Ebenso dürfte in Bezug auf Bank- und Versicherungs-Institute eine derartige Vorkehr

8*

nächstens getroffen werden. Alsdann werden die sogenannten „cooked", oder in freier Uebersetzung „gebrauten" Bilanzen und Rechnungsnachweise nicht mehr möglich sein, vielmehr zu den Dingen gehören, die da „gewesen" sind. Die bekannten Betrügereien gewisser Beamten der Great Northern-Eisenbahn- und der Krystall-Palast-Gesellschaft z. B. hätten nicht stattfinden können, hätten eine ordnungsmäßigere Buchführung und Controlle Seitens der Directoren obgewaltet. Diese scharfe und gründliche Controlle ist vollkommen vereinbar mit gegenseitigem Vertrauen zwischen Directoren und Dirigenten, ja, sie ist eine nothwendige Bedingung des Vertrauens, nicht eines leichtsinnigen und blinden, sondern eines aufgeklärten und bewußten Vertrauens, und keineswegs auch nur indirect auf Mißtrauen begründet, sondern einzig und allein auf die Möglichkeit des Irrens, — und irren kann der Weiseste, oder sagen wir der umsichtigste und gescheuteste Rechnungsführer. Hat aber eine gewissenhafte Controlle stattgefunden, so wird auch niemals die Voraussetzung eines absichtlichen Betruges — wo nur ein Irrthum zu Grunde liegt — stattgreifen können; die Directoren werden stets in der Lage sein, zu beweisen, daß sie diligentiam in rebus suis prästirt haben, — und mehr kann und wird vernünftiger Weise Niemand erwarten.

Unter dieser Fraudulent Trustee's Acte wird es auch nunmehr wesentlich erschwert sein, falsche Dividenden zu erklären: denn da dies nur durch eine falsche Darstellung der Lage des Unternehmens geschehen und verdeckt werden kann, ein solcher wissentlich falscher Bilanzstatus aber ein Vergehen im Wortlaute und im Sinne der Acte ist, so wird den Directoren auch diese so beliebte Lockspeise und gleichzeitig dieser Deckmantel entzogen. Und diese Quasi-Unmöglichkeit trifft in der That das Uebel an der Wurzel. Denn nur unter der trügerischen Hülle der hohen Dividenden war es möglich, gewissenlose und fraudulente Pratiken geheim zu halten und fortzusetzen, und das hohle Gebäude, freilich es tiefer und tiefer höhlend, in äußerem Glanze so lange aufrecht zu erhalten. Es ist bekannt, daß alle Bank-Institute, die in der letzten Krise fallirt haben, immer bis zu allerletzt hohe Dividenden erklärten, wiewohl sie seit Jahren ganz insolvent waren. Es ist übrigens ganz klar, daß die Directoren dieser Institute schon auf Grund ihrer Freibriefe oder der legislativen Acte, unter denen sie begründet und geführt wurden, strafbar waren, indem sie die Verluste verschwiegen und die Geschäfte fortsetzten, nachdem der größere Theil ihres Grundcapitals längst verloren war, während doch die Liquidation erfolgen sollte, sobald durchschnittlich der vierte Theil nur des Gesammt-Vermögens verloren war. So hatte u. A. die Western-Bank von Schottland seit Jahren die Dividende aus dem Capital bezahlt, und noch im letzten Rechnungsabschluß erklärte sie eine Dividende von 9 pCt., während sie wußte, daß die Bank im Zustande des absolutesten Bankerottes war. Und ebenso war es mit den anderen Joint-Stock-Banken. Dennoch ist es der Mehrzahl ge-

lungen, ein gerichtliches Verfahren gegen sie abzuwenden; wiewohl u. A. der Fall der Western-Bank selbst im Unterhause mehrfach zur Sprache gekommen und die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens beantragt worden, ist es doch dazu bisher nicht gekommen, indem der Lord Advocat von Schottland, der gleichzeitig Rechtsbeistand dieser Bank war, vorschützte, er besitze keine Competenz zur Initiative ex officio, diese müßte vielmehr und könne nur von den Actionairen ausgehen — diese aber hätten vorgezogen, die Sache in gütlichem Wege zu „ordnen". Umsonst wurde auch geltend gemacht, daß die Bank durch ihre Vorspiegelungen und indem sie namentlich höhere Zinsen bot, als die Sparkassen gewährten, viele kleinere Leute in betrüglichem Wege verlockt hätte, ihre kleinen Ersparnisse ihr anzuvertrauen, worauf erwidert ward, daß die Actionaire haftbar und allen Verpflichtungen zu genügen bereit seien. — In Bezug auf Dividenden wird ein Document von besonderem Interesse sein, das binnen Kurzem erscheinen dürfte. Mr. Locke King hat nämlich im Unterhause die Vorlegung eines Nachweises beantragt aller Joint-Stock-Banken, die seit 1830 ihre Zahlungen eingestellt haben, und der Dividenden, die sie seit jenem Jahre bis zur Zeit ihrer Insolvenz gezahlt hatten; desgleichen einen ähnlichen Nachweis über alle Privat-Banken.

Abenteuer eines Holsteiners

auf einer Seereise von Christiania nach Kopenhagen im Jahre 1764.

Novelle von Edmund Lobedanz.

II.

In weniger als drei Stunden fuhren wir der gefährlichen blinden Klippe Trindel vorbei, und zwar so nahe, daß wir deutlich sehen konnten, wie die Wogen über derselben zusammenschlugen und gleich wie ungeheure Fontainen sprudelnd in die Höhe stiegen. Trindel liegt nur zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers, hängt übrigens zusammen mit der großen Insel Läßöe durch eine zwei Meilen lange Sandbank, welche beinahe überall 5 Faden Wasser hat. Hätte unser brave Führer, an dem sich das Wort des Heilandes so wunderbar bewahrheitete, daß die Letzten die Ersten werden sollen, nur zwei Flintenschüsse südlicher gesteuert, so wären wir verloren gewesen. Gegen Mittag erblickten wir Land. Land! Land! riefen wir Alle. Die Thränen traten mir in die Augen und ich sandte Gebete des Dankes zum Himmel empor. Bald unterschieden wir eine Erhöhung auf dem flachen Landstreifen, die Matrosen berichteten, es sei die Kirche auf einer kleinen Insel Namens Hirsholm, eine Meile von Fladstrand in Jütland, über dem sich das feste

Land von Wensyssel wie ein Landrücken emporhob. Auf dieser Insel wollten wir einen Hafen suchen.

Ich ging nun in die Kajüte hinunter, woselbst mein Holländer schon beschäftigt war, so gut es ging, trockene Kleider anzulegen. „Das war eine Nacht!" rief er, „ich wünsche sie wahrlich selbst meinem Feinde nicht! Das Meer ist ein unbändiges Roß, das den Teufel im Leibe hat. Ich sehe wohl ein, daß bei solchem Wetter selbst ein Räderschiff mit einer Pferdemühle nicht viel ausrichten kann."

„Gewiß, gewiß," sagte ich, überrascht von der Wirkung eines solchen Naturereignisses auf das Gemüth selbst eines solchen berechnenden Krämers, „da hilft nur Gott allein, und das Werkzeug, welches er zu unserer Rettung auserkoren hat, nämlich unser Broder. Was er verbrochen, hat er nun zwanzigfach gesühnt, denn wir alle verdanken ihm unser Leben."

„Das meinte ich nicht mit meinen Worten," sagte der Holländer. „Ich dachte an ganz was anderes. Nämlich, daß man am Besten thun würde, einen unterirdischen Gang von Skagen nach Marstrand zu bauen, dann könnte man trockuen Fußes von Dänemark nach Schweden kommen."

Im selben Augenblick klopfte der Offizier mir auf die Schulter und sagte, da er meine Worte gehört hatte:

„Broder muß doch sterben, denn er hat einen Adligen getödtet und das darf nicht ungerochen bleiben. Gerade damit er seiner Strafe nicht entgehe, hat der Himmel uns und ihn errettet ....."

Jetzt war auf einmal mein Entschluß gefaßt, dem armen braven Jungen bei seiner Befreiung zu helfen, wenn sich eine Gelegenheit darböte, und keine Scrupel zu haben, keine Gefahr selbst zu scheuen. Als ich aus dem Boote des Lootsen, der das Schiff in den Hafen geleitet hatte, mit dem rechten Fuß auf einen großen Stein am Ufer trat, sagte ich leise: Eben Ezer, bis dahin hat der Herr geholfen, und fühlte mich wunderbar getröstet. Mit Wehmuth gewahrte ich, daß die pflichteifrigen Schergen unserem armen Lebensretter seine Hand- und Fußeisen wieder angelegt hatten. Er lächelte, als er mich sah und blickte gen Himmel. Ich las in seinem Blicke, daß er mich trösten wolle und daß er die Hoffnung, daß Gott ihn retten würde, wie er uns gerettet, durchaus nicht aufgegeben habe.

Die kleine Insel, wo wir uns nun wider Willen befanden und die selten genug von fremden Reisenden besucht werden mag, erweckte mein Interesse, und ich beschloß, alle ihre Verhältnisse zu studiren und zu durchforschen. Dies gelang mir um so besser, da wir fünf ganze Tage wegen Sturm und contrairem Wind auf ihr aushalten mußten, und ich mich nicht bequemen konnte, die Zeit durch Kartenspiel zu tödten, obgleich ich unter bewandten Umständen gewiß nichts Sündliches oder auch nur Unrechtes darin gesehen hätte. Die Insel hatte kaum eine halbe Meile im Umkreis, ihr Boden besteht aus Sand, und wenn die Geo-

graphen, welche oft sehr unwissend sind und ohne an Ort und Stelle untersucht zu haben, Einer vom Andern abschreiben, sie einen Felsen genannt haben, so rührt das vielleicht davon her, daß der Strand mit großen, rothen Klippenstücken, vulgo Steinen, besäet ist. Ich nehme an, daß diese allerdings anfangs Ueberreste eines unterirdischen Felsengrundes waren, als Folge der Continuation des norwegischen und schwedischen Felsengrundes, wahrscheinlich des letzten, da die Tiefe zwischen Norwegen und Jütland dem Senkblei unermeßlich ist, dagegen die größte Tiefe zwischen Schweden und Jütland nur 50 Faden beträgt. Uebrigens gibt es wenig Länder in der Welt, die eine solche Verschiedenheit zwischen Oberfläche und Boden zeigen als Norwegen und Dänemark. — Bei hohem Wasser kann man mit Böten nach der nächsten Insel, dem Grasholm, rudern, sonst watet das Vieh dahinaus und findet daselbst außer andern Kräutern Cochleare officinale, Salsolam hali, Plantaginem maritimam und Attiplicem portucalo (eine Pflanze, welche sich selten so nördlich findet). Von diesen salzigen Pflanzen wird das Vieh sehr fett. Aus der großen Menge Seegras, welche das Meer ausspeit, gewinnen die Einwohner Salz; eine Tonne Seegrasasche gibt einen Scheffel Salz, der damals 9 M. Cour. kostete. Zwischen dieser Insel und Jütland ist eine große Austerbank im Meere, um welche sich aber die Hirsholmer wenig bekümmern. Unser Holländer sprach mit Begeisterung davon und entwarf tausend Pläne, wie sich dieselbe am besten ausbeuten ließe.

Von Ackerbau ist auf dieser kleinen Insel nicht die Rede; genug, daß jede Familie, deren es 43 gibt, sich eine Kuh halten kann. Alle Feuerung muß vom Festlande herübergeholt werden, doch brennt man auch Seegras und getrockneten Kuhdünger.

Auf der Ostspitze der Insel sah ich ein Haus von seltsamer Einrichtung, das eine nähere Beschreibung verdient. Liest man doch überall gern vom Ungewöhnlichen in fremden, fernen Ländern, warum denn nicht auch von dem, was uns so nahe liegt, und was so Viele oft kaum dem Namen nach kennen.

Das Dach bestand aus Seegras, etwa von der Dicke einer halben Elle, oben war es eingefaßt von Grassoden, an drei Seiten reichte es fast bis zur Erde hinab. Nur die Ostseite bestand aus Fachwerk, ausgefüllt mit Lehmwänden und hier war ein kleiner, fast zierlicher Giebel. Der westliche Theil des Hauses bildete die Küche, welche einen steinernen Heerd hatte, aber keinen Rauchfang, sondern nur eine Oeffnung im Dache, und als Rohr einen Korb ohne Boden, was mir nicht ganz gefiel. Der östliche Theil des Hauses bildete die Wohnstube, ihre zwei Seiten waren nichts wie das schräge Dach, bekleidet mit dünnen Brettern, zum Theil weiß gekalkt. Die Wand nach der Küche war lothrecht und bestand aus gebrannten Backsteinen, und hier stand ein Ofen aus

Mauersteinen und Dachziegeln kunstreich und artig aufgeführt und überstrichen mit einer glänzenden Bleifarbe.

Die Außenwand hatte zwei kleine Glasfenster, durch welche, wie ich mich später überzeugte, hinreichend Licht hineindrang, namentlich für den nahen Tisch und einige grob illuminirte Bilder, welche den König Friedrich V. und den Seehelden Peter Tordenskjold darstellten, welcher letztere sich bekanntlich ohne etwelche Erudition allein durch sein Genie und seine Tapferkeit zum Admiral emporgeschwungen hat.

Die Einwohner, sämmtlich mit wenigen Ausnahmen Seeleute oder Fischer, waren sehr treuherzig, redlich, bescheiden und fleißig, wahrlich, man könnte jeder Regierung wünschen, solche Unterthanen zu haben! Wenn man von Norwegen kommt, wundert man sich doch über das so höchst verschiedene Exterieur bei diesen beiden Völkern. Der Norweger ist schlank, hoch, hat meist schöne ovale Züge und etwas Stolzes, Ritterliches in seinem Wesen, ganz wie unser Friese und die Holsteiner, aber der Jüte etwas Unförmliches, Dickes, Schwerfälliges, was sich auch in seiner langsamen Sprache zeigt, während der Norweger schnell und lebhaft spricht. Wir trafen hier so hoch im Norden noch den Articulus praepositivus ä, was auch beweist, daß dieser Stamm nicht aus gleicher Wurzel mit den Norwegern und Seeländern entsprossen ist.

Die Einwohner stehen unter einer Art Gutsherrn, welchen sie Herr Proprietair tituliren. Sein Haus war das Schloß auf der Insel, und jede Familie mußte ihm 1 bis 2 Thlr. jährlichen Grundzins steuern. Der Prediger hatte ein jährliches Fixum von 60 Thlr., ein Paar Kühe und einen Zehnten von der Fischerei. Die Kirche der Insel war ohne Thurm, das Wirthshaus diente zugleich zum Rathhause, und damit ist die statistische Beschreibung der Insel fertig.

Ich schlug dem Offizier vor, mit mir zu gehen, um dem weltlichen und dem geistlichen Oberhaupte der Insel einen Besuch abzustatten. Ich hatte gesehen, daß der Corporal sehr eifrig mit andern müßigen Passagieren Karten spielte, und baute darauf meinen Plan, jetzt unserm Arrestanten zur Freiheit zu verhelfen. Der Offizier, welcher nichts ahnte, willigte ein, mir zu folgen, sagte aber, daß er sich zuvor umkleiden müsse, da er wünsche, auf die Tochter des Gutsherrn, welche sehr schön sein sollte, einen vortheilhaften Eindruck zu machen. Dies hatte ich erwartet und schlug nun vor, daß wir, um recht stattlich und imponirend zu erscheinen, einen Bedienten hinter uns hergehen lassen müßten, zu welchem wir Niemanden besser gebrauchen könnten, als unsern hübschen Arrestanten, der ja so großen Anspruch auf eine kleine Auszeichnung habe. Ich sagte ihm, daß der Proprietair jedem Fremden, wie ich erfahren, mit der Frage entgegenkäme, was sie Gutes aus fremden Ländern mitbrächten und daß ich ihm einige Flaschen ächten Madeira und Portwein schenken wolle, die der „Diener“ dann hinter uns hertragen könne. Diese Flaschen hatte mir der Gehülfe meines Principals in Christiania für die

Reise zugesteckt, ich hatte aber bisher Scrupel gehabt, sie zu trinken, weil ich nicht ohne Grund ahnte, daß sie heimlich aus dem Keller des geizigen Apothekers entwendet seien. Und ich hatte bisher stets an dem Grundsatze festgehalten, auch dem Geizigen, Dummen oder Schlechten das Seine zu lassen. Nun aber konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, diesen, aufrichtig gesagt, gestohlenen Wein mit zu benutzen, um der menschlichen Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen und einem armen, unglücklichen Schelm zu Leben und Freiheit zu verhelfen.

Die Aussicht auf die Eroberung, welche er unfehlbar machen würde, und auf den ächten Wein, welchen wir uns nunmehro in Gemeinschaft mit dem Gutsherrn zu Gemüthe führen würden, berauschte unsern Officier gänzlich. Er gab dem Unterofficier, welcher beim Kartenspielen ganz erhitzt war, den Befehl, dem Arrestanten die Eisen abzunehmen. Er gehorchte mechanisch, die Gedanken beim Spiel, ohne zu fragen, was das bedeuten solle, und Bedenken zu äußern, welche vielleicht hätten gefährlich werden können, und bald war Broder von seiner Last befreit. Als der Officier sich barbierte und ankleidete, theilte ich Broder meinen Plan mit. Er sollte sich, wenn wir beim Gutsherrn zechten, stille wegschleichen, das erste beste Boot nehmen und nach dem Festlande hinübersegeln. Er würde hoffentlich so viel Zeit und einen so großen Vorsprung gewinnen, daß es zu spät sei, ihn einzuholen, wenn man seine Flucht bemerkte. Freilich wüthete der Sturm noch immer und es war lebensgefährlich, sich in einem offenen Boote auf die See zu begeben, allein was wagt der Mensch nicht, um sich von schmählicher Gefangenschaft und noch schmählicherem Tode zu erretten.

Broder zweifelte keinen Augenblick, daß er diesen gefährlichen Ausweg ergreifen müsse. Er war sehr aufgeregt, die Thränen traten mir dabei in die Augen, und mein Herz war tief gerührt, als er mir mit den feurigsten, kräftigsten Worten ewige Dankbarkeit schwor. „Nun spiele Deine Rolle nur gut," sagte ich, „ich fürchte sehr, daß ich mich verrathen werde, denn ich bin es nicht gewohnt, mich zu verstellen, und es ist fast unter meiner Würde, als Theologe, Magister und Informator mich auf sündliche Schauspielerkünste einzulassen, zumal da ich über die Jahre des Leichtsinns hinaus sein sollte und ganz besonders verpflichtet bin, Andern als gutes Exempel vorzuleuchten."

Mein Herz klopfte, als der Lieutenant nun, wohl barbiert und frisirt, mit künstlich gedrehtem Schnurrbart, aus seiner Kammer hervortrat und fragte, ob wir bereit seien.

Ich sagte: „Ja, nur den Wein muß ich aus meinem Koffer holen, dann können wir unsern Weg antreten." Broder ging mit mir nach dem nahen Hafen und kurz darauf schritt er, mit vier Flaschen Wein beladen, vier Schritte hinter uns her, während wir würdevoll, ich in meiner schwarzen Tracht und Silberschnallen auf den Schuhen, dem Hause des Gutsherrn zuschritten. Ich botanisirte meiner Gewohnheit gemäß und

suchte meinem Begleiter die Anfangsgründe der Botanik en passant beizubringen. Er lachte jedoch und machte mich durch unpassende Bemerkungen erröthen, welche aber das Gute hatten, daß sich mein Gewissen nun über den Betrug, über welchem ich brütete, vollends beruhigte.

Bei dem Gutsherrn, welcher wie ein schlechter und rechter Bauer aussah, eine gestrickte blaue Nachtmütze auf dem Kopfe und eine blau und weißgestreifte Jacke auf dem Leibe trug, wurden wir ziemlich kalt empfangen. Der Lieutenant sah sich um nach der schönen Tochter, aber sie war nirgends zu sehen. Als wir ihm von unserer schlimmen Seereise erzählt hatten, fragte er, ohne uns weiter zu bedauern oder uns wegen unserer Rettung glücklich zu schätzen, ob wir als Passagiere und Norweger nicht etwas Gutes mitgebracht hätten? Dieser Gedanke machte ihn sofort so beredt, daß er hinzufügte, der Norweger pflege gut zu leben und ließe sich gerne, was gut sei, wohlschmecken.

„Ei ja," sagte ich, „wir kommen nicht mit leeren Händen, wenn wir Eure Gastfreundschaft ansprechen und in Eurem Kreise ein Stündchen die Langeweile, welche uns wohl plagen muß, zu vertreiben hoffen." Der Lieutenant schmunzelte und lächelte mir zu, als ob er sagen wollte, Du hast Alles wohl bedacht. Dann sagte er zum Gutsherrn:

„Wir haben ein paar Flaschen Wein mitgebracht, welche Ihr auf der ganzen Welt nicht besser findet, und die wollen wir, wenn Ihr's erlaubt, auf das Wohl Eurer schönen Tochter, von der das Gerücht uns schon erzählt hat, austrinken."

Das feiste Gesicht des großen Ungethüms verzog sich nun zum Lächeln, in welchem sein Mund buchstäblich von einem Ohre zum andern zu reichen schien. Er fühlte sich offenbar geschmeichelt. Als nun Broder auf das Geheiß des Lieutenants eintrat und die Flaschen auf den Tisch stellte, thaute die Obrigkeit der Insel, indem sie eine Flasche ergriff und gegen das Licht hielt, vollends auf. Er schüttelte uns plötzlich sehr warm die Hand und hieß uns willkommen. Dann rief er seine Tochter Agnete herein, damit sie Gläser aus dem Wandschrank nehme und auf den Tisch stelle.

„Ein schönes Mädchen," flüsterte Broder mir zu, der über ihren Anblick ganz sein Unglück, und welcher Plan ihm auszuführen bevorstand, zu vergessen schien. Ich sah ihn zornig und verwundert an. Als ich nun aber ebenfalls diese Agnete betrachtete, da begriff ich wohl, was ein junger Mensch fühlen mochte, konnte sich doch selbst ein so alter, vertrockneter Philosoph, wie ich zu sein mir einbildete, einer gewissen Erregung nicht erwehren.

Der Lieutenant war ganz außer sich über Agnetens Schönheit und überschüttete sie mit den zierlichsten, und, wie mir schien, übertriebensten Complimenten. Sie nahm das gar nicht übel, behandelte es aber wie Scherz und gab ihm neckisch einen Theil seiner Complimente zurück.

Ich hatte Gelegenheit, zu bemerken, wie das Wohlgefallen an der Schönheit, welches er empfand, nicht nur allen seinen Stolz verjagte, sondern auch seine Züge weicher und schöner machte und selbst seinem gläsernen Auge einigen Glanz verlieh.

Wir setzten uns nun an den Tisch, Agnete war unsere Hebe und saß neben ihrem Vater. Die Gläser wurden gefüllt und geleert und der Wein löste die Zungen. Das Bestreben, Agneten zu gefallen, machte den Lieutenant fast liebenswürdig, oder doch mindestens weniger unausstehlich, so daß es mir fast leid that, ihn in so große Verlegenheit stürzen zu müssen.

Ich trank so wenig als möglich. Das Herz klopfte mir laut in der Brust, aber ich widerstand der Weichheit meines Gewissens, welches mich unaufhörlich mahnte, Alles zu offenbaren, ehe es zu spät wäre. Ich blickte jeden Augenblick verstohlen aus dem Fenster auf das Meer. Durch den Schaum der empörten Wogen sah man von Zeit zu Zeit den fernen Streifen des ruhig beharrenden festen Landes. Broder mußte, wenn er aus dem Hafen herauskommen konnte, endlich vom Zimmer aus gesehen werden. Ich hoffte aber, daß es, wenn man ihn gewahrte, zu spät sein würde, ihm nachzusetzen, vorausgesetzt, daß sich Einer überhaupt dazu hergegeben hätte, dies zu thun.

Agnete hatte in aller Eile Butterbrod besorgt, welches uns wohl mundete. Die zweite Flasche Wein war bereits ausgetrunken und wir machten uns jetzt an die dritte. Ich schaute aus, noch immer war kein Broder zu sehen.

Endlich wurde meine Aufregung, welche ich mit dem besten Willen nicht ganz hinter der verstellten Lustigkeit verbergen konnte, dem Lieutenant auffällig, und er fragte mich, was mir fehle und wonach ich immer aus dem Fenster sähe.

„Mir fehlt," sagte ich, „nichts, o nein, so weit es möglich ist, daß nicht auch ein alter gelehrter Junggeselle von hoffnungslosem Liebesweh ergriffen wird, wenn er die idealische Schönheit der Jungfer Agnete . . ."

Sie unterbrachen mich durch ein höllisches Gelächter, und ich fühlte, daß ich wie ein fünfzehnjähriges Mädchen über und über erröthete. Im Stillen aber dachte ich, lacht Ihr nur, Ihr Tölpel, wer zuletzt lacht, lacht doch immer am besten.

Wieder sah ich hinaus auf's tobende Meer und erblaßte. Ein kleines Boot arbeitete sich jetzt auf die Höhe der See hinaus. Wie eine Nußschale warf das Meer es bald gen Himmel, bald verschwand es wieder hinter den hohen Wogen, als sei es für immer von ihren schweren Massen begraben.

Der Lieutenant, obwohl trunken von Liebe und Wein, hatte Argwohn gefaßt. Er folgte meinem Blick, sah mein Erblassen und errieth den Zusammenhang.

Ebenfalls erblassend sprang er nun auf, ergriff mich beim Kragen und rief:

„Schurke, Du hast mich betrogen, wo ist Broder, unser Arrestant?"

„Ein Schurke mögt Ihr selbst sein," sagte ich, und wie ein Wunder wich jegliche Furcht und Schüchternheit von mir, „wenn Ihr dem Armen, der uns Allen das Leben gerettet hat, die Rettung des seinigen von einem ungerechten Tode mißgönnt."

„Wo ist er, wo ist er?" rief er und stampfte ungeduldig auf den Boden.

„In Gottes Hand," sagte ich und wies hinaus auf's Meer, wo das kleine Boot gerade wieder sichtbar wurde und jetzt sogar mit einem Segel von fester Hand durch die Wogen gesteuert ward.

„Tod und Hölle!" rief der Officier nun, „ich bin betrogen von dem Schurken und von Ihm, Magister, den ich für ein unschuldiges Kind hielt. Meine Ehre, meine Ehre!"

Er sah so verzweifelt aus, daß ich erst jetzt die ganze Größe meiner That ermaß und bitter beklagte, wahrscheinlich, um Einen zu retten, den Andern, der unschuldig war, vernichtet zu haben. Wie ein Dolch ging mir dies Gefühl durch's Herz und zugleich dachte ich, daß ich mir nun gewiß für immer den Hafen einer stillen Pfarre für meine alten Tage abgeschnitten habe. Aber zugleich frohlockte ich über das Gelingen meines kühnen Planes und fühlte den Stolz der bewiesenen Thatkraft, welcher dem stillen Gelehrten so selten beschieden ist, und dann dachte ich: Soll man denn unterlassen, Gutes zu thun, weil es Einem selbst vielleicht Nachtheil bringen kann? Was liegt an mir, wenn der junge brave Mensch nur gerettet wird. Sein Leben ist besser in Gottes Hand als in der der Menschen. Dabei malte meine Phantasie mir das Wiedersehen zwischen ihm und seinen alten Aeltern aus, und nun war ich dem Weinen wieder näher als dem Lachen.

Der Lieutenant aber war fortgestürmt nach dem Wirthshause und dem Hafen, um den Unterofficier, der doch ganz unschuldig war, auszuschelten und den Lootsen zu befehlen, in ihrem besten Schnellsegler dem Flüchtling nachzusetzen. Der Unterofficier hatte seine Hände in Unschuld gewaschen und die Lootsen sich bestimmt geweigert, sich zu solchem Zwecke auf die stürmische See hinaus zu wagen. Sie meinten, daß nur ein Wunder den Flüchtling selbst retten könnte, daß aber sie, als Familienväter, nicht verpflichtet seien, die Nachlässigkeit des Lieutenants in der Bewachung seines Gefangenen mit Lebensgefahr wieder gut zu machen.

So mußte er sich denn zufriedenstellen und eilte nun nach dem Gutsherrn zurück. Ich saß noch immer am Fenster und hatte für nichts Sinn als das Boot, welches den Flüchtling nach dem Festlande hinüberbringen sollte. Ich sah es kämpfen mit den Wogen, sah es verschwinden und wiedererscheinen und wieder verschwinden. Es hielt sich wie durch ein Wunder und zum Theil wohl mittelst der geschickten Leitung

seines einsamen Steuermannes tapfer, und als es endlich dem Auge nicht mehr sichtbar war, hatte ich das beruhigende Gefühl, daß Broder nun so nahe am Lande sei, um es nöthigenfalls auch durch Schwimmen erreichen zu können.

Ich wurde auf unangenehme Weise aus meiner Freude aufgestört, als der Lieutenant eintrat und mir ankündigte, daß ich sein Arrestant sei und zur Strafe meines verrätherischen Complottes, wie er sich ausdrückte, mit eben denselben Hand- und Fußeisen geschmückt, welche Broder getragen hatte, nach Kopenhagen geschafft werden solle.

Das hatte ich nicht erwartet; ich fühlte, wie mein Gesicht lang wurde und das Blut aus meinen Wangen wich. Ich protestirte gegen diese mich entehrende Absicht, rief den Schutz der Ortsobrigkeit an und forderte Beweise für meinen Antheil an einem Complott, aber Alles war vergebens. Die hohe Obrigkeit zuckte die Achseln und sagte nichts anderes als: wie man sich bettet, so liegt man! welcher locus communis mir wie bitterer Hohn klang. Ich wendete mich mit einem bittenden Blick an die schöne Agnete, allein sie warf recht schnippisch die Lippen auf und brachte mich auf den ganz richtigen Gedanken, daß ihr Herz minder schön sei als ihr Antlitz und daß sie, in dem Lieutenant einen Geistesverwandten ahnend, und in ihrem unreifen Urtheil durch die Uniform bestochen, bereits ein gefährliches Interesse für den Sohn Martis gefaßt habe. So stand ich denn ganz verlassen unter diesen Menschen, welche mich und meine That nicht verstanden, und es blieb mir nichts übrig, als mir geduldig die Hand- und Fußeisen meines armen Broders anlegen zu lassen.

Als es geschehen war, muß ich ein sehr klägliches Gesicht gemacht haben, denn sowohl die Obrigkeit als Agnete und der Lieutenant stießen ein schallendes Gelächter aus und schienen sämmtlich den boshaften, ungesetzlichen Einfall des Lieutenants sehr witzig und meinen Aufzug sehr komisch zu finden. Ich selbst aber fühlte mich doch nichts weniger als wohl zu Muthe, sondern setzte mich an's Fenster, blickte hinaus in die Freiheit und hinderte den Thränen nicht, welche nun still und unaufhaltsam über meine Wangen rollten. Endlich fand ich Trost in dem Gefühle der Gewißheit, daß Broder nun gerettet sei, und in dem Gedanken, daß kein Haar von unserm Haupte fällt ohne Gottes Willen. Ich betete: Dein Wille geschehe, mein Gott! und fühlte mich nun ruhig und heiter.

Ich merkte bald, daß ich der Gesellschaft, welche mich nun nicht mehr als ihres Gleichen betrachtete, unbequem war. Die Essenszeit rückte heran, sie wollten mich los sein, nachdem sie fast allein meinen freigebig gespendeten Wein ausgetrunken hatten, und berathschlagten heimlich, wie sie das anfangen sollten. Ich kam ihnen auf halbem Wege entgegen und sagte, daß ich sehr wünsche, den Prediger der Insel zu besuchen, und daß ich mich, wie ein rechtmäßig Gefangener wieder einstellen würde, wenn es sein sollte.

Der Lieutenant ging sogleich darauf ein. Er sagte, er fürchte nicht, daß ich entfliehen würde, wie Broder, das sei nur einem so verwegenen, seekundigen Burschen wie er sei, möglich.

Nun wollte er mir die Eisen abnehmen, aber ich weigerte mich dessen. Ich weiß nicht, was ich selbst dabei dachte, aber ich sagte: Nein, die will ich tragen als ein Zeichen meines Märtyrerthums und zur Uebung in der Demuth; ich bin nicht der erste Unschuldige, dem das passirt ist.

Der Lieutenant wurde blutroth, und er schien nun seine Uebereilung zu bereuen. Meine Worte mochten ihn mehr strafen, als die ärgsten Schimpfreden im Stande gewesen wären. Aber er war doch zu stolz, sein Unrecht einzugestehen, und sagte daher blos, ich könne bei dem Prediger bleiben, bis wir unsere Reise nach Kopenhagen weiter fortsetzten, dann würde sich das Weitere finden.

Kurz darauf, nachdem ich mich stumm vor der Obrigkeit und Jungfer Agnete verbeugt hatte, da ich nicht wußte, ob sie es nicht vielleicht für eine ungebührliche Dreistigkeit hielten, wenn ich ihnen in meiner jetzigen Situation die Hand reichte, schritt ich dem Hause des Predigers zu. Mein Herz klopfte laut. Ich fürchtete einen kalten Empfang, denn ich hatte die Zeichen eines Verbrechers, eines Sklaven an mir, und nicht immer erinnern sich die christlichen Prediger der Thatsache, daß die ersten treuen Bekenner unsres Glaubens aus Sklaven, Verachteten und Verbrechern bestanden.

Doch wie angenehm überrascht wurde ich, wie beschämt in meinem Zweifel, wie dankbar gegen Gott, als ich nun fand, wie sehr meine Befürchtung falsch gewesen war.

Der Prediger kam mir bis vor die Hausthür entgegen und hieß mich herzlich willkommen im Namen des Herrn. Meine Eisen schien er weder zu sehen noch zu hören, sondern führte mich sogleich in sein Studirzimmer, wo ich mich neben ihm auf dem Sopha setzen mußte. Dann fragte er, womit er mir dienen könnte, Alles was er habe, stehe zu meiner Verfügung.

Ich war erstaunt und außer mir vor Bewegung. Ein Schluchzen befiel mich.

Er umarmte mich und nannte mich seinen lieben Bruder und versicherte, daß er sich freue, mir Trost in meinem Unglück bringen zu können. Dann erzählte er mir, daß er genau von Allem unterrichtet sei, daß die ganze kleine Insel seit einer Stunde von nichts Anderem spreche, als von Broder Michaelsens Flucht und meinem Antheil daran, und daß Alle, die Einwohner sowohl, als die Passagiere im Wirthshause, besonders aber der Holländer, mein Verhalten billigen und die Frechheit des Officiers höchlichst mißbilligen. Nun fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich weinte wie ein Kind, besonders als er mir versicherte, daß Broder wie durch ein Wunder, aber ganz unzweifelhaft, das Festland erreicht habe. Dann

erzählte ich ihm Alles von Anfang bis zu Ende, auch meinen ganzen Lebenslauf von der Wiege bis diesen Augenblick, und er hörte mit inniger Theilnahme zu. Dann sagte er mir, daß er den Minister Johann Hartwig Ernst von Bernstorff in Kopenhagen kenne und mir einen Brief an ihn mitgeben wolle, damit ich Gelegenheit bekomme, mündlich mit ihm über mein Vergehen und mein Mißgeschick zu reden, wo es dann sicherlich geschehen würde, daß ich sofort ohne weitere Strafe in Freiheit gesetzt würde. Diese Hoffnung beruhigte mich gänzlich, und die Aussicht, mit einem der edelsten, größten Männer meiner Zeit in persönliche Berührung zu kommen, erfüllte mich noch mit ganz besonderer Freude.

Die Magd rief uns zum Mittagsessen in's Nebenzimmer. Wir ließen uns die schönen frischen Fische gut schmecken, und der Pastor hatte selbst eine Flasche Wein zum Besten zu geben. Zwar, sagte er, gehöre sie der Kirche, sintemal sie zum heiligen Altardienst bestimmt gewesen sei, er würde sie aber leicht wieder ersetzen können. Obgleich nun dieser Wein viel weniger gut war, als der meinige, den die „Obrigkeit" größtentheils verzehrt hatte, so schmeckte er mir doch viel besser; so viel thut Heiterkeit der Seele und eine angenehme Gesellschaft.

Mein neuer lieber Freund und College, er hieß Magister Matthias Gude, erzählte mir nach Tische nun auch Einiges aus seinem Leben und über seine Lage auf dieser kleinen, armen und einsamen Insel. Man hätte glauben sollen, daß er sich über seine Einsamkeit und seine geringe Einnahme beklagen müßte, aber das Gegentheil war der Fall. Er war unerschöpflich in Lobreden über seine Stellung, welche doch im Vergleich mit anderen so sehr gering war. „Ich hatte die Ehre," sagte er, „Hofmeister bei den Söhnen eines Bürgermeisters zu sein; aber die jungen Herren wollten meine Herren sein und machten mir das Leben herzlich sauer. So suchte ich in meiner Verzweiflung diese Stelle und erhielt sie durch die Fürsprache unseres großen Bernstorff, mit dem ich zufällig, ohne ihn zu kennen, auf einer Reise zusammentraf, und der an mir Gefallen fand. Seitdem bin ich mein eigener Herr gewesen. Meine ganze Gemeinde ehrt und liebt mich. Ich kann bescheiden leben und brauche mich auch nicht zu verleugnen, wenn ein braver Fremder mich besucht."

Vielleicht dachte er hierbei an den Gutsherrn; ich fragte ihn, wie er sich mit dem stehe? „O," sagte er, „darüber sage ich lieber nichts. Denn sehen Sie, lieber Bruder, die Armen, die Einfältigen sind edel und gut und erfüllen ihre Pflicht, ohne zu wissen, daß das Dank verdient. Bei saurem, gefahrvollem Erwerbe kommen sie nicht aus der Gewohnheit, sich in Gottes Nähe zu fühlen, und da bleibt ihr Herz allem Guten offen und zugänglich. Anders ist das mit den Reichen. Die gerathen leichter auf Abwege, wie unser Herr wohl wußte. Wo vollends das, was sie Bildung nennen, was aber in Wahrheit eitle Weltklugheit und Exercirtheit, sit venia verbo! des Verstandes ist, das stille Gefühl des Herzens verwirrt und übertönt, da zeigen sich Dinge,

die den Menschenfreund betrüben müssen. Agnete ist doch kein übles Mädchen, ihr Unglück ist nur, daß sie die Reichste und Schönste der Insel ist. Doch wir vergessen: de absentibus nil nisi bene!"

Nach Tische rauchten wir, beide auf dem mit Seegras gestopften Sopha sitzend, eine kleine Kalkpfeife, und mir war trotz meiner Eisen ganz entzückend zu Muthe.

Als wir unsere Pfeife geraucht hatten, zeigte mir mein lieber College sein Haus, welches zwar sehr bescheiden, aber durch Nettigkeit und Sauberkeit ausgezeichnet war. Bei der Gelegenheit sah ich auch seinen bedeutenden Vorrath von gedorrten Schollen, eine originelle Art von Zehnten, ein Haupttheil seiner Einnahme. Seine Bibliothek war systematisch geordnet, die eine Abtheilung enthielt theologische, die andere historische Werke, doch hatte er die meisten der letzteren vom Festlande geliehen. Einige große Foliant-Commentare mußten auf dem Estrich stehen. Seine Handschriften bestanden aus einigen Jahrgängen von Predigten, welche er stets sofort, nachdem er sie gehalten, in's Reine geschrieben hatte. Als ich seinen Fleiß in dieser Beziehung bewunderte, sagte er: „Ich habe Zeit genug dazu und es ist nicht mehr wie billig, daß ich für meine Gemeinde arbeite, da sie ja für mich arbeitet."

Am folgenden Tage wohnte ich dem Gottesdienste in der kleinen Kirche bei, immer mit meinem eisernen Schmucke angethan. Ich konnte mich trotz meiner Unschuld einiger Scham nicht erwehren, da ich mich anstatt als Lehrer und Hirte als vermeintlicher Verbrecher in Ketten einer Gemeinde gegenüber sah. Ein Blick auf das Kreuz über dem Altare stärkte und beruhigte mich.

Aus der Hauptstadt.

Oede und Leere in Berlin. — Das Ereigniß der Woche. — „Berlin, wie es weint und lacht" von Dr. Kalisch. — Unsere Bühne. — Bühne und Politik.

Berlin ist öde und leer geworden, wenn auch die Reiselust in diesem Jahre ihre Befriedigung mehr in der Nähe sucht und nur den poetischen Frieden des Harzes und der thüringischen Wälder bedroht, während noch in den letztvergangenen Jahren ein Rheinübergang und eine Canalüberschiffung zu den unumgänglichsten Bedürfnissen eines gebildeten Berliners gehörte; die Geschäfte stehen so gut wie ganz still; man sieht wenig Equipagen und distinguirte Toiletten, statt dessen nur Droschken mit Reisekoffern bepackt und fremde Gesichter aus Regenmänteln und Reisemützen neugierig hervorguckend.

Der äußern Oede entspricht der Mangel an geistiger Thätigkeit. Die Theater geschlossen, die Zeitungen leer und nur zum Schein und der Gewohnheit wegen auf beiden Seiten bedruckt, die Politik todt — so existirt gegenwärtig Berlin. Vergebens pocht die dänische Frage an die Thür der müden Träumer. Freilich hat Dänemark eine Antwort gegeben, die den Bundestag nicht befriedigt, aber man tröstet sich damit, daß schlimmsten Falls die Sache erst im September, wenn die Hitze nicht mehr so groß, einen ernstlicheren

Fortschritt machen wird. Die Bundesexecutionsordnung athmet den Geist einer sehr ehrwürdigen Bedächtigkeit, und ehe ihre complicirte Maschinerie sich in Bewegung setzt, müssen Monate vergehen.

Die Woche bot nur auf einem Punkte etwas Bewegung, und dieser Punkt ist die neue Posse von Dr. Kalisch, welche den vielverheißenden Titel führt: „Berlin, wie es weint und lacht“. Das ist eine Ueberschrift, unter welche man gewaltig viel Poesie und dramatisches Leben bringen kann. Die Lebensbeschreibung der Thränen und der Freuden einer halben Million Menschen ist ein ungeheurer Stoff, und auch die kleinste Zeile dieses schweren Folianten giebt den Text zu einem inhaltsschweren Drama. „Berlin, wie es weint und lacht“!... Meint der Titel vielleicht eine gespenstige Personification der seltsamen, durch alle Gegensätze spielenden Geschichte dieser Hauptstadt, will er uns von dem vielbesprochenen Berlinischen Charakter ein Bild geben, mischte der Autor auf seiner Palette vielleicht die Farben: „verständig“ und „leichtfertig“, „boshaft“ und „gutmüthig“, „herzlos“ und „mildthätig“ zusammen und versuchte mit ihnen das Chamäleon zu zeichnen, welches durch die Straßen dieser Stadt unaufhörlich hin und her eilt? Aehnliches scheint dem Verfasser, dessen Bühnenkenntniß und Witz schon vielfach anerkannt ist, vorgeschwebt zu haben. Er sucht den diable boiteux zu machen, springt hin und her durch die weite Stadt und deckt bald hier, bald dort das Dach eines Hauses auf, meist freilich aufs Gerathewohl hin, ein Spieler, der von seinem Treffer von vornherein überzeugt ist. Wir sehen so ziemlich Alles, was dem großen Haufen „pikant“ erscheint; wir werden in eine Weinstube geführt, wo eine Gesellschaft von Hazardspielern die Nacht beim „Tempeln“ verbringt: eine Scene, mit dicken Schmierfarben gemalt; wir belauschen die ehelichen Disputationen eines Berliner Stadtverordneten; Dienstmädchen und Kellner führen uns mitten auf den Wochenmarkt unter die Kartoffelkörbe der Höckerinnen; der Gefängnißhof am Molkenmarkt mit seinen Zellen und Gittern, seinen Constablern und Sergeanten zeigt sich uns; aus dem Bureauzimmer eines Rechtsanwalts klettern wir in eine Mansarde hinauf, deren einzige Möbel ein Strohsack und eine Branntweinflasche sind; wir sehen von der (übrigens allerliebst gemalten) Kurfürstenbrücke eine verfolgte Unschuld sich in die Spree hinabstürzen und einen Referendar, der ein edelmüthiger Spitzbube ist, den Rock abwerfen und in Hemdsärmeln ihr nachstürzen, sie retten und dann nach Amerika ausreißen; wir sehen tausend Einzelnheiten des Berliner Lebens und viele der bekannten Gesichter, die uns alltäglich auf der Straße über den Weg laufen; wir hören eine ganze Reihe nicht übler Witze und Wortspiele, außerdem kommen moralische Nutzanwendungen und Couplets zu Gunsten des guten Gewissens vor; aber das ganze Stück ist, trotzdem daß uns der alte Kurfürst auf der Brücke und der Constabler und der Briefträger auf der Bühne, und der Stadtverordnete mit der Struve-Soltmann'schen Flasche in der Hand nachdrücklichst versicherten, die Scene spiele in Berlin, eine heimathlose Posse, die eben so gut in Wien als in Paris und Dresden eine kurzlebige Heiterkeit erzeugen wird. Es heißt, daß in dem Recepte, nach welchem das Stück angefertigt worden ist, die Vorschrift stand, Wiener Gemüthlichkeit und Berliner Witz, Raymond und Kotzebue, zu gleichen Theilen zu nehmen und gehörig durcheinander zu mischen; aber wir sind zu sehr für ein gutes Einvernehmen zwischen Oesterreich und Preußen interessirt, um die Figur des unschuldigen Dienstmädchens, das ganz aus Pflichtgefühl, Rücksicht, Kattun und Schlichtigkeit zusammengesetzt ist, auf die Wiener Rechnung zu schreiben. Kalisch selbst wird nicht anstehen, sie bei irgend einer Gelegenheit „unanständig langweilig“ zu nennen. Dies Dienstmädchen wird von dem schweren Geschicke getroffen, eine der rührenden Geschichten vom „Verfasser der Ostereier,“ — eine unserer ersten Jugenderinnerungen sagt uns, daß sie „Heinrich von Eichenfels“ betitelt ist und einen sehr grauen Umschlag hatte — von Neuem selbst erleben zu müssen, doch ist es diesmal nicht ein Rabe, der den Schmuck der Gebieterin stiehlt und dadurch die Magd dem Verdachte des Diebstahls aussetzt, sondern ein im Examen begriffener junger Schnurrbart, den wir ohne Weiteres als

Referendar recognosciren. Dieser Referendar unterscheidet sich — und sehr zu seinem Nachtheil — dadurch von dem Dienstmädchen, daß er nur eine zeitweilige Tugendhaftigkeit, dem Wechselfieber vergleichbar (virtus intermittens) besitzt, inzwischen aber Hazard spielt, Schulden macht, seinen Vater ruinirt und seine Tante bestiehlt, und daß ihm außerdem jede Etiquette in Betreff seiner Abstammung fehlt. Er ist weder Raymond noch Kotzebue, er ist weder aus Wien noch aus Berlin, er ist ein Lustgeist, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht. Man erfährt nicht einmal, ob er den gestohlenen Schmuck bei Meier oder bei Hersch versetzt, und noch viel weniger, womit er ihn auslöst, alles Dinge, welche die Wirklichkeit der gedachten Gestalt sehr in Frage stellen.

Ernstlich gesprochen, wir müssen leider dem neuesten „Volksstücke“ von Kalisch jede Bedeutung absprechen; es ist eine gut berechnete Speculation auf die bekannte Gesinnung des großen Haufens, daß variatio delectat; es ist eine willkürliche Durcheinandermischung von Spott und Traurigkeit, von Rührung und Lustigkeit. Man kann solch eine Mischung viel eher ruhig hingehen lassen, wenn sie eben nichts Höheres beansprucht, aber man muß doch dagegen ein Wort sagen, wenn sie einen Ansatz nimmt, als wollte sie die Bühne wieder in eine „moralische Anstalt“ verwandeln. Keine Täuschung, vor Allem aber keine Selbsttäuschung! Weder ist Kalisch noch irgend einer seiner Geistesverwandten von einem Geiste tieferer Theilnahme an den Leiden des Volkes ergriffen, noch ist überhaupt die Bühne heut fähig, Zeugniß von solch einer Theilnahme abzulegen und zur Hebung dieses Volkes zu wirken. Man geht in die Schauspielhäuser, um den Sinnen etwas zu bieten, was sie bei Tisch und anderswo noch nicht fanden; man geht dahin, um sich, sei es durch tragische, sei es durch komische Accente, wollüstig reizen und stacheln zu lassen, aber eine Bühne, von der Lessing und Schiller schwärmten, will man nicht und wird man auch in dieser Zeit nicht haben. Eine Bühne, angethan mit sittlicher Majestät, mit dem Zauber des Lehrers und Richters, ist nur bei einem Volke am Ende einer großen politischen Entwickelung zur Freiheit möglich: sie wird dann damit beginnen, die Geschichte dieses Volkes in Bildern wieder zu beleben, wie Shakespeare es in seinen historischen Tragödien that, und die Würde, die sie in der Herausarbeitung solcher Stoffe gewann, wird sie dann auch bewahren, wenn sie an die Darstellung des täglichen Lebens, seiner Lust und seiner Schmerzen, geht. Unsrer Bühne liegt solche Würde eben so fern, als dem großen Haufen das Bedürfniß der Freiheit.

Literatur.

— Kirchliche Sitten, von Pröhle. —

Nachdem bereits im ersten Quartal der „Revue“ einige der früher in unserem Vaterlande gebräuchlichen kirchlichen Sitten nach einem uns durch Hrn. Pastor Pröhle übersandten Manuscript mitgetheilt worden sind, machen wir auf die jetzt im Druck erschienene vollständige Sammlung kirchlicher Sitten aufmerksam (Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin).

Das Werk umfaßt 314 Seiten und gewährt eine ziemlich vollständige Uebersicht der Sitten und Gebräuche, welche zur Zeit der Reformation beibehalten wurden oder in Aufnahme kamen, seitdem theilweise verändert oder vergessen wurden und nur zum kleinsten Theil noch bestehen. Der Inhalt des Buches ist in seiner Reihefolge folgender:

1) Kirchliche Sitten in Bezug auf heilige Tage und Zeiten, S. 1—57.
2) Kirchliche Sitten in Bezug auf Oerter, S. 58—85.
3) Kirchliche Sitten in Bezug auf Personen, S. 86—99.
4) Kirchliche Sitten in Bezug auf die einzelnen Bestandtheile des öffentlichen Gottesdienstes, S. 100—128.
5) Kirchliche Sitten in Bezug auf die besonderen kirchlichen Handlungen, S. 129—204.

6) Kirchliche Sitten in Bezug auf die Kirchenzucht, S. 205—246.
7) Kirchliche Sitten in Bezug auf das gewöhnliche Leben, S. 247—308.

Wenn es tief zu beklagen ist, daß die protestantische Kirche sich zur Zeit der Reformation zerspaltete, und hiermit an Einheit und somit an Kraft verlor, so ist es auch andererseits zu beklagen, daß die alten kirchlichen Gebräuche seitdem manche Abänderung erlitten haben, und hiermit ein für allemal die Bahn zu willkürlichen Abänderungen für jede Zeit und alle Gelüste eröffnet wurde. Man hat vielleicht bereits mehrfach eingesehen, daß, sowie die Form im gewöhnlichen Leben nicht entbehrt werden kann, auch das religiöse Leben, namentlich der Cultus, entsprechender Formen bedarf. Diese äußeren Formen können verändert, verfeinert, verbessert werden, aber man kann niemals ganz ohne sie bestehen. Es gehört mit zu den Kennzeichen der Revolutionen, daß man so viel wie möglich die Formen beseitigen will. Es geht in diesem Fall der Kirche wie dem Staat, beide verlieren an Einheit und innerem Halt, sobald man die Formen aufhebt, man steht vor der Thür der allgemeinen Gleichheit, wo man keiner oder weniger Formen mehr bedarf.

Eine Einheit der Cultusform entbehren wir leider in den protestantischen Kirchen, so wie überhaupt, je mehr von den damals noch bestehenden Gebräuchen man seit der Reformation abgeschafft hat, der Gottesdienst immer nackter und kühler werden mußte. Das Priesterthum entschwindet allmälig aus der protestantischen Kirche, je mehr der Gottesdienst den Charakter von Bibellectionen annimmt, wie dies in Holland bereits vollständig der Fall ist.

Die Evangelien enthalten zwar Alles, was Glauben und Wandel des Christen anbelangt, doch ist von den Cultusformen der ersten Kirche in denselben nicht die Rede, und zwar weil die Evangelien meist nur gelegentliche Briefe der Apostel an entfernte Gemeinden enthalten, während die Apostel die Gottesdienste in ihren äußeren Formen mündlich anordneten, wenigstens die Grundlage hierzu gaben, die in ihrer späteren Ausbildung wohl ausgeschmückt, aber nie umgeändert wurde. Es konnte den Aposteln nie in den Sinn kommen, eine Kirche ohne jede äußere Cultusform stiften zu wollen, wie es beinahe den Anschein hat, wenn man nur die Evangelien liest. Sie sahen sichtlich voraus, daß eine Kirche, die sich über den ganzen Erdkreis ausbreiten sollte, ohne das vereinende Band von feststehenden Cultusformen, festen Priester-Ordnungen und kirchlichen Gebräuchen nicht bestehen könnte, und obgleich später die römische Kirche in Aberglauben verfiel und zahlreiche Mißbräuche annahm, so ist doch nicht zu leugnen, daß ihr unabänderlicher feierlicher Cultus und ihre Priester-Ordnungen während 14 Jahrhunderten ihr ein fester Halt und eine imponirende Schutzwehr waren und sogar heute in ihrer Schwäche und in ihrem zunehmenden Verfall noch immer als Stütze dienten.

Möge daher die sehr schätzbare Sammlung kirchlicher Sitten durch Herrn Pastor Pröhle dazu beitragen, daß man in der protestantischen Kirche wenigstens die guten und lobenswerthen Gebräuche zu erhalten sucht, die noch nicht verschwunden sind. v. K.

„La mort du juif errant" ist der Titel eines Gedichtes in fünf Gesängen von Hrn. Edouard Grenier, welches bereits im verflossenen Jahre in Paris erschien und viel Aufsehen machte; wenigstens wurde es in allen Blättern besprochen und in den meisten sehr lobend beurtheilt. In der Franche-Comté, dem Vaterlande des Dichters, wurde es mit ungetheiltem Enthusiasmus aufgenommen, und die Akademie von Besançon ernannte ihn zum correspondirenden Mitgliede. Was die Poesie anbelangt, so scheint sie eine jener vielversprechenden Blüthen wahren Talents zu sein, voll Duft und Frische, die unter so vielen verkrüppelten, saftlosen Gewächsen unseres Jahrhunderts vom Wanderer freudig begrüßt wird. Der Stoff, der in der Mitte zwischen biblischer Wahrheit, Legende und Mährchen liegt, und mehr vom letztern hat, als von beiden ersteren, würde sinnlos erscheinen, wenn der Dichter unter dem Bilde des Ahasverus nicht das traurige Schicksal des ganzen jüdischen Volks schildern wollte, welches zuletzt sich bekehrt und begnadigt wird. Der erste Ge-

sang hat die Ueberschrift: „Solitude". Der Dichter versetzt uns auf den Gipfel der Alpen. Hier trifft er zum ersten Mal mit dem unglücklichen Pilger zusammen, der auf die dringenden Bitten um seinen Namen endlich ausruft: „Je me nomme Ahasver: je suis le Juif-Errant".

Der zweite Gesang beschreibt einen Sturm in den Alpenregionen, ein Abbild der Gemüthsbewegungen des Unglücklichen, der unter dem Sturm der Elemente sich mehr und mehr beruhigt und endlich in Thränen ausbricht. Auf die dringende Bitte seines Gefährten giebt er eine vollständigere Erzählung seines traurigen Geschickes. Er war im Anfang mit Freude erfüllt, daß er ewig leben sollte:

„Vivre éternellement comme Dieu dans le ciel,
„N'est ce pas le désir, le voeu de tout mortel?
„Etre maitre du temps, c'est l'être aussi du monde.
„Je jouirai de tout dans un paix profonde".

Er durchirrt rastlos die Welt, sieht mit Bewunderung, aber mit innerlichem Grimm und Haß den Triumph der christlichen Kirche. Nach 18 Jahrhunderten kehrt er in Rom ein und findet hier auf den Trümmern jener Stadt einstiger Weltherrschaft das triumphirende Kreuz, den christlichen Thron, mächtiger als jemals. Noch ist sein Herz voll Bitterkeit, aber er hört nur Stimmen des Trostes und der Liebe; er hört nur den Zuruf: „Bereue Ahasverus!" — Sein hartes Herz vernimmt endlich nach so viel Leiden diese Stimmen, er beugt sich, und mit dem Glauben empfängt er Trost und Hoffnung.

„Je n'erre plus tout seul comme un déshérité:
Je vis, je souffre, j'aime avec l'humanité,
Et je comprends enfin l'énormité du crime,
Que Dieu poursuit en moi d'un courroux légitime".

So weit die Erzählung des unglücklichen, aber bereits getrösteten Pilgers. Sein Gefährte bestürmt ihn von Neuem mit der Bitte, ihm die leibliche Gestalt des Messias zu schildern.

„Toi donc, toi qui l'as vu, sous la forme mortelle,
Quand il vint apporter la céleste nouvelle,
Fais m'en par la parole un fidèle portrait;
Mets-le devant mes yeux: rends le moi trait pour trait".

— — — — — — — — — — — —

Auf diese Bitte des Dichters erscheint der Christ selbst, an Ahasverus nun die Worte richtend:

„J'apporte le pardon, prix de ton repentir.
Sois heureux! Maintenant, tu peux enfin mourir".

Ahasverus stirbt, sein Gefährte fällt, nachdem sein Wunsch erfüllt ist, nachdem er den Christ selbst gesehen hat, der ihm, die Stirn berührend, gütig zuruft: „souviens toi!" bewußtlos nieder.

Den folgenden Morgen begräbt er, wieder erwacht, den endlich begnadigten Pilger auf dem Gipfel der Alpen.

Et c'est là qu'il repose, inconnu, solitaire,
Perdu dans la nuée au dessus de la terre.

Etwas auffallend ist es, daß der arme Ahasverus, der die Geschichte der christlichen Kirche ziemlich genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, als er nach 1800 Jahren in Rom einkehrt, das Verschwinden weltlicher und geistiger Macht der römischen Kirche gar nicht bemerkt, sondern im Gegentheil sie mächtiger als jemals erblickt; ein Umstand, der der ganzen Christenheit bisher unbekannt geblieben ist.

Johanniter-Orden.

Der durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, haben den Rechtsritter

Oberstlieutenant, Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs und Commandeur der Leib-Gensd'armerie, Grafen von Bismarck-Bohlen

zum Secretair des Johanniter-Ordens ernannt.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 16. Montag, den 19. Juli. 1858.

Berlin, 19. Juli.

Der dänisch-deutsche Streit ist in eine Phase getreten, welche eine Katastrophe unvermeidlich erscheinen läßt. Freilich ist es möglich, diese Phase über einige Monate auszudehnen, aber eine definitive Entscheidung ist unumgänglich. Es handelt sich darum, ob der deutsche Bund auf die bedeutungsvollste Proposition Dänemarks eingeben und sich dazu herbeilassen wird, die Streitfrage den Verhandlungen beiderseitiger Commissarien zu übergeben oder nicht. Dänemark — wir müssen es von seinem Standpunkte aus zugeben — ist bis an die Grenze des Möglichen mit seinen letzten Vorschlägen gegangen, aber damit ist keine der wesentlichen Forderungen des Bundes erfüllt. Ueber die Entschlüsse des diesseitigen Cabinets verlautet noch nichts; doch lesen wir in der bekannten officiösen Correspondenz, welche der Augsburger Allgem. Z. von hier zugehen pflegt, daß »der Würfel wieder einmal geworfen sei, und es ergehe nun an Oestreich und Preußen der Ruf: consules videant, ne quid respublica detrimenti capiat!« Der persönlich sonst sehr friedliebende Correspondent ruft alsdann sogar aus: »Mögen sie einig bleiben und einig handeln, und möge — um in dem Bilde fortzufahren — der deutsche Senat im Bundespalast ein Wort sprechen, wie es der römische zu sprechen pflegte« .... Eine Sprache, des besten Patrioten würdig. Man wird es sicherlich verstehen, sie durch Thaten zu bestätigen.

Berlin, 18. Juli.

Die Vorbereitungen zu den Wahlen treten in einzelnen Gegenden schon deutlicher hervor, und auch die Presse kommt bereits häufiger auf dies wichtige Ereigniß zurück. An Programmen der Parteien wie der Regierung fehlt es leider noch so gut wie ganz: der conservativen Partei ist in der „Revue" bereits eines vorgelegt worden, das vollständig deutlich ist und die allgemeine Phrase, welche sich gegen die Bureaukratie richtet, bestimmt formulirt und der conservativen Opposition gegen die Bureaukratie eine feste Richtung giebt: Beseitigung der Bezirksregierungen und Stärkung der Positionen der ländlichen und städtischen Obrigkeiten, der Landräthe und Magistrate! Es ist an unserer Partei, die Zweckmäßigkeit dieses Programmes zu prüfen; etwas Neues enthält es nicht, aber es präcisirt eine Forderung, mit welcher schon 1848 die conservative Partei ihre Fahne entfaltete.

Innerhalb der Regierung scheint eine Einigung über ein Programm sehr schwierig zu sein. Während von der einen Seite conservativen Organisationen ernstlich das Wort geredet wird, scheint man von der andern entschlossen, es bei der Erhaltung der herrschenden Zustände bewenden zu lassen. Ein officiöser Correspondent der Augsb. Allgem. Z. tritt für die letztere Richtung mit vieler Laune in die Schranken. Sein Artikel ist sehr lehrreich, und wir geben ihn für unsere Freunde vollständig wieder, indem wir auf das Bestimmteste wiederholen, daß dieser Artikel von einem Mitgliede der Centralpreßstelle geschrieben ist. Die betreffende Correspondenz lautet:

„Die neupreußische Partei scheint sich in nicht geringer Verlegenheit zu befinden, und ihr Organ, die Kreuzzeitung, sucht vorläufig die eigenen geringen Chancen durch Theilung der Gegner zu verbessern. Indessen sind die meisten Wohlthaten, welche zu Anfang der vergangenen Session die „Grundzüge der conservativen Politik" in Aussicht stellten, nicht in Erfüllung gegangen. Das mobilisirte Capital ist nicht demobilisirt worden, das patiarchalische Verhältniß des Adels und der Bauern ist nicht zurückgeführt, die corporativen Ideen sind nicht durchgebrochen, das Familienleben nicht verbessert, die Ehen nicht unlösbar gemacht, Hr. Wagener ist kein Disraeli geworden, und was weiß ich noch was für lasterhafte Zustände unverbessert geblieben. Preußen ist so bekehrungsunfähig und so undankbar gegen seine neupreußischen Gesetzgeber, daß man bei den nächsten Wahlen am Ende selbst Hrn. Wagener ganz ruhig über seinem „Staatslexikon" brüten lassen wird, das zwar noch einmal so theuer als das von Rotteck und Welcker werden soll, aber dafür auch nicht den hohen litterarischen und politischen Werth desselben erreichen dürfte."

Jedes Wort der Erwiderung auf diese höhnischen Nachreden ist unnütz. Nur eine thatsächliche Berichtigung sei uns erlaubt. Der verehrte Herr Correspondent redet wissentlich die Unwahrheit, wenn er annimmt, daß das Wagenersche Conversations-Lexikon, das übrigens einen sehr erfreulichen Fortgang nimmt, doppelt so theuer wie das Rotteck'sche werden wird. Es wird, wie der betreffende Corresp. aus den Ankündigungen ersehen hat, denselben Preis, wie sein liberaler Vorgänger haben.

Berlin, 18. Juli.

Ihre Königlichen Majestäten erfreuen sich eines erwünschten Wohlseins, und der Aufenthalt in Tegernsee wird gegenwärtig durch eine freundliche Witterung begünstigt.

JJ. KK. HH. der Prinz und die Prinzessin

Friedrich Wilhelm residiren noch immer auf Schloß Babelsberg. Die Gesundheit der Frau Prinzessin ist vortrefflich und das Land darf in Bälde der officiellen Verkündigung eines hocherfreulichen Zustandes entgegen sehen. I. K. Maj. von Großbritannien werden mit Sr. K. H. dem Prinz-Gemahl Mitte nächsten Monats ebenfalls einige Tage auf Babelsberg residiren.

— Se. D. der command. General des 3. Armeecorps, Gen. der Inf. Fürst Wilhelm Radziwill, wird zum 7. August von Karlsbad zurückerwartet, an demselben Tage gedenkt auch der Gen.-Lieut. a. D. v. Willisen von der in seiner Amts-Eigenschaft als Chef der Landgestüte ꝛc. unternommenen Inspicirungsreise in den Provinzen Schlesien und Preußen in Berlin wieder einzutreffen.

— Der Kriegsminister, Gen.-Lieut. Gr. v. Waldersee dürfte von seiner gegenwärtigen Dienstreise in den westlichen Provinzen des Staates etwa gegen Ende dieses Monats zurück erwartet werden können. Die von anderen Seiten gegebene Mittheilung, daß der Herr Minister sich in Baden-Baden befinde, ist unrichtig; außer den persönlichen Adjutanten Sr. K. H. des Prinzen von Preußen sind von dem Kriegsministerium dort nur der Chef der Abth. für die persönlichen Angel., General-Major à la suite Frhr. v. Manteuffel und der zur Dienstleistung bei dieser Abtheilung commandirte Major v. Dewall vom 25. Inf.-Reg. anwesend.

— In Beziehung auf die Reise des dänischen Gesandten, Freiherrn v. Brockdorff, nach London geht der „Nat.-Ztg.“ die Versicherung zu, daß die Gerüchte, als hätten die dänischen Anschauungen bei dem gegenwärtigen englischen Cabinet größere Gunst gefunden als bei dem früheren, unbegründet sind. „Es ist, wie früher, jede dänische Zumuthung, sich in die Angelegenheit einzumischen, zurückgewiesen worden, so lange der deutsche Bund innerhalb seiner Competenz vorschreite.“ (Wie weit geht diese Competenz?)

— Herr von Demidoff, welcher in Baden starb, ist nicht der Fürst von San Donato (Graf Demidoff, früher Gemahl der Prinzeß Mathilde, der Tochter Jerome Bonaparte's), sondern ein junger Verwandter desselben.

— Gutem Vernehmen nach sind die Berathungen der süddeutschen Münzconferenz, welche seit mehreren Wochen in München versammelt ist, zu einem vorläufigen Abschlusse gelangt und die von derselben gefaßten Beschlüsse nunmehr den betreffenden Regierungen zur Genehmigung mitgetheilt worden.

— Die National-Zeitung schreibt: Es wird aus Altona eine lithographirte „Allgemeine Nordische Correspondenz“ angekündigt, die nächstens dort erscheinen soll. In dem Prospect ist allerlei von der Wichtigkeit der Beziehungen des nordischen Handels zur Hamburger Börse und andern Dingen mehr die Rede: der eigentliche Zweck aber scheint zu sein, den Betrachtungen der dänischen Blätter über die Angelegenheit der deutschen Herzogthümer einen breiteren Eingang in die deutschen Zeitungen zu bahnen. Es wird versprochen, recht vollständige und getreue Uebersetzungen der betreffenden Artikel zu bringen. Es haben sich schon bisher manche Dänen, vor Allem Herr Bille vom „Dagbladet“, unglaubliche Mühe gegeben, einigen Einfluß auf die deutsche Presse zu gewinnen. (Wir sind der Meinung, daß es nichts schaden könnte, wenn man hüben und drüben die alte Einseitigkeit ließe und sich mehr darum bemühte, die Stimme des Gegners zu verstehen.)

— Der Justizminister Simons hat gestern Abend eine Erholungsreise angetreten und sich mit seiner Familie zunächst nach Friedrichshafen am Bodensee begeben.

— Der Präsident des Evangelischen Ober-Kirchenraths, Wirkl. Geheime Rath v. Uechtritz, gedenkt, der „National-Zeitung“ zufolge, auf seinem Gute Nieder-Heidersdorf bis zu Anfang September zu verweilen. Während seiner Abwesenheit wird der Ober-Consistorialrath v. Mühler den Vorsitz im Ober-Kirchenrath führen, jedoch wird die Verbindung des Präsidenten mit dem Collegium auf schriftlichem Wege unterhalten werden.

— Die in dem Landes-Oekonomie-Collegium in der Schützenstraße für Landwirthe ꝛc. eingerichteten Lesezimmer und Bibliothek enthalten gegenwärtig außer einer großen Anzahl Bücher aus dem Bereiche der Landwirthschaft 145 Zeitschriften, unter denen auch eine Anzahl französischer, englischer, russischer ꝛc.

— Zu der in diesem Jahre stattfindenden Bundes-Inspection der preußischen und hannoverschen Truppen sind österreichischer Seits die beiden kaiserlichen Erzherzoge Leopold und Carl Ferdinand bestimmt.

— Die in diesem Jahre neben den Schließübungen, beziehungsweise mit dem Minié-Gewehr und dem Minié-Karabiner stattfindenden ausgedehnteren Felddienstübungen der einzelnen Truppentheile der hiesigen Garnison werden, wie gewöhnlich bei möglichster Ausschließung der heißeren Tagesstunden, täglich fortgesetzt.

— Die „Hamb. Nachr.“ melden: Wie es heißt, soll auch Heinrich v. Arnim Willens sein, als Candidat für das Abgeordnetenhaus aufzutreten. Hr. v. Arnim lebte in der letzten Zeit meist auf seinen Besitzungen in Holland, auf Schloß Middachten.

— Im Separatartikel 9 zum Art. 18 des zwischen Oesterreich und dem Zollverein abgeschlossenen Handelsvertrages vom 19. Februar 1853 sind Verabredungen über übereinstimmende Maßregeln in Betreff ausschließender Benutzungsrechte auf Muster und Fabrikzeichen für beide Zollgebiete in Aussicht gestellt. Von Seiten der vorgesetzten Behörde sind die Handelskammern und Vorstände der kaufmännischen Körperschaften Preußens aufgefordert worden, sich über den Ge-

genstand gutachtlich zu äußern. Die Gutachten sind, wie wir vernehmen, jetzt vollständig eingegangen und sollen sich zum großen Theile gegen etwaige Maßregeln zum Musterschutze aussprechen.

— Dem Vernehmen nach beabsichtigen einige der im Jahre 1808 bei der damaligen großen Reorganisation der preußischen Armee neu errichteten oder neu wieder aufgerichteten preußischen Truppentheile, nach dem Vorbilde des 1. Garde-Regiments im vorigen Jahre, zur fünfzigjährigen Feier dieses Ereignisses den Tag desselben festlich zu begehen, und zwar gehören hierzu: das 8. (Leib-), das 9. (Colbergische), das 10. und 11. Infanterie-, das 4., 5. und 6. Husaren- und das 1. und 2. Ulanen-Regiment, wie nächstdem das Garde-Jäger- und das 1. und 2. wie das 5. und 6. Jäger-Bataillon. Das Leib- und Colbergische Regiment, welche bekanntlich jedes aus der Hälfte der ehemaligen Garnison von Colberg neu errichtet worden sind, kämen hiervon zunächst an die Reihe, indem dieselben nämlich am 26., nach anderen Nachrichten sogar schon am 20. Aug. 1808 zu Regimentern zusammengestellt, hernach unter dem 7. September desselben Jahres, zuerst 1. brandenburgisches und 2. pommersches Infanterie-Regiment genannt, bereits unter dem 14. September aber mit ihrem noch gegenwärtig geführten Ehrennamen bezeichnet wurden, während alle die anderen angeführten Truppentheile erst aus dem Spätherbste desselben Jahres stammen, oder wenigstens doch erst zu diesem Zeitpunkte ihre neue, in der Hauptsache noch bis heute beibehaltene Organisation verliehen erhielten. Wirklich neu, d. h. nicht um alte, aus dem Unglückskriege von 1806/7 gerettete Stämme und Fahnen aufgerichtet, sind nämlich von den angeführten Truppentheilen nur die beiden vorgenannten Regimenter und das 11. Infanterie-, wie das 6. Husaren-Regiment, nebst dem heutigen 5. und 6. Jäger-Bataillon; von den anderen mitangegebenen Wehrkörpern hingegen stammt das 10. Regiment von den ehemaligen Regimentern v. Plötz Nr. 42. und Treskow Nr. 17., von welchem ersteren es auch seine noch geführten Fahnen erhielt, und darf es demgemäß seinen wirklichen Ursprung auf die Jahre 1741 und 1689 verlegen. Das 4. und 5. Husaren-Regiment ihrestheils aber, wie das 1. und 2. Ulanen-Regiment erlitten 1808 eigentlich eine Umformung und Verschmelzung und leiten alle ihren Ursprung aus den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen her. Dasselbe ist auch mit dem Garde- und dem 1. und 2. Jägerbataillon der Fall, welche 1808 um einige den Unglücksfällen an der Saale glücklich entgangene Compagnieen nur neu wiederaufgerichtet wurden. Zu dem Leibregiment gehörte übrigens zur Zeit seiner Errichtung auch noch das aus dem ebenfalls ursprünglich zu der Besatzung von Colberg gehörigen Grenadier-Bataillon von Waldenfels errichtete Leib-Grenadier-Bataillon, welches gegenwärtig das 1. Bataillon des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments bildet, und später im Waffenstillstande 1813 bei Errichtung des heutigen 2. Garde-Regiments sind von dem Colbergischen Regiment das 1. und von dem Leib-Regiment das Füsilier-Bataillon (das ehemalige leichte Bataillon v. Schill) an dieses abgegeben worden, welche zur Zeit noch dessen zweites und Füsilier-Bataillon bilden.

— Wie verlautet, haben die Stadtverordneten in ihrer letzten geheimen Sitzung den Antrag des Magistrats, aus Communalfonds für das „Schinkel-Denkmal“ einen Beitrag von 1500—2000 Thlrn. zu bewilligen, abgelehnt, und zwar namentlich in Rücksicht darauf, daß die Stadt gegenwärtig sehr bedeutende Verpflichtungen eingegangen sei und die Erfahrung gezeigt habe, daß bei dem „Beuth-Denkmal“ mehr als die nöthige Summe durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden, was mit Zuversicht auch bei dem gegenwärtigen Falle zu erwarten stehe.

— Consul Gumpert in Bombay läßt durch eine telegraphische Depesche von Marseille vom 17. Juli 1858 Alexander v. Humboldt wissen, daß man aus der Zeitung von Delhi erfahre, wie Adolph Schlagintweit, nach Nachrichten von Leh, über Zantkar angelangt, den Winter in Askilung, fünf Tagereisen von Jarkand, nahe bei Aktak, zugebracht habe. (Sp. Z.)

— Es ist aufgefallen, daß Dubois Reymond in seiner akademischen Rede auf Johannes Müller von einem „seelenlosen Schicksal“ sprach, das den großen Gelehrten mitten in seiner Laufbahn dahinraffte. Als ob Gelehrte einen Freipaß auf ein langes Leben vor andern gewöhnlichen Menschenkindern zu beanspruchen berechtigt wären!

Wie der Danziger Ztg. geschrieben wird, ist die sogenannte Elbinger Denkschrift, eine in Zürich erschienene Broschüre, in Potsdam von der Staats-Anwaltschaft saisirt und nach Autorisation des Gerichts unter Anklage gestellt worden. In Folge dessen ist dieselbe auch in Elbing mit Beschlag belegt und die Verbreitung bis nach erfolgtem richterlichen Erkenntniß inhibirt worden.

— Das Königl. Kreisgericht zu Schneidemühl hat auf Grund des Strafgesetzbuches 147 junge Männer des Chodziesener Kreises wegen Verlassen der Königl. Lande, um sich dem Militärdienst im stehenden Heere zu entziehen, zu einer Geldstrafe von je 50 Thlrn., oder im Unvermögensfalle zu je einem Monat Gefängniß rechtskräftig verurtheilt. Von den Verurtheilten gehören 39 dem jüdischen Glauben an.

— Von der königlichen Regierung zu Frankfurt a. d. O. ist als Termin zur Eröffnung der niederen Jagd der 24. August d. J. festgesetzt worden.

— Am 14. d. M. wurden bekanntlich in Stettin acht dänische Küstenfahrer, welche von Königsberg sich mit Roggen hatten befrachten lassen, auf Antrag der Staats-Anwaltschaft mit Beschlag belegt, weil die dänische Flagge gesetzlich noch von der Cabotage preußischer Häfen ausgeschlossen ist. Die betroffenen Capitaine wollen

diese gesetzliche Bestimmung nicht gekannt haben. Allerdings ist die Cabinets-Ordre vom 20. Juni 1822, welche allen ausländischen Schiffern die Küstenfrachtfahrt zwischen preußischen Häfen verbietet und die Confiscation von Schiff und Gut androht, in so fern außer Kraft gesetzt worden, daß alle Nationen bei uns Cabotage sollen treiben dürfen, welche uns bei sich das gleiche Recht zugestehen. Dänemark hat ein verbrieftes Zugeständniß dieser Art noch nicht gemacht; factisch haben aber auch schon oft genug preußische Schiffe zwischen dänischen Häfen gefrachtet. Merkwürdiger Weise sind jene acht Schiffe in Pillau steueramtlich ausclarirt worden, ohne einen Wink erhalten zu haben, daß ihre Fahrt nach hier an sich nicht statthaft sei.

— Bei der neulich in Bielefeld stattgehabten 300jährigen Jubelfeier des dortigen Gymnasiums machte sich der Trinkspruch des Herrn C. Delius bemerklich, den derselbe nach Publicirung der allgemeinen Redefreiheit auf den gleichfalls beim Festessen anwesenden Freiherrn Georg v. Vincke (früher Schüler des bielefelder Gymnasiums) bekannt als Mitglied des vereinigten Landtags, der Paulskirche und der zweiten Kammer, ausbrachte. „Von jeher," sagte Herr Delius, „seien die Wälder und Fluren der rothen Erde reichlich mit Sängern der Natur bevölkert gewesen, die ihre Lieder frei und fröhlich erschallen ließen; unter allen diesen befiederten Geschlechtern der Wälder zeichne sich aber besonders das Geschlecht der Finken durch seinen kräftigen und wohlklingenden Schlag aus, und da hätte denn ganz Westfalen noch immer den alten Finken im treuen Angedenken, der habe geschlagen, daß es eine Lust gewesen. Aber wenn auch nun leider der alte Finke todt, so habe er doch ein ganzes Nest voll Junge hinterlassen, unter denen besonders Einer durch seinen kräftigen, männlichen und freien Schlag sich auszeichne, und der schon Manchen niedergeschmettert habe. Das sei der Georg v. Vincke ꝛc." Nach diesem Toaste erhob sich Herr v. Vincke und erwiderte: „Es thue seinem Herzen besonders wohl, daß man seines seligen Vater noch immer mit so großer Liebe und Verehrung in Westfalen gedenke, und er spreche dafür seinen herzlichen Dank aus; was ihn selbst betreffe, so glaube er nur seine Schuldigkeit gethan zu haben, wenn er den Interessen des Staates und den öffentlichen Angelegenheiten seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt habe, er habe eben nur (um wieder auf das Gebiet der Naturgeschichte zu kommen) gesprochen, wie ihm der Schnabel gewachsen sei, und das gedenke er auch ferner zu thun."

Wien, 15. Juli. Der „Spen. Z." schreibt ein Anhänger des Einheitsstaates über die inneren Verhältnisse Oestreichs Folgendes: Die öffentliche Aufmerksamkeit hat sich in jüngster Zeit viel mit der Frage der Landesvertretungen beschäftigt, und die Blicke sind dabei vorzüglich auf den Reichsrath gerichtet gewesen, von welchem man voraussetzte, daß ihm die betreffenden organisatorischen Statute so eben zur Schlußberathung vorliegen. Ich glaube nicht, daß die Angelegenheit bereits in dieses vorgerückte Stadium getreten und gegenwärtig an den Reichsrath gelangt ist. Es mag richtig sein, daß dieser, wie einstens gemeldet worden, einen vorbereitenden ministeriellen Entwurf der Landesstatute vor längerer Zeit berathen und ein Votum darüber abgegeben hat; die Sache selbst aber scheint durch dieses Votum nicht gefördert worden zu sein. Gingen schon damals in hohen Kreisen die Ansichten in Betreff der Landesvertretungen auseinander, so möchte neuestens das Bewußtsein der Bedenken, welche den bisher gemachten Vorschlägen nach reiflicher Erwägung entgegenstanden, noch stärker hervorgetreten sein. Man fühlt, daß durch die Provinzialstände ein Institut in das Leben gerufen würde, welches der Reichseinheit Abbruch thun und überhaupt dem jetzigen Systeme der Verwaltung mehrseitige Schwierigkeiten bereiten könnte. Man wird deshalb nicht darauf verzichten, die Krone mit einem aus den Vertretern der einzelnen Kronländer gebildeten Beirath zu versehen, allein man wird auf Mittel bedacht sein, um allfälligen separatistischen Tendenzen desselben die Spitze abzubrechen. An Vorschlägen für solche Mittel fehlt es nicht, allein ein Beschluß darüber wird heute schwerlich gefaßt, ja wahrscheinlich ein bestimmtes Programm noch nicht aufgestellt. Die Gegenstände, mit denen sich der Reichsrath jetzt beschäftigt, sind dem Vernehmen nach die Gemeindeverfassung und das Gewerbegesetz; beide sind wichtig genug, und es steht besonders die erstere in engem Zusammenhange mit den Landesstatuten.

Paris, 16. Juli. Der Moniteur läßt sich heut über das Blutbad zu Dscheddah aus. Er schildert die Gräuelscenen ebenso wie die englischen Blätter und bemerkt dann: Diese Thaten einer wilden Barbarei, welche die der schlimmsten Tage des muselmännischen Fanatismus übertreffen und die man fortan für unmöglich hätte halten sollen, haben in Frankreich und England den peinlichsten Eindruck gemacht. Sie erheischen eine glänzende und sofortige Genugthuung; die Regierung des Kaisers und die Ihrer britannischen Majestät treffen übereinstimmende Maßregeln, wie sie die Ehre ihrer Flaggen und die Scheußlichkeit des Attentates, dessen Opfer ihre Agenten geworden, erfordert. Die ottomanische Regierung ist eben so interessirt, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf habe, und ihr Eifer unter diesen ernsten Umständen kann nicht bezweifelt werden. Wir hören bereits, daß bei der ersten Nachricht von dem Ereignisse sie beschlossen hat, auf der Stelle einen General nach Dscheddah zu schicken, um die Schuldigen aufzusuchen und sie exemplarisch zu bestrafen, ohne nöthig zu haben, darüber nach Constantinopel zu berichten. Als die Veranlassung der Christenverfolgung wird Folgendes angeführt: Seit einiger Zeit hatte der stets wachsende Wohlstand der europäischen Colonie, die Errichtung neuer Comptoire, die häufigere Anwesenheit von Dampfschiffen die Bevölkerung von Dscheddah im höchsten Grade gereizt. Die Gelegenheit war

gut, sich mit Einem Schlage aller Ungläubigen zu entledigen, und die Fanatiker beeilten sich, dieselbe zu benutzen.

Eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen wird hoffentlich nicht auf sich warten lassen. Allem Anscheine nach wird aber die französische Regierung sich damit allein nicht begnügen. Auch der Artikel des Moniteur deutet auf einen ganz besonderen Act der Genugthuung hin, und officiöse Federn schreiben von Bürgschaften gegen die Wiederholung ähnlicher Ereignisse. Es wird für den Sultan allerdings schwer sein, Bürgschaft zu leisten, daß in seinem über drei Erdtheile ausgedehnten Reiche traurige Excesse dieser Art sich niemals wiederholen.

— Die Ankunft der Königin von England und des Kaisers in Cherbourg bleibt auf den 4. August festgesetzt. Die Engländer hier sind ärgerlich über eine Zeichnung der Reiter-Statue Napoleons I., die nun in Cherbourg aufgestellt werden soll. Der Kaiser ist nämlich so dargestellt, als ob er mit seiner Hand gebieterisch nach England deute. Die Statue geht morgen mittels der Eisenbahn an ihren Bestimmungsort ab. Sie ist 5 Metres 20 C. hoch und wiegt 6000 Kilogr.

— Vor einigen Wochen durften von etlichen sechszig englischen Touristen nur fünf mit Pässen versehene in Cherbourg landen, die anderen paßlosen mußten zum größten Bedauern der Cherbourger Wirthe und Kaufleute mit erster Flut nach Albion zurückkehren. Jetzt, sagt die „Revue des deux Mondes", werden solche unangenehme Vorfälle nicht mehr möglich sein. Herr Delangle hat die alte Liberalität hergestellt, deren die Engländer früher genossen.

— Bei Annäherung des St.-Napoleons-Tages (15. August) richtete der Kriegs-Minister ein Rundschreiben an die Militär-Divisionen und commandirenden Generale in Bezug auf die zur Feier des großen Nationalfestes am 15. August zu treffenden Maßnahmen. In jeder Stadt, wo Artillerie vorhanden ist, sollen bei Aufgang und bei Untergang der Sonne je 21 Schüsse abgefeuert werden. In allen Städten soll ein Te Deum gesungen werden, welchem die constituirten Körper anzuwohnen haben. Ueber die Truppen wird Revue gehalten. Die nur wegen Disciplinar-Vergehen verhafteten Militärs werden freigelassen. Die verschiedenen Militär-Etablissements werden beleuchtet. Zu Versailles, Metz, Straßburg, Toulouse, Besançon, Douai, La Fere, Rennes und Bourges brennt die Artillerie Feuerwerke ab. Die Truppen erhalten (mittels der vorschriftsmäßigen Entschädigung) eine doppelte Wein-Ration und eine halbe Tagelöhnung Zulage.

— Der Ausweis, welchen der heutige Moniteur über das indirecte Staats-Einkommen vom ersten Halbjahr 1858 bringt, giebt an, daß dasselbe gegen das erste Halbjahr 1857 von 526 auf 540, also um 14 Millionen gestiegen, während die Zunahme in 1857 gegen 1856 über 26 Millionen betragen hatte. Den stärksten Beitrag hat auch in diesem Jahre die Einregistrirungs- und Hypothekengebühr geliefert (ein neuer Beweis von der Mobilisirung alles Besitzes!); dann folgt der Einfuhrzoll mit 92, das Tabacks-Monopol mit 86, die Getränkesteuer mit 79, die heimische Zuckersteuer mit 34 und die Post mit 25 Millionen. Der Einfuhrzoll hatte in Folge der verringerten Handelsthätigkeit abgenommen, zugenommen hat hingegen das Zollerträgniß von Colonialzucker, die Gebühr für die heimische Zuckererzeugung, das Erträgniß der Spirituosengebühr und das Tabacks-Monopol. Die Zunahme in der Zuckererzeugung erklärt sich daher, daß die gute Getreideernte des Vorjahres die während der Theuerung anderwärts verwandten Rüben wieder der Zucker-Fabrikation zurückgegeben. Im Ganzen ist noch hervorhebenswerth, daß die Zunahme von 14 Millionen im gesammten Halbjahrs-Erträgniß vornehmlich in die zwei letzten Monate fällt. Von dem directen Staats-Einkommen waren Ende Juni schon nahe $\frac{7}{12}$ eingekommen und die Auslagen für gerichtliche Verfolgungen von 93 auf 89 C. per 1000 Fr. gefallen.

Brüssel, 15. Juli. In der gestrigen Sitzung des Provinzialraths von Antwerpen hat Herr Brys seinen Vorschlag in Betreff der Befestigungen der Handelsmetropole entwickelt. Das Project, sagte er unter Anderem, habe in einem Theil der Provinz eine lebhafte Aufregung hervorgebracht, alle Welt begreife die Gefahr, die daraus hervorgehen könne, und man sehe nur zu klar, bis zu welchem Punkte die größten Interessen der Provinz gefährdet werden könnten. Bis jetzt habe man die Frage in Bezug auf die Interessen der Stadt selbst und auf die der Nation untersucht, aber es sei auch wesentlich nothwendig, sie in Bezug auf die Interessen der Provinz zu betrachten. Die Befestigung von Antwerpen würde für die Provinz noch verhängnißvoller wie für die Stadt sein; aus dem Weichbilde von Antwerpen ein verschanztes Lager machen, wohin sich die Staatsgewalten würden flüchten können, heiße den Rest des Landes dem Feinde preisgeben, und besonders die Provinz, von welcher Antwerpen der Hauptort, aufopfern. Wenn bei einer feindlichen Invasion Belgiens die Armee sich nach Antwerpen zurückziehe, würde der Feind die Stadt, welche dann der wichtigste Punkt des Landes sei, um jeden Preis haben wollen, und es träte unverzüglich eine vollständige Unterbrechung der Verbindungen Antwerpens mit der Provinz ein. Die Antwerpener könnten sich nicht mehr mit den agricolen und industriellen Producten der Provinz versehen, und da diese Producte auch durch den Canal von Antwerpen nach dem Auslande versandt würden, so würde ein Stillstand aller Geschäfte erfolgen, statt eines blühenden Zustandes das Elend eintreten, das Glück den schrecklichsten Calamitäten den Platz räumen. Diese Aussicht sei traurig. Dazu komme noch, daß die lagernde Armee, nothwendig zahlreicher wie die Garnison des Platzes, sich in die Gegenden verbreiten und sie dem fürchterlichen Regime eroberter Länder unterwerfen würde. Die Idee allein einer solchen Möglichkeit mache schaudern. Hr. Brys las hierauf das Project der Adresse an die Kammer vor, worin die Mitglieder derselben gebeten werden, allen Projecten, die zur Folge haben würden, die Befestigungen der der Stadt Antwerpen zu vergrößern, ihr Votum zu verweigern. Als darüber verhandelt werden sollte, erhob sich der Gouverneur, und verlangte dafür eine geheime Sitzung, und die Discussion wurde auf heute verschoben.

London, 16. Juli. Die Times meldet: „Wir sind zu der Mittheilung ermächtigt, daß in Folge eines von den Kronjuristen abgegebenen Gutachtens, welches dahin lautete, es sei nicht rathsam, weitere Schritte in der gerichtlichen Verfolgung des Thomas Allsop zu thun, Ihrer Majestät Regierung beschlossen hat, der Procedur gegen ihn ein Ende zu machen und die für seine Ergreifung ausgesetzte Belohnung zurückzuziehen." (Es ist etwas fraglich, ob überhaupt ein Mr. Thom. Allsop existirt.)

— In Portsmouth wird man dieser Tage zur Ausrüstung des Linienschiffes „Victor Emanuel" (91 Kanonen) schreiten. Dasselbe ist zum Flaggenschiff des Contre-Admirals Sir Charles H. Fremantle, welcher den Befehl über die Canal-Flotte übernehmen soll, bestimmt.

— Die „Times" spricht die Ansicht aus, daß die Summe von 3,000,000 Pfd. St. nicht zur Reinigung der Themse hinreichen werde.

— Lord Brougham geht auf sein bei Cannes im Süden Frankreichs gelegenes Schloß, feiert aber früher noch sein 80. Geburtsfest bei Freunden in der Heimath.

— Für Lady Bulwer interessiren sich die Freimaurer, weil ihr Vater (Francis Wheeler) der Verbrüderung angehörte.

[Oberhaus-Sitzung.] Der Earl von Shaftesbury überreicht eine Petition der ostindischen Compagnie, in welcher dieselbe um die Erlaubniß nachsucht, ihre Sache gegen die indische Bill durch einen Rechtsanwalt vor dem Parlamente vertreten zu lassen. Er stimme, bemerkt er, nicht mit dem Inhalte der Bittschrift überein; doch halte er es für angemessen, daß einer so wichtigen Körperschaft, wie die ostindische Compagnie, die Gelegenheit geboten werde, an das Parlament zu appelliren. Der Earl von Derby beantragt die zweite Lesung der indischen Bill. Die politischen Umstände, sagt er, von denen ihre Berathung im Unterhause begleitet gewesen sei, haben eine größere Aufmerksamkeit auf den Gesetzentwurf gelenkt, als derselbe eigentlich vermöge seiner inneren Bedeutung beanspruchen könne, da Indien doch zum größten Theile von Indien selbst aus regiert werden müsse. Die Bill berühre keine der inneren Fragen Indiens, Finanzen, Grundbesitz, Pachtrecht, sociale Zustände des Volkes ꝛc. Je weniger sich das Parlament in diese Details mische, desto besser werde es sein. Im Comité gedenke er verschiedene Amendements vorzuschlagen. Die Bill wird hierauf zum zweiten Male verlesen.

[Unterhaus-Sitzung.] Im Subsidien-Comité werden 20,000 Pfd. St. für das Wellington-Denkmal bewilligt. Als Antwort auf eine Frage Pease's erklärt Sir E. Bulwer Lytton, der Regierung sei keine Nachricht darüber zugegangen, daß die Cap-Colonisten das Gebiet zwischen den Flüssen Kei und Keiskamma besetzt hätten. Den letzten Mittheilungen vom Cap zufolge sei eine baldige Beendigung der Feindseligkeiten zwischen den holländischen Republiken am Orangen-Flusse und Moscheh, dem Häuptlinge der Basutas, nicht wahrscheinlich.

S. M. **London,** den 16. Juli. Das, was die englischen Institutionen und Genossenschaften bisher so stark machte und ihnen so zähes Leben verlieh und noch verleiht, ihre corporative Verfassung, hat neben seinen hohen Vortheilen, die freilich mehr der Vergangenheit als der Gegenwart gehören, eben deshalb auch Manches, was sie mehr und mehr in Conflict zu bringen geeignet ist mit dem Geiste — sei er gut oder böse — der Neuzeit, insbesondere hie und da der Gesetzgebung, die jetzt allmächtig ist, trotz allen „etablirten Interessen" und „verbrieften Rechten." Diese mochten zu ihrer Zeit ganz an der Zeit sein, sind aber in unserer Zeit häufig sehr zweideutiger Natur: so hatte die sehr ehrenwerthe Gilde der Pharmaceuten das Recht, Gift-Substanzen zu verkaufen, ohne an andere als sehr oberflächliche Vorsichtsmaßregeln gebunden zu sein. Da nun in Folge dessen in neuerer Zeit die Fälle von Vergiftung aus Unvorsichtigkeit sich in beunruhigender Weise vermehrt hatten, so kam es endlich im Parlamente (Oberhause) zu einer bezüglichen Gesetzesvorlage, wonach der Verkauf derartiger Substanzen in Zukunft erschwert werden soll. Das ist nun keineswegs nach dem Geschmacke der vorgedachten ehrenwerthen Gesellschaft, die eine solche Beschränkung als einen Eingriff in ihre „Rechte" betrachtet. So wurde denn vor einigen Tagen ein Meeting der Mitglieder abgehalten, in dem nach langen Debatten, in denen auch insbesondere die Clausel des Entwurfs, welche eine strengere Prüfung — die in der That außerordentlich Noth thut — dieser Jünger (die nur eine Species bilden) Aesculaps durch einen ad hoc zu errichtenden Prüfungsrath der Regierung vorschreibt, angefochten ward, die folgende in dergleichen Fällen sehr beliebte Resolution adoptirt, daß „der Bill durch alle möglichen verfassungsmäßigen Mittel im Unterhause opponirt werden solle, um zu verhindern, daß sie Gesetz werde." Ob diese Mittel sich wirksam erweisen werden, ist sehr zweifelhaft; dergleichen Proteste haben in der That ihre Kraft verloren und ihre Einwirkung auf das Haus der Gemeinen.

Inzwischen macht auch die Ostindische Gesellschaft noch die letzten verzweifelten Versuche, den Todesstreich von sich abzuwehren: nachdem alle Proteste und Petitionen an das Unterhaus vergeblich gewesen, wendet sie sich jetzt in gleicher Weise an das Oberhaus; aber auch das wird vergeblich sein. Zuletzt wird ohne Zweifel noch ein feierlicher Ruf zu gleichem Zwecke an die Krone ergehen — ach, um eben so erfolglos zu verhallen. Bereits ging die Bill gestern in zweiter Lesung (im Oberhause) durch.

Alles dreht sich hier um das „Recht", und Jeder ist eifersüchtig auf sein Recht. Zwei Fälle liegen so eben vor, in denen das Recht entscheiden soll zwischen Geistlichen und Bischof, zwischen Unterthan und Krone. Der erstere Fall ist dieser: Mit Genehmigung des Bischofs von London sollen an 12 hintereinanderfolgenden Sonntagen in der bekannten Exeter-Halle Abendgottesdienste von Geistlichen der englischen Kirche

abgehalten werden, mit denen bereits am vergangenen Sonntag der Anfang gemacht ward. Gegen Abhaltung dieser Gottesdienste hat aber der Rev. Edouart, Incumbent der St. Michaelskirche, in deren Bezirk Exeter-Hall liegt, protestirt, da, wie er behauptet, in seinem Kirchspiele Gottesdienste der englischen Kirche ohne seine Erlaubniß nicht stattfinden dürfen, und er diese Letztere nicht ertheile, trotz Bischof und evangelischem Erzbischof. Schon im vorigen Jahre waren dergleichen Gottesdienste ebenfalls unter Zustimmung des Bischofs von London beabsichtigt; man nahm aber damals von denselben Abstand in Folge des Inhibttoriums desselben Mr. Edouart. Allein diesmal hat man beschlossen, über dasselbe hinauszugehen und es eventuell auf eine richterliche Entscheidung ankommen zu lassen, die nicht ausbleiben wird, da der Rev. Edouart bereits in aller Form mit »den Schrecken des canonischen Rechts« gedroht hat. Erfolgt die Entscheidung zu seinen Gunsten, so wird das sonderbare Verhältniß obwalten, daß die Abhaltung von Gottesdiensten der Staatskirche an nicht consecrirten Orten vom Incumbenten der betreffenden Parochie inhibirt werden kann, Gottesdienste dagegen aller außerhalb der Staatskirche stehenden Confessionen in beliebiger Weise stattfinden dürfen, wie es auch u. A. in Exeterhall selbst häufig der Fall ist. Der andere Fall betrifft die Ansprüche der Krone (nicht des Fiscus) auf alle Ländereien im ganzen Umfange der englischen Meeresküste zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande. Von welcher Bedeutung dieser Anspruch ist, erhellt aus der Thatsache, daß diese Ländereien einen Flächenraum von etwa 1 Million Acres bilden und dieselben vielfach eine reiche Ausbeute liefern, da nicht nur dergleichen Länderstrecken allmälig dem Meere abgewonnen werden, sondern auch einige sehr ergiebige Minenwerke bis unter den Spiegel des Meeres sich erstrecken. Diese Ländereien wurden bisher als Eigenthum der betreffenden Grundbesitzer betrachtet. Seit Regierungsantritt der Königin Victoria wurden aber mehrfach Versuche gemacht, diese Ländereien der Krone zu vindiciren, und namentlich in den letzteren Jahren mehrten sich diese Contestationen, die aber bisher sämmtlich gegen die Krone entschieden wurden, so daß auch diese Kron-Ansprüche im Princip de jure als verworfen zu betrachten sind. Da man nun auf diesem Wege nicht zu dem gewünschten Ziele gelangen kann, so ist vor einiger Zeit vom General-Staatsanwalt eine Bill eingebracht, welche die Frage en bloc entscheiden soll, indem sie alle diese Ländereien als Eigenthum der Krone erklärt, beziehungsweise des Prinzen von Wales. Wie bei allen dergleichen »Neuerungen« insinuirt man auch in Bezug auf diese, daß dieselbe von einer der Königin sehr nahe stehenden hohen Person ausgeht.

Die Prorogation des Parlamentes wird, wie es heißt, am 31. d. M. stattfinden.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 17. Juli, 9 Uhr Morgens. Der heutige Moniteur veröffentlicht eine Depesche aus Ragusa vom 15. d. M., welcher zufolge die Häuptlinge sämmtlicher Aufständischen der Herzegowina sich am Tage vorher Kemal Efendi, der nach Draka gekommen war, unterworfen hatten. Eine von ihnen zur Schlichtung der Streitfrage gewählte Commission begleitete Kemal Efendi nach Trebigne. Derselben Depesche zufolge sollen die Baschi Bozuks aus der Herzegowina zurückgezogen werden.

Das amtliche Blatt meldet ferner, daß die über die Zahl 100 hinausgehenden Subscriptionen auf die Syndicats-Obligationen der Eisenbahnen nicht angenommen werden. Die Vertheilung unter die Subscribenten erfolgt in der Art, daß auf die Ostbahn 35 pCt., auf die Mittelmeer-Bahn 25 pCt., auf die Westbahn 43 pCt. und auf die Bahn von Orleans 23 pCt. kommen.

Paris, den 17. Juli, Nachmittags 3 Uhr. Die 3% eröffnete zu 68, 25, fiel auf 68, 15 und schloß unbelebt und matt zur Notiz. Consols von Mittags 12 Uhr waren 95¼, von Mittags 1 Uhr 95⅜ eingetroffen.

Schluß-Course.	Cours vom 16.
4½% Rente	95 80
3% Rente	68 20
Franz.-Oesterr. E.-A. . . .	618
Mobiliar-Credit-Ges. . . .	610
1% span. Schuld	27
3% dito	—
Börse vom 16.	
4½% Rente	95 50
3% Rente	68 20
Franz.-Oesterr. E.-A. . . .	618 00
Mobiliar-Credit-Ges. . . .	627 00
1% span. Schuld	00 00
3% dito	00 00

London, 17. Juli, 8 Uhr Morgens. In der gestrigen Sitzung des Unterhauses brachte Disraeli eine Bill ein, kraft welcher die Regierung während der Parlaments-Ferien ermächtigt bleibt, Milizen einzukleiden und dieselben, wenn sie einwilligen, außer Landes zu verwenden. Die Juden-Bill ward zum zweiten Mal verlesen. Für die zweite Lesung sprachen sich 156, gegen dieselbe 65 Stimmen aus.

— 17. Juli, Abends. Fernere officielle Berichte aus Bombay vom 19. v. Mts. melden, daß 13,000 Rebellen aus Calpi nebst 7,000 Mann von den Truppen des Scindia Gwalior besetzt und geplündert haben. Dieselben sollen jedoch mit großem Verluste wieder hinausgeschlagen worden sein. Sonst war Alles ruhig. Der Regen war noch nicht eingetreten, die Hitze erdrückend.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. Druck der Petsch'schen Buchdruckerei in Berlin. Redacteur: H. Reipp in Berlin.

Die Wahlen und die Nothwendigkeit der Selbstverwaltung.

Nur von einer auf Selbstverwaltung beruhenden Vertretung darf man mit Sicherheit erwarten, daß sie ihre Thätigkeit auf practische Zwecke richten wird, weil es eben vorzugsweise die Verwaltung ist, welche die practischen Bedürfnisse erkennen läßt. Dahingegen wird eine schon in ihrem Ursprung von dem Verwaltungsorganismus abgelöste und ausdrücklich nur auf die Gesetzgebung angewiesene Vertretung fast mit Nothwendigkeit auf die Entwickelung theoretischer Allgemeinheiten hingedrängt, und ihre Thätigkeit, — man verzeihe den Ausdruck, — wird zur Gesetzgeberei.

Alle practischen Fragen werden dann in Principienfragen verwandelt, und anstatt einer fruchtbaren Handhabung der Verfassung entsteht die Tendenz, dieselbe in gewisse principielle Richtungen hineinzuzerren und nach schematischen Entwürfen auszubilden. Daher die so allgemeine Klage unbefangener Beobachter über die Sterilität des constitutionellen Wesens, welches die große Masse des Volkes noch immer mit Gleichgültigkeit betrachtet, wenn sie nicht künstlich dafür erregt wird.

Durch diese Principien- und Tendenzjagd wird ferner das gesammte Staatsleben gewaltsam in das Centrum zusammengedrängt, und während doch der wirkliche Staat ein nach Provinzen, Kreisen und Gemeinden stufenartig gegliederter Organismus ist, will man das Centrum zu dem ganzen Staat machen, indem man alles besondere Leben in die Allgemeinheit auflöst. Aber gerade dadurch wird dieses Centrum ins Schwanken gebracht und der ganze Staatskörper hinfällig. Die Staatsgewalt wird allmächtig an der *Peripherie*, indem sie durch ihre Agenten in alle Localangelegenheiten eingreift, während sie andererseits gerade in ihrer *Centralthätigkeit*, wo sie doch am meisten eines freien Spielraums bedürfte, eingeengt und geschwächt wird, und man sieht, wie damit die Grundbedingungen der Freiheit wie der öffentlichen Wohlfahrt auf den Kopf gestellt sind.

Endlich wird dadurch im ganzen Lande ein künstliches Parteiwesen hervorgerufen, welches nicht in der Geschichte und Eigenthümlichkeit des Staates wurzelt, und dessen Zwecke daher nicht mit dem Staatszwecke verwachsen, sondern demselben fremd und oft zuwider sind. Man hält dies für eine Nothwendigkeit des parlamentarischen Lebens, man über-

sieht aber, daß gerade Preußen, wegen seiner so schwierigen Situation und seiner geringen natürlichen Festigkeit, die inneren Parteikämpfe, wie den dadurch bedingten Kraftverlust, auf die Dauer nicht ertragen kann, sondern seine Machtstellung nur dadurch zu behaupten vermag, daß alle lebensvollen Elemente der Nation ihre Kräfte auf den gemeinsamen Staatszweck richten. Anstatt also Verfassungsformen einzuführen, welche ausdrücklich ein Parteiwesen provociren, wird es vielmehr solcher Formen bedürfen, welche das Parteiwesen so viel als möglich einschränken.

Wir haben unseren Lesern wohl nicht erst zu beweisen, daß solche Formen in einer auf communaler und corporativer Autonomie beruhenden ständischen Vertretung zu suchen sind, aber wir müssen mit Bedauern wahrnehmen, wie über die zu diesem Ziele führenden Wege noch eine auffallende Unklarheit herrscht, welche die Erreichung des Zieles unmöglich macht und deren Beseitigung vor Allem noth thut.

Soll eine ständische Vertretung zur Wirklichkeit gelangen, so ist die unerläßliche Voraussetzung, daß alle realen Elemente des Staates sich gegenseitig achten und nicht blos nach ihrer materiellen Existenz, sondern auch nach ihren eigenthümlichen Lebensanschauungen, welche immer mit den verschiedenen Lebensstellungen im Zusammenhang stehen. Wir haben aristokratische wie demokratische Elemente, und dazwischen die gebildeten Mittelklassen, welche vorzugsweise der Träger der sogenannten liberalen Staatsansichten sind. Nun, ist es unvermeidlich, daß die diesen verschiedenen Elementen entsprechenden Weltanschauungen in Gegensatz und Kampf mit einander treten, und die Theorie mag diesen Kampf führen, wie es ihr beliebt. Sie ist fast immer exclusiv und darf es sein, weil der Gedanke sich selbst genügt und mit seinen Herrschaftsansprüchen Niemandem Schaden thut. Aber im öffentlichen Leben ist es anders. Da muß man sich gegenseitig Raum gönnen und darf sich um Meinungen willen nicht gegenseitig herabsetzen oder anfeinden, am allerwenigsten, wenn man eine ständische Verfassung will.

Wünscht und hofft man also die Entwickelung einer ständischen Vertretung, so muß man sich vor Allem hüten, solche Kategorien, wie „aristokratisch“, „demokratisch“ oder „liberal“ zum Schiboleth seiner Sympathien oder Antipathien zu machen, und wenn es gleichwohl nicht ganz zu vermeiden ist, daß sich Parteibildungen daran ansetzen, so soll man nie vergessen, daß es auf den Staatszweck ankommt, und Parteizwecke nur in soweit zulässig sind, als sie ein Moment desselben bilden. Nichts aber hat der Entwickelung einer ständischen Vertretung so sehr geschadet, als die unleugbare Vermischung desselben mit Parteizwecken, welche doch gerade in dem ständischen System viel weniger Raum gewinnen dürfen, als in dem constitutionellen System. Denn dieses proclamirt die Herrschaft wechselnder Majoritäten, jenes aber will eine beständige Cooperation aller lebensvollen Elemente.

Wir glauben, mit diesen Erörterungen über Staatszweck und Parteizweck unser Thema nicht verlassen, sondern damit nur ein neues Motiv für die Wichtigkeit desselben geltend gemacht zu haben, denn es zeigt sich, daß gerade der Staatszweck eine auf Selbstverwaltung beruhende ständische Vertretung verlangt.

Die Krisis von 1857 in England.

IV. Neue Gesetzes-Vorschläge zur Consolidirung des Verkehrs.
— Ausdehnung der beschränkten Haftbarkeit auf Actien-Bank-Gesellschaften. —

London, Anfang Juli.

Seitens der Gesetzgebung ist somit wohl Alles geschehen, um fraudulenten Handlungen dieser Art vorzubeugen und ev. für die Zukunft deren Bestrafung zu sichern. Aber ist hiermit schon jede Bedingung des naturgemäßen Betriebes solcher Actiengesellschaften und eines ersprießlichen Erfolges erfüllt, jede Bürgschaft der umsichtigen Geschäftsleitung gewährt? Keineswegs. Dem Betruge ist vorgebeugt, so weit es die Gesetzgebung vermag. Sehr gut. Doch der Betrug, oder, wählen wir den milderen Ausdruck, die Unrechtlichkeit ist glücklicherweise immer nur Ausnahme und kommt vergleichsweise nur seltener vor: aber die primitive Ursache der meisten Fallimente, die Ursache, die nach der in England gemachten Erfahrung der Ungerechtigkeit so oft vorangeht, unmerklich die Wege ihr bahnt und wie durch ein fatales Verhängniß zu ihr hindrängt und hinabzieht, bleibt bestehen; sie ist in der That die Sirene, deren verlockendem Rufe so Viele folgen, bis sie, zu spät die Gefahr erkennend, ihr nicht mehr zu entrinnen vermögen und am tückischen Fels unrettbar zerschmettern. Dies bezieht sich insbesondere auf Bank-Institute. Wohlan, es ist der verderbliche Hang, einen Theil des Capitals — und in der Regel ist es der größere Theil — in Industrie- und Handelsunternehmungen anzulegen. Das in solche Unternehmen hineingesteckte Geld ist in den meisten Fällen halb verlorenes Capital, insbesondere, wenn in Berg- und Grubenwerken angelegt, die schon so manchen goldenen Schatz verschluckt haben, ohne erzene dafür zu spenden. Gewiß weit weniger, weil sie deren nicht zu spenden haben, als vielmehr, weil unter allen gewerblichen Unternehmungen Bergwerke die genauesten Specialkenntnisse, und im Betriebe die ungetheilteste Kraft erfahrener und mit dem Gegenstande vollkommen vertrauter Fachmänner erheischen — Bedingungen, die bei dem Betriebe, sei es direct oder indirect, Seitens einer Bank wohl nur selten in genügendem Grade vorhanden sind. Dies Anlegen ihrer Capitalien, die ohnehin zu ganz

anderen Zwecken bestimmt waren, und nach den Statuten auch gar nicht so verwandt werden durften, war fast ohne Ausnahme die erste Ursache der Fallimente der Joint-Stock-Banken in England und Schottland. Die London- und Eastern-Bank hatte ihre Fonds in einigen Bergwerken in Cornwall „versenkt". Die Western-Bank in Glasgow hatte ohne jegliche reale Sicherheit Hunderttausende von Pfunden an zwei oder drei Personen verliehen, die damit nach Gutdünken in Amerika speculirten und so speculirten, daß jene bis auf das letzte Pfund verloren gingen. Die Borough-Bank in Liverpool hatte ihre Gelder gegen Verpfändung von Schiffen verliehen, so daß sie zuletzt auf nicht weniger als 120 Schiffe ein größeres oder geringeres Pfandrecht besaß: als die Krisis kam, brauchte sie schleunigst Geld; da dies auf anderem Wege nicht beschafft werden konnte, mußten die Schiffe sogleich und zu jedem Preise verkauft werden, und das konnte natürlich nur mit ungeheuerstem Verluste geschehen. Die Wolverhampton-Bank hatte ihr Geld in die Derwent-Eisengruben gesteckt, von wo es nicht wieder herauszuholen war. Und so fort. Abgesehen davon, daß dergleichen gewerbliche und commercielle Unternehmungen von einer Bank, wie schon bemerkt, niemals mit der nöthigen und einen prima facie Erfolg allein verbürgenden Specialkenntniß, mit ungetheilter Kraft und Sorge betrieben werden können, und daher schon von vornherein den ersten Grundsätzen der politischen Oekonomie in dieser Materie zuwider sind, widerspricht diese Praxis auch entschieden der Natur und den Zwecken einer Bank, und kann daher nicht in den Bereich ihrer legitimen Geschäfte gehören. Die erste Bedingung einer Bank, ihr eigentliches perpetuum mobile, die Voraussetzung, auf der sie ruht, ist die Beweglichkeit und stete Verfügbarkeit ihrer Capitalien, da die Erfüllung ihrer Zwecke eben hierdurch bedingt und allein erreichbar ist. Legt sie daher, mag es oder mag es nicht in Uebereinstimmung sein mit ihren Statuten oder dem Wunsch der Actionäre, dieselben in solcher Weise an, daß ihre Realisirung nur sehr schwer und langsam, oder, soll und muß die Realisirung schnell geschehen, nur mit Verlust zu bewirken ist — unabhängig selbst von der Gefahr, mit der gewerbliche Unternehmungen stets verknüpft sind —, so handelt sie gegen ihr eigenes Princip; und sind es Depositengelder, die sie so verwendet, so macht sie sich den Deponenten gegenüber von vornherein einer ernsten Verantwortlichkeit, ja einer virtuellen Verletzung ihrer Verpflichtungen schuldig, einer theoretischen Verletzung, die nur zu leicht praktisch werden kann: denn sie begiebt sich der freien Verfügung über diese Capitalien, die ihr gegen die Verpflichtung der eventuellen sofortigen Rückzahlung anvertraut sind. Im Nothfall sieht sie sich dann zu forcirten Verkäufen der Actien, Rückdiscontirung u. dergl. gezwungen, und größere oder geringere Verluste, wenn nicht gänzlicher Ruin, sind die Folgen. Im Interesse nicht nur der Banken (und Discontgesellschaften) selbst, sondern des Publicums überhaupt liegt es daher, daß

den Banken die Befugniß einer derartigen Anlegung ihrer Capitalien durchaus entzogen werde; es würde dies keineswegs als eine Beschränkung der gewerblichen Freiheit betrachtet werden können, denn es bleibt jeder Gesellschaft unbenommen, sich jedwedem beliebigen Unternehmen zuzuwenden und ihre Capitalien auszubeuten, wie es ihr gut dünkt: dann aber mag sie auch von vornherein zu diesem besonderen Zwecke sich constituiren und öffentlich auftreten: constituirt sie sich aber als Bank oder Discontgeschäft oder als irgend ein ähnliches rein finanzielles Unternehmen, und giebt sie sich als solches dem Publicum aus, so ist sie auch diesem gegenüber verpflichtet, diesen ihren ostensiblen Charakter und ihren ostensiblen Geschäftskreis inne zu halten; denn nur auf Grund dieser Voraussetzung tritt das Publicum mit ihr in Geschäftsverbindung und schenkt ihr sein Vertrauen. Sollte selbst eine Bank in solchem Falle nicht gegen den Wortlaut oder den Sinn ihrer Statuten handeln (so lange wie keine positive *gesetzliche* Beschränkung besteht), so macht sie sich doch jedenfalls einer Ueberschreitung ihrer moralischen Verpflichtung gegen das Publicum schuldig, das eben unter Bankgeschäft kein Industriegeschäft versteht, und verstößt ohnehin gegen die Regeln der allgemeinen Klugheit ebensowohl, wie gegen die Grundsätze der Finanz- und Volkswirthschaft.

Es möge erwähnt werden, daß dem Hause der Gemeinen jetzt eine Bill zur Berathung vorliegt, die Lord Goderich entworfen und in erster Lesung durchgebracht hat, und die bezweckt, eine strengere noch über die existenten diesfälligen Anordnungen hinausgehende Registrirung aller Handelsfirmen einzuführen; so daß namentlich jedwede Personal-Veränderung der Theilhaber — seien sie stillschweigende oder offene — ohne jegliche Verzögerung eingetragen werde, unter Angabe auch der Geschäftslocale, Privatwohnungen &c. Gegen diese Bill haben sich jedoch vielseitige Bedenken erhoben: denn so wünschenswerth es ist, daß der Personalstand der Handelsfirmen bekannt werde, so ist man doch vielerseits der Ansicht, daß die diesfälligen Vorkehrungen durch die in Rede stehende Liste zu weit gehen und gewissermaßen einen Uebergriff in die Privatverhältnisse constituiren würden, ohnehin aber die bloße Kenntniß der Namen, Wohnungen &c. doch nur selten die bezweckte Aufklärung in der Hauptsache — den commerciellen Charakter, die Zahlungsfähigkeit &c. — gewähren würde, die überdies großen und schnellen Wechselfällen unterworfen sind und daher nicht als bleibender Maßstab gelten können; daß in dieser Beziehung vielmehr andere geeignetere Wege dem Publicum, resp. den interessirten Theilen zu Gebote stehen. Es ist daher sehr zweifelhaft, ob dieser Entwurf in zweiter Lesung durchgehen wird, und vielleicht sieht sich sein Autor veranlaßt, ihn zurückzuziehen. Selbst die Vorsicht kann bei bester Absicht und bestem Zwecke über das berechtigte Maß hinausgehen, und um dies zu verhüten, ist vorzugsweise für den Gesetzgeber eine unbefangene und aufgeklärte Erwägung und Abwägung

aller betreffenden Verhältnisse in ihrer Wechselbeziehung und Rückwirkung unerläßlich. Dieses richtige Maß scheint auch eine Bill nicht inne zu halten, welche dem Unterhause gegenwärtig ebenfalls vorliegt, nämlich der Entwurf eines allgemeinen Gesetzes für Versicherungs-Gesellschaften. In Folge der unklaren Fassung des bezüglichen Paragraphen der Actien-Gesellschaftsacte von 1856 waren Zweifel darüber entstanden, ob Versicherungs-Gesellschaften ebenfalls von nun an durch diese neue Acte regiert werden, oder aber ob für sie die betreffenden älteren Gesetze in Kraft bleiben sollten. Diese Zweifel wurden gehoben durch die declaratorische Acte (aus einem Paragraphen bestehend) vom 25. August 1857 (20. u. 21. Vict. c. 80), welche erklärt, daß die Actien-Gesellschaftsacte 1856, 1857 jene älteren Gesetze (7. u. 8. Vict. c. 110 2c.) bezüglich der Versicherungs-Gesellschaften **nicht** aufhebt. Diese letzteren Gesetze haben sich aber anerkanntermaßen als unzweckmäßig und unzulänglich für Versicherungs-Gesellschaften erwiesen, und es wurde auch das Bedürfniß einer neuen diesfälligen Gesetzgebung von keiner Seite in Abrede gestellt: eine betreffende Vorlage konnte jedoch in der vorjährigen Session nicht mehr erfolgen, und so ist es erst in dieser geschehen. Schwerlich wird die Bill noch in dieser Session zur ausführlicheren Berathung gelangen, sofern überhaupt **diese** jemals dazu gelangt: denn sie besteht aus nicht weniger als 195 langen Paragraphen — fast des Guten zu viel. Wahrscheinlich wird übrigens die Regierung selbst — die so eben erwähnte Bill ist von einem Mitgliede des Unterhauses eingebracht — in nächster Session eine diesfällige Vorlage machen.

Von hoher Wichtigkeit aber in dieser Materie ist ein Gesetz-Entwurf, der dem Parlamente gleichfalls vorliegt und bereits die zweite Lesung passirt hat, und der bezweckt, **die beschränkte Haftbarkeit auf Actien-Bank-Gesellschaften** auszudehnen. Bei der Verschiedenheit der Ansichten, welche diesseits in dieser Beziehung obwalten, und dem Interesse, welches diese Frage zur Zeit auch in Deutschland in Anspruch nimmt, wird es am Orte sein, hier auf eine nähere Besprechung derselben einzugehen.

Bekanntlich wurde in England die beschränkte Haftbarkeit zuerst durch die Acte von 1855 eingeführt und erhielt im folgenden Jahre durch die neue Actien-Gesellschafts-Acte gewissermaßen ihr Bürgerrecht; indem sie für alle Actien-Gesellschaften nach Maßgabe dieser Acte facultativ ward, mit der einzigen Ausnahme, daß sie bei Bank- (und Versicherungs-) Gesellschaften **nicht** stattgreifen durfte, wie denn überhaupt diese Acte sich nicht auf Banken bezog, für welche vielmehr die verschiedenen Bank-Acte in Kraft blieben. Gegen die Zweckmäßigkeit und Billigkeit dieser beschränkenden Ausnahme hatte sich seitdem vielseitiger Widerspruch erhoben, und so ist denn nach einem fehlgeschlagenen Versuche in der letztjährigen Session in dieser Session wiederum eine Bill (von Mr.

Headlam) zur Ausdehnung der beschränkten Haftbarkeit auf Banken eingebracht worden, die diesmal des Erfolges gewiß scheint.

Dieser Gesetzentwurf knüpft selbstverständlich an diejenigen Acte an, welche die Actien-Bank-Gesellschaften zur Zeit regieren und unter welchen neue Banken errichtet werden müssen. Dies ist aber nicht mehr die ebenbezogene Actien-Bank-Acte von 1844 (8 Vict. c. 113), sondern die vorerwähnte Actien-Gesellschafts-Acte von 1856 und die gleichnamige Acte von 1857, welche Letztere die Erstere modificirt und ergänzt. Wie so eben bemerkt, fand die erstere Acte auf Actien-Bank-Gesellschaften keine Anwendung, und jene Bank-Acte von 1844 blieb daher unberührt als gesetzliche Grundlage der Actien-Banken bestehen. Allein es machte sich nach Erlaß der Acte von 1856 bald die Ansicht geltend, daß die Anwendung derselben auf Actien-Bank-Gesellschaften ersprießlich sein würde, insofern wenigstens keine Gründe von erheblicher Bedeutung dafür vorgebracht worden waren, weshalb Banken nicht ebenfalls durch das neue Gesetz regiert und der Erleichterungen und Vorzüge, welche dasselbe den (Nicht-Bank-) Actien-Gesellschaften gewährt, theilhaftig werden sollten; wie demnächst eine wichtige Erwägung im Sinne der Ausdehnung der Acte auf Banken der Umstand war, daß hierdurch ein wesentlicher und sehr wünschenswerther weiterer Schritt zur Verschmelzung und Consolidirung (Vereinheitlichung) der Gesetzgebung in dieser Materie sich vollziehen würde. So kam es denn auch bereits in der nächstfolgenden Session zu der Actien-Bank-Gesellschafts-Acte 1857, welche jene Bank-Acte von 1844 aufhebt und Actien-Banken unter gewissen Modalitäten den Actien-Gesellschafts-Acten von 1856, 1857 unterwirft, mit der Maßgabe jedoch, daß die beschränkte Haftbarkeit bei Actien-Banken nach wie vor nicht zulässig sein solle. Ein volles Verständniß dieser Bank-Acte setzt die Kenntniß der so eben genannten zwei Acten voraus; die Actien-Gesellschafts-Acte von 1856 ist bereits auch in Deutschland allgemeiner bekannt geworden und bedarf daher keiner weiteren Besprechung. Die Additional-Acte von 1857 dürfte bisher weniger bekannt geworden sein: dieselbe enthält zwar keine principiellen Veränderungen der Haupt-Acte, modificirt und ergänzt diese jedoch in einigen nicht unerheblichen Punkten, und es dürfte daher zur Vervollständigung dieser Skizze und Behufs richtigeren Verständnisses der in Rede stehenden Bank-Acte zweckdienlich sein, dieselbe hier zunächst in Substanz darzustellen und nach den Andeutungen des Juristen, den die Regierung mit Abfassung des Entwurfes betraut hatte, zu erklären.

Die Acte besteht aus 33 Sectionen oder §§.; ihr parlamentarischer Titel ist: 20 und 21. Vict. c. 14, nach §. 1. aber soll sie gemeiniglich als die Actien-Gesellschafts-Acte von 1857 (Joint-Stock Companies Act, 1857) bezeichnet werden, und nach §. 2. sollen beide Acte, die Haupt-Acte und die Additional-Acte, so weit als thunlich, die „Actien-Gesellschafts-Acte von 1856, 1857" genannt werden.

Ad Theil I. der Haupt-Acte*).

§. 3. hebt den §. 4. der Haupt-Acte auf, und verordnet statt dessen, daß, wenn nach erfolgter Promulgation dieser Acte eine Anzahl von mehr als 20 Personen, in Absicht des gemeinsamen Gewinnes, Handels- oder anderweite Geschäfte betreibt, ehe sie wenigstens eine der nachstehenden drei Bedingungen erfüllt hat, nämlich a) als Gesellschaft unter der Hauptacte registrirt ist; b) eine incorporirte oder anderweit, sei es durch Parlamentsacte, oder Königlichen Freibrief, oder Königliches Patent, gesetzlich constituirte Gesellschaft ist; c) Minen ausbeutet innerhalb und unter der Jurisdiction der Stannaries; — so sollen diese Personen solidarisch haftbar sein für alle etwaigen Schulden der Gesellschaft, so daß, wie bei unbeschränkter Haftbarkeit aller Theilhaber, die Schulden gegen Einen oder Mehrere oder Alle rechtlich eingeklagt werden können. — Dieser §. macht die Association von mehr als 20 Personen bei Nichterfüllung selbst keiner der drei Bedingungen nicht ungesetzlich, erkennt sie vielmehr als zurechtbestehend an, verfügt aber, daß in diesem Falle die Societäre solidarisch haftbar sind; auch findet der §. keine Anwendung auf Gesellschaften, die auf Gegenseitigkeit begründet sind, da Gesellschaften dieser letzteren Art durch Entscheidung der Gerichtshöfe als Gesellschaften definirt worden sind, welche „die Erzielung eines Gewinnes für die individuellen Mitglieder, und nicht der Gesellschaft in ihrer Gesammtheit" zum Zwecke haben, während der vorstehende §. nur von dem gemeinsamen Gewinne spricht; die Unterscheidung, welche das Gesetz hier macht, ist sehr wichtig. Dieser §. ist übrigens im Grunde nur eine andere und bestimmtere Fassung des durch ihn aufgehobenen §. 4. der Hauptacte, welcher Letztere eine mit den Absichten des Gesetzgebers nicht übereinstimmende Interpretation erhalten oder wenigstens zu Zweifeln Anlaß gegeben hatte.

§. 4. verordnet, daß jedwede Person gegen Zahlung von 5 Sh. vom Registrar ein Incorporations-Certificat über jedwede Gesellschaft sich erwirken könne, und dies Certificat nach Maßgabe der diesfälligen Bestimmungen der Hauptacte gerichtliche Beweiskraft haben solle. — Diese Bestimmung bezweckt, den Schwierigkeiten vorzubeugen, die etwa entstehen könnten, wenn das nach §. 13. der Hauptacte zu ertheilende Original-Incorporations-Certificat verloren gehen sollte.

§. 5. ermächtigt „limitirte" Gesellschaften, durch Special-Resolution ihre Actien, soweit dieselben voll eingezahlt sind, in öffentliche Effecten (stocks) zu convertiren, und bestimmt, daß diejenigen Verordnungen der Hauptacte, welche sich auf Registrirung ꝛc. der Actien beziehen, für die also convertirten Actien außer Anwendung treten. Dagegen soll nach

§. 6. dem Registrar von der stattgehabten Conversion innerhalb

*) Siehe für die Haupt-Acte „das Actien-Gesellschafts-, Bank- und Versicherungs-Wesen in England" von Carl Schwebemeyer. Berlin, 1857, bei J. Springer.

14 Tage Anzeige und von Ersterem demnächst ein entsprechender Vermerk in den Registern gemacht werden: unterläßt die Gesellschaft diese Anzeige innerhalb der vorgeschriebenen Frist, so verfällt sie in eine Geldstrafe von 5 Pfd. St. für jeden Tag vom Ablauf der Frist, bis die Anzeige erfolgt ist.

§. 7. verordnet, daß jede stattgehabte Conversion von der betreffenden Gesellschaft genau zu registriren ist, unter Angabe des Namens und der Wohnung des rechtlichen Besitzers der betreffenden Stocks, und daß die betreffenden Vermerke in ihrem Registrirungs-Bureau nach Maßgabe der diesfälligen Bestimmungen der Hauptacte zur Einsicht offen liegen sollen.

§. 8. verordnet, daß, wenn der Name irgend einer Person oder eines Stock-Inhabers ohne genügende Gründe im Stockregister eingetragen, beziehungsweise nicht eingetragen ist, auf Antrag der betreffenden Person die Rectificirung der Register erfolgen solle, nach Maßgabe der betreffenden Bestimmungen (§. 25.) der Hauptacte. — Incorporirte Gesellschaften besaßen bereits die Befugniß der Umwandlung ihrer Actien in Stocks, und es walteten keine Bedenken ob, auch limitirten Gesellschaften diese Befugniß einzuräumen.

§. 9. verordnet, daß alle desfalls, wie überhaupt bezüglich der Registrirung sich etwa erhebenden Contestationen durch die betreffenden höheren Gerichtshöfe Ihrer Majestät zu entscheiden seien. — Die Hauptacte verordnete (§. 25.) im Grunde dasselbe; aber es hatten sich Zweifel über die Competenz der Gerichtshöfe erhoben, insbesondere darüber, ob ein Gerichtshof auch über concurrirende Rechtsansprüche zur Einregistrirung erkennen könne: der obige §. giebt dem Gerichtshofe eine unbeschränkte Competenz.

§. 10. verordnet, daß, wenn eine Gesellschaft die Zustellung einer Abschrift des Associations-Memorandums oder der Associations-Artikel (nach §. 27. der Hauptacte) an Actieninhaber unterläßt, sie für jede solche Versäumniß einer Geldstrafe von nicht mehr als 1 Pfd. Sterl. unterliegen solle. — §. 27. der Hauptacte enthielt eine solche Strafbestimmung nicht, die sich seitdem vermuthlich als nothwendig erwiesen hat.

Ad Theil III. der Haupt-Acte.

§. 11. verordnet, daß, wenn bei stattfindender Liquidirung einer Gesellschaft ein Contribuent das Land verläßt oder verlassen zu wollen scheint, in der Absicht, sich der Zahlung der ihn treffenden Beisteuer zu entziehen, oder wenn er sich oder sein Eigenthum verbirgt, der officielle Liquidator ermächtigt und verpflichtet ist, ihn selbst gefänglich einziehen, seine Effecten, Papiere, Besitzthümer 2c. aber confisciren zu lassen.

§. 12. verordnet, daß eine diesergestalt in Haft befindliche Person bei dem betreffenden Gerichtshofe beantragen könne, daß sie der Haft

entlassen und das confiscirte Eigenthum zc. ihr restituirt werde und der Gerichtshof über diesen Antrag entscheiden solle. — Die §§. 11. und 12. sind der Bankerott-Acte entnommen; die Verhaftung kann nur auf Antrag des officiellen Liquidators erfolgen, welcher die Rechtsame aller Parteien repräsentirt, weshalb eine directe persönliche Intervention weder der Actieninhaber noch der Creditoren statthaft ist.

§. 13. verordnet, daß alle Zahlungs-Aufrufe, die nach Maßgabe der Bestimmungen des dritten Theiles der Haupt-Acte im Fall der (gerichtlichen oder freiwilligen) Auflösung der Gesellschaft an Contribuenten ergehen, in England und Irland als Specialty-Schulden der Contribuenten an die Gesellschaft erachtet werden sollen. — Specialty-Schulden sind solche Schulden, bei denen ein Specialty-Contract zu Grunde liegt, und Specialty-Contracte sind solche Contracte, die (im Gegensatz zu einfachen Contracten) auf schriftlicher Uebereinkunft (urkundlich und unter Siegel) beruhen (und die erst durch Ueberlieferung perfect werden), und bei denen bekanntlich gewisse Rechtspräsumtionen in Bezug auf die Erfüllung aller wesentlichen Bedingungen der Obligatio Statt greifen und demgemäß stricte Verbindlichkeit der Paciscenten involviren. Diese Gesetzverfügung ist sehr wichtig. Der Bankerott-Gerichtshof hatte in einem kürzlichen Falle den Grundsatz niedergelegt, daß solche Aufrufe nach der Actien-Gesellschafts-Liquidirungs-Acte von 1848, 1849 keine Specialty-Schulden seien, selbst wenn der Actieninhaber den Gesellschaftsvertrag vollzogen hatte. Das Gesetz stößt diese Entscheidung um, indem es ausdrücklich in entgegengesetztem Sinne sich ausspricht.

§. 14. empfiehlt den betreffenden Gerichtshöfen bei der Wahl der officiellen Liquidatoren die Interessen sowohl der Creditoren, wie der Contribuenten der Billigkeit gemäß zu vermitteln und die diesfälligen Vorstellungen beider Theile nach bestem Ermessen zu berücksichtigen; doch bleibt dem Gerichtshofe die Entscheidung ausdrücklich vorbehalten.

§. 15. bestimmt, daß, wo neben dem officiellen Liquidator noch ein Liquidator, sei es von den Crediteren oder den Contribuenten, ernannt ist, Jener gleichzeitig als Liquidator desjenigen Theiles erachtet werden solle, der durch keinen eigenen Liquidator vertreten ist. — Die §§. 14. und 15. sind eine declaratorische Ergänzung des §. 88. der Haupt-Acte, der sich über die betreffenden Punkte nicht ausgesprochen, sie vielmehr der Entscheidung der Gerichte vorbehalten hatte. Die Liquidirung einer Gesellschaft unterscheidet sich in einigen wichtigen Punkten vom Concursverfahren bei einer einfachen Handelsfirma. Bei Letzterem erfolgt eine Beschlagnahme alles Eigenthums zc. des Cridars zu Gunsten der Gläubiger, und nur diese Letzteren erachtet das Gesetz als betheiligt in der Verwaltung und Regulirung der Concursmasse. Verwickelter ist dagegen das Liquidirungs-Verfahren bei einer Gesellschaft: das Gesetz faßt hier die Interessen nicht nur der Creditoren, sondern auch der Actionäre ins

Auge, indem es hinsichtlich Letzterer insbesondere auf eine gerechte Vertheilung der nachträglichen Beisteuer (Seitens der Contribuenten) Vorkehr trifft, so daß die Creditoren z. B. nicht etwa gewisse Contribuenten vorzugsweise desfalls in Anspruch nehmen können; zu diesem Endzwecke bestimmt das Gesetz, daß in allen Fällen jede Partei in obiger Weise durch einen Liquidator vertreten sein solle.

§. 16. dehnt im Anschluß an den §. 90. der Haupt-Acte die Befugniß zum gütlichen Vergleiche zwischen der Gesellschaft als solcher und den einzelnen Contribuenten aus, jedoch mit der Maßgabe, daß in allen Fällen die Zustimmung einerseits des Gerichtshofes, andererseits der Creditoren, und demnächst auch der Actionäre selbst (mittels Special-Resolution) erforderlich sein solle.

§. 17. verordnet, daß einer in der Abwickelung begriffenen Gesellschaft gestattet sein solle, ihr Eigenthum ganz oder theilweise an eine andere unter dieser Acte constituirte Gesellschaft zu verkaufen und Actien dieser letzteren an Zahlungsstatt anzunehmen und an ihre eigenen Theilhaber zu überlassen, jedoch nur, wenn die Actionäre durch Special-Resolution ihre Zustimmung ertheilt haben; doch ist dissentirenden Actien-Inhabern ein bedingtes Veto gestattet, indem jener Verkauf entweder gänzlich inhibirt oder der Liquidator gehalten sein soll, die Actien des dissentirenden Actionärs zu einem übereingekommenen Preise anzukaufen. Diese Anordnung ist bestimmt, einem bisherigen Uebelstande abzuhelfen. Früher konnten sich nach Lage der Gesetzgebung Gesellschaften nur amalgamiren kraft besonderer Acte des Parlaments; jede Gesellschaft hat ihren eigenen Namen, ihr eigenes Capital und insbesondere ihre eigenen Creditoren, und keine Majorität kann die Minorität, sollte diese auch nur aus einem einzigen Actionär bestehen, zwingen, in Verpflichtungen einzugehen, die mit dem besonderen Status der Gesellschaft unvereinbar oder ihm überhaupt fremd sind. Die Acte von 1856 ermöglichte jedoch solche Amalgamirung auf indirectem Wege, indem sie Gesellschaften ermächtigte, durch Special-Resolution sich aufzulösen und ihre „Geschäfte" an andere Gesellschaften zu veräußern, und zwar geschah dies in folgender Weise: Die beiden Gesellschaften, welche wünschten, sich zu amalgamiren, registrirten sich unter der Acte 1856, und eine löste sich demnächst auf unter dem Verständniß, daß ipso facto ihre Mitglieder in die andere Gesellschaft aufgehen würden; hierbei machte sich jedoch der Uebelstand geltend, daß eine gegenseitige gesetzliche und rechtsverbindliche Verpflichtung nicht Statt greifen konnte, was nicht selten zu Differenzen führte, indem die einzige schwankende Bürgschaft der Erfüllung der gegenseitigen Verbindlichkeiten im guten Willen oder guten Glauben der Einzelnen lag, und eine dissentirende Majorität bei Ueberlassung ihrer Actien ihre eigenen Bedingungen stellen und erlangen konnte, indem sie den Liquidatoren stets die Drohung einer Klage des Vertrauensbruches vorhalten konnte. Dieser Schwierigkeit abzuhelfen ist der Zweck des §. 17.,

indem ein legaler, wenn auch noch indirecter Weg dem bisherigen außerlegalen oder eigentlich privativen Wege substituirt wird. Auf die gegen diese Anordnung erhobene Ausstellung, daß es doch einfacher und zweckentsprechender gewesen wäre, diese Amalgamirung auf directem Wege sich vollziehen zu lassen, indem man die Gesellschaften einfach ermächtigte, sich durch Specialbeschluß zu amalgamiren, antwortet der Autor des Gesetzentwurfes, daß, wenn eine Amalgamirung gestattet wäre ohne vorherige Auflösung der Gesellschaft, leicht eine Hintergehung der Creditoren stattfinden könnte, und auch die Actionäre event. zur Betheiligung an Unternehmen verleitet werden möchten, welche ihren Interessen nachtheilig sind; diesen beiden Eventualitäten habe nur dadurch vorgebeugt werden können, daß die Acte verordnet, einerseits, daß, ehe eine Auflösung der Gesellschaft geschehen könne, die Creditoren zu befriedigen seien, und andererseits, daß dissentirenden Actionären der Austritt aus der Gesellschaft mittels des vorerwähnten Rückkaufs zum Marktpreise ihrer Actien Seitens der Gesellschaft gestattet sei.

§. 18. ermächtigt die Liquidatoren einer in freiwilliger Auflösung begriffenen Gesellschaft, die Actionäre von Zeit zu Zeit zu berufen, damit dieselben die Maßnahmen jener durch Special-Resolution sanctioniren mögen.

§. 19. trifft Anordnungen zum Zwecke eines gütlichen und vermittelnden Hand in Hand Gehens des Gerichtshofes und der in Liquidirung begriffenen Gesellschaft, sofern die Liquidirung eine freiwillige ist.

§. 20 verordnet, daß, wenn ein Liquidator unterläßt, dem Registrar von der erfolgten Auflösung (sei sie eine gerichtliche oder freiwillige) der Gesellschaft Anzeige zu machen, er in eine Geldstrafe von 5 Pfd. St. für jeden Tag Versäumniß verfallen, und fernerweit jeglicher Remuneration für die Dauer der Versäumniß verlustig gehen solle. Diese Strafe ist deshalb so hoch gegriffen, weil die Kenntniß der erfolgten Auflösung einer Compagnie dem Publicum von hoher Wichtigkeit ist; dieser §. schließt sich an die §§. 94 und 104 der Haupt-Acte an.

§. 21 verfügt, daß, wenn zwölf Monate nach erfolgter Auflösung einer Gesellschaft in den Händen der Liquidatoren noch Gelder 2c. verbleiben, deren Zustellung an die Empfangsberechtigten wegen deren Abwesenheit oder aus anderen Gründen nicht erfolgen konnte, so sollen die Liquidatoren in Ansehung dieser Gelder 2c. als Curatoren der betreffenden Personen erachtet werden, nach Maßgabe einer das Rechtsverhältniß der Curatoren bestimmenden Acte, wonach u. A. dergleichen Gelder an das Kanzleigericht ad depos. einzuzahlen sind. — Diese Bestimmung wird aber modificirt durch die Joint-Bank-Acte von 1857, die im §. 16. verordnet, daß alle Gelder, Rechtstitel 2c., die am Tage der Registrirung einer Gesellschaft von dritten Theilen irgendwie als Fideicommiß für die Gesellschaft verwahrt und verwaltet werden, von da an die Gesellschaft selbst übergehen sollen.

§. 22. bestimmt, daß Veränderungen des Formulars II. der Haupt-Acte, welche im §. 56. die Befugniß zu dergleichen Veränderungen dem Handels-Amte einräumt, keine rückwirkende Kraft haben sollen.

Ad Theil V. der Haupt-Acte.

§. 23. hebt den §. 107. der Haupt-Acte auf und verordnet an seiner Statt, daß a) die Actien-Gesellschafts-Acte 8. Vict. c. 110; b) 11. Vict. c. 78; c) die beschränkte Haftbarkeits-Acte 1855 in Bezug auf diejenigen Gesellschaften noch fortbestehen sollen, die noch nicht unter der Haupt-Acte (und demnächst dieser Additional-Acte) registrirt sind, und so lange dies nicht geschehen. Diese Bestimmung ist getroffen, weil viele Gesellschaften bisher sich geweigert haben, unter der Acte von 1856 sich zu registriren.

§. 24. ermächtigt den Gerichtshof, nach seinem Ermessen von einer Actien-Gesellschaft, wenn dieselbe als Klägerin gegen dritte Theile auftritt, Kostenvorschuß sich einzahlen zu lassen.

§. 25. enthält eine transitorische Bestimmung.

§. 26. hebt den §. 27. der Haupt-Acte auf.

§. 27. bestimmt, daß alle Actien-Gesellschaften, sofern dieselben zur Registrirung überhaupt verpflichtet sind, bis zum 1. November (1857) unter den Acten 1856, 1857 registrirt sein sollen. — Dieser Termin ist seitdem verlängert worden.

§. 28. enthält Strafbestimmungen für Verabsäumung der Registrirung.

§. 29. gestattet denjenigen präexistenten Compagnien, welche nicht verpflichtet sind, unter dieser Acte sich zu registriren, sich dennoch unter derselben nach Maßgabe gewisser Modalitäten zu registriren.

§. 30. kommt noch einmal auf die Conversion von Actien in Stocks zurück und verordnet die diesfällige Anzeige an den Registrar; ist im Grunde nur eine Wiederholung des §. 6.

§. 31. enthält eine unwesentliche Modification des §. 111. der Haupt-Acte.

§. 32. enthält unwesentliche Bestimmungen in Bezug auf Gebühren.

§. 33. widerruft den §. 113. der Haupt-Acte und trifft anderweite Bestimmungen hinsichtlich der Registrirung und des Registrirungs-Certificats, die mehr formaler Natur sind und keiner besonderen Erwähnung bedürfen.

Dies ist im Wesentlichen die Actien-Gesellschafts-Acte von 1857. Wie man bereits erkannt haben dürfte, geht ihr Hauptzweck dahin, im Geiste der Acte von 1856 die größtmöglichste Erleichterung der Bewegung zu gewähren, verbunden auf der anderen Seite mit größtmöglichster Vorkehr zur Sicherung der Interessen aller Theile, meistens im Sinne einer gütlichen Vereinbarung zwischen Actionären und Creditoren. Während sie einerseits einige Lücken und Mängel der Haupt-Acte aus-

füllt, welche die bisherige kurze Erfahrung an's Licht gestellt hatte, beseitigt sie andererseits gewisse Zweifel, die sich hinsichtlich einiger Punkte erhoben hatten.

Diese Acte wurde promulgirt am 13. Juli 1857; bereits am 17. des nächsten Monats ward die „Actien-Bankgesellschafts-Acte (20. und 21. Vict. c. 49) erlassen, die wir der Wichtigkeit der Sache wegen in nächster Nummer in gleicher Weise im Auszuge mittheilen werden.

Aus der Berliner Universität.*)

Michelet.

Als wir neulich am Collegio Nr. 11 vorüberkamen, drängte eine wissensdurstige Schaar wie auf Tod und Leben durch die enge Thür, aus der eine andere, eben von der Wissenschaft getränkte und gesättigte hervorbrach — so daß beide Ströme brandend und wirbelnd sich begegneten. „Wer liest da?“ — „Michelet.“ — „Und was?“ — „Philosophie der neuesten Geschichte.“ — „Und so besucht?“ — „Natürlich, ein Publicum.“

Wir hatten damals nicht Zeit und Lust, unsere Glieder zu wagen, um noch einen Platz zu erstreiten. Am nächsten Mittwoch (dies ist der ausgewählte Tag und von 11—1 die bedeutungsvolle Stunde) standen wir aber zeitig genug da: das Colleg war leer. Ein angeklebter Zettel meldete, daß „wegen Mangels an Raum“ Nr. 10 gewählt sei, der größte Hörsaal. Das muß ja recht was Tüchtiges und Bedeutendes sein, dachten wir, und folgten dem Zuge; da wollen wir gar einmal nachschreiben! —

Da sind wir im Hörsaal und suchen uns einen Beobachtungswinkel. Und wie gedrängt voll ist der Raum! Und wieder nicht blos Studenten! ältere, grauköpfige Männer, dazu Uniformen, nicht blos Freiwillige. Unsere Spannung wächst. Freilich, hier herrscht nicht das andächtige Schweigen, nicht das erwartungsvolle Rauschen der Hefte, die bereit gelegt werden, nicht das kampfbereite Einstoßen der Dintenstecher in die geplagten Tische — hier geht's lauter und lustiger zu, es ist wie eine Freischaar, während die anderen Vorlesungen die Disciplin der militärischen Hauptstadt nicht ganz verleugnen. Ja selbst „von der Sprachen dumpfverworrenem Gemisch“ erbraust dies Lager. Hinter uns eine Reihe ungezogener junger Yankees, die hier deutsche Wissenschaft einholen, um sie in Ame-

---

*) In früheren Heften gaben wir bereits die Schilderung Ranke's, v. Raumer's, von Lepsius, Ritter und den Brüdern Grimm.

rika in klingende Münze umzusetzen: vor uns der rasche Zungenwirbel polnischer Laute. „Wovon sprach Michelet in der letzten Stunde?“ fragen wir unsern Nachbar, einen noch sehr unbefangen blickenden Fuchs. „Vom Sündenfall, als dem Anfang der Geschichte.“ — „Ei, das lautet ja ganz gut. Und wovon weiter?“ — „Von den Chinesen.“ — „Von den Chinesen! Hat er etwa neue Forschungen?“ — „Keineswegs, aber mit ihnen beginnt die Weltgeschichte, denn sie stellen die absolute Unfreiheit dar und mit der absoluten Unfreiheit — — —“

„St!“ — Michelet steht auf dem Katheder. Er streicht das etwas stark-blonde Haar empor, rückt die silberne Brille, räuspert sich und spricht: „Meine Herren! Ich hatte Sie in der letzten Stunde bis in die römische Cäsarenwelt geleitet. Meine Herren, wir könnten eine Remonstration gegen die Vorsehung machen, wenn wir sehen, daß die absolute Idee — der allgemeine Verstand, meine Herren, die Vernunft, die über dem Ganzen schwebt — einen solchen Kreislauf beschrieben hat und wieder zu der absoluten Unfreiheit, zu der Despotie der römischen Cäsaren zurückgekehrt ist — aber, meine Herren, das ist der Unterschied in den Neros, in den Caracallas, und wie alle die Bluthunde, die Scheusale heißen — in denen hat sich zugleich auch die individuelle Willkür auf den Thron gestellt. Meine Herren, mit der absoluten Autorität, sehen wir, begann die Geschichte; das war die breite Basis (die Rechte des Vortragenden beschreibt in der Luft eine Horizontallinie), von der die Geschichte ausging — jetzt steht in einem Nero die absolute Willkür auf der Spitze dieser Pyramide. Meine Herren! Cäsar war ein Kahlkopf (allgemeine Erwartung) und nach seinem Tode hat man ihn in einen haarigen Stern, in einen Kometen (Gelächter) verwandelt — man hat ihn vergöttert — da, meine Herren, haben Sie's — die absolute Willkür ist vergöttlicht worden. Ja, diese ungebundene Willkür (Hände und Füße werden, um sie zu bezeichnen, ausgestreckt), meine Herren, sie war nothwendig. Soll der Mensch die allgemeine Vernunft ergreifen, so muß er erst in seinen Busen gegriffen haben (wird pantomimisch dargestellt), er muß frei geworden sein. Der Weg aber geht durch die individuelle Willkür. Ja, meine Herren, der römische Kaiser ist also die objective Anschauung davon, daß wir in der Spitze der individuellen Willkür angelangt sind. Nun herrscht die Selbstsucht, der Eigennutz, der Eigenwille. Nun, meine Herren, die römische Geschichte ist die Zeit des wirklichen Sündenfalls. Die alttestamentliche Tradition setzt ihn ganz in das erste Alterthum, ins Paradies, Adam und Eva haben gesündigt, sie haben einen Apfel gegessen, das ist keine so große Sünde (Gelächter), sie haben vom Baum der Erkenntniß gegessen, das war gar so dumm nicht — Meine Herren! das eigentliche Paradies war die griechische Welt, aber der eigentliche Sündenfall, der war erst hier in der römischen Kaiserzeit geschehen. Die Sünde aller Einzelnen war zum absoluten Princip geworden — meine Herren, (sentimental und

schmelzend) das Herz der Welt war gebrochen! (Pause, der Herr Professor schließt die Augen und ruht, denn der große Trumpf ist ausgespielt.)

Meine Herren, das ist in wenigen Pinselstrichen die römische Welt! Ich kann Ihnen den Gang der Weltgeschichte hier an der Tafel darstellen:

(Der Herr Professor zeichnet an die Tafel einen Trichter). Meine Herren, das ist wie die Dante'sche Hölle, die geht auch in einen Trichter zu, und unten, ganz unten in dem Trichter — meine Herren, das ist der allerunangenehmste Punkt der Hölle — (Gelächter), da sitzt der Judas. So ging auch die Weltgeschichte aus von der breiten Grundlinie der Autorität. Von der Furcht, meine Herren! — Die Furcht des Herren ist der Weisheit Anfang, so hieß es im Morgenlande. Auf halbem Wege gelangten wir bei den Griechen zu der sittlichen inhaltsvollen Willkür. Hier sind wir zu der inhaltslosen Willkür gekommen. Und hier, meine Herren treten die Germanen in die Geschichte: auch erst mit völliger individueller Willkür: dann kommt die Kirche und nimmt sie unter ihre Autorität, und so gelangen wir zuletzt zu einer sittlichen Autorität, zur Freiheit, meine Herren — Sie sehen das hier, an dem umgekehrten Trichter — zu der breiten Basis der sittlichen Freiheit." —

„Ich glaube, meine Herren, ich habe es möglich gemacht, Ihnen in anderthalb Stunden die halbe Weltgeschichte zu geben." —

Nun ja! — Wir haben genug und über genug! Lassen wir den Strom der Phrasen weiter rauschen und sehen uns indeß die Zuhörerschaft an. — Die edle deutsche Jugend, die zu Michelet's Füßen sitzt, mag uns nicht zürnen — nicht Onkel Spener, nicht Tante Voß würden es wagen, solch ein Gewäsch längst bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogener und ausgehöhlter Phrasen ihren Lesern vorzusetzen: sie würden an dem ledernsten Philister, der im Tabacksqualm und bei seiner Stange Weißbier mit gläubiger eiserner Geduld die Zeitung von Anfang bis zu Ende studirt, zu Schanden werden. Und die deutsche Jugend hört ruhig zu und zieht in Schaaren in diese Vorlesung. Wir sahen uns um im ganzen Colleg. „Ist denn kein Dalberg da?" dachten wir, zuckt denn nirgends ein Zug des Spotts auf einem Gesichte, und zeigt, daß ein gesunder Mutterwitz gegen den Aberwitz sich auflehnt? — Ach, nirgends ein Zug: jener blondlockige Jüngling thut sogar, als umspiele der Ausdruck eines feinen Verständnisses seine Lippen; sein Nachbar starrt mit weitaufgerissenen Augen zum Katheder, ihm wird von alle dem (ꝛc. siehe Faust). — Und doch — hinter uns wird gekichert: merken jene Yankees, daß man ihnen für solchen deutschen nonsense in New-York keinen Penny bezahlt? — Ach nein — sie finden nur die Gesticulationen des Herrn Michelet etwas zu unklassisch. — Wieder ein lautes Gelächter — es ist noch ein Witz gemacht: deutsche Jugend, was willst Du mehr? —

Die Glocke tönt mit den bekannten drei Schlägen das Ende der Vorlesungen. Herr Michelet hat geschlossen, noch einen Blick wirft er herunter von seiner Höhe des absoluten Bewußtseins.

Welch ein Gefühl mußt Du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieser Menge haben!

Dann steigt er hernieder. Der Studio aber geht hinüber in's Café-Belvedere; er hat Caviar auf gedörrten Brodrinden genossen, darauf schmeckt die Suppe gut.

Abenteuer eines Holsteiners
auf einer Seereise von Christiania nach Kopenhagen im Jahre 1761.

Novelle von Edmund Lobedanz.

III.

Am nächsten Tage legte sich der Wind. Der Officier schickte zu mir — ich habe vergessen zu melden, daß ich bei dem Prediger logirte, und zwar mit ihm sein Lager theilte, da er kein überflüssiges Bettzeug besaß und wir es für Unrecht hielten, seine bejahrte Magd des ihrigen zu berauben — und ließ mir sagen, daß ich mich zur Abreise bereit halten sollte.

Der Abschied wurde mir schwer, und als mir mein Freund den Brief an den Minister Bernstorff reichte und sagte: „Der wird Dir hoffentlich Dein Gefängniß öffnen und Dir die Freiheit wieder geben, und so nehme Gott Dich in seine Obhut und gebe Dir seinen Segen auf allen Wegen," da mußte ich mich schluchzend an seine Brust werfen. Jeder Beweis der Achtung und Liebe hat für den Mißkannten und Verfolgten doppelten Werth, und der ihn gibt, hebt sich über die niedere Menge und steht gottähnlich vor unserer dankbaren Seele.

Am Hafen trafen wir mit unseren Passagieren zusammen, die mich freundlich grüßten. Der Holländer zeigte mir eine Karte über die Insel, welche er aufgenommen hatte, und hatte wieder zehn Projecte für eins, um aus der armen Insel eine wahre Goldgrube zu machen. Er flüsterte mir zu, daß Alle mich bedauerten und den Officier tadelten, und daß ihm die Reise daher minder angenehm sein würde als mir, trotz meiner Ketten. Dieser Beweis freien, gesunden Sinnes bei meinen Gefährten, die fast alle niedern Standes waren, freute mich um so mehr, da ich früher observiret hatte, daß diese Nation, gleich den Hunden und Hühnern, geneigt ist, auf kranke Mithunde und Hühner zu hacken und dem Mächtigen Recht zu geben. Nichts aber in der Welt erscheint mir verächtlicher bei Menschen, als ein ungroßmüthiger Sinn.

Als wir absegelten, hatte sich die Bevölkerung der ganzen Insel, Jung und Alt, Groß und Klein, am Strande versammelt. Magister Gude reichte mir noch einmal die Hand und wehte dann mit seinem Schnupftuche, als wir uns vom Lande entfernten.

Nach einer glücklichen Fahrt passirten wir die große Insel Läſſö im Kattegat. Noch vor zweihundert Jahren hatte diese Insel große Tannen- und Eichenwälder, welche jetzt fast gänzlich verschwunden sind. Wir segelten mit günstigem Winde weiter, bis wir endlich die Insel Anholt, eine starke Meile östlich, zu Gesichte bekamen. Anholt ist höchst gefährlich für Seefahrer. Sie hat einen flachen Grund, von dem ein Riff sich über eine Meile nach Nordost hinaus erstreckt. Auf demselben steht der Leuchtthurm, wohl der nützlichste in allen dänischen Gewässern. Die Einwohner leben von Fischerei, Seehundefang und gestrandetem Gute, weshalb Holberg von ihnen in seinem „Peder Paars" sagt:

„Sie leben christlich hier und nähren sich von Wrack."

Wir sollten recht oft daran erinnert werden, daß wir im Monat April unsre beschwerliche Reise unternommen hatten. Als nämlich die Dunkelheit eintrat, erhob sich ein starker Westwind, der bald in einen furchtbaren Orkan ausartete. Ein kleiner verflogener Vogel setzte sich auf den Mast und erfüllte das Schiffsvolk mit Entsetzen, denn nun glaubten sie abermals einem rasenden Unwetter entgegen sehen zu müssen. Wir hatten den Leuchtthurm auf dem schwedischen Gebirge Kullen schon im Gesichte, und noch um neun Uhr war es so klar, daß wir den neuen Kometen deutlich am Himmel sahen. Nun aber verdickte sich die Luft, das Feuer auf dem Kullen war nicht mehr zu erkennen. Um Mitternacht, als es pechschwarze Nacht war, der Himmel ganz überzogen mit Wolken und der Sturm und Regen uns mit unerhörter Heftigkeit überfiel, verlor der Schiffer abermals den Muth. Er wußte nicht mehr, wo wir uns befanden. Vergeblich starrte er auf den Compaß, vergeblich sondirte man, Niemand getraute sich eine Meinung zu haben.

Der Lieutenant war außer sich, schrie und fluchte und lamentirte durch einander, wollte bald den Schiffer, bald mich prügeln, und gab mir die Schuld, daß wir nun Broder nicht mehr hätten, der allein im Stande wäre, uns zu retten. Dabei schwor er einen fürchterlichen Eid, daß er nie mehr im April sich auf die See wagen wolle, wenn er diesmal glücklich mit dem Leben davon käme, und daß ich, den er Anfangs für ein unschuldiges Kind gehalten habe, der größte Erzhallunke sei, der jemals auf Erden gelebt habe. Ich zuckte die Achseln und hielt mich fest, um nicht von einer Sturzsee über Bord geworfen zu werden, erwiderte aber nichts. Der Holländer machte selbst in diesem Wetter Projecte. Er sagte, er habe unter seinen Papieren das Modell zu einem Rettungsstuhl, welcher auf einem Seil von einem gestrandeten Schiffe hin- und hergewunden werden könne, wenn es unmöglich sei, sich mit einem Boote dem Wrack zu nähern.

Bis drei Uhr Morgens schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung und gewöhnten uns fast an die über unsern Häuptern schwebende Todesgefahr. Ich betete still bei mir und gab Gott mein und meiner Gefährten Schicksal anheim. Da plötzlich setzte das Schiff in voller Fahrt auf ein steiniges Sandriff, daß es in allen Fugen knackte und Aller Herzen erbebten. Der Schiffer rang die Hände und rief: „Herr Jesus, Alles ist verloren!"

Ich klammerte mich an die Strickleiter und kletterte ein paar Stufen empor, um wenigstens noch einen Augenblick das Leben zu genießen und erwartete, daß mich eine Woge, sobald ich erschöpft sei, in ihrer kühlen Umarmung in die Tiefe des Meeres hinabziehen würde.

Da rief eine Stimme, daß ein Licht ganz in der Nähe sichtbar sei, daß wir wahrscheinlich in der Nähe von Högerneß in Schweden, nahe am Ufer gestrandet seien und daher den Muth nicht ganz verlieren dürften.

Zwar fachte dies Wort meine schon fast erloschene Lebenshoffnung wieder an, dennoch kehrten aber meine Todesgedanken wieder zurück. Ich wollte mich nicht durch eine vielleicht eitle Hoffnung verhindern lassen, meine Rechnung mit meinem höchsten Richter abzuschließen. Ich dankte ihm daher in inbrünstigem Gebete für das Gute, welches er mir geschenkt, und gestand, daß das Böse, das ich gelitten, eine noch zu geringe Strafe für meine Sünden sei.

Fast anderthalb Stunden stand ich so, wie ein Vogel auf einem Bein, auf einem Zweige in der Luft, während jede Woge, welche herankam, mich von Neuem durchnäßte. Die innere Aufregung hielt mich wunderbar warm, und bei meiner immer mehr wachsenden Seelenruhe und Ergebung in das von Gott Beschlossene vernahm ich sehr wohl, was unter mir vorging.

Der Eine rang die Hände und rief: „Ach daß ich doch meiner frommen Mutter Rath gefolgt wäre, welche mich bat daheim zu bleiben!" Ein Anderer: „Ach meine theure Braut, mein geliebter Freund, sollen wir uns niemals wiedersehen?" Ein Dritter wünschte seine Sünden zu beichten, Andere schrien und stöhnten nur, und sehr wenige zeigten stille Ergebung in ihr Schicksal.

Endlich dämmerte der Morgen und wir sahen nun, daß wir uns nur einen Flintenschuß vom Lande befänden und also Rettung nicht unwahrscheinlich sei.

Sobald diese Ueberzeugung sich geltend gemacht hatte, bekamen der Lieutenant und der Unterofficier, welche sich bisher auffallend still gehalten hatten, wenn ich einige Flüche abrechne, plötzlich wieder Muth. „Das Boot hinaus!" rief Ersterer, „und hinein, wer mit will, wir kommen dann doch wohl an's Land!"

Man machte nun das Boot los, ließ es hinab und band es mit einem Seile am Schiffe fest. Wie auf einer Schaukel oder Wippe,

wie man es bei uns nennt, stieg das Boot bald bis an den Schiffsrand empor und fiel bald wieder in die Tiefe herunter. Den Augenblick, wenn es in die Höhe kam, benutzte je Einer, um sofort hineinzuspringen, welches gar gefährlich aussah, aber doch so gut gelang, daß wir Alle nach Verlauf von zwei Stunden gerettet, aber freilich in einem wenig beneidenswerthen Zustande, glücklich am Lande in Sicherheit waren. Einige schwedische Fischer empfingen uns freundlich und luden uns in ihre Hütten ein, was wir mit Dank annahmen. Als wir alle am Ufer versammelt waren, wurde ein Passagier, ein Knabe von 15 Jahren, Anders Petersen, welcher bei seinem Oheim in Kopenhagen in die Gewürzkrämerlehre treten sollte, vermißt. Man fuhr wieder nach dem Schiffe hinaus und fand ihn daselbst wohlbehalten, aber durch seine eigene Schuld vergessen, welches ihm leicht hätte das Leben kosten können. Als er nämlich den Jammer und die Verzweiflung auf dem Verdecke gehört hatte und seinen Tod für unvermeidlich hielt, vergrub er sich in die Kissen einer Wandbettstelle in der Kajüte, um so zu sagen sich recht weich im Grabe zu betten. Als es beim Morgengrauen still auf dem Verdeck wurde, meinte er, daß nun Alle ertrunken seien, er hatte nämlich, o glückliche Jugend, geschlafen. Nun aber sah er, als er hervorkroch, daß Land in der Nähe und daß er vielleicht nichts weniger als seine Rettung vom Tode verschlafen hätte. Sein Phlegma half ihm jedoch glücklich über die Verzweiflung hinweg, und als das Boot kam, um ihn zu suchen, stand er, die Hände in den Hosentaschen, ein Stück Schrot im Munde kauend, auf dem Verdeck und schalt die Leute obendrein aus, daß sie ohne ihn hatten wegrudern können. Er erreichte durch sein Phlegma, daß er allein mit einigermaßen trockenen Kleidern an's Land kam, denn der Wind hatte sich mittlerweile gelegt.

Wir wurden in dem kleinen schwedischen Fischerdorfe einquartiert, in dessen Nähe wir uns befanden, Högerneß war nicht so nahe, wie wir Anfangs geglaubt hatten. Ich bat mir eine kalte Kammer und ein Bett aus, in welches ich mich sogleich ganz nackt begab. Die Andern schwatzten eine Stunde wohl in gewärmten Stuben und aßen und tranken allzu unvorsichtig. Die Folge war, daß fast Alle heftig krank wurden und Einige am Typhus starben, während ich mit einem erträglichen Katarrh davonkam.

Am Tage darauf genoß ich meines Wirthes Gastfreundschaft. Es war ein Festtag und er bot mir seine nationale Fischertracht an, bis meine Kleider trocken sein würden.

So begrub ich mich denn in seinen unbeschreiblich großen Stiefeln, zog seine kurze Jacke mit netten kleinen Messingknöpfen an und setzte seine große gefütterte Mütze auf, welche zu einem großen Turban anschwoll und unter welcher mein Zopf halb verwundert, halb verschämt hervorguckte.

Nachdem eine schöne Hausandacht gehalten, genossen wir eine herr-

liche Suppe und spazierten darauf in dem schönen Wetter ein wenig umher.

Das Gerücht von unserm Schiffbruch hatte einige Besucher aus Högerneß herbeigelockt, die uns sehen wollten. Es war eine Schulhaltermadame, wie ich von meinem Wirth erfuhr, welche mich sehr neugierig betrachtete. Gott weiß, ob sie trotz meines Anzugs doch sogleich den Collegen erkannte, oder ob sie Mitleid mit mir hatte, da ich allerdings wenig aufgelegt zu dieser Maskerade war.

Am folgenden Tage sollten wir in einem großen Lootsboote nach Helsingör gebracht werden, um von da auf Wagen weiter nach Kopenhagen zu reisen.

Ich habe ganz vergessen zu berichten, daß der Lieutenant mir während des Sturmes und als unser Untergang unvermeidlich schien, die Eisen hatte abnehmen lassen, damit meiner Leiche, wo sie etwa angetrieben würde, kein ehrlich Grab verweigert werden möge, und in Anbetracht dieser Möglichkeit hatte ich es auch geschehen lassen. Ich hatte nun diese meine sonderbare Situation über all dem Schrecklichen, was wir erlebt hatten, fast vergessen, aber der Lieutenant, welcher fürchtete bestraft zu werden, weil er sich von mir und Broder hatte überlisten lassen, bewies ein besseres Gedächtniß. Er legte mir nun höchsteigenhändig die Schellen wieder an, ließ es aber bei der Hand bewenden. Dennoch war es mir, da wir uns nun civilisirten Menschen wieder näherten, recht unangenehm. Ich hatte aber keine Wahl, durfte mich nicht inconsequent zeigen und tröstete mich ohnedies mit dem Briefe an den Grafen Bernstorff, welchen der gute Magister Gude mir mitgegeben hatte.

Als ich von meinem Wirth Abschied nahm, stutzte ich, weil er keine Bezahlung für all das Gute, inclusive seine Sonntagskleider, was ich bei ihm genossen hatte, annehmen wollte. Dies rührte mich sehr. Wie edel ist doch der Mensch, wo er unverdorben dem Triebe seines Herzens folgt, wo ungebührlich entwickelte Genußsucht und jene falsche Klugheit, welche himmlische Güter um irdischer willen dahingiebt, noch unbekannt ist und der Einfältige Gott schaut, weil er ihm noch nahe ist! Dieser Mann mußte mit Mühe und Lebensgefahr sein saures Brod verdienen und achtete doch die Gastfreiheit höher, denn den irdischen Gewinn, der ihm geboten wurde. Endlich drang ich ihm ein kleines Fernrohr auf zur Erinnerung, da ich bemerkte, daß er von echter Wißbegierde beseelt sei.

Als die Sonne im Osten aufging, befanden wir uns bereits in der Gesellschaft unzähliger anderer Schiffe vor der wunderbar schönen Einfahrt in den Oeresund. Er ist hier nur 6000 Ellen breit, beide Ufer sind daher so nahe, daß man auf dem Wasser so ziemlich Alles, was auf beiden Seiten vor sich geht, außer der schönen unvergleichlichen Landschaft, beobachten kann. Welch ein Gefühl für arme, halb verkommene Reisende, die viele Tage hindurch umherirrten auf dem wilden,

wüsten, tückischen Meer, um sich her nichts als die ungeheure, schwankende Oede, über sich den allzu fernen Himmel, wenn sie nun auf einmal hineinsteuern in dies stille, friedliche Gewässer. Zwei Königreiche neigen sich hier freundlich gegen einander und scheinen sich die Hände zu reichen, das Land scheint sich zu schließen, als glitten wir sanft einher auf einem stillen, gesicherten Landsee. Terrassenförmig hebt sich das Ufer auf beiden Seiten und malerisch breitet sich hier zur Linken Helsingborg aus, ein Chaos ziegelrother Häuser, aus denen dort das hohe Dach der Kirche und auf dem Gipfel der Anhöhe ein massiver, viereckiger Thurm, wie eine Burgruine, emporragt.

Zur Rechten, unmittelbar am Wasser, erhob sich hinter schützenden, grünen Erdwällen, mit rothen Backsteinmauern versichert, das prächtige Schloß Kronenburg mit seinen vier Thürmen. O welch ein Anblick, welch ein unvergleichliches Gemälde! Deutlich sah ich Alles. Die aufgehende Sonne goß ihre Purpurfarbe über die altersgrauen Mauern und vergoldete jede Scheibe in den hohen Bogenfenstern der Kirche, welche auf die See hinaussieht. In dem hohen Giebel an der Südseite zählte ich wohl acht Fensterreihen über einander, und zwischen den Fenstern standen in Nischen graue Figuren aus Sandstein, Maria mit dem Jesuskinde und andere, welche die Bestimmung dieses Theils des Schlosses andeuteten. Die Thürme vereinigten Zierlichkeit mit Solidität, und sehnsüchtig blickte das Auge hinauf nach den grauen Steingallerien, welche den Fuß der Spitze umgaben, und von denen herab man mit unvergleichlicher Wonne das schöne Bild dieser seltenen Gegend müßte genießen können. Hinter dem Schlosse lag in dichten Häusermassen Helsingör mit seinem hohen Kirchthurm, der doch mehr einem großen Schornstein gleicht, und ein dichter Mastenwald mit flatternden Wimpeln blinkte aus dem Hafen hinter den Schloßwällen zu uns herüber.

Sahen wir nun rückwärts, nachdem wir uns mitten zwischen dem Schloß und den beiden Städten befanden, so schien der Anblick noch fast schöner zu sein. Die Sonne vergoldete die drei colossalen Kronen, in welche die drei Erker auf dem Schloßdache auslaufen, darunter wehte die ungeheure Flagge von der hohen Flaggenbastion, aus den Schießscharten gähnten die Mündungen schweren Geschützes. Dann verweilte das Auge mit süßer Empfindung auf dem grünen Wiesenteppich, welcher sich an die Festungswälle und die sich im Norden der Stadt ausdehnenden waldbekränzten Anhöhen anlehnte. Noch weiter und wir sehen das heitere, friedliche Marienlust, ein kleines Lustschloß, ein heiterer Schäfer neben dem vollgerüsteten Krieger Kronenburg, aus frisch begrünten Baumgruppen sanft weiß hervortauchen. Hoch über seinem flachen Dache, auf der steilen Höhe hinter ihm, erheben sich stolz ein paar der weltberühmten Buchen, wie sie nur die Insel Seeland hervorzubringen pflegt, und wiegen, trunken von der Wonne neuen Erblühens, ihre mächtigen Kronen in der frischen, morgenlichen Frühlungsluft. Endlich

schaut nun auch das entzückte Auge hinaus auf das Kattegat, dessen Gefahren wir glücklich entronnen sind. Nun liegt es so ruhig da, wie ein wildes Thier an der Kette, und ist nicht minder jugendlich roth, als der stille Sund zu unsern Füßen, aber wir wissen, daß wir ihm nicht trauen dürfen, und die mächtigen Umrisse des dunkeln Granitgebirges Kullen im Hintergrunde gemahnen uns an die tückischen Klippen, welche in seiner Tiefe lauern und den Unkundigen oder Zaghaften mit Tod und Verderben bedrohen.

Ein frischer Wind erhob sich, als die Sonne nun ganz über Schonens Hügeln emporstieg. Auf der Wasserfläche kräuselten sich nur kleine Wellen, welche hie und da ein kleines Schaumköpfchen neugierig emporreckten. Die großen Schiffe, welche uns umgaben, glitten, ohne Schwanken, fest wie Gebirge, auf dem Wasser einher und durchschnitten die Wellen, wie Drähte eines ausgespannten Linnens, oder wie die Pflugschar die kleinen Maulwurfshügel. Unser Boot war wie die Schaale einer Haselnuß unter den mächtigen Schiffen, welche uns umgaben. Es war nämlich nichts weniger als die vereinigte schwedische und dänische Flotte, welche von einer Recognoscirungstour aus dem Kattegat*) und der Nordsee zurückgekommen war. So hüpfen die zarten Schwänlein im Lenze auf den Wellchen des kleinen Teiches, während die alten mit ausgebreiteten Flügeln, unbeweglich mit stiller Geschwindigkeit hin- und hergleiten. Die dänischen roth und weißen und die schwedischen gelb und blauen Wimpel flatterten lustig im Winde. Wir glitten jetzt sanft zwischen einem schwedischen und einem dänischen Linienschiff durch und hörten, daß zum Morgengebete geläutet wurde. Dann wurde es eine Weile still, aber wieder nach einer Weile ertönte ein Heer gotteslästerlicher Eide, dort auf schwedisch, hier auf dänisch.

Die Matrosen hingen nun schon in ihren Tauen, andere harrten auf ihren Posten im Raume, um alles zum Salutiren der Festung fertig zu machen. Noch einige wenige Minuten und die Kanonen donnerten von allen Seiten, so daß wir in einen dicken Rauch eingehüllt waren. Hören und Sehen verging uns fast, bis wir endlich gleichsam aus dieser halb schönen, halb schrecklichen Scene herauskrochen.

In Helsingör angekommen, im Gewühl von zahlreichen civilisirten Menschen und angeglotzt von neugierigen Augen, überwältigte mich das Gefühl der Scham, hervorgerufen durch die Eitelkeit, so sehr, daß ich es nicht über mich vermochte, die bösen Handschellen offen zu tragen. Ich umwand sie daher mit meinem Schnupftuche, um die Leute glauben zu machen, daß sich an dieser erhöhten Stelle eine Geschwulst oder etwas dem Aehnliches befände. Zwar wußte ich nicht, ob der Lieutenant, der nun mein Peiniger war, es erlauben würde. Allein, ich machte mich darauf gefaßt, endlich meine Langmuth nicht weiter zu treiben, sondern

*) Historisch.

lieber Zeter oder Mordio zu schreien, ehe ich mich von einem so unschuldigen Vorhaben abhalten lassen würde.

Nachdem wir in einem Gasthause sehr gut gespeiset hatten, schifften wir uns wieder in eine andere Jacht ein, welche mit gutem Winde direct nach Kopenhagen abgehen sollte. Wir segelten nun den herrlichen Sund entlang, vor uns beständig die hohe Insel Hveen und in der Ferne die schonische Stadt Landskrona. Zur Rechten ließen wir das große, wohlhabende Fischerdorf Snekkersteen hinter uns, passirten das Schloß Sophienberg und sahen endlich am Horizonte den hohen Thurm der Kirche unsrer lieben Frauen zu Kopenhagen, wie eine Nadelspitze aus einem Dunste aufsteigen, der fast immer über der Stadt schwebt. Sophienberg ist ein Lustschloß, welches an sich und weil's auf einer terrassenförmigen Anhöhe liegt, einen herrlichen, heiter majestätischen Anblick gewährt. Das waldbewachsene hohe Land, hinter welchem das Schloß Hirschholm fast ganz versteckt liegt, gab ein reizendes Landschaftsbild, in seiner weiblichen Anmuth, wellenförmig gerundet, nirgends schroff oder abschüssig, so höchst verschieden von den norwegischen Landschaften. Es erinnerte mich an mein geliebtes Holstein, dessen Ostküste genau denselben Charakter hat.

Die Insel Hveen konnte ich nicht ohne Wehmuth betrachten, insofern mir Tycho Brache's Schicksal dabei einfiel. Von seiner herrlichen Uranienburg ist kein Stein mehr auf dem andern, besonders seitdem 16,000 Russen 1716 daselbst campirten, von denen kein Einzigster auch nur den geringsten Respect vor ihren Ueberresten hatte. Traurig, daß jede Spur eines großen Mannes, der diesen Fleck Erde durch seine Gegenwart heiligte, in 200 Jahren so ganz verschwunden sein kann, daß nicht Schweden und Dänen im Verein ihm auf dieser Insel ein passendes Denkmal errichtet haben. Leider schätzten Fremde mehr als seine Landsleute, die oft des ächten neidlosen Hochsinnes ermangeln, dahingegen zähe sind im Hasse und kleinlich in der Verfolgung, sein großes Genie. Gassendus und Piccard, beides Franzmänner, suchten seinen Ruhm zu verewigen, der englische König besuchte ihn auf seiner Sternwarte und der deutsche Kaiser lud ihn zu großen Herrlichkeiten zu sich ein. Sein Unglück war, daß er seinem Wissensdrange folgen wollte, sagen wollte, was er meinte, eine selbstständige, originale Person sein und für sich leben wollte; solche Männer werden die größten, aber auch im Unglück.

Wir näherten uns nun Kopenhagen mehr und mehr. Mit Freude verweilte der Blick auf der schönen Landschaft. Munter weißgemalte Landhäuser, Fischerdörfer u. dgl. m. wechselten ab mit Wald und frischem Wiesengrün. Endlich tauchte die große Stadt mit ihren Thürmen vor unsern Augen in ihrem ganzen großen Umfang empor und der Wind trug bereits einzelne Töne der Glocken zu uns herüber.

Mir wurde ein wenig schwül ums Herz, als wir endlich an's Land stiegen. Ich bewickelte abermals meine Ketten mit meinem Taschentuche

und spähte umher, ob etwa ein Standesgenosse oder gar ein Bekannter mich bemerken sollte. Als ein Zollbeamter an mich herantrat, zitterte ich und sein scharfes Auge bemerkte meine Verwirrung. Zugleich klirrte die Kette unter dem Tuche.

„Was haben Sie da?“ fragte er mißtrauisch. Ich zögerte mit der Antwort, und deshalb antwortete der Holländer, der an mich herangetreten war, um Abschied von mir zu nehmen, für mich:

„Geld, Geld!“ sagte er lachend, „Geld wie Heu, wofür wir flott leben wollen in Eurem verfl ..... Babel!“

Aber der Zollbeamte hatte bereits das Tuch untersucht und die Wahrheit erkannt. Voraussetzend, daß ich diese Ketten mit Recht trüge, was doch nicht christlich war, warf er mir einen Blick der Verachtung zu, der mich lehrte fühlen, welch ein unermeßliches Unglück es sein muß, nicht nur ein Verbrecher zu *sein*, sondern auch vor dem Pöbel dafür zu gelten. Meines Herrn Jesu Leiden erschien mir erst nun ganz in seiner furchtbaren Größe.

Der Offizier trat nun herzu und erklärte, daß ich sein Arrestant sei, und darauf führten sie mich in die nahe liegende Citadelle. Hier wurde ich zu dem Commandanten geführt, der mich verhörte, mich einen, man denke sich! „*gottlosen* Hallunken“ schalt, welcher Spießruthen verdiene, und Befehl gab, mich in ein Gefängniß zu werfen.

Es war ein schmutziges, feuchtes, übelriechendes Loch. Die Feuchtigkeit sikkerte durch die dicken Mauern, nur spärliches Licht fiel durch das hohe Gitterfenster. Ekelhaftes Stroh wurde mir von dem Kerkermeister zum Lager ausgebreitet und schlechtes schimmelichtes Brod und ein Krug Bier zum Essen hingesetzt.

Als er die Thür hinter mir schloß, brach ich in Thränen aus und warf mich, der Verzweiflung nahe, auf das Stroh nieder. „Herr,“ rief ich laut, „hab' ich das verdient?“

Das tröstete mich. Ich sank nun hin in Gedanken und ließ Alles, was ich bisher erlebt hatte, vor meiner Seele vorüber gehen. Allmählich wurde ich ganz ruhig, denn, dachte ich, der Gott, der dich aus der Gewalt des Sturmes und der wildempörten Wogen errettet hat, kann dich auch erretten aus den Händen der Menschen. Ich mußte an unsern Paul Gerhard denken und sprach laut sein schönes Lied:

Befiehl Du Deine Wege.

Ich war müde und ermattet von der Reise und schlief ein. Als ich erwachte, stand der Mond hoch am Himmel und schien grade durch mein kleines Gitterfenster. Alles war still, nur ein leises Rauschen von Bäumen hörte ich, die ich nicht sehen konnte. Ich schloß daraus, daß mein Kerker auf einen Garten, oder etwa den Festungswall hinausgehe. Zugleich hörte ich die Nachtigall schlagen, und ihre Töne drangen mir so tief in's Herz und erweckten ein so sonderbares banges Gefühl des Heimwehs in meiner Seele.

Plötzlich hörte ich menschliche Stimmen sich nähern, und wer beschreibt mein Entzücken, als ich meine deutsche Muttersprache erkannte. „Excellenz, Herr Graf," hörte ich einen Mann sagen, dessen Aussprache ächt holsteinisch war, „hier ist eine Bank zum Sitzen." „Danke, Claus," sagte eine andre edle Stimme, „es ist ein schöner Frühlingsabend, genießen wir ihn hier eine Weile ungestört. Setze Du Dich nur neben mich, genire Dich nicht."

Dann trat eine Pause ein und nun faßte ich mir ein Herz und sagte, indem ich auf den schlechten Stuhl meines Kerkers stieg und den Mund an die Fensteröffnung legte:

„Verzeihen Ew. Excellenz, Herr Graf, einem armen vom Unglück Verfolgten, aber, bei Gott im Himmel! schuldlosen Candidatus theologiae und Magister artium, wenn er sie um Gehör für eine Bitte anfleht, welche ihm, durch die Gnade des edlen Bernstorff, seine Freiheit wieder verschaffen wird."

„Was ist das, wer sind Sie, was meinen Sie mit dem Minister Bernstorff?" sagte der Fremde nun und näherte sich meinem Kerker.

Ich wurde, von Hoffnung und Dank zu Gott erfüllt, beredt und berichtete meine Schicksale und nannte endlich auch den Namen des Magisters Gude auf Hirsholm.

„Wo ist der Brief an Bernstorff? Geben Sie ihn mir," sagte der Fremde in einem strengen, doch nicht unfreundlichen Tone.

Ich zögerte, ich fürchtete dies wichtige Kleinod aus den Händen zu geben, aber ich wußte nicht, ob ich nicht vielleicht Alles verdürbe, wenn ich es verweigerte.

„Nun?" fragte der Fremde, wie verwundert und gereizt über mein Zögern. Da faßte ich ein Herz und sagte halb weinend.

„Ach Gott, ich fürchte, daß Ew. Excellenz, die ja ein vornehmer Mann sind, die Bagatelle vergessen sollten und dann wär' Alles aus."

„Haben Sie so wenig Vertrauen zur Gerechtigkeit?"

„Ach," sagte ich, „ein Quentin Gunst ist oft mehr als ein Scheffel Gerechtigkeit, und der Arme, der Unbekannte hat immer Unrecht vor dem Mächtigen und Bekannten."

„Euer Lieutenant ist wohl nicht so mächtig," sagte der Fremde „und eines ehrlichen Mannes Freiheit und Glück keine Bagatelle, am wenigsten, wenn er sie verlor, weil er dem Edelmuth seines Herzens folgte. Geben Sie mir nur getrost den Brief."

Ich reichte ihm denselben, er dankte und ging, aber ohne mir eine „gute Nacht" zuzurufen.

Ich wälzte mich nun, namentlich dadurch beunruhigt, auf meinem Lager umher. Als ich endlich einschlief, wurde ich von bösen Träumen gepeinigt.

(Schluß folgt.)

Ein Privatdocent.

Die Stellung des Privatdocenten, von Dr. F. W. K. Beckhaus. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1858.

Deutschland, unser geliebtes Vaterland, ist reich an verschwiegenem Humor, an verschämter Noth, an glänzendem Elend. Nirgend auf der Welt hangen die Menschen so viel an Idealen und verachten so sehr die Wirklichkeit, nirgend geht der Hunger in besserem Rocke einher, nirgend wird weniger gebettelt und mehr gedarbt, als in dem Lande des furor teutonicus und der welterobernden Stämme. Es giebt ganze Gesellschaftsklassen, die in solch einem Zustande des Gegensatzes befangen sind und für ihn eine Begeisterung empfinden, die so aufrichtig ist, daß sie sie sogar ihren Kindern mittheilen und mit halb komischer, halb rührender Sorgfalt dafür sorgen, daß auch diese bei den tiefen Schüsseln mit dem schmalen Bissen und dem vergoldeten Rande sitzen bleiben. Auch seinen Dichter hat, wie natürlich, dieser gegensätzliche Zustand gefunden, und es ist gerade darum der deutscheste der deutschen Dichter, Jean Paul, derselbe, der im Wappen „die lächelnde Thräne" tragen wollte. Ueber dem Leiden und über dem Genuß der Selbstquälerei freilich stand er nicht, wie die classische Regel vom Dichter verlangt, lebte er doch mitten in diesem Helldunkel drin und ist es doch eben dem Deutschen so ganz unmöglich, statt eines Siebenkäs einen Don Quixote zu schreiben. Wenigstens für die nächste Zeit; denn einst wird es anders werden, und solch ein Zustand stolzester Hungerleiderei, in dem nicht die Schlechtesten unseres Volkes geboren werden, in fröhlicher Mühe leben und gläubig sterben, hat eine große Verheißung in sich, ähnlich der, die über dem Haupte des Pioniers der Civilisation leuchtet, der im Schweiß seines Angesichts die Axt in den fernen Urwald des far West niederdröhnen läßt und unter frischen Söhnen und Enkeln neben dem eben bestellten Kornfelde in dürftiger Hütte ausathmet.

Unser ganzes Volk glaubt an solch eine Verheißung, und darum ist es überhaupt noch möglich, daß in dieser Zeit, in der das Geld sonst überall einsam und ausschließlich herrscht, in Deutschland gerade diejenigen Gesellschaftsklassen, in denen der Stolz sich nur mit sich selbst vergolden kann, allgemeiner Ehre und Theilnahme genießen. Der Officier, der nur seinen Degen hat, der Gelehrte, der seine Bücher sich vom Munde abdarbte, der Beamte, der für Alle das Recht übt und nur gegen seine Familie Unrecht thut, der Geistliche, der vielleicht nur in seiner eigenen Hütte um die rechte und entsprechende Armenpflege verlegen ist, diese ungezählte Schaar von Männern des Glaubens, der freudigen Hoffnung, des ernstesten und hartnäckigsten Stolzes und der ununterbrochenen Entbehrung, diese Männer bilden in der That, so wenig

irgend eine Hand sonst sich helfend nach ihnen ausstreckt, eine ganz besondere Ehre und einen ganz eigenthümlichen Vorzug der deutschen Nation.

Und wie wenig sie auch ihre nähere und fernere Umgebung mit ihren kleinen Sorgen beschweren, so können sie doch stets sicher sein, eine allgemeinere Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen, sobald die Gesammtlage eines Einzelnen aus ihrer Schaar in Bedrängniß kommt. In Frankreich und England hat man von solch einer Theilnahme keine Ahnung, für sie auch nicht das geringste Verständniß. In England ist der äußere Lohn auf das engste an jede geistige Anstrengung geknüpft; der cura folgt stets die Sinecure und begleitet sie weiter; das Mittelalter hinterließ genug der materiellen Vermächtnisse für die Bedürfnisse der geistigen Kämpfer, dieser Nachfolger und Erben der ersten und bedeutsamsten Vorkämpferin des Geistes, der alten katholischen Kirche, als daß jemals eine größere Verlegenheit um Unterbringung eines verdienten Mannes dieser Art eintreten könnte; in Frankreich haben sich die Geister längst dessen entwöhnt, eine uneigennützige That auf geistigem Gebiete zu thun oder von einem Andern zu erwarten; wer dort solches zu thun scheint, hat längst vorher sein geistiges Pfund nach der Form eines Capitals berechnet und die Zinsen desselben bei den Kaufleuten discontirt. Aber während in Deutschland noch die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit des geistigen Ringens geblieben ist, haben bei uns die Vorfahren der auf das Idealische gerichteten Berufsstände merkwürdiger Weise alle materiellen Vorbedingungen solch eines idealen Lebens mit einer einseitigen Energie vernichtet, für welche wir vergebens in der Geschichte der Menschheit ein Gleichniß suchen. So wurden von den Universitäten aus die ersten Angriffe auf die Corporationen gerichtet, und doch ist ohne den Halt, welchen diese geben, die Unabhängigkeit und Unausgesetztheit des Strebens und Forschens nicht denkbar, in welcher die stillen Gelehrten ihre Befriedigung finden.

Dieser Widerspruch im Handeln verleiht indeß in den Augen dieses widerspruchvollen deutschen Volkes den deutschen Gelehrten einen neuen anziehenden Zug; man hat im Allgemeinen um so mehr Zutrauen zu ihnen, je weniger sie es in den Augen praktischer Männer vielleicht verdienen. Ein englischer Tutor oder ein französischer junger Professeur würde sich lächerlich machen, wollte er seine Landsleute mit einer Darstellung des Sachverhalts seiner Entlassung aus seiner Stellung behelligen, und doch haben beide von vornherein eine Art von amtlicher Stellung, während der deutsche Privatdocent, der sie an Wissen und Erfahrung meist weit überragt, gar nichts ist, wirklich gar nichts, und es von der Gnade einiger alten Professoren und eines Decans abhängt, ob er seine Vorlesungen fortsetzen darf oder mit einem literarischen Makel behaftet, plötzlich an die Luft und in die weite Welt gesetzt werden soll.

In Bonn kam solch ein Fall vor wenig Wochen wiederum einmal

vor; ein Dr. Beckhaus wurde von der juristischen Facultät für nicht befähigt erklärt, Vorlesungen, in denen er sich schon Jahre hindurch mit Glück versucht hatte, fortzusetzen, und die Zeitungen nahmen sich des Falles sogleich mit großer Theilnahme an, und heut erscheint sogar nach mehrfach gepflogener Rede und Widerrede eine Broschüre über diese an sich doch so ganz unbedeutende Angelegenheit. Ein Zeichen der Zeit ist das immer und kein unerfreuliches (weil es in einer Zeit scheinbar materiellster Tendenzen auf ein unverändertes Interesse des deutschen Volkes an den geistigen Dingen des Vaterlandes schließen läßt), so wenig wir auch geneigt sind, diesmal uns des Verstoßenen ohne Weiteres anzunehmen.

Die Sache ist, wie gesagt, an sich recht unbedeutend. Ein junger Privatdocent, eifrig und vielleicht ein wenig zu eifrig „in der Kunst, wie — im Leben," hat sich die Professoren seiner (der juristischen) Facultät entfremdet, die ihn beschuldigen, dem Wirthshaus nicht fern genug zu bleiben, mit seinen Studenten intimer zu verkehren, als es ein alter von Hämorrhoiden und Geheimrathsgefühlen geplagter ordentlicher Professor thut, und außerdem Collegia zu lesen, die das Brotstudium der Studenten und das — Studienbrot jener ordentlichen Professoren selbst bilden.

Der Privatdocent Dr. Beckhaus kündigte, um die Sache ex ovo und mit seinen eigenen Worten zu erzählen,

„im November v. J. auf den Wunsch vieler Studenten außer der römischen Rechtsgeschichte Pandecten als Privatcolleg und als einstündiges publicum die vergleichende Interpretation des ersten Buches der Gaianischen mit dem der Justinianischen Institutionen als Vorlesungen für das nächste Sommersemester in der Inscriptionsliste der Facultät an. Pandecten, die bisher hier als Monopol der ordentlichen Professoren betrachtet wurden, von einem Privatdocenten, der doch eigentlich nur Nebenfächer lehren müßte! Das schien zu viel. Wenige Wochen nach dieser Ankündigung erhielt ich daher durch den Decan folgendes Facultätsschreiben:

Ew. Wohlgeboren haben durch Ihre gleichzeitige Ankündigung von Pandecten, römischer Rechtsgeschichte und Erläuterungen zu Gaius und den Justinianischen Institutionen bei der Facultät die Besorgniß erregt, daß Sie bei dieser Entschließung die Schwierigkeiten, eine solche Aufgabe zu lösen, nicht hinreichend bedacht haben. Für die Facultät ist es unzweifelhaft, daß es selbst einem älteren, auf seine Vorlesungen lange vorbereiteten und durch sein eigenes gedrucktes Material unterstützten Docenten sehr schwer fallen muß, dieser Aufgabe in Einem Semester, zumal in einem kurzen Sommer-Semester, zu genügen; und sie mußte sich in der Voraussetzung, daß diese Schwierigkeiten von Ihnen unterschätzt sein möchten, um so mehr bestärkt finden, als schon im vorigen Sommer der außerordentlich frühe Schluß Ihrer Vorlesungen ohne vorgängige Anzeige bei der Facultät oder bei dem Curatorium der Universität, einigen Anstoß zu erregen, nicht verfehlen konnte.

Indessen hat die Facultät Ihrer Ankündigung für jetzt um so weniger hindernd entgegentreten wollen, als sie der Ansicht ist, daß der in den §§. 57. und 58. ihrer Statuten vorhergesehene vierjährige Termin erst im Jahre 1858 eingetreten sein werde. Um so mehr muß sie aber auch im beiderseitigen Interesse den Wunsch hegen, daß Ew. Wohlgeboren selber Sich bei näherer Erwägung von der Angemessenheit einer Beschränkung Ihrer Sommer-Vorlesungen überzeugen mögen, und es ist mir als zeitigem

Decan der Auftrag geworden, Ihnen diese Erwägung hiermit anheim zu geben.

Bonn, den 7. December 1857.

Der zeitige Decan der juristischen Facultät.
gez. Bluhme.

Der §. 57. lautet:

„Auch darf einem Privat-Docenten die Licentia docendi von der Facultät nur auf vier Jahre ertheilt, kann aber nach deren Verlauf durch einen einfachen Facultäts-Beschluß verlängert werden."

So dankbar ich für die freundliche Fürsorge der Facultät, ich möchte mich überbürdet haben, war und so erfreut ich über den väterlichen Ton des Schreibens sein mußte, so wenig konnte ich mir die eigentliche Absicht desselben verhehlen und im Zweifel sein über die Urheberschaft. Es war darauf abgesehen, mir die Pandecten zu legen und die vielleicht gefährliche Concurrenz unmöglich zu machen. Zur Erreichung dieser Absicht drohte man mit der „discretionären Gewalt" der Facultät und hatte wahrscheinlich auch, wie ich vermuthete, auf möglichst kurzem Wege diesen ganzen Beschluß zu Stande gebracht. Diese Vermuthung ist denn auch richtig gewesen."

„Leider gehöre ich nun aber nicht zu denjenigen, die sich leicht fürchten und sich durch „discretionäre Gewalt" einschüchtern lassen. Ich antwortete deshalb umgehend Folgendes:

„Ew. Hochwohlgeboren erkläre ich in Veranlassung der mir heute zugekommenen Zuschrift vom 7. December, daß ich von der angekündigten römischen Rechtsgeschichte für das nächste Sommer-Semester Abstand nehme, und daß die Pandecten-Vorlesungen auf mir vielfach ausgesprochenen Wunsch angekündigt worden sind, weil ich nach vierjähriger Vorbereitung, unterstützt durch 3 Jahre hinter einander fortlaufende Privatissima, diesen Versuch machen zu können glaubte. Eine Unterschätzung der Aufgabe ist mir dabei so fern gewesen, als eine Ueberschätzung meiner Kräfte. In das Sommer-Semester sind jene Vorlesungen lediglich gelegt worden, um die Concurrenz mit denen des Herrn Geheimen Justizraths Professors Dr. Böcking zu vermeiden.

Was den frühen Schluß meiner letzten Sommervorlesungen betrifft, so ist derselbe durch strenge ärztliche Verordnung, welche eine baldige Badekur zur Herstellung meiner damals sehr gestörten Gesundheit in Wildbad anbefahl, veranlaßt rc."

„Damit glaubte ich wie alle Welt die Sache abgemacht, als mir am 11. März d. J. folgendes von des Decans eigener Hand geschriebenes Schreiben zukam:

Die juristische Facultät ist durch den §. 57. ihrer Statuten verpflichtet, nach Ablauf der vier Jahre, für welche sie einem Privat-Docenten vorläufig die Venia docendi ertheilen darf, über die Frage in Berathung zu treten, ob diese Venia demselben zu verlängern sei oder nicht. Die demgemäß in diesem Winter stattgehabten Facultäts-Verhandlungen haben zu dem Beschlusse geführt, Ew. Wohlgeboren hierdurch zu eröffnen:

daß die Facultät nach reiflicher Berathung sich nicht bewogen finden kann, Ihnen die Venia docendi zu erneuern,

daß sie aber in besonderer Rücksicht darauf, daß Ihre Vorlesungen bereits in dem inzwischen gedruckten Lections-Kataloge für den nächsten Sommer mit angekündigt stehen, Ihnen die Fortsetzung Ihrer hiesigen Lehrthätigkeit bis zum Ablauf des Sommer-Semesters gestatten will.

Auch soll Ihnen diese Mittheilung, mit welcher ich als zeitiger Decan der Facultät beauftragt bin, eigenhändig und im engsten Vertrauen gemacht werden, um Ihnen Gelegenheit zu geben, Sich inzwischen in der Form eines freiwilligen Rücktrittes einen anderen Wirkungskreis zu wählen.

Bonn, den 9. März 1858.

Der zeitige Decan der juristischen Facultät. gez. Bluhme.

„Ohne Angabe von Gründen, ohne Anklage, ohne Gestattung einer Vertheidigung zum Verdachte verurtheilt und aus dem Lebensberufe gedrängt, den ich mit Erfolg und treulich 4½ Jahre, also länger als 4 Jahre, gepflegt, durch den Spruch selbstrichtender parteiischer Männer und wie zum Hohne hingeworfen die Erklärung, man theile mir das „im engsten Vertrauen“ mit, um mir Gelegenheit zu geben, mir in der Form eines freiwilligen Rücktrittes einen andern Wirkungskreis zu wählen — das heißt die Geduld eines Mannes auf eine zu harte Probe stellen, ist zu viel Hohn, als daß man sich „in Demuth“ beugen sollte vor solch einem Spruche.“

So Herr Dr. Beckhaus. Er fragt hinterher — (und dies ist so naiv, daß es nur einem deutschen Privatdocenten nicht verübelt werden kann,) wann solches je an deutschen Universitäten vorgekommen ist? Wir antworten ihm, daß, so lange es deutsche Universitäten gab, es auch solche Hitzköpfe, wie er einer ist, gegeben hat, junge, eifrige Männer, mit vielem Wissen und hingebendster Liebe zu ihrer Wissenschaft, die aber in dieser Richtung so einseitig wurden, daß sie die ganze Welt um sich her, unter Anderm auch das Vorhandensein alter ordentlicher und leicht beleidigter Professoren vergaßen. Und so viel solcher jungen Ikarusse es gegeben hat, so oft sind auch dem idealen Schwunge die Flügel verbrannt und der Sturz ist erfolgt, ein Sturz, der zu repariren ist, weil wir eben in Deutschland leben, wo die Jugend sich niemals lächerlich machen kann und wo der gesellschaftliche und Ehren-Codex für sie Gott sei Dank eben so gut noch eigene Gesetze haben, als der Staat eine besondere Nachsicht mit ihr.

Ueberall anders aber, als in Deutschland, hätte sich Herr Dr. Beckhaus durch seinen Bruch mit der Facultät unmöglich gemacht. Er kannte diese Facultät, als er in sie hineintrat, er kannte ihre Personen, ihre Macht, ihr Recht, er machte von den Freiheiten Gebrauch, die innerhalb und unter ihr den Privatdocenten bewilligt sind, und nun rennt er auf einmal gegen dieselbe Facultät an und will es versuchen, sie aus dem Sattel zu heben und gegen sie Recht zu behalten. Mag diese Facultät immerhin einseitig, mag sie unverantwortlich gegen ihn gehandelt haben, (obwohl es uns doch nach seinen eigenen Aussage scheint, als hätte er durch seine „Uebersetzung der Gajanischen Institutionen-Commentarien“ auch eine nicht kleine Verantwortlichkeit gegen Wissenschaft und Facultät auf sich genommen), dennoch ist es und bleibt es seine Schuld, eine Körperschaft, in deren Recht und Bann er einmal aufgenommen war, nicht hinreichend gewürdigt und als Jüngerer sich gefügt zu haben. Oder meinte er nach echt moderner Art, die Sache von den Personen, das Institut von denen unterscheiden zu können, die dasselbe nun einmal bilden und ausmachen? Und dachte er nicht daran, daß er auch einmal der Aeltere sein und ein gutes Recht gegen die Jüngeren in Anspruch nehmen werde? Ein gutes Recht, denn in den Facultäten, wie in allen den wenigen Ueberbleibseln altdeutscher Einrichtung wohnt noch gutes Recht und ein Restlein alter Freiheit, und Herr Dr. Beckhaus hat, indem er eine Lanze für wissenschaftliche Freiheit einzulegen gedachte,

aber dabei sich gegen die Facultät wandte, einen Versuch gemacht, einem wenn auch noch so wankend und morsch gewordenen, doch noch in neuerer und neuester Zeit mehrfach bewährten Bollwerke wissenschaftlicher Freiheit den Rest zu geben. Das ist überaus einseitig, und die Appellation an den Minister erscheint uns nicht männlich. Wir freuen uns, daß dieselbe kein Resultat hatte, denn dies hätte nur in der Niederbeugung einer großen Facultät zu Gunsten des vorübergehenden Zornanfalls eines jungen Docenten bestehen können. Man bricht einen Wald nicht nieder, damit ein hoffnungsvolles Reis mehr Licht habe, es mag sich gewöhnen und durcharbeiten. Die weitere Appellation an des Königs Majestät können wir aus demselben Grunde eben so wenig billigen, außerdem ist mit Bezug auf dieselbe zu bedauerm, daß Dr. Beckhaus die Unschicklichkeit begangen hat, sie zu veröffentlichen, ehe er noch einmal eine Antwort darauf empfing.

Die Hitzigkeit und Einseitigkeit der deutschen Wissenschaft hat uns, so hoch wir letztere schätzen, schon genug geschadet; man muß es ihr, und sei es mit scharfem und verletzendem Worte, wehren, den Glanz ihres Namens und ihre Würde im Gezänke des Marktes preiszugeben.

H. K.

Aus der Hauptstadt.

Reisen. — Reise eines Berliners durch Berlin. — Die Unersättlichen. — Die Offenbarung auf der Reise. — Reise nach Schottland zu billigen Preisen.

Als ob man in Berlin nicht auch Reisen machen könnte! Wieviel Entdeckungen kann der Berliner noch in seiner Vaterstadt machen in Bezug auf Menschen, wie auf Gärten und schöne oder seltsame Punkte! Und warum verschließen sich so Viele dem Humor eines stillvergnügten Herrn a. D., der, da ihm weitere Reisen unmöglich waren, in jedem Jahre plötzlich einmal als „zugereister Fremder“ aus seinem in der Kronenstraße gelegenen Bette aufstand, seine Toilette ein wenig leichter und ungenirter einrichtete, in einem Buchladen sich einen Führer durch Berlin kaufte, mit systematischer Gründlichkeit Kunstkammer, Museen, Privatgalerien, Waffensammlungen ꝛc. durchmusterte, bei Kranzler Eis aß und bei d'Heureuse Chocolade und bei Josty Bonbons kaufte, in einem Delikateßkeller zu Mittag speiste und seinen Abend mit Volksstudien beschloß, die er in irgend einem Hofgarten in der Landsberger oder Prenzlauer Straße, wo Weißbier verschänkt wird, anstellte. Diese Reisemanier des alten Herrn Ade ist gar nicht so übel, und in wem denn doch die Reiselust zu mächtig wird, der mag immerhin ihm nachahmen. Er wird Neues genug finden und seine Bequemlichkeit nicht zu opfern haben.

Aber es giebt Unverbesserliche, die mit dem Seufzer: „Schade, daß ich in Berlin wohne“ an den zahlreichen schaulustigen Fremden vorübergehen, welche auf allen Eisenbahnen gegenwärtig hier eintreffen, um die reichen Sehenswürdigkeiten des nordischen Sparta und seine athenischen Beiwerke zu betrachten. Diese Unverbesserlichen müssen erst hundert Meilen durchdampft, übertriebene Rechnungen gemustert und vielzungigen Kellnern gelauscht haben, ehe ihr Reisevergnügen den richtigen Parfüm erhält. Zum großen Theil gehören diese Weitsegler der Klasse der Renommisten an, die nur reisen, um nachher davon erzählen zu können, und die eben darum so gar nichts von ihrer Reise zu erzählen wissen. Eine eigene Reisebeförderung für solche Herren wäre eine sehr gute Specula-

tion. Wir denken dabei etwa an einen Courierzug, der durch halb Europa in drei Tagen geht, seine eigenen Betten u. dergl. mit sich führt und nur an den großen Hauptstädten, den Alpen und dem Meere je eine halbe Stunde anhält, um den Passagieren etwa von einem an der betreffenden Station errichteten hohen Gerüste die Sehenswürdigkeiten aus der Vogelperspective zu zeigen. Die Sache ginge rasch, kostete wenig und die Reisenden wären, worauf es ihnen ja hauptsächlich anzukommen scheint, so klug wie vorher.

Wir wissen freilich von dieser unangenehmen Sorte von Weltbürgern eine andere Klasse von Reisenden sehr wohl zu unterscheiden, die den uralten, ächt germanischen Wandertrieb in ihrer Brust lebendig fühlen und im Auslande für Kopf und Herz die wunderbarsten und wichtigsten Entdeckungen machen. Eine jede Reise klärt sie mehr und weiter auf, und nach jeder steht das majestätische Bild des hohen Weltenbaums, dessen ineinandergeschlungene Zweige die Völker sind, in deutlicheren Umrissen vor ihnen. Für sie ist Reisen Offenbarung und ein Genuß, der mit dichterischer Kraft erfüllt. Man findet diese Reisende in der ersten, zweiten wie dritten Klasse, man findet sie in den großen Hotels wie in den billigen Dorfkneipen und kleinen Logirhäusern, aber eine nicht unbeträchtliche Anzahl derselben gehört doch der Sippe vom schmalen Geldbeutel und vom gehemmtem Zahlungsvermögen an. Für sie schafft indeß diese Zeit der Eisenbahnen und Gasthofconcurrenz auch Rath, und mit Entzücken bemerken sie, wie professionirte Touristen hier und da gegenwärtig in ihren Reiseskizzen damit beginnen, auch an die Aeußerlichkeiten der Reise zu denken und ihnen vorzurechnen, daß man doch auch sehr billig über die Welt kommen könne. So beschreibt uns T. Ulrich jetzt in der Nationalzeitung seine Reise durch Schottland und läßt sich dabei über die Kosten derselben in folgender, uns freilich räthselhafter Art aus:

„Schottland steht noch in der vollen Pracht seines Zaubers aus der Ferne da. Nichtsdestoweniger wird das poetische Paradies des Nordens von den Deutschen verhältnißmäßig nur sehr wenig besucht. Der Grund liegt nahe genug: man hält die Reise für erstaunlich kostspielig. Man macht sich die wunderlichsten Begriffe; der Tourist revidirt seine Kasse und wenn er nicht etwa ein halbes Tausend von Thalern im Ueberschuß hat, so glaubt er resigniren zu müssen. Es ist dies jedoch ein großer Irrthum, und ich erlaube mir daher, hier die materielle Seite der Sache mit ein paar Worten zu berühren, um ein eingewurzeltes Vorurtheil zu widerlegen.

Eine schottische Reise läßt sich, wenn man sich eben allein auf Schottland, auf den Distrikt zwischen Edinburg, Glasgow und dem kaledonischen Kanal, mit Einschluß des Ausfluges nach der Insel Staffa, beschränkt, und wenn man sich nirgends länger, als unbedingt nöthig ist, aufhält, von Berlin aus über Hamburg in etwa 18 Tagen bis 3 Wochen machen. Zwischen Hamburg und Leith (dem Hafen von Edinburg) besteht ein directer Dampfschiff-Verkehr. Im Lande selbst fehlt es zwischen den Hauptpunkten nirgends an bequemen, raschen Verbindungen und Beförderungsmitteln, je nach der Oertlichkeit durch Eisenbahnen, Dampfschiffe, Personenwagen oder Kutschen. Verhältnißmäßig am theuersten sind letztere; doch muß man in Anschlag bringen, daß das Terrain im Ganzen klein und daß die Fahrstrecken deshalb von unbedeutender Länge sind. Der längste Weg mit der „Kutsche“ von Perth nach Inverneß (dem nördlichsten Punkt der gewöhnlichen Tour) beträgt etwa 20 deutsche Meilen (bei einem directen Abstande von 17 M.). Der Weg von Glasgow über den Loch Lomond, bis hinauf nach Fort William am kaledonischen Kanal, den man von früh bis Abend theils auf der Eisenbahn, theils auf dem Dampfschiffe, theils in der Kutsche zurücklegt, ist ein paar Meilen kürzer, und man zahlt beim Kutschen-Bureau inGlasgow für die ganze Strecke (mit Einschluß des festgesetzten Trinkgeldes) 25 Schilling oder 8¼ Thlr. Der See-Ausflug nach Staffa und Jona von Oban (an der Westküste) aus, der ebenfalls einen ganzen Tag in Anspruch nimmt, kostet 1 Pfd. St. Uebrigens bestehen in Glasgow und Edinburg besondere Touristen-Beförderungs-Bureaux, welche die Reisenden gleichsam in Commission nehmen. Die Bureaux veranstalten für diesen Zweck zu bestimm-

ten Zeiten Extrafahrten von der verschiedenartigsten Ausdehnung der Touren, unter denen man wählen kann. Der Vortheil für den Reisenden ist der einer sehr beträchtlichen Ermäßigung der Fahrkosten auf der ganzen Tour. Wenn mich meine Erinnerung nicht völlig täuscht, so betrug der Preis für die ausgedehnte Tour, mit Einschluß der Insel Staffa u. s. w., nur einige 60 Schilling (einige 20 Thaler); doch will ich, wie gesagt, diese Angabe nicht fest verbürgen. Den in Edinburg, Glasgow, Stirling, Perth u. s. w. Verweilenden bieten die sogenannten Temperance-Hotels (wenn man obenein nur a small bedroom verlangt) ein sehr billiges Unterkommen, ohne daß diese Gasthäuser irgend etwas von Anstand oder Comfort vermissen lassen. Rüstige Leute können, namentlich in Gesellschaft, wenn es ihnen sonst beliebt, die von den Kutschen befahrenen Straßen sehr bequem zu Fuß zurücklegen; die Wege sind gut gehalten, zwar meist einsam, aber trotzdem sicher, und so destinguirt in ihrer Anlage, daß man bei einiger Orientirung auf der Specialkarte keines Führers bedarf. Einige Uebung in der englischen Conservation ist unumgänglich nothwendig. Darf ich mir endlich, ganz abgesehen von den weiteren Ermäßigungen der Preise durch die vorhin erwähnten Extratouren, einen gesammten Ueberschlag der Reisekosten von Berlin aus erlauben, so würde ich die erforderliche Summe für einen Touristen, der nicht besondere Ansprüche macht, und wenig Gepäck bei sich führt, auf etwa 150 Thlr. abschätzen. Junge sparsame Leute, die in Gesellschaft reisen und statt der Kutsche sich der eigenen Füße zu bedienen Lust hätten*), könnten den Ausflug vielleicht schon mit 120 Thlr. ermöglichen. Obenein ist die Tour durch den östlichen Theil des Landes, von Perth nach Inverneß, nicht einmal ein wesentliches Erforderniß und man darf sich füglich mit dem westlichen District, der die schönsten Punkte umfaßt, begnügen. Ich meine mit dem Wege von Edinburg über Stirling nach Loch Katrine und Loch Lomond, von da durch das berühmte grandiose Thal Glencoe nach Fort William (Ben Nevis), sodann nach Oban — zur Excursion nach Staffa — und von Oban nach Loch Awe, Inverary, Loch Lomond (oder Loch Fyne) und Glasgow zurück nach Edinburg."

Wir glauben, Titus Ulrich hat durch diese wohlgemeinten Zeilen manch' Jünglingsgemüth in eine bange Bewegung gesetzt, manche Studentensehnsucht angefacht und dem Absatz der deutschen Uebersetzungen des Pseudo-Ossian in Berlin ein großes Feld eröffnet. Glück auf zur schottischen Reise! Nur eines vergesse der Reisende nicht, was Titus Ulrich ihm zu sagen vergaß, daß die poetischen Schotten mit ihrem Plaid und ihren nackten Beinen die speculativsten, gewinnlustigsten, knappesten, knauserigsten, schlauesten Patrone unter der Sonne sind. Die Engländer, die doch auch wissen, was kaufmännische Art ist, haben ihnen dafür ein Dutzend Spitznamen gegeben, welche dem Stammverhältniß Beider alle Ehre machen.

Kopenhagen, den 22. Juli.

— Der Redacteur des „Dagbladet". —

Ich habe mich eines Lächelns nicht erwehren können, als ich zufällig in dem in Helsingör erscheinenden Blatte eine dänische Uebersetzung der Correspondenz las, welche der hiesige Redacteur des Blattes „Dagbladet," Herr Bille, mit der Redaction der „Kölner Zeitung" geführt hat. Herr Bille hat sich, in gewohnter Weise, mit blinder Leidenschaftlichkeit, über die deutsche Presse beschwert, ein Paar Beispiele vermeintlicher „Lügen" d. h. Irrthümer angeführt und sich seltsam genug in demselben Augenblicke, wo er von einer deutschen

---

*) Allerdings wäre das Ersparniß vermittelst der Extrafahrten ungleich größer als das durch die Fußtour; nur müßten sich die Reisenden im Voraus schon über die Zeittermine dieser Fahrten von Edinburg oder Glasgow her Nachricht zugeben lassen. Gelegentlich auch die Bemerkung, daß der Reisende sich in Hamburg mit englischem Gelde zu versehen hat. In England selbst giebt es nur wenige Orte (London, Liverpool), in denen eine Umwechselung möglich ist, und ob Leith oder Edinburg zu diesen Orten zählen, steht sehr dahin. Ich führe nur als befremdende Thatsache an, daß man in der ganzen großen Stadt Manchester auch nicht einen einzigen Wechselladen findet.

Redaction nicht nur Gerechtigkeit, sondern Billigkeit und ein humanes Urtheil über die dänische Nation fordert, der unbilligsten Ausfälle gegen Deutsche schuldig gemacht. Sehr glimpflich und mit einer Art von Achtung hat die „Kölner Zeitung" dem Abdruck eines Theils seiner Beschwerde eine Erwiderung hinzugefügt, welche durch ihre Mäßigung und Anerkennung der dänischen Nation im Allgemeinen jedem dänischen Blatte zum Muster dienen könnte. Allein da Herr Bille sich also vorgedrängt hat, und zum Ankläger der deutschen Presse macht, so dürfte es für deutsche Leser von Interesse sein, zu wissen, wer Herr Bille denn eigentlich ist und welche Berechtigung er hat, sich zum Ankläger der ganzen deutschen Presse und Nation zu machen. Herr Bille redigirt ein hiesiges Tageblatt, das sich von seinem ersten Erscheinen im Jahre 1849 durch seinen giftigen Haß (der damals vielleicht zu entschuldigen sein mochte aber nicht später) gegen alles Deutsche, seine ungenirte Entstellung und Umgehung der Wahrheit, seine unverschämte persönliche Polemik selbst gegen eigne Landsleute, die nicht zu seiner Parteifahne geschworen hatten, oder nur halbwegs verriethen, daß sie Sympathie für Deutschland, Deutsche oder nur etwas Deutsches hegten und etwa glaubten, daß auch ein Theil der Schuld an den Zerwürfnissen Dänen zur Last fiele, bis auf die heutige Zeit ununterbrochen bemerkbar gemacht hat. Herr Bille hat jeden, die verdientesten Personen seines Vaterlandes, einen Oersted sowohl als die Schauspielerin Heiberg, Bluhme, Tillisch, Sponneck, ja selbst den höchsten Geistlichen des Landes, Bischof Martensen, den König von Preußen sowohl als den preußischen Gesandten Grafen Oriola, den Kaiser Napoleon nicht minder, als den Kronprinzen von Schweden, mit den gehässigsten Insinuationen verfolgt, mit dem Geifer seines, bei aller Trivialität doch boshaften Witzes besudelt, und selbst den eignen Landesherrn, wenn er nicht nach der Pfeife „Dagbladets" tanzen zu wollen schien, so beleidigt, daß Bille trotz der beispiellosen Milde unsres Preßgesetzes zu drei Monaten Festungsstrafe verurtheilt werden konnte. Herrn Billes Wirksamkeit in der Presse ist der Art gewesen, daß man berechtigt sein würde, ihm jedes gentlemenlike Gefühl abzusprechen, wenn man nicht sich psychologisch die Sache, aus Mitleid gegen ihn, so erklären könnte, daß seine ihn gänzlich beherrschende Leidenschaftlichkeit, welche ihm unter dem falschen Lichte eines glühenden Patriotismus erscheint, momentan, aber durchgehends wenn er über politische Gegner urtheilt, jede Stimme in ihm erstickt. Denn, über ihn persönlich nicht betreffende, fernliegende politische Fragen urtheilt er oft ganz richtig. Allen Gesetzen, selbst der Logik, spricht er, wenn es in seinen Kram paßt, Hohn, wo er seinem Innern Luft machen kann, so nennt er z. B. die Schleswig-Holsteiner noch beständig »Aufrührer« und höhnt sie in ihrem Unglück mit nichtswürdigem Pharisäismus, läugnet aber dabei gleichwohl, daß der Krieg mit ihnen ein Bürgerkrieg gewesen sei, blos um dem Theile des dänischen Volkes, welcher seine Ansicht theilt, dadurch ein Recht zuzuschreiben, Siegesfeste zu feiern, als über eine fremde Nation. X.

London, den 16. Juli.

Eine doppelte Strömung in entgegengesetzter Richtung macht sich seit einiger Zeit in erhöhtem Grade bemerkbar in Bezug auf das dritte Gebot, das im englischen Decalog das vierte ist. Einerseits, insbesondere natürlich von clericaler Seite, dringt man auf Heilighaltung des Sonntags und ist ernstlich bemüht, dem bei den kleineren shopkeepers in London mehr und mehr um sich greifenden sonntäglichen »Handel und Wandel« Einhalt zu thun, und namentlich die arbeitenden Klassen für den Besuch der Kirchen zu gewinnen. Zu diesem Endzwecke geht man u. A. nun auch ernstlich damit um, die große Rotunda unter dem Dome der St. Pauls-Kathedrale, dieses herrlichen Bauwerks, auf das England mit Recht so stolz ist und das »der größte Tempel der evangelischen Christenheit« ist (bis einst, in diesem oder dem nächsten Jahrhundert, der Dom, der jetzt an den Ufern und aus dem Grunde der Spree sich erhebt oder erheben möchte, diesen Rang vielleicht ihm streitig machen wird), für den

regelmäßigen Gottesdienst einzurichten, um demnächst auch einen Sonntags-„Abenddienst“ einzuführen, wie es seit Beginn des Jahres „versuchsweise“ in der Westminster-Abtei der Fall ist. Leider ist in den Abenddiensten der letzteren, eben so wenig wie in denen bei Tage, irgend eine Spur von der Klasse der Bevölkerung zu finden, für die dieselben ausdrücklich und ausschließlich bestimmt sind, der arbeitenden Klasse. Auch in den Kathedralen der Provinz werden allmälig überall Abendgottesdienste eingeführt, wie bereits in Canterbury, Rochester &c. Ebenso mehren sich auch in London „außer“ dem Schooße der Episcopalkirche die Straßenpredigten, deren Erfolg freilich schwer zu beweisen sein möchte. Doch auch sie, die Staatskirche, verschmäht es nicht länger, hinabzusteigen auf die Märkte und in die Gassen, und das Wort Gottes zu predigen dem Volke. Seit einigen Sonntagen predigen nämlich unter Zustimmung des Bischofs von London Prediger der Staatskirche auf dem Platze vor der Börse, wie einst in einer kirchlich (und politisch) bewegteren Zeit vor dem großen Brande an dem berühmten St. Pauls-Kreuze, dicht hinter der damaligen St. Paulskirche, die Kämpen der Kirche es thaten. Diese Predigten sind sehr besucht, und das ist gewiß sehr erfreulich. Ob aber der Besuch auf religiösem Antriebe beruht, das möchte zweifelhaft erscheinen der Thatsache gegenüber, daß in den 50 Kirchen der City mehr oder weniger buchstäblich vor „leeren Bänken“ gepredigt wird. Wo bleibt aber die Andacht und die Heiligkeit der Handlung, wenn z. B. ein Regenschauer die Gläubigen plötzlich benetzt und sie auseinanderstäubt? Hält doch die „Volksmusik“, die bei schönem Wetter Hunderttausende anzieht, von denen freilich vielleicht nicht Zehn sich fragten: „Wohin gehen wir, in die Kirche oder in den Park?“ — nicht Stand gegen die „tückischen Wolken“, so daß, da sich hier Alles nach Thlr., Sgr. und Pf. berechnet, das „Musikchor“ an einem der letzten Sonntage einen Verlust von 20 Pfd. St. und so und soviel Shillings und Pence erlitt, was zu einem „Aufruf“ an das Volk Veranlassung gab und sogar die ganze „Volksmusik“ in die Brüche gebracht hat. Diese Musik-Aufführungen bilden einen Theil der im Eingange erwähnten entgegengesetzten Strömung. Demnächst greift die Sitte immer weiter um sich, die Sommer-Vergnügungslocale des Sonntags zu öffnen, mit oder ohne Musik. Für Cremorne ist das eine alte Sitte; aber auch das wiedererstandene Vauxhall öffnet jetzt seine elysischen Gefilde des Sonntags; und im Heerlager der Actionäre des Krystallpalastes hat sich so eben wiederum ein arger Krieg darob entsponnen, ob ihnen ihr Palast an Sonntagen geöffnet (und zwar gratis) sein solle oder nicht, obgleich vor einigen Jahren schon nach dem Rechtsgutachten einiger der ersten Juristen, denen der Casus vorgelegt worden, ein solches Vorrecht und überhaupt die Eröffnung des Palastes an Sonntagen ungesetzlich sein würde: aber einen Theil der Actionäre hat einmal die Lust erfaßt, den Palast an Sonntagen exclusive zu besitzen und sich in philosophischer Einsamkeit darin ergehen zu dürfen; und so wird Mitte dieses Monats eine namentliche Abstimmung darüber stattfinden. Auch Surrey-Garten steht im Begriff, dem Publicum die Gunst des Zutritts an den Nachmittagen des Sonntags zu erweisen, wodurch aber zunächst der Rev. Mr. Spurgeon von dort vertrieben wird; dieser bekannte Kanzelredner hatte nämlich bisher in der großen Musikhalle daselbst seinen „Monstre“-Sonntagsgottesdienst abgehalten, und da seine Proteste gegen die Eröffnung des Gartens an Sonntagen fruchtlos geblieben, so hat er seine Predigten daselbst eingestellt, wie er so eben, bei Gelegenheit einer bei Old-Sarum, unsern Stonehenge, jenem wunderbaren Ueberbleibsel aus der Druidenzeit, gehaltenen Predigt angezeigt hat; gleichzeitig erklärte er, daß, wenn es nicht gelänge, die nöthigen Fonds zum Baue seines „Tabernakels“ zu beschaffen, er nach Amerika oder Australien auswandern würde.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 17. Montag, den 26. Juli. 1858.

Berlin, 26. Juli.

Die dänische Verwicklung bereitet dem Bundestag in diesem Sommer schwere Tage. Es zeigt sich in ihm wiederum ein Zwiespalt, und wenn nicht alle Anzeichen täuschen, so bereitet sich Oestreich darauf vor, mit denjenigen Staaten, die ihm unbedingt zu folgen gewohnt sind, sich zu einer Erklärung zu vereinigen, die in den neuesten Dänischen Vorschlägen Anknüpfungspunkte zu wirklichen Verhandlungen nachzuweisen versucht. Preußen und seine Anhänger halten die jüngste Dänische Antwort dagegen für ungenügend und verlangen ernste Maßregeln gegen Dänemark. Gegenwärtig tritt dieser Gegensatz zwar noch nicht äußerlich hervor, im Gegentheil meldet man in officiösen Correspondenzen, daß die anfänglichen Meinungsdifferenzen über die Bedeutung der dänischen Antwort im Wege der Discussion in der Art ausgeglichen seien, daß der Seitens Preußens gemachte Vorschlag die Grundlage für die am Donnerstag d. 29. d. M. zu stellenden Anträge bilde. Daß aber von dieser Versicherung nicht zu viel zu halten sei, wird Jeder zugeben, der daran nicht glaubt, daß die »Meinungsdifferenzen« von Diplomaten, die zu ihren Meinungen doch von ihren Regierungen instruirt werden, durch die Discussion, durch Belehrungen und Umwandlung der bisherigen Ueberzeugungen ausgeglichen werden können.

Der preußische Ministerpräsident ist über Frankfurt a. M. mit dem preußischen Bundestagsgesandten nach Baden-Baden abgereist, und es darf wohl vermuthet werden, daß dort vor Seiner Königl. Hoh. dem Prinzen von Preußen Berathungen über die weitere Verhandlung der schwierigen Angelegenheit werden gepflogen werden.

In keinem Lande der Welt wird der Verkehr mehr durch Eisenbahnen belebt, als in England. In hundert Verzweigungen erstrecken sich die einzelnen großen Linien über das reich gesegnete Land, und da ist kein Hüttenwerk, keine Fabrikanlage, kein Bergwerk, dem es nicht endlich gelänge, durch eine Seitenleitung von Schienen sich mit einer der großen Eisenstraßen zu verbinden. Aber wie ausgedehnt auch in England das Bahnennetz sein mag, so genügt es dem massenhaften Verkehr doch nicht, und vielfach sieht man neben den Schienen schmalere und breitere Wassercanäle hinlaufen, zwischen deren grünen Ufern langsam Schiffe dahinziehen, von vielen aufeinanderfolgenden Dampfzügen überholt, aber ihres Zieles und ihres Gewinnes doch sicher. Die Kohle, das Eisen, das schwere Rohmaterial wandert auf diesen Wasserwegen unter billigsten Frachtbedingungen zu den Werkstätten, in denen es verarbeitet wird.

Leider fehlt dem gewerbfleißigen Norddeutschland dieser Binnenwasserverkehr zu sehr, als daß es von den Schätzen, die ihm verliehen sind, einen entsprechenden Gebrauch machen könnte. Unsere großen Fürsten freilich erkannten den großen Werth solcher Canäle, und gesegnete Anlagen zwischen Elbe und Oder zeigen von ihren Sorgen für das Wohl ihres Landes und von der Energie ihres Willens. Aber noch immer fehlt dem ganzen Norddeutschland eine solche innere Verbindung, durch welche die Kohle des Niederrheines und Westfalens billig nach Osten gebracht und die Erträge des Ostens billig nach dem Westen geschafft werden könnten. Kein Mensch vermag zu ermessen, welche großartigen Folgen solch' eine Verbindung haben würde, Folgen commercieller, national-ökonomischer, politischer Natur, aber ahnen kann man einen Theil dieser Folgen, wenn man bedenkt, wie viel niedriger sich der Preis der Kohle und des Eisens künftig bei uns im Osten stellen würde, um wie viel leichter unserer Fabrikation die Concurrenz mit der englischen werden würde, welche Hindernisse dadurch dem Zustandekommen eines gesunderen Systems der Zölle aus dem Wege geräumt werden würden u. s. w. Wir begrüßen darum mit Freuden einen Plan, den ein für die Herstellung einer Wasserverbindung zwischen Rhein und Elbe (und Oder) schon seit längerer Zeit thätiges Comité in diesen Tagen in den Zeitungen veröffentlicht hat. Ein Canal, der im Westen dem Canal du Nord die Hand reicht und im Osten bis in die Spree und Havel führt, ist ein Werk von einer allgemeinen Bedeutung. Wir können nicht daran zweifeln, daß es zur Ausführung kommen wird; die darin angelegten Capitalien werden, wie viele Beispiele in England zeigen, sich gut verzinsen, und die verschiedenen Regierungen werden sicherlich das Ihrige thun, um die Herstellungskosten möglichst zu vermindern.

Berlin, 25. Juli.

Ihre Majestäten der König und die Königin werden aus Tegernsee, dessen Klima den wohlthätigsten Einfluß auf das Befinden der Allerhöchsten Herrschaften ausübt, Ende dieses Monats zurückkehren. Ihre kaiserl. Maj. die Kaiserin Mutter von Rußland werden im Anfang des nächsten Monats in Potsdam eintreffen, und mehrere andere Höchste Herrschaften dort ebenfalls für die Zeit der Anwesenheit Ihrer königl. Maj. von Großbritannien erwartet.

— Der Reiseplan Sr. k. H. des Prinzen von Preußen ist nunmehr definitiv geordnet und dahin festgestellt, daß Höchstderselbe schon am 28. d. M. von Baden-Baden abreisen wird, um, wenn auch auf kürzere, als die zuerst vorgesetzte Zeit, das Seebad Ostende zu gebrauchen. Der Prinz wird dasselbe frühzeitig genug verlassen, um zur Zeit der Ankunft I. M. der Königin von England bereits auf Schloß Babelsberg zu sein, und trifft demnach daselbst am 11. August ein. Die Königin von England kommt am 12. August daselbst an. Die britische Majestät wird am Königl. preuß. Hofe ungefähr vierzehn Tage verweilen.

— Die Sp. Z. schreibt: Indem wir dahingestellt sein lassen, ob sich die Vermuthung, daß dem Prinzen von Preußen k. H. von Seiten des Kaisers von Rußland der dringende Wunsch ausgesprochen sei, Höchstderselbe möge dem großen russischen Herbstmanöver beiwohnen, vertreten lasse, können wir die thatsächliche Mittheilung machen, daß Se. k. H. der Prinz von Preußen dem Kaiser von Rußland ein sehr kostbares Geschenk, welches bei besagtem Manöver gebraucht werden kann, anfertigen läßt. Es besteht in einem großen, eben so zweckmäßig als geschmackvoll eingerichteten Zelte. Der Zimmermeister Rosenfeld ist mit den Zimmerarbeiten beauftragt worden, die bereits ausgeführt worden sind. Das Hauptzelt hat eine Länge von 62 Fuß und eine Breite von 30 Fuß. Wenn man annimmt, daß die 20 Fuß langen Hauptsäulen auch zwei Fuß tief in der Erde zu stehen kommen, so würde das Zelt bis an den First noch 18 Fuß hoch werden. Das Dach bietet eine ziemlich flache, doch entsprechende Gestalt dar und wird mit Leinwand gedeckt werden. Vor der Vorderseite tritt die Hälfte eines sehr hübschen Pavillons hervor, deren Durchmesser 10 Fuß beträgt. Von selbst versteht sich, daß die Bedachung des Pavillons von der des Zeltkörpers getrennt ist. Die Wandbekleidungen werden von dem Hoftapezierer Hiltl ausgeführt und außen und innen aus schweren und schönen seidenen Stoffen bestehen. Da das Hauptzelt aus etwa 10 Abtheilungen besteht, so bietet sich Gelegenheit zu mannigfaltigen und schönen Garnirungen dar. Außer diesem Hauptzelte werden noch zwei kleinere Nebenzelte gebaut, deren jedes an je einer Giebelseite des Hauptzeltes zu stehen kommt. Alle Zelte sind so gearbeitet, daß die Theile auseinander genommen werden können, um gut verpackt und sicher transportirt werden zu können. An einem der nächsten Tage werden sie bereits von hier abgehen, um in den ersten Tagen des Augusts an dem Orte ihrer Bestimmung zu sein. Während das Hauptzelt für die hohe Person der kaiserlich russischen Majestät bestimmt ist, sollen die Nebenzelte theils als Küche zur Aufbewahrung von Vorräthen dienen, theils die Dienerschaften aufnehmen.

— Die in vielen Blättern verbreitete Nachricht, daß der Prinz-Admiral Adalbert den Festlichkeiten in Cherbourg beiwohnen werde, kann als eine unbegründete bezeichnet werden. Bis zum heutigen Tage ist wenigstens von einer beabsichtigten Reise desselben nach Cherbourg nichts bekannt. Der Prinz-Admiral dürfte vielmehr in Homburg zur Fortsetzung seiner Brunnenkur noch einige Zeit verbleiben und später im Sommer von hier aus sich nach dem Jahdebusen begeben.

— Am verflossenen Donnerstag Abend traf hierselbst der Ober-Hofmarschall am Hofe des Prinzen von Preußen, wirkliche Geheime Rath Graf v. Pückler ein, um die nöthigen Vorbereitungen zum Empfange und Aufenthalt der Königin von England zu leiten; auch wird derselbe die Festlichkeiten während ihrer Anwesenheit anordnen.

— Der jetzt hier verweilende Scheriff Pascha aus Aegypten ist zur Consultirung des Dr. Gräfe wegen eines Augenleidens nach Berlin gekommen, da eine zweimonatliche ärztliche Kur, welcher er in Wien sich unterzogen hatte, ohne Erfolg geblieben.

— Es bestätigt sich, daß die Rastatter Besatzungsfrage in Folge der zwischen den Cabinetten von Berlin und Wien gepflogenen Verhandlungen eine Lösung gefunden hat. Es ist der Ausweg getroffen, daß die dermaligen Garnisonsverhältnisse Rastatts zunächst bleiben, wie bisher; die Besatzung (5000 Mann, zumeist Oestreicher) wird nämlich als kleine Kriegsbesatzung angesehen werden, nicht als Friedensbesatzung, als welche sie nach der Uebereinkunft zwischen Oestreich und Baden fortan gelten sollte. (Zur Friedensbesatzung dürfte Oestreich höchstens 2000 Mann stellen.) Andrerseits werden nunmehr auch die Reclamationen, welche bisher zuweilen bezüglich der Anwesenheit einer kleinen Kriegsbesatzung in Rastatt erhoben worden waren, ruhen, da dieselbe durch den jetzigen großen Umfang der Festungswerke geboten erscheint.

— Der Staatsminister a. D. Graf v. Arnim-Boytzenburg kehrte gestern Nachmittag aus dem Kurorte Ems hierher zurück und begab sich um 5 Uhr nach Schloß Babelsberg.

— Der ägyptische Erbprinz Toffun Pascha ist gestern früh um 7 Uhr nach Paris weiter gereist, wo er einen längern Aufenthalt zu nehmen gedenkt. Das gesammte türkische Gesandtschafts-Personal und mehrere hier anwesende türkische Offiziere gaben dem Prinzen bis zum Potsdamer Bahnhofe das Geleit und verabschiedeten sich da-

selbst durch einen Handkuß. In der Begleitung des Erbprinzen befanden sich der Leibarzt Etienne, der Gouverneur Xaver-Aga, seine „Erzieherin", eine Französin, und einige höhere Militärs.

— Gestern Vormittag trafen mehrere türkische Militärs auf der Anhalter Bahn hier ein und werden einige Zeit hierselbst verweilen. Wie wir erfahren, haben viele hochgestellte Offiziere vom Sultan den Befehl erhalten, dem großen Manöver, das in Schlesien zur Ausführung kommt, beizuwohnen.

— Mehrere Freunde und Verehrer des verstorbenen Pastors Johannes Goßner haben die Errichtung eines Denkmals für den Verstorbenen angeregt. Bei der Erwägung, was für ein Zeichen des Gedächtnisses dem Sinne desselben am besten entspräche, hat der Vorstand der Goßnerschen Mission dafür erachtet, daß die Förderung der letzteren, und namentlich der Ankauf eines Hauses für deren Zwecke am angemessensten wäre. Beiträge dazu sind schon zugesagt worden.

— In einer geheimen Sitzung der Stadtverordneten ist der Antrag auf Verlängerung der Concession der Wasserleitungsgesellschaft abgelehnt worden.

— Die englischen Zeitungen der letzten Tage enthalten bereits eine öffentliche Gerichtsverhandlung, welche in London gegen den dort verhafteten, steckbrieflich verfolgten Consul Otto Homeyer aus Wolgast stattgehabt hat. Nach Ausweis dieser Verhandlung ist Homeyer in England verhaftet worden, als er mit dem von Ostende kommenden Dampfschiff landen wollte. Er ist dem Lord-Mayor der City zu London vorgeführt worden, vor diesem ist in öffentlicher Sitzung das Haus Thielemann in New-Castle in England aufgetreten, von welchem Homeyer gegen ein von ihm auf den Namen des Schiffscapitäns Kell lautendes Connoissement 3750 Pfd. St., also an 20,000 Thlr., ausgezahlt erhalten hat. Die Disconto-Bank zu Berlin hat auf Anweisung des Hauses Thielemann diese Summe an Homeyer gezahlt, und dieser ist mit solcher flüchtig geworden. Außerdem liegen noch andere schwere Anschuldigungen gegen Homeyer vor. Der Lord-Mayor hat beschlossen, den Gefangenen den englischen Gerichten zu überliefern, und hat solchen in Haft behalten. Inzwischen sind von den preußischen Behörden bereits die erforderlichen Schritte geschehen, um auch von hier aus gegen Homeyer einzuschreiten und ihn nach Lage der Sache zu reclamiren. (Wir bemerken übrigens, daß Homeyer bisher allgemein als achtbarer Bürger bekannt war, und daß die Nordd. Z. in Stettin, die doch den Verhältnissen näher steht, vor einem vorschnellen Urtheil gegen Homeyer warnt. Es scheint, als würde Homeyer das Opfer einer Usance, die allerdings durchaus nicht zu rechtfertigen ist, und nach welcher die Connoissements bereits ausgefertigt und versilbert werden, ehe noch die Ladung des Schiffes vollendet ist.)

— Von einem hiesigen bejahrten christlichen Einwohner sind in diesen Tagen zum Bau eines neuen jüdischen Krankenhauses 2000 Thlr. unter der Bedingung geschenkt worden, daß der Zinsgenuß ihm während seiner Lebensdauer verbleibe. Die Summen der bisherigen Beiträge zu dem genannten Krankenhausbau betrugen Ende vorigen Jahres 49,805½ Thlr.

— Von dem Comité, welches sich zu Brüssel unter dem früheren Justiz-Minister Hrn. Ch. Faider zum Schutze des künstlerischen und literarischen Eigenthums gebildet hat, sind hieher sowohl von amtlicher Stelle eine Mittheilung seiner Absichten als auch Aufforderungen zur Theilnahme an einem abzuhaltenden Congresse bei Personen, welche sich auf dem Gebiete der Kunst und Literatur einen Namen erworben, eingegangen. Es soll nach dem beigelegten Programme über den Zweck und die Tragweite des von dem Comité angestrebten Unternehmens vor Allem eine Gleichförmigkeit der in den verschiedenen civilisirten Staaten hinsichtlich des fraglichen Gegenstandes bestehenden Gesetzgebungen angestrebt werden. Zu gleicher Zeit soll der Congreß noch hinsichtlich eines anderen Punctes einen wohlthätigen Einfluß ausüben, indem er den Umlauf der Geisteswerke zu erleichtern suche, zu welchem Zwecke eine Aufhebung der den Geistesverkehr hemmenden Grenzzölle auf Bücher und Kunstwerke herbeizuführen sei.

— Im December d. J. (am 3.) findet eine allgemeine Volkszählung Statt, und es ist neuerdings bestimmt worden, daß bei Aufnahme der Militär-Bevölkerung fortan auch die Unterabtheilung „Lebensalter und Religion" berücksichtigt werde. In die Rubrik „Freigemeindler und Deutschkatholiken" sollen die aufgenommen werden, welche nach dem Patent vom 30. März 1847 ihren Austritt aus einer der beiden Landeskirchen erklärt haben.

— Aus der Provinz Pommern hier angekommen, gingen gestern einige 20 Auswanderer — bäuerliche Grundbesitzer — über Hamburg nach Brasilien ab.

— Wir hören vielfach über die irrationelle Betreibung des Fischfangs klagen, so vor Kurzem in der General-Versammlung der pommerschen ökonomischen Gesellschaft zu Regenwalde. Es ist vielleicht zweckmäßig, in dieser Beziehung auf eine im laufenden Monate von der Königl. Regierung zu Frankfurt a. O. erlassene Fischerei-Polizei-Ordnung hinzuweisen, die einerseits eine vollständige Schonzeit (15. April bis 1. Juli jeden Jahres) während des Laichens der Fische bestimmt, dann aber auch in Betreff der Fischerei-Geräthschaften, über Maschenweite der Netze u. s. w. solche Anordnungen enthält, daß einer Devastation der Binnengewässer durch Wegfangen der kleinen Fische Einhalt geschehen mag. (B. u. H.-Z.)

— Ueber das Ende der Studentenbewegung in Leipzig wird nachträglich gemeldet, daß am 18. Juli die aus 16 Mitgliedern bestehende Commission der Studirenden Rechenschaft über ihre letzten Schritte ablegte. Es wurde zuerst der Ansprache des Rector magnificus vom 10. d. M. und der stillschweigenden Entgegennahme seiner Erklärung über gewisse Aeußerungen ge-

dacht. Dann folgte der Bericht über die Audienz bei dem Cultusminister Dr. von Falkenstein in Dresden, welcher die vier Deputirten über den ganzen Vorgang anhörte und sorgfältige Prüfung der Sache zusagte. Der Minister war am 18. selbst in Leipzig. Unter diesen Umständen hielt die Commission ihr Mandat für erledigt, und erklärte sich in Folge dessen für aufgelöst.

— Ob das zuerst in einem süddeutschen Blatt aufgetauchte Gerücht von einem Rufe des abgesetzten Rostocker Professors Baumgarten nach Gießen ein unbegründetes sei, hat man noch nicht erfahren können. Ein Correspondent der „H. N.“ aus Mecklenburg-Schwerin bezweifelt aber, daß Prof. Baumgarten einem solchen Rufe Folge leisten und überhaupt geneigt sein würde, vor Erlangung eines Resultats auf die von ihm beabsichtigte Anrufung der städtischen Vertretung in seiner Angelegenheit Mecklenburg zu verlassen.

— Als ganz zuverlässig theilt man der Allgem. Augsburger Zeitung aus Kehl mit, daß vor wenigen Tagen Baron v. Bulach, Kammerherr des Kaisers Napoleon, von Plombières aus nach Umkirch (bei Freiburg i. B.) geschickt wurde, um eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und seiner Tante, der verwittweten Frau Großherzogin Stephanie von Baden, zu verabreden. Als Ort des Zusammentreffens ist Münster im Departement du Haut-Rhin gewählt worden, wohin sich der Kaiser von Plombières aus über Remirement, und die Frau Großherzogin von Umkirch über Breisach und Colmar begeben werden. Die Zusammenkunft wird den 21., 22. und 23. d. dauern und zu verschiedenen Ausflügen benützt werden. Die Generale Béville, La Tour-Maubourg, Lepic und Baron v. Bulach werden den Kaiser, Kammerherr Frhr. v. Leoprechting die Frau Großherzogin Stephanie begleiten. Nach diesem Zusammentreffen des Kaisers mit seiner Tante dürfte selbstredend von einer weitern Reise desselben nach Deutschland keine Rede mehr sein, da der einzige Zweck derselben einem Besuch der Frau Großherzogin Stephanie gegolten und somit seine Erledigung gefunden hat.

Köln, 24. Juli. Der Herr Graf von Chambord hat gestern Morgens Deutz verlassen, soll jedoch die Absicht haben, in einigen Wochen nochmals auf einen oder zwei Tage dahin zurückzukehren.

---

† † **Aus Holstein**, 23. Juli. Nicht bestätigt haben sich, wie zu erwarten war, die beiden unglaublichen Gerüchte, Dänemark werde gar keine Antwort geben und keine Truppen zur Bundes-Inspection stellen; aber auch das, immerhin glaubliche, Gerücht ist ein leeres geblieben, Dänemark werde die jetzt in Holstein liegenden Truppen, geborene Dänen, als Bundescontigent inspiciren lassen; es werden vielmehr die, in Holstein ausgehobenen, Bataillone ꝛc. von Seeland nach Holstein zu diesem Zwecke überführt werden. Dänemark kann zur Inspection Truppen nach seinem Gefallen stellen; der Transport von Seeland macht viel Mühe und Kosten, und so ist dies eigentlich unter jetzigen Verhältnissen als eine besondere Rücksicht gegen den Bund anzusehen. — Wiederum ist ein ehemaliger Offizier amnestirt worden, der frühere Seconde-Lieutenant Friedr. Jeska. — Gar auffallend ist jedenfalls die Beschlagnahme der dänische Schiffe in Stettin, nicht allein an und für sich selbst, sondern besonders unter jetzigen Verhältnissen. Wenn dänische Blätter darüber Lärm schlagen und „Dagbl.“ schon Repressalien anräth, so ist das gerade nicht zu verwundern; aber anzuerkennen ist es gewiß, wie ruhig sich „Kjöbnhavens-Post.“ darüber äußert. Da heißt es u. A.: „— — dieser Vorgang kann wohl nur herrühren von einem großen Irrthum oder einer offenbaren Willkür der beikommenden Stettiner Behörden, und wird gleich gehoben werden, sobald die preußische Regierung davon Nachricht erhält, oder jedenfalls doch, sobald der dänische Gesandte am preußischen Hofe sich der Sache annimmt.“ Nun wird „Dagbl.“ getadelt und dann geschlossen: „Eine solche Sache wird gewiß viel besser ruhig abgemacht, und kann ja nöthigenfalls europäischer Entscheidung übergeben werden — vorausgesetzt, daß die Schiffer bona fide gehandelt haben.“ Würde man in einem preußischen Blatte solche Sprache lesen, wenn der Fall umgekehrt wäre?

Wien, den 22. Juli. Es hat vor Kurzem eine theilweise sehr heiße Polemik begonnen über eine kaiserliche Verordnung vom 20. Juni d. J., wirksam für alle Kronländer, mit Ausnahme des lombardisch-venezianischen Königreichs und der Militairgrenze, durch welche, unter gleichzeitiger Feststellung des dabei zu beobachtenden Prozeßverfahrens, vom 1. Septbr. 1858 an die Gerichtsbarkeit über eine Reihe von Uebertretungen des allgemeinen Strafgesetzes den politischen Behörden (in erster Instanz der politischen Bezirksbehörde des Orts, wo die Uebertretung begangen worden, in zweiter Instanz der politischen Landesstelle und in dritter Instanz dem Ministerium des Innern) zugewiesen wird. Schon diese Inhaltsanzeige ergiebt, daß die Verordnung ein Princip berührt, welches bisher im östreichischen Staat Geltung hatte, daß sie einen Riß macht in das Princip der unbedingten Trennung von Justiz und Administration. Die Handlungen (resp. Unterlassungen), deren Aburtheilung hinfort der Competenz der Gerichte entzogen wird, sind sämmtlich Uebertretungen (im Sinne des Gesetzes), und zwar Uebertretungen der leichtesten Art, Uebertretungen der Sitten-, der Gesundheits-, der Sicherheits-, der Bau- ꝛc. Polizei. Gerade sie aber nahmen seither die Thätigkeit der Gerichte bis zur Erschöpfung in Anspruch. Die in Frage stehende Verordnung vereinfacht den Apparat, mit welchem der Staat bisher für seine Zwecke arbeitete.

— Die Wiener Zeitung meldet, daß es die Absicht sei, die österreichische Kriegsflotte auf einen achtunggebietenden Fuß zu setzen und die zu erbauenden größeren Schiffe als Propeller auszurüsten. Die Flotte wird zunächst auf die Stärke von drei Linienschiffen ersten (über 100 Kanonen) und drei Linienschiffen zweiten Ranges, so wie auf zwölf Fregatten ersten, zweiten und dritten Ranges, lauter Schraubendampfer, dann auf sechs Dampfcorvetten, zwölf Segelschiffe, worunter vier Dreimaster, und zwölf Dampf-Kanonenboote gebracht werden.

Triest, 22. Juli. Nachrichten aus Ragusa bestätigen, daß sich in Folge der Verhandlungen im Trebinje alle aufständischen Rajahs mit Ausnahme jener von Grahovo völlig unterwerfen haben, und daß auch ihr Verhältniß zur türkischen Regierung festgestellt worden ist. Allen wurde vollständige Amnestie ertheilt.

---

† **Paris,** 23. Juli. Wird die Königin von England bei ihrem Besuche des Hafens von Cherbourg ans Land steigen? oder wird sie ihr Schiff und das wogende Element, auf dem sie den Principat immer noch behauptet, nicht verlassen? Eine Frage, die hier alle Politiker beschäftigt. Der Franzose, der überaus viel auf den Schein und auf das äußere Thun giebt, kann wirklich nicht begreifen, wie England sich soweit vor dem napoleonischen Sterne »demüthigen« kann; entweder triumphirt man hier über den Besuch der Königin, oder man ist verdutzt darüber. Allerdings, es ist eine ganz eigene Sache, die Königin Englands Gevatter stehen zu sehen bei der Taufe des ärgsten Feindes ihrer Küsten. Und Alles geschah, um diesen feindlichen Charakter Cherbourgs zu betonen. Man stellt zu derselben Zeit in dieser Hafenstadt die Statue Napoleons I. auf, der drohend den Arm erhebt und seine Adler zum Fluge über den Canal aufzufordern scheint. Aber der Charakter der englischen Politik ist so prosaisch, daß alle französischen Decorationen ihn kalt lassen; vor der Hand wünscht England noch Frieden mit Frankreich, und kalt und gelassen und vielleicht lächelnd geht darum seine Königin nach Cherbourg. Es ist eben ihr business, ihr Geschäft, die Nation zu vertreten. Der Tag wird kommen, wo die Franzosen einsehen werden, daß der Besuch, den die Königin am Grabmale Napoleons I. im Dome der Invaliden machte, und ihr Besuch in Cherbourg eben — Nichts bedeuteten.

Mit Spannung und Besorgniß betrachtet man hier die wiederholten Reisen des Grafen Chambord, des rechtmäßigen Erben der Krone von Frankreich, an den französischen Gränzen entlang. Alles, was legitimistisch ist und reisen kann, eilt von hier aus dem Grafen entgegen und bringt ihm Huldigungen dar. Natürlich taucht auch wiederum einmal ein neues Fusionsgerücht auf. Graf Chambord, König Leopold der Belgier und Berryer sollen über die Fusion eine lange Berathung gepflogen haben.

Paris, 23. Juli. Man versichert in diplomatischen Kreisen, daß die Hoffnung auf den Schluß der Conferenzen vor dem 15. August eine gegründete sei. Der Kaiser soll die Genugthuung haben, daß Europa am Napoleonsfeste von seiner nächsten Sorge befreit sein wird. — Was die Ereignisse in Kandia und in Dschedda betrifft, so kündigt eine der Regierung zugekommene Depesche an, daß die Pforte sich nicht bloß darauf beschränken wolle, die geschehene Unthat zu bestrafen, sie verspricht auch schleunige Umgestaltung der Verwaltung ihrer entlegenen Provinzen. Der ehemalige Polizei-Minister Mehemed Pascha, der sich in der Eigenschaft eines außerordentlichen Commissärs nach Kanea begiebt, hat den Auftrag und die Machtvollkommenheit, nicht bloß die Uebelthäter aus dem Volke zu bestrafen, sondern auch gegen den Admiral und die anderen Vorgesetzten eine Untersuchung einzuleiten und, falls deren Strafbarkeit klar wird, dieselben abzusetzen.

— Der Kaiser wird am 27. Plombieres verlassen und am 28. in St. Cloud eintreffen. Am 3. August begiebt sich derselbe mit der Kaiserin nach Cherbourg. Diese Stadt hat bereits ein äußerst belebtes Aussehen. Die französische Flotte, welche dort am 19. angekommen ist, besteht aus sieben Linienschiffen und einer Fregatte. Der Ober-Commandant derselben, Vice-Admiral Romain Dessossés, hat seine Flagge auf der „Bretagne" (140 Kanonen) aufgehißt. Der „Donauwerth" trägt die Flagge des zweiten Befehlshabers, Contre-Admirals Lavand. Die übrigen Schiffe sind Arcole, Austerlitz, Napoleon, Ulm und Eylau. Zwei andere Linienschiffe, der Alexandre und der Saint Louis, befanden sich am 19. bereits auf der Rhede. Andere französische Kriegsschiffe werden nicht erwartet. Die englische Flotte, welche in Cherbourg mit der Königin Victoria erwartet wird, besteht aus sechs Linienschiffen, sechs Fregatten und sieben königlichen Yachten. Außerdem werden 117 englische Privat-Yachten nach Cherbourg kommen. Ein spanisches Linienschiff, so wie einige preußische und holländische Kriegsschiffe werden dort ebenfalls erwartet. Dagegen wird die russische Flotte, die sich nach dem Mittelmeere begiebt, in Cherbourg nicht anlegen.

— Der Kaiser hat den Redacteur der „Bretagne", Hrn. Poulain Corbion, zu seinem officiellen Historiographen für die Reise nach Cherbourg und der Bretagne ernannt. Derselbe trifft am 28. in St Cloud ein, um zugleich mit dem Kaiser die Reise anzutreten.

— Die Statue Napoleon's I. ist in Cherbourg, wo sie auf dem Napoleonsplatze aufgestellt werden soll, angekommen.

— Einiges Erstaunen erregt hier der Besuch, den der Graf Cavour in Plombieres gemacht hat. Er kam dort vorgestern an und wurde sofort vom Kaiser empfangen. Der Graf verließ schon gestern Plombieres.

— Die Cöln. Ztg. läßt sich folgenden Gallimathias aus Paris schreiben. Es fiel uns dabei die Fabel vom Fuchs und den Trauben ein: Sie, sowie uns hier in Paris, wird es Wunder genommen haben, daß vom Grafen von Chambord von Seiten der Höfe, die er vor Kurzem besucht, ungewohnter Weise königliche Ehren erzeigt worden sind. Man glaubt hier in wohl unterrichteten Kreisen, daß dem kaiserlichen Gouverne-

ment dadurch ein großer Gefallen geschehen, ja, daß ersteres selbst obigen Anordnungen nicht ganz fremd geblieben ist. Es liegt offenbar im Interesse des Kaiserreiches, die unpopuläre ältere Linie so viel wie möglich als die einzig anerkannte zu sehen oder doch erscheinen zu lassen. Da wir gerade vom Grafen von Chambord reden, so mag beiläufig bemerkt werden, daß derselbe in der belgischen Hauptstadt eine Zusammenkunft mit Herrn Berryer gehabt, welcher alsdann seine Reise nach Spaa fortgesetzt hat. (Louis Napoleon weiß am besten, daß ihm der Mann des vollen Principes allein gefährlich ist.)

— Victor Considérant ist so eben hier eingetroffen, um Geldangelegenheiten seiner in Texas begründeten oder zu gründenden Colonie zu ordnen. Herr Considérant, welcher der Proscription angehört, hat Erlaubniß erhalten, zu obigem Zwecke auf drei Monate hierher zu kommen.

— In der Audienz, welche Herr Mirès bei dem Papste hatte, bot er Pius IX. ein kleines Portefeuille an und sagte: „Für die Almosen Ew. Heiligkeit." Anstatt das Portefeuille anzunehmen, wie der berühmte Finanzmann es erwartete, erwiderte der Papst, daß dieses seinen Schatzmeister angehe, daß er mit seinen Diensten zu sehr zufrieden sei, um ihm nicht die volle Ueberraschung und Freude eines solchen Geschenkes zu lassen. Herr Mirès mußte somit sein Portefeuille, welches 80,000 Fr. enthalten haben soll, wieder einstecken und es dem Almosenier übergeben.

— Die Wechsel-Agenturen der pariser Börse werden ungeachtet der schlechten Zeiten immer noch sehr gut bezahlt. Sechs Wechsel-Agenten haben dieser Tage ihre Stellen mit über zwei Millionen Franken verkauft.

London, 22. Juli. Unterhaus-Sitzung. Sir G. Lewis sucht darzuthun, daß der Schatzkanzler sich in seinem Budget für das gegenwärtige Jahr verrechnet habe, und daß die gegen die vorige Regierung vorgebrachte Anklage, daß sie nicht sparsam genug gewesen sei, jedes Grundes entbehre. Disraeli habe die Einkünfte auf 63,900,000 Pfd. St. und die Ausgaben auf 63,610,000 Pfd. St. veranschlagt, wonach sich ein Ueberschuß von etwa 300,000 Pfd. St. ergeben würde. Nun gehe aber aus der Appropriations-Bill hervor, daß statt dessen ein Deficit von 835,000 Pfd. St. zu erwarten sei, indem an Ausgaben nicht 63,610,000 Pfd. St., sondern 64,445,000 Pfd. St. zu bestreiten seien. Der Schatzkanzler räumt ein, daß die Ausgaben seinen Voranschlag übersteigen, fügt aber hinzu, daß auch die Einnahmen viel bedeutender seien, als er früher angenommen habe. Schon im ersten Viertel des Finanzjahres, wo die Aussichten am düstersten gewesen, habe sich eine Mehr-Einnahme von 223,944 Pfd. St. und in den achtzehn Tagen des gegenwärtigen Vierteljahres (1. bis 19. Juli) von nicht weniger als 364,000 Pfd. St. herausgestellt. Obgleich das Parlament die Regierung ermächtigt habe, 2,000,000 Pfd. St. aufzunehmen, so habe sie doch nur bis zum Betrage von 1,000,000 Pfd. St. von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht. Auch sei aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß sie nicht nöthig haben werde, weiter zu gehen. Außerordentliche neue Ausgaben für die Miliz seien nicht zu befürchten. Die Ernte-Aussichten seien gut und die Beziehungen zum Auslande weit befriedigender, als vor einem Jahre oder vor sechs Monaten. Selbst die Lage Indiens sei, wie er hoffe und glaube, weit günstiger, als man habe erwarten dürfen. Der Zustand der Finanzen Englands sei nie gesunder gewesen als eben jetzt. Als Antwort auf eine, die Vorgänge in Dscheddah betreffende Interpellation Sir J. Elphinstone's erklärt der Unter-Staatssecretär des Auswärtigen, S. Fitzgerald, der „Cyclops" habe, wie er schon früher bemerkt, telegraphisch den Befehl erhalten, mit andern Schiffen sofort nach Dscheddah zurückzukehren, und die Offiziere seien dahin instruirt worden, falls keine reichliche Genugthuung gegeben werde, die Stadt zu bombardiren und auf der unverzüglichen Bestrafung aller bei den Frevelthaten betheiligten Personen zu bestehen. Er könne mittheilen, daß der „Cyclops" sogleich nach Dscheddah abgesegelt sei. In einer späteren Depesche des auswärtigen Amtes sei Sir H. Bulwer instruirt worden, zu erklären, daß dies ein Fall sei, den die britische Regierung nicht leicht nehmen könne, „und daß selbst große politische, unser Bündniß mit der Pforte betreffende Zwecke hinter dem in erster Linie dastehenden Princip, das christliche und britische Ansehen in jenen Gegenden aufrecht zu erhalten, zurückstehen müssen. Es sei nicht genug, einen General nach Dscheddah zu schicken. Auch Truppen seien daselbst nöthig; vor Allem aber eine sofortige öffentliche Hinrichtung der Mörder. Der Pascha müsse Gewalt über Leben und Tod haben, ohne daß erst der langwierige Proceß einer Anfrage in Konstantinopel nöthig sei. Drei Schiffe seien nach Dscheddah beordert worden, und wir würden den Ort nehmen, wenn wir nicht schnell Gerechtigkeit erlangten." Sir H. Bulwer sei instruirt worden, dieses dem Großvezir ohne Rückhalt zu erklären. Er könne ferner mittheilen, daß in Folge dieser Vorstellungen ein Offizier vom höchsten Range an der Spitze einer bedeutenden Streitmacht von Constantinopel abgesandt worden sei, daß derselbe die Befugniß habe, das Kriegsrecht zu proclamiren und Todesstrafen vollstrecken lassen könne, ohne erst in Constantinopel anzufragen. Nicht nur seien diese Maßregeln von den Ministern der hohen Pforte ergriffen worden, sondern der Sultan habe Sir H. Bulwer durch seinen Secretär persönlich sagen lassen, er werde nichts unterlassen, um seine Entrüstung über die verübten Frevelthaten an den Tag zu legen und die britische Regierung zufrieden zu stellen. Zum Beweise dieser seiner Gesinnung habe Se. Kaiserliche Hoheit der britischen und der französischen Regierung eine Million Piaster zur Vertheilung unter die Betroffenen zur Verfügung gestellt und seine Absicht kund gegeben, der Tochter des französischen Consuls, so wie den nächsten Angehörigen des britischen Vice-Consuls, ein Jahrgeld von mehr als 400 L. auszusetzen. Der Staatssecretär des Innern, Herr Walpole, verlies't hierauf die neueste Depesche aus Indien und China.

Brüssel, 22. Juli. Die Nachricht, daß in der Kammer über das Project in Bezug auf die Befestigungen von Antwerpen in geheimer Sitzung würde verhandelt werden, wird heute von einem der ministeriellen Organe in Abrede gestellt. Bei Gelegenheit der Frage, zu wissen, ob der große und der kleine Umkreis denselben Werth für die Vertheidigung hätten, hatte die Centralsection begehrt, daß, für den Fall, wo über diese Frage eine Arbeit vorhanden sei, diese ihr mitgetheilt werden sollte. Die Regierung erwiederte Anfangs, daß, um ihre Ansicht zu entwickeln, sie in tech-

nische Details eingehen müßte, die nur in der Centralsection gegeben werden könnten; später sagte sie, daß die Frage einem aus eilf Generalen gebildeten Comité vorgelegt worden sei, und fünf dieser hohen Offiziere hätten für den großen, fünf für den kleinen Umkreis gestimmt, während der eilfte sich der Abstimmung enthalten habe. Die Meinungsverschiedenheit über die Hauptfrage ist also auch unter den berufenen Fachmännern vorhanden. — Von der belgischen Kriegsmarine glaubte ich, daß sie in das Reich der Mythe übergegangen sei; wenigstens geben sich die beiden einzigen Schiffe, woraus sie besteht, alle mögliche Mühe, auf der Schelde zu verfaulen, während die Würmer, die sie an Bord haben, ihre Bemannung bilden. Ein Rundschreiben des Generalmajors Lahure, Inspectors der belgischen Pilotage, erinnert jedoch daran, daß unsere Kriegsmarine noch vorhanden ist, und es handelt sich in dem Rundschreiben von einem sehr ernsten Gegenstande. Freilich nicht, daß unsere stolze Flotte auf fernen Meeren die belgischen Unterthanen beschützen geben, der belgischen Flagge Achtung verschaffen soll, sondern den Marineoffizieren, die jetzt ihre Muße dazu verwendrn, friedliche Briefpostschiffe zu führen, wird anbefohlen, sich die Schnurrbärte abzuschneiden. (B. Z.)

Asien. Auf dem auswärtigen Amte zu London traf am Donnerstag, 22. Juli, 4 Uhr 45 Min. Nachmittags, folgendes Telegramm des General-Consuls Green aus Alexandria ein:

„Alexandria, 18. Juli. Der Dampfer Candia ist gestern zu Suez angekommen. Seine Daten sind: Kalkutta, 19. Juni; Madras, 25. Juni; Aden, 11. Juli; Hongkong, 7. Juni. Die Streitkräfte unter Sir Hugh Rose haben Gwalior am 20. Juni (einer Times-Depesche zufolge am 19. Juni) nach hartem, vierstündigem Kampfe wieder genommen. (Die Times-Depesche fügt hinzu: Die Cavallerie und Artillerie verfolgte den Feind.) Diese Nachricht ist aus Madras. Commandeur Beamish von der königlichen Flotte ist mit Depeschen Lord Elgin's und des Admirals (Sir M. Seymour) an Bord der Candia am 20. Mai angekommen. (Wo?) Die mit 138 Kanonen armirten und von einer starken Truppen-Abtheilung vertheidigten Forts an der Mündung des Peiho wurden von den englischen und französischen Kanonenbooten mit unbedeutendem Verluste auf unserer Seite genommen. (Der Times-Depesche zufolge erlitten die Franzosen schwere Verluste durch das Auffliegen einer Mine. Nach der Times fand die Einnahme der Forts am 20. Mai Statt.) Die Chinesen bedienten ihre Geschütze recht gut. Am 22. Mai begannen die Streitkräfte stromaufwärts vorzurücken. Das Wetter war kühl und Gesundheit und Stimmung der Truppen vortrefflich. 6000 Mann französischer Truppen (wird wohl 600 heißen sollen; wenigstens sprach der Earl von Malmesbury diese Conjectur im Oberhause aus), die ursprünglich für Cochinchina bestimmt waren, befanden sich auf dem Wege nach dem Meerbusen von Petscheli. Bei Kanton ward am 2. Juni ein völlig vergeblicher Versuch gemacht, die auf den Bergen in der Nachbarschaft stehenden „„Braven"" in die Flucht zu schlagen. Ningpo war in der Gewalt der Rebellen, und die englischen Kaufleute befanden sich an Bord von Ihrer Majestät Schiff Surprise."

Der mehrerwähnten Times-Depesche entnehmen wir zur Ergänzung noch Folgendes: „Die Rani von Jhansi soll getödtet worden sein. Der Scindia verließ Agra am 13. Juni, um zu den nach Gwalior marschirenden central-indischen Truppen zu stoßen.

Amerika. Kaiser Napoleon erhält in der letzten Nummer des „New-York Herald" einen Rath, er möge nämlich seine Flotte dazu verwenden, um Hayti wieder zu gewinnen, „das vom Französischen Directorium vor 60 Jahren thörichter Weise freigegeben wurde. Frankreich käme dadurch in den Besitz einer der reichsten und schönsten Colonien. An einem Vorwande könne es nicht fehlen, da ihm Hayti noch 180 bis 200 Millionen Francs schuldete." Und die Vereinigten Staaten? wird man fragen. Die würden sehr zufrieden sein, versicherte das genannte Blatt; aber freilich müßte Frankreich ihnen Cuba gönnen, dessen sie sich ohne Frankreich früher oder später bemächtigen würden.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 24. Juli, Nachmitt. 3 Uhr. (W. T. B.) Die Einnahmen der Oesterreichischen Staatsbahn in der abgelaufenen Woche betragen 8000 Fl. mehr als in demselben Zeitraume des Jahres 1857. Die 3% eröffnete zu 68, 35, wich auf 68, 25 und schloß zu diesem Course in ziemlich träger Haltung und äußerst geringem Geschäfte. Consols von Mittags 12 Uhr und von Mittags 1 Uhr waren gleichlautend 96 eingetroffen.

Schluß-Course.	Cours vom 24.
4½% Rente	96 00
3% Rente	68 25
Franz.-Oesterr. E.-A. . . .	627
Mobiliar-Credit-Ges. . . .	613
1% span. Schuld	00
3% dito	00
Silberanleihe	91½
Lombardische E.-A.	570
Franz-Josephsbahn	458

London, 24. Juli, Nachm. 3 Uhr. (W. T. B.) Der gestrige Wechselcours auf Wien war 10 Fl. 29 Kr., auf Hamburg 13 Mk. 7 Sh. — Silber 61¼. — Consols 95⅞. 1% Spanier 27⅝. Mexikaner 19⅞. Sardinier 90. 5% Russen 113. 4½% Russen 100.

Liverpool, 24. Juli, Mittags 12 Uhr.

(W. T. B.) Baumwolle: 7000 Ballen Umsatz. Preise gegen gestern unverändert.

Vermischtes.

Aus dem Kreise Solingen, 20. Juli. Seit einer Reihe von Jahren hat man in dem hiesigen landwirthschaftlichen Vereine die Beobachtung gemacht, daß der Kreis Solingen alljährlich ziemlich annähernd das Durchschnitts-Verhältniß der Ernte im ganzen Staate producirt. Die Erwartungen von der Ernte dürften sich demnach stellen, wie folgt: Angenommen, daß 100 eine mittlere Ernte bezeichnet: Weizen 60 pCt. Stroh, 70 pCt. Körner; Roggen 120 St., 110 K.; Wintergerste 100 St., 100 K.; Sommergerste 75 St., 75 K.; Hafer 60 St., 60 K.; Kartoffeln, frühe, 70 pCt.; späte, wenn keine Krankheit eintritt, was wohl nicht zu befürchten ist, 100 bis 120 pCt.; Erbsen und Bohnen 10 pCt.; Futterkräuter, Heu 30, Klee 30 pCt.; Gemüse 60 pCt.! Nimmt man zu dieser Aussichtsernte die noch vorhandenen Getreide, Roggen und Weizen, aus dem letzten Jahre, dann läßt sich der Schluß ziehen, daß wir in Preußen für Menschen an Lebensmitteln keinen Mangel bekommen, wogegen das Viehfutter sehr dürftig ausfallen dürfte. (K. Z.)

Künftig erscheinende Bücher. Unter den zahlreichen in nächster Zeit zu erwartenden neuen literarischen Erscheinungen sind besonders bemerkenswerth: Gutzkow's neuer seit längerer Zeit angekündigter Roman, der unter dem Titel: „Der Zauberer von Rom" bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen wird; ein neudeutsches Epos: „Homer's Apotheose" von Leopold Schefer (Lahr, Schauenburg u. Co.); der zweite Jahrgang des in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Volkskalenders" von Berthold Auerbach; „Betrachtungen und Urtheile des Generals der Infanterie Ernst Ludwig von Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Partei-Bewegungen unsers Jahrhunderts", mitgetheilt von G. Eilers (Saarbrücken, Neumann'sche Buchhdl.); eine neue Ausgabe des Homer von Immanuel Bekker (Bonn, Marcus); „Bibliotheca chemica. Verzeichniß der auf dem Gebiete der Chemie in den Jahren 1840—58 erschienenen Bücher" von E. A. Zuchold (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht); der erste Jahrgang eines „Neuen Düsseldorfer Künstler-Album", redigirt von Ellen (Düsseldorf, Reiß u. Co.); ein neuer Roman von Theodor Mundt unter dem Titel „Robespierre" (Berlin, Janke); „Kleine Wanderchronik" von Julius Rodenberg; „Gesammelte Erzählungen und Novellen", von Levin Schücking; „Erzgebirgische Geschichten" von Elfried v. Taura; „Erzählungen aus Niedersachsen" von Günther Nicol, letztere sämmtlich bei Rümpler in Hannover. Für den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig sind u. a. unter der Presse: „Hygienische Briefe" von Fr. Oesterlen; eine philosophische Confession von J. H. Fichte, „Zur Seelenfrage" betitelt, und eine „Aesthetik" von Moritz Carriere. (Centr.-Anz.)

Das Königreich Holland hat nach der letzten Zählung 3,288,901 Bewohner, von denen 1,993,376 Protestanten in zehn verschiedenen Secten, 1,224,198 Katholiken, 64,576 Juden, 5427 Jansenisten sind und 1325 verschiedenen anderen Secten angehören.

Briefkasten.

E. L. Brief abgegangen. Exemplar unter Kreuzband wird regelmäßig abgesandt werden.

C. S. M. Exemplar unter Kreuzband abgesandt.

G. Z. Warum so schweigsam? Herzlichste Grüße.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier in Berlin. — Redacteur: H. Kelpp in Berlin.

Die Stimmung im Lande.

Die Lage des Vaterlandes ist überaus seltsam. Während in den weitesten Kreisen sich die tiefste Gleichgültigkeit gegen alle politischen Fragen kundgiebt, ja nicht selten eine Stimmung hervortritt, die eine trübe Resignation zeigt, wie sie grade in Preußen früher etwas Unerhörtes war: sind die eigentlichen politischen Männer und Kreise auf das Eifrigste mit Erörterungen über die Gesammtlage, über die Gesammtverfassung des Königreichs, über seine eigentlichen Lebensfragen beschäftigt. Während das Volk im Großen und Ganzen sich in einem Zustande zurechtfinden zu wollen scheint, der weder den Vorzug der Originalität noch der Freiheit hat, während Preußen in möglichster Zurückgezogenheit das Beispiel der Entwicklungslosigkeit nachzuahmen scheint, welches ihm die meisten europäischen Staaten allerdings geben, regt sich bei den leitenden politischen Geistern das Bewußtsein von einem hohen Berufe Preußens, auch auf dem Gebiete der innern Politik neue Bahnen in der Geschichte zu eröffnen und zum Heil und Nutzen Deutschlands auf dem Verfassungsgebiete eine innere Versöhnung der Gegensätze und einen wirklichen Fortschritt zu Wege zu bringen.

Lange, zu lange durften die Liberalen und die Radicalen unsere Freunde beschuldigen, daß es ihnen mit der ernsten Bethätigung ihres politischen Glaubensbekenntnisses wenig Ernst sei, daß den stolzen Lehrsätzen von deutscher Freiheit und deutschem Recht, welche so oft von der Rechten aus verkündigt wurden, in der Praxis nur Polizeiordnungen und Bureaukratie entsprächen; lange genug haben sich allerdings unsere Freunde, den drängendsten Rücksichten gehorchend, in ähnlichen Gegensätzen und Widersprüchen befangen lassen; aber diese Zeit der Bedenklichkeiten, des Wollens und Zauderns, des halben Ja und halben Nein hat ein Ende, und bald wird der Tag kommen, wo scheinbare Freunde auseinander gehen werden, wo sich die Egoisten und Wankelmüthigen von den Männern werden trennen müssen, welche es mit einer in der Freiheit begründeten und nach der Freiheit strebenden ständischen Monarchie ehrlich meinen, mit einer Monarchie, in der neben und unter

einem starken König ein in seinen socialen Bewegungen unbehindertes, politisch fest geordnetes Volk steht. Das Ideal einer solchen Monarchie schwebt uns nicht in einigen allgemeinen und verschwommenen Umrissen vor: wir haben seine Bedingungen und Lebenselemente greifbar vor uns, und wir haben dieselben in diesen Blättern oft aufgezählt. Möglich, daß wir dabei von einer gewissen Einseitigkeit nicht frei geblieben sind, und den uns räumlich zunächst liegenden politischen Elementen eine zu ausschließliche Beachtung geschenkt haben; ist das der Fall, dann dürfen wir von den anderen Parteien erwarten, daß sie unsere Lücken ergänzen, und es soll an unserer Anerkennung nicht fehlen. Einig sind wir mit ihnen ja zunächst — und das ist von großer Wichtigkeit — in dem Glauben an das Ideal einer großen, freien und sicheren Verfassung für Preußen, eben so einig darin, wie in Betreff der Nothwendigkeit, dies Ideal in die Wirklichkeit zu führen. Und wir leben in der Hoffnung, auch zu einer Einigkeit über die Auswahl der politischen Elemente, welche zum Bau einer solchen Verfassung nöthig sind, zu gelangen.

Nichts liegt uns ja ferner, als eine Garantie für die Vorzüglichkeit dieser Verfassung darin zu finden, daß dieselbe gerade einen Stand besonders berücksichtigt: im Gegentheil hat uns die Geschichte gelehrt, daß kein Stand mehr gefährdet ist, als derjenige, der seine Sicherheit und seine Bedeutung nicht in seiner Harmonie mit den übrigen Theilen des Volkes, sondern in einem bevorzugenden Gegensatze sucht. Außerdem aber sträubt sich der ganze Geist und die ganze Art unserer preußischen Geschichte gegen die Aufrichtung von Privilegien, welche den innern Verband des Volkes und die gleichartige Unterordnung seiner Theile unter die königliche Führung gefährden. Wir in Preußen sind groß geworden dadurch, daß wir die Reste der mittelalterlichen Staatsordnung, was innere wie äußere Politik anbetrifft, niederwarfen; wir würden gegen unser eigen Fleisch und Blut wüthen, wollten wir in der Bewunderung und Nachahmung von Zuständen verweilen, die nirgend mehr lebendig sind; wir wissen, daß eine neue Zeit auch neue Formen verlangt und daß die lange und so durchaus eigenthümliche Entwicklung in Preußen und ihre in socialer Beziehung weithin die Gegensätze ausgleichenden Folgen eine Masse von neuen politischen Elementen geschaffen haben, die in unsrer Verfassung nach Ausdruck verlangen; wir wissen ferner, daß eine andere Folge derselben Entwicklung die war, die älteren politischen Elemente des Landes zu verändern, zum Theil zu zersetzen. Der alte Landesadel ist zu einem Theile von seinem Grund und Boden abgelöst; dem andern Theil, der sich im Besitze und im Ansehn erhielt, ist ein großer Zuwachs durch neue politische Elemente geworden, die, reich begütert und viel erfahren in den öffentlichen Dingen, ihr Ansehn rasch zu der Höhe desjenigen ihrer adligen Nachbaren steigen sehen. So hat die neue Zeit ein Recht auf neue Formen, und wenn wir an den

Bau unsrer Verfassung gehen, so sind vorher die Bausteine wohl zu wählen und zu prüfen.

Das wird die erste Aufgabe der politischen Männer in dieser Zeit der Vorbereitung sein. Erfüllen wir diese Aufgabe in rechter Hingebung, so wird schnell auch die furchtbare Gleichgültigkeit verschwinden, mit welcher die große Masse des Volkes allem politischen Reden und Treiben gegenüber steht. Denn diese anscheinende Gleichgültigkeit hat zu ihrer ersten Voraussetzung und zu ihrem Grunde die Ueberzeugung der Menge, daß alle die politischen Bewegungen doch nur zu Gunsten einiger Wenigen, sei es der Beamten, sei es des Adels, sei es des reichen Bürgerthums, stattgefunden hätten und noch stattfänden, daß das Volksganze stets unberücksichtigt bliebe und höchstens die Vermehrung seiner Lasten und überhaupt eine Verschlimmerung seiner Lage zu erwarten hätte. Diese Stimmung der Menge, die in der That vorhanden ist, wird um so gefährlicher, je mehr Anschließungspunkte sie dem Imperialismus bietet. Einem Volke, das den Glauben an seine politischen Männer verloren hat, bietet sich der Imperialismus als der natürlichste Schutz gegen Coterien und Cliquen, und in Frankreich hat das Volk jene rettende Hand mit Hast ergriffen und — fühlt jetzt zu spät, daß sie nicht zu sanft ist, diese rettende Hand.

Nicht daß wir meinten, daß dieser Imperialismus in Preußen zu viel Chancen hätte: aber er würde um Vieles möglicher werden, wenn die tiefe Gleichgültigkeit unseres Volkes gegen politische Dinge länger anhielte. Damit sie aber aufhöre, ist es nöthig, in offener und freier Weise die Reihe der politischen Elemente zu prüfen und anzuerkennen, welche berufen sind, Bausteine unserer Verfassung zu werden. Diese Anerkennung wird den Einzelnen hier und da nicht immer ganz leicht werden, aber, wenn man hüben und drüben gleich patriotisch gesonnen ist, so steht eines der glänzendsten und ehrlichsten Compromisse, die jemals das Fundament einer Verfassung wurden, in Aussicht, und Adel und Bürgerthum, Grundbesitz und bewegliches Vermögen und Intelligenz schließen bei uns einen Bund, der Preußen unbezwingbar macht.

Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage.

Von Christian Friedrich Wurm. Leipzig, 1858.

Wenn man die orientalische Frage in ihrem tiefsten und weitesten Sinne nimmt, so kann man sagen, sie bildet den Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte, so gewiß als der Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland und die Wechselwirkung dieser beiden Elemente sich durch drei Jahrtausende hindurchzieht und bis zu dem Anfang urkundlicher Zeiten hinabreicht. In so universeller Bedeutung erscheint diese Frage vom culturgeschichtlichen und philosophischen Standpunkte aus, und sie würde wohl auch von dem Standpunkt der practischen Politik aus so erscheinen, wenn die abendländischen Völker ein gemeinsames Centrum der Action hätten, wie es freilich im Mittelalter annäherungsweise durch die Kirche gegeben war, seitdem aber unwiederbringlich verschwunden ist. Seitdem nämlich wollen alle Staaten in sich selbst beruhen und sich nach ihren particularen Gesetzen und Interessen bewegen, und wenn dabei gleichwohl doch noch ein Zusammenwirken stattfindet, so beruht dies nicht sowohl auf einer gemeinsamen Institution, als, man möchte sagen, auf einer gemeinsamen Fiction. Es ist das sogenannte europäische Gleichgewicht, das man seit zwei Jahrhunderten so viel besprochen und bekanntlich noch niemals recht zu Stande gebracht hat. Denn, um der Wahrheit die Ehre zu geben, es war immer im Umkippen begriffen und einigermaßen jenem Dache vergleichbar, welches ein Baumeister mit solcher äußersten Genauigkeit äquilibrirte, daß es umfiel, als sich ein Sperling darauf setzte. Aber wie dem auch sei, die Gleichgewichts-Idee ist noch bis diesen Tag die höchste Kategorie für die europäische Diplomatie.

Darum sagt unser Autor ganz mit Recht: „Will man vom Gesichtspunkte der practischen Staatskunst aus die orientalische Frage auf ihren einfachsten Ausdruck zurückführen, so ist es die Frage nach der Möglichkeit und den Mitteln, diejenigen Störungen abzuwenden, von welchen das europäische Gleichgewicht in Folge der Schwäche der hohen Pforte und der Macht Rußlands bedroht erscheint.“ Also ganz kurz gefaßt, die orientalische Frage ist die russische Frage. Dies ist der prägnanteste Ausdruck ihrer Bedeutung für die practische Politik unserer Zeit. Sobald man daher Ernst macht mit dieser sogenannten orientalischen Frage, gelangt man zu einer Coalition gegen Rußland, wie die jüngsten Erfahrungen beweisen. Und darum sind es gerade die dem Orient selbst fern liegenden nordischen Staaten, welche bei dieser Frage am meisten interessirt sind und eventuell den Ausschlag geben müssen. Auch dies beweist die Erfahrung. Denn wenn die Coalition von 1854 keinen entscheidenden Erfolg hatte, so geschah es eben deshalb,

weil namentlich Preußen und Schweden sich fern davon hielten. Die orientalische Frage ist eine Riesenschlange, deren Kopf an der Newa ruht, während ihr Schwanz bis an die Quellen des Indus und Ganges reicht.

Aber wie so ist es denn geschehen, daß die orientalische Frage zur russischen geworden? wie ist es gekommen, daß man da, wo man zwei Jahrhunderte lang den Beistand des Himmels gegen die Türken erfleht, jetzt vielmehr bei dem Gedanken an den Verfall der Türkei erzittert? wie ist es gekommen, daß Rußlands Einfluß den ganzen Orient umspinnt, und daß seine Macht dem europäischen Gleichgewicht so gefährlich geworden?

Es ist geschehen eben in Folge jener Zersetzung des abendländischen Staatensystems, welche für den Maßstab der Politik nur particularistische und veränderliche Interessen übrig ließ und jenes Gleichgewichts-System hervorrief, dessen Ohnmacht gerade im Verhältniß zu Rußland am auffallendsten hervortreten mußte, weil Rußland selbst sich niemals durch diese Chimäre beirren ließ. Rußlands Politik war tiefsinniger, stetiger und energischer, als jene flache und haltungslose Interessen-Politik, welche den abendländischen Cabinetten für die Summe der Staatsweisheit galt. Es hat nie eine bloße Interessen-Politik, und noch viel weniger je eine dynastische Politik geführt, sondern es hat immer eine nationale Staatspolitik geführt, und die Erfolge, welche diese Politik davongetragen, sind der Preis ihrer inneren Ueberlegenheit. Die Weltgeschichte ist noch immer das Weltgericht.

Erzeigen wir daher der russischen Politik die Gerechtigkeit, welche ihr gebührt. Denn vom Standpunkte Rußlands aus müssen wir sie fast immer für eben so großartig und weitsichtig erklären, als die Politik der westlichen Mächte meistens kleinlich und kurzsichtig war. Allein der Standpunkt Rußlands ist eben nicht der des abendländischen Europa's, und wenn es seinen Standpunkt so energisch geltend zu machen versteht, so wird es dadurch nur um so gefährlicher, weil es seinem inneren Wesen nach dem ganzen Abendlande fremd und feindlich gegenübersteht.

Es hat im Mittelalter weder das Lehnswesen noch die Corporationen gekannt, wodurch die abendländischen Nationen jene innere Individualisirung und Durchbildung erhielten, welche sie noch heute charakterisirt, während das russische Volk eine ungegliederte Masse darstellt, weit mehr asiatisch als europäisch. Religion und Kirche, und damit die entscheidende Richtung seiner geistigen Entwickelung, kamen ihm von Byzanz. Sein politisches Gepräge aber erhielt es durch die Tartaren, welche bekanntlich zwei Jahrhunderte lang Rußland beherrschten, während dessen das altrussische Großfürstenthum sich vollständig metamorphosirte, indem es selbst einen tartarischen Charakter annahm, und woraus dann das moskowitische Czarenthum hervorging, welches sich mit derselben Autorität bekleidete, wie sie der Großchan der goldenen

Horde besaß. Und das sind noch bis heute die Elemente des russischen Staatswesens, welches Peter I. wohl mit einem europäischen Firniß bestrich, aber seiner Substanz nach nicht verändert hat.

Daß nun ein solches Reich dem westlichen Staatensystem nicht nur fremd, sondern wesentlich gefährlich sein muß, liegt auf der Hand, und trat sofort hervor, sobald es unter Iwan Wasiljewitsch, der das Joch der Tartaren abwarf, zur selbstständigen Action gelangte. Dieser Czar trug schon seine Waffen bis in Sibirien hinein und bedrohte andererseits Polen und Lithauen, eroberte Novogrod und schreckte die deutschen Ritter in Liefland, wie die Schweden in Finnland. Vermählt mit der byzantinischen Prinzessin Sophia, der Nichte des letzten Paläologen, glaubte er damit ein Anrecht auf die byzantinische Erbschaft erworben zu haben, die sich freilich einstweilen in türkischen Händen befand, und seitdem hat sich diese Idee in Rußland bis heute fortgepflanzt. So groß waren die Ansprüche und die Gefahren, womit dieses Reich das abendländische Staatensystem bedrohte, gleich in dem ersten Moment, als es sich demselben näherte.

Auch ist diese Gefahr schon damals den Regenten der benachbarten Länder nicht entgangen. Kaiser Maximilian I. erklärte dem deutschen Hochmeister, er halte die Integrität des polnischen Reiches für nothwendig wegen der gefährlichen Größe Rußlands. Die Schwertbrüder in Liefland empfanden dieselbe in nächster Nähe. Ihr Heermeister wandte sich im Jahre 1551 an den deutschen Reichstag und schilderte die Gefahren, womit die anschwellende Macht Rußlands nicht nur Liefland, sondern ganz Deutschland bedrohe. Die Herzöge von Pommern sagten, es komme den Russen nicht blos auf einige Seehäfen an der Ostsee an, sondern sie wollten ohne Zweifel Herren dieses ganzen Meeres werden. In demselben Sinne endlich wandte sich der König Sigmund August von Polen an den deutschen Kaiser wie an die Hansestädte, und schrieb insbesondere an die Königin Elisabeth von England, daß sie die Waffen-Ausfuhr nach Rußland verbieten möchte. Allein Elisabeth stand mit dem damaligen Czaren, — es war Iwan der Schreckliche, — in dem freundlichsten Verkehr. Er warb sogar um ihre Hand.

Alle diese Warnungsstimmen mußten erfolglos verhallen. War doch das ganze abendländische Staatensystem durch die Religionsstreitigkeiten in sich selbst zerfallen und wurde dadurch ein Jahrhundert lang in Entzweiung erhalten. Darauf folgte die Periode des Merkantilismus und der Cabinets-Politik, wodurch auch die letzten Spuren von dem ehemaligen Gefühl der Gemeinschaft in den abendländischen Staaten untergingen. Das gegenseitige Verhältniß der Staaten wurde seitdem zu einem Verhältniß rein mechanischer Potenzen, sogenannter Mächte, deren Bedeutung man nach ihren Finanzen und nach ihren Truppen schätzte. Unter diesem Gesichtspunkt war dann freilich Rußland eine Macht wie die andern Mächte, und so fand Peter I. keine Schwierigkeit, in die

Gesellschaft der abendländischen Mächte einzutreten und selbst schon eine große Rolle in derselben zu spielen.

Damals schrieb Caspar Abel in seinem „Gründlichen Bericht von vielen Monarchien“:

„... Der Moskowit,
Der jetzt zwar als ein Freund uns in die Karte sieht,
Und uns die Kunst ablernt, geschicklich mitzuspielen,
Wenn wir nur nicht dereinst selbst seine Stiche fühlen!“

Zwei Menschenalter darauf sang Herder:

„Deutschland, schlummerst du noch? Ferne in Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehrtest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.“

Aber auch Herder sprach zu tauben Ohren, und jene Worte Caspar Abel's erhielten nur zu bald schon eine theilweise Erfüllung.

Es war der Kampf zwischen Preußen und Oesterreich, welcher Rußlands Einfluß in Deutschland begründete, indem beide wechselsweise Rußlands Beistand suchten. Rußland wurde zum Garanten des Friedens von Teschen und damit zugleich des westphälischen Friedens, der in jenem erneuert wurde, und erhielt seitdem einen legalen Vorwand, sich in deutsche Angelegenheiten einzumischen, wozu die Revolutionsstürme bald Gelegenheit boten. Denn als nach dem Frieden von Luneville die auf dem linken Rheinufer possessionirten Reichsstände die verheißene Entschädigung erhalten sollten, waren es die Gesandten von Frankreich und Rußland, welche auf dem Reichstag zu Regensburg den Entschädigungsplan vorlegten, und wenige Jahre darauf sah man Napoleon I. und Alexander I. in Erfurt über die Geschicke Deutschlands gebieten. Für Frankreich hatte es mehr als zwei Jahrhunderte bedurft, um zu diesem Einfluß in Deutschland zu gelangen, für Rußland nur zwei Menschenalter.

Sagen wir es unumwunden, die Größe Rußlands ist zum guten Theil ein Werk Deutschlands, wie es denn auch eine deutsche Prinzessin war, welche durch die Erhebung der russischen Macht sich selbst den Namen der Großen erwarb.

Rußlands Präponderanz auf dem Continent datirt aus der Regierung der großen Katharina. Sie wurde übermächtig an der Ostsee wie an der Weichsel, und in Folge dessen auch übermächtig am Bosporus, und seitdem entstand das, was wir heute die orientalische Frage nennen, d. h. es entstand die Gefahr, daß Rußland sich am Bosporus festsetzen möchte, wodurch das europäische Gleichgewicht für immer zusammenfallen würde. Unser Autor datirt diese Gefahr von dem Frieden zu Kutschuck-Kainardje 1774.

Sehen wir noch, was bis dahin vorherging.

Peter I. näherte sich dem schwarzen Meere durch die Eroberung Azov's, welches jedoch wieder abgetreten und erst unter der Kaiserin Anna wiedergewonnen wurde. Allein dafür erlangte er unermeßliche Vortheile

durch den „Ewigen Frieden" von 1720, wodurch Rußland und die Pforte sich gegenseitig verpflichteten, die republikanische Verfassung in Polen, d. h. die polnische Anarchie, aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1712 hatte er Oesterreich zu einer Theilung Polens bereden wollen, jetzt gab er diese Idee auf, die Birne war noch nicht reif, d. h. das polnische Reich war noch nicht faul genug, aber die Frucht blieb dem Czaren gewiß durch den Fortschritt der polnischen Fäulniß, und deshalb suchte er die Türkei für die Erhaltung der polnischen Anarchie zu interessiren, gerade wie 44 Jahre darauf Katharina den großen Friedrich. Auch schloß er mit der Pforte 1724 einen Vertrag zur Theilung Persiens, — ein Project, welches zwar durch die Erhebung des Nadir-Schah vereitelt wurde, aber doch die nützliche Wirkung hatte, die Feindschaft zwischen diesen beiden muselmännischen Reichen zu vermehren. Man sieht, wie er schon alle die Hebel zubereitet hat, welche die russische Politik später so erfolgreich zu gebrauchen verstand.

Die Erhaltung der polnischen Verfassung hatte der großen Katharina den Vorwand gegeben, dieses Reich militairisch zu besetzen. Darüber erklärte die Pforte im Jahre 1768 Krieg, der nach sechsjähriger Dauer mit dem Frieden von Kutschuck-Kainardje schloß, und nebenbei die indirecte Veranlassung zu der ersten Theilung Polens wurde. Dieser Friede hatte zwei sehr wichtige Folgen. Eine ausdrücklich stipulirte, nämlich die Abtretung der Krim, mit einer nominellen Unabhängigkeit, und eine fast nur thatsächliche, nämlich die Einmischung Rußlands in die kirchlichen Angelegenheiten der griechischen Rajah. Stipulirt war in dieser Hinsicht nur, daß es Rußland zustehen solle, außer seiner gesandtschaftlichen Capelle in Constantinopel auch eine öffentliche Kirche für den russisch-griechischen Cultus in der Vorstadt Galata zu erbauen, und über diese Kirche ein Schutzrecht auszuüben. Aber aus dem Schutzrecht über diese eine Kirche folgerte Rußland ein Schutzrecht über die ganze orthodoxe Kirche in der Türkei, und hat sich hinterher nicht gescheut, sich für diese Ansprüche auf den Vertrag von Kutschuck-Kainardje zu berufen, dessen Sinn man solcherweise ins Grenzenlose expandirte. War so etwas möglich, so muß der russische Einfluß in der Türkei seitdem selbst übermächtig und unwiderstehlich geworden sein. Und darum ist dieser Friede Epoche machend, mehr durch das, was ihm thatsächlich folgte, als durch das, was er ausdrücklich stipulirte.

Betrachten wir nun, wie sich die hohe europäische Diplomatie von jetzt an der Türkei und Rußland gegenüber verhielt, so wird man nicht umhin können, dieses Verhalten ein testimonium paupertatis für die abendländische Politik nennen zu müssen: denn immer sind ihre angeblich zu Gunsten der Türkei gethanenen Schritte hinterher zu Ungunsten derselben ausgefallen. Ja Oesterreich, Frankreich und England waren der Reihe nach selbst mit Rußland gegen die Türkei im Bunde, und erst in unseren Tagen kam es zu einer wirklichen Coalition zu Gunsten

der Pforte, d. h. zu einer Coalition gegen die russische Aggressiv-Politik, welche aber gleichwohl der Pforte selbst so theuer zu stehen kam, daß die Bilanz über Gewinn und Verlust bis heute noch zweifelhaft bleibt.

Schon in den Antecedenzien des in Rede stehenden Friedens liegt die ganze Misére klar vor Augen.

Auf den Antrieb Frankreichs hatte die Pforte im Jahre 1768 den Krieg erklärt. Aber sie allein hatte die ganze Last und Gefahr dieses Krieges zu tragen, und Frankreich gab ihr nichts weiter, als den Baron Tott, der die Türken im Artilleriewesen unterrichten sollte. England blieb neutral, versah indessen gleichwohl die russische Flotte mit englischen Seeleuten und Admiralen, und es waren Elphinston und Greigh, welche die türkische Flotte in der Bai von Tschesme verbrannten, — ein Vorspiel von Navarin. Preußen und Oesterreich blickten beide mit Besorgniß auf die Fortschritte Rußlands und wollten den Frieden vermitteln, allein Rußland verbat sich jede Vermittelung in seinem Streit mit der Türkei, — ein Grundsatz, den es bis zum jüngsten Frieden beharrlich verfolgt hat, — und am Ende wußte selbst der große Friedrich keine bessere Auskunft, um den Zorn der großen Katharina zu besänftigen, als indem er ihr ein tüchtiges Stück von Polen überwies. So rückten denn die Russen bis an die Düna vor, und räumten dafür zwar die Donaufürstenthümer, aber die Pforte erhielt die Krim nicht zurück, welche einstweilen ein unabhängiges Land genannt wurde.

Wenige Jahre verflossen, so wurde die Krim dem russischen Reiche einverleibt, ohne Widerstand der europäischen Mächte. Nur Frankreich that wenigstens diplomatische Schritte dagegen, natürlich fruchtlos. England war durch den Krieg mit Nordamerika in Anspruch genommen, es bewarb sich selbst in einer fast demüthigen Form um russische Unterstützung, und Fox rühmte sich hinterher sogar öffentlich im Parlament, „während seiner kurzen Verwaltung der Kaiserin gezeigt zu haben, wie sehr es dem Ministerium Ernst sei, ihrem Rathe zu folgen und ihr Vertrauen zu verdienen.“ Der Kaiser Joseph stand im besten Verhältniß zu Katharina, und als endlich die Pforte im Jahre 1787 Krieg erklärte, sah man Oesterreich mit Rußland zum Untergang der Türkei verbunden.

Inzwischen hatte der Friede von Versailles England wieder freie Hand gegeben. Man war verstimmt gegen Rußland, dessen Beistand man vordem vergeblich nachgesucht, und welches auf dieses Gesuch vielmehr mit der bewaffneten Neutralität geantwortet hatte. Andererseits war die Spannung zwischen England und Frankreich, welche für Rußland so vortheilhaft gewesen war, seitdem gehoben, und jetzt schien eine Verbindung dieser beiden Mächte gegen Rußland zu Stande zu kommen, — ein Vorspiel von 1853 — indessen es blieb bei dem Anlauf dazu. Und diesen Anlauf nahm sogar nur Frankreich. Der damalige Minister Vergennes bemühte sich nach Kräften, aber Fox war zu keinem ernsten

Schritt zu bewegen. Hat er doch im Jahre 1791 im Unterhause gesagt: Es sei etwas Neues in diesem Hause, die Größe Rußlands als einen Gegenstand der Besorgniß darstellen zu hören; vor 20 Jahren habe Großbritannien, weit entfernt, die Türken schützen zu wollen, vielmehr die russischen Schiffe ins Mittelmeer gebracht. Und dann gesteht er grade heraus: „Als Katharina die Krim einverleibte, schlug Vergennes vor, gemeinsame Gegenvorstellungen zu machen. Ich war damals einer der Minister Sr. Majestät, und die Antwort, die ich empfahl, war diese: Se. Majestät würde keine Vorstellungen in Bezug auf diese Sache machen, noch der Kaiserin irgend welche Schwierigkeiten in den Weg legen." Das war damals englische Staatsweisheit, und so ändern sich die Ansichten.

Dennoch sollte es zu einer Art von antirussischer Coalition kommen, die ihren Stützpunkt in Preußen fand.

Friedrich der Große war in seinen letzten Jahren mit Rußland wie mit Oesterreich zerfallen. Diese Verstimmung wuchs seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II., und als dann jene beiden Mächte gemeinsam die Pforte angegriffen, schien es an Preußen zu sein, das entscheidende Wort zu sprechen. Schon im Jahre 1787 kam eine Allianz zwischen Preußen, England und Holland zu Stande. Dazu erklärte im folgenden Jahre Gustav III. von Schweden Krieg an Rußland, ohne Zweifel in Hoffnung auf preußischen Beistand. Allein Preußen zögerte, Gustav hatte geringen Erfolg und war froh, nach zwei Jahren seinen Frieden zu finden. Den Türken erging es auch nicht besser, und da andererseits England wenig Ernst zeigte, so wäre am Ende die ganze Last auf Preußen gefallen. Nun war Friedrich Wilhelm II. freilich nicht der Mann dazu, um ein so großes Unternehmen, wie es die Einschränkung der russischen Machtstellung gewesen wäre, zum Ziele zu führen. So endigte dieser Coalitionsversuch mit geringem Nutzen für die Pforte, welche dennoch im Frieden von Jassy 1792 Oczakow mit einem Bezirk bis an den Dnjester an Rußland abtreten mußte; und mit noch viel geringerem Vortheil für Preußen, welches durch seine Bemühungen um das europäische Gleichgewicht Danzig und Thorn zu erwerben gehofft hatte, am Ende aber für alle seine kostspieligen Demarchen nicht einmal einen wirklichen Einfluß auf den türkischen Friedensschluß gewann, und froh war, nach der Convention von Reichenbach wieder in ein leidliches Verhältniß zu Oesterreich und Rußland zu gelangen. Rußland allein trug einen wirklichen Erfolg davon. Denn Oesterreich hatte in dem Türkenkriege 100,000 Mann und 300 Millionen Gulden geopfert, und doch im Frieden von Szistowo nur Alt-Orszowa erhalten. So war es ihm kaum besser ergangen als Preußen. Lord Auckland sagte darüber: „In Bezug auf die Höfe von Wien und Berlin sind die Gelehrten verschiedener Meinung, welcher von Beiden den andern betrogen hat, allgemein aber scheint angenommen zu sein, daß sie

Beide durch Rußland betrogen sind." Wir wollen dies unsererseits gern zugeben, wünschten aber doch, der edle Lord hätte zugleich gesagt, durch wen denn England betrogen wurde? Es scheint wohl, durch seine eigne Kurzsichtigkeit, wie aus den weiter oben angeführten Worten von Fox gar deutlich hervorleuchtet. Denn es war ja eben dieser große Wigh, dessen Opposition im Parlamente eine Unterstützung Schwedens und der Türkei verhindert hatte. Was sollten sich auch die Engländer um Oczakow kümmern? Katharina hingegen wußte besser, was sie daran hatte. Sie ließ vor dem Thore dieser Festung einen Wegweiser errichten, worauf geschrieben stand: „Hier geht der Weg nach Constantinopel!"

Inzwischen war die französische Revolution ausgebrochen, die bereits auf die Haltung von Preußen und Oesterreich einwirkte, und dann fast 20 Jahre hindurch fast ganz Europa in Athem hielt. Auch die Türken sollten den Rückschlag dieser Ereignisse fühlen, weil ihr großer Nachbar in Folge derselben nur um so mächtiger wurde, denn Rußland hatte dabei den besonderen Vortheil, daß es dem Vulkan am fernsten lag, und rechnet man dann noch die allgemeinen Vortheile seiner Position hinzu, so wird es begreiflich, wie es seiner Staatskunst gelang, gerade während dieser europäischen Erschütterungen die bedeutendsten Ländererwerbungen zu machen, die wir der Uebersichtlichkeit wegen hier der Reihe nach aufführen wollen.

Durch die zweite und dritte Theilung Polens wurde Rußlands Gebiet um 6000 Q.-Meilen erweitert, 1801 wurde Georgien seinem Reiche einverleibt, 1807 gewann es einen Theil von Preußisch Polen, 1808 Finnland, 1809 einen Theil von Ost-Galizien, 1812 Bessarabien durch den Frieden von Bukarest, 1813 durch den Frieden von Gulistan die persischen Landschaften Dagestan und Schirwan, 1814 das Herzogthum Warschau. Das sind Rußlands Erwerbungen innerhalb 20 Jahren. Keine Frage, daß es seine Zeit zu nutzen verstand.

Kehren wir jetzt zur Pforte zurück, um zu sehen, wie tief ihre Geschicke bereits in die europäische Politik verflochten waren, und in welche Widersprüche diese Politik in ihrem Verhältniß zur Pforte verfiel.

Seit 100 Jahren hatte die Pforte Rußland als ihren Erbfeind angesehen. Jetzt wurde sie in ein Bündniß mit Rußland hineingedrängt, und zwar durch die Ereignisse in Aegypten, — ganz ähnlich wie im Jahre 1833, nämlich durch die famose Expedition Bonaparte's. Denn vergeblich versuchte Bonaparte die französische Republik noch als einen Alliirten der Pforte darzustellen, weil ja die Franzosen selbst das Papstthum und die katholische Kirche niedergerissen hätten, und seitdem so gute Muselmänner wären, wie die Türken selbst. Auch sei ja diese Expedition nur gegen die aufstützigen Mameluken gerichtet, und folglich zum Besten der Pforte selbst unternommen. Wer kann die Türken schelten, wenn ihnen das nicht einleuchten wollte? Sie verbanden sich also mit Rußland und Eng-

land und nahmen sogar an dem zweiten Coalitionskrieg in Europa Theil. Türkische Truppen halfen in Neapel den Königsthron, in Rom das Papstthum wieder herstellen. So war die Pforte unter Selim III. schon förmlich in das europäische Concert eingetreten und im vollen Zuge, sich zu europäisiren, wenigstens im Militairwesen. Denn dieser Sultan war der Vorläufer von Mahmud II., indem er die Armee auf europäischen Fuß setzen, und die Janitscharen ganz beseitigen wollte, — ein Versuch, der ihm jedoch noch Thron und Leben kostete.

Nun aber sehen wir, wie schnell die Verbindungen wechseln.

Es war begreiflich, daß der Glanz des französischen Kaiserreichs den Türken imponirte. Napoleon wußte sie zu gewinnen, und im Jahre 1806 gelang es seinem Gesandten Sebastiani, die Pforte zum Bruch mit Rußland zu bringen. Natürlich wollte nun England wieder den Frieden vermitteln, in Güte oder in Gewalt. Der englische Gesandte in Constantinopel nahm also einen hohen Ton an, und hatte sogar die Insolenz, dem Sultan seinen Secretair zu schicken, der sich, eben vom Pferde abgestiegen, vor Seiner Hoheit mit der Reitpeitsche in der Hand präsensentirte, — „ein nicht unwürdiges Vorbild zu Mentschikow's Paletot". Da indessen diese Bravade nicht anschlug, forcirte der englische Admiral Duckworth die Dardanellen und ließ das türkische Geschwader verbrennen. Allein Sebastiani hielt Stand, d. h. bis nach dem Tilsiter Frieden, worauf sich das Blatt abermals wandte.

Napoleon wünschte sich vor allem mit Alexander zu alliiren, und glaubte sich demselben nicht besser zu verpflichten, als durch eine Anweisung auf die Türkei. „Es ist Zeit," sagte er zu ihm, „ein Ende zu machen mit einem Reiche, das nicht bestehen kann. Man muß sorgen, daß seine Trümmer nicht Englands Herrschaft vergrößern." Schon in Tilsit wurde ein förmlicher Theilungsplan verabredet. Freilich sollten sich die Russen danach auf die Balkanlinie beschränken, während Alexanders Wünsche natürlich auf Constantinopel gingen. Aber das war Napoleon zu viel. „Constantinopel — niemals, rief er einmal aus, das wäre die Herrschaft der Welt." Und doch versprach er späterhin sogar noch mehr. Denn wie Tschitschagow versichert, schrieb er im November 1808 an Alexander: „Da unsere Feinde uns zwingen wollen, groß zu sein, so seien wir denn groß. Ich gebe Ihnen die Türkei, ferner Schweden und den ganzen Orient; richten Sie Sich damit nach Ihrem Ermessen ein, ich nehme den Occident auf mich."

Es konnte nicht fehlen, daß von diesen Verabredungen etwas nach Constantinopel transpirirte, und das war genug, den Divan in in die Arme Englands zu treiben, das ja außerdem selbst in Krieg mit Rußland gerieth, und folglich jetzt als der natürliche Bundesgenosse der Pforte erschien. Allein England war nur contre coeur in diesen Krieg gerathen, und hoffte dereinst sich wieder mit Rußland gegen Frankreich zu verbinden. Obwohl also zur Zeit im Kriege mit

Rußland, schien es doch Rußland nicht schaden zu wollen und spielte in Constantinopel seine Vermittlerrolle zwischen der Pforte und Rußland mehr zu Gunsten des Letzteren als der Ersteren. Es hätte nichts dagegen gehabt, den Russen die Donaufürstenthümer abzutreten. Auch Frankreich hätte nichts dagegen gehabt, und trotz jenes famosen Theilungsprojectes, was man hinter dem Rücken der Pforte verabredete, war ja Frankreich noch immer im besten Vernehmen mit der Pforte. Als guter Freund rieth also auch Napoleon noch im Jahre 1811, die Donaufürstenthümer abzutreten.

Herr Wurm sucht nun nachzuweisen, daß es unter diesen Umständen nur Oesterreich war, welches diese Abtretung verhinderte. Jedenfalls sind zwei Dinge evident. Es ist einerseits eine Lebensfrage für Oesterreich, und andrerseits, wenn Oesterreich ernstlich auftritt, so wird es für eine russische Armee fast unmöglich, sich jenseits der Donau zu halten, und dann hat Rußland keine Zwangsmittel mehr, um die Türkei zur Abtretung jener Fürstenthümer zu bewegen. Für diese Frage wird also Oesterreichs Haltung immer entscheidend sein, wie man sich davon auch im Jahre 1854 überzeugen konnte.

Ein Jahr genügte, um die Lage der Dinge wiederum total zu verändern. Denn Napoleon wechselte jetzt zum dritten Mal die Rolle. Er selbst erklärte Krieg gegen Rußland, und suchte die Pforte zur kräftigsten Fortsetzung des Krieges zu bewegen, wofür er nicht nur ihren gegenwärtigen Besitzstand garantiren wollte, sondern zugleich die Wiedererwerbung der Krim in Aussicht stellte. Und in der That, nie standen die Chancen für die Pforte günstiger als jetzt, und bei ihrer Mitwirkung würde Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach erdrückt sein. Man kann sagen, die Geschicke Europas lagen damals in Constantinopel. Allein die Pforte war zu bitter von Frankreich getäuscht, England verdoppelte seine Anstrengungen, um sie zum Frieden zu bewegen, und Gold gab seiner Diplomatie Erfolg. Auch Bernadotte, den Alexander inzwischen schon durch die Aussicht auf Norwegen gewonnen hatte, wirkte darauf ein. So kam im Frühjahr 1812 der Friede von Bukarest zu Stande. Nach Lage der Dinge, mit überraschenden Vortheilen für Rußland, welches dadurch Bessarabien und einen Theil der Moldau bis an den Pruth gewann, und von jetzt an bis an die Donau heranrückte. Auch kam der Friede noch frühzeitig genug, um die durch den türkischen Krieg gebundenen Streitkräfte Rußlands gegen Napoleon disponibel zu machen, für welchen derselbe vielleicht verderblicher gewesen ist, als der Brand von Moskau, den man ohne diesen Frieden vielleicht nicht erlebt hätte.

Machen wir hier eine Pause, und überblicken noch einmal die Hauptmomente aus dieser Geschichte der europäischen Freundschft für die hohe Pforte.

England, als ihr guter Freund, brutalisirt ihre Würde, verbrennt

ihre Schiffe, und verhilft ihr schließlich zu einem nachtheiligen Frieden. Frankreich, als ein nicht minder guter Freund, will ihr Aegypten nehmen, reizt sie zum Krieg mit Rußland, läßt sie dann im Stich, und verabredet mit ihrem Feinde einen Theilungsplan. Die Pforte hingegen, nachdem sie sich einmal engagirt, hält Treu und Wort, und opfert sogar muselmännisches Blut für eine ihr ganz fremde Sache. So handelte die europäische Diplomatie, und so handelte die Barbarei.

Es ist niederschlagend zu sagen, aber die Thatsache ist nicht zu leugnen, daß es in dieser ganzen Periode nur die Türkei war, welche eine ehrliche Politik geführt hat, und wir werden sehen, wie es in der Folgezeit wenig anders war. Hiernach wird man es vielleicht begreiflich finden, wie die Pforte, welche das Uebergewicht der europäischen Cultur so handgreiflich vor Augen hat, doch immer noch ein gewisses Gefühl von höherer Würde bewahrt, indem sie den zunehmenden Verfall ihrer Macht nicht sowohl als eine Folge jener überlegenen Cultur, sondern als eine unabwendbare Schickung der Allmacht betrachtet, der sich der Orientale mit gläubiger Resignation unterwirft.

Seit dem Sturze Napoleons war Rußland die präponderirende Macht des Continents geworden, eben sowohl durch seinen unermeßlichen Länderbesitz, als durch seinen diplomatischen Einfluß, den es mit so großer Meisterschaft geltend zu machen verstand. Während der napoleonischen Kriege hatte Alexander I. nach allen Seiten rüstig um sich gegriffen, — jetzt erklärte er sich für die Grundsäule der bestehenden Ordnung, und da nach so großen Erschütterungen natürlich bei allen Cabinetten das Bedürfniß nach Ruhe überwog, so überwog zugleich der russische Einfluß. Denn in Rußland sollte ja die Garantie der allgemeinen Ruhe liegen. Rußland wurde also die Basis der heiligen Allianz. Alexander I. war ihr Oberpriester, und als solcher erschien er auf den Congressen von Aachen, von Troppau und Verona.

Um diese Zeit brach der griechische Aufstand aus. Greuelscenen ohne Namen erfüllten Constantinopel und die Provinzen des türkischen Reiches. Die Griechen erhoben flehend ihre Hände zu der heiligen Allianz, aber diese heilige Allianz, welche ihre Truppen marschiren ließ, um eine gestürzte Camarilla-Regierung in Madrid und Neapel wieder herzustellen, hatte für die Griechen nur Worte der Mißbilligung. So sehr hatte man sich in die Tendenzen einer trügerischen Legitimitäts-Philosophie verfangen, daß man in den Griechen nur Rebellen und in den Türkensäbeln das wahre Symbol der von Gott gesetzten Obrigkeit sah.

Man intervenirte also in Italien und Spanien, aber man wollte nicht in der Türkei interveniren, und diese Nichtintervention schlug gerade eben so zum Vortheile Rußlands aus, wie jene Intervention. Denn man übersah dabei, wie gerade durch diese Nichtintervention die innere Zerrüttung des türkischen Reiches zunehmen, und wie gerade dadurch die

Griechen schließlich in die Arme Rußlands gedrängt werden mußten. Und indem man hinterher dann endlich doch intervenirte, gerieth man dadurch nur mit sich selbst in Widerspruch.

Lassen wir die Ereignisse reden.

Am 2. August 1825 erklärte die griechische Regentschaft, daß sie ihre Sache unter die Protection Englands stelle. Aber England wollte sich neutral halten. Gleichwohl unterzeichnete es am 4. April 1826 das Petersburger Protocoll, worin den Griechen eine bedingte Selbstständigkeit nach Art der Donaufürstenthümer zugesagt wird. Somit war England aus der Neutralität herausgelockt, und mußte seitdem den russischen Intentionen dienen. Frankreich schloß sich eben so an, und unterzeichnete den Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, wodurch England und Frankreich mit Rußland gemeinsam die griechische Freiheit garantiren, und sich einstweilen zur Vermittelung eines Waffenstillstandes verpflichten, doch immer noch als gute Freunde der Pforte. Dieser Vermittelungsversuch führte am 20. October zu der Schlacht bei Navarin, worauf Codrington an den englischen Gesandten in Constantinopel berichtete: „Ich habe das Vergnügen, Ew. Excellenz anzuzeigen, daß die türkisch-ägyptische Flotte vernichtet ist.“ Aber schon am 29. Januar nannte die englische Thronrede diese Schlacht ein „widerwärtiges Ereigniß“. Gewiß, Consequenz gehörte nicht zu den Eigenschaften dieser Politik.

Jetzt, nachdem die Pforte geschwächt und die Westmächte hinlänglich compromittirt waren, erklärte Rußland den Krieg und erwarb durch den Frieden von Adrianopel (den 14. September 1829) die Donaumündungen, die freie Donauschifffahrt und das Tscherkessenland, insoweit der Sultan darüber zu verfügen hatte, auch außerdem noch eine Kriegskosten-Entschädigung. Ueber den Werth dieses Friedens sagt Nesselrode in einer Depesche an den Großfürsten Constantin: „Der Friede von Adrianopel hat Rußlands Uebergewicht im Osten befestigt. Er hat Rußlands Grenzen verstärkt, seinen Handel entlastet, seine Rechte gewährleistet, seine Anliegen gesichert. Die Türkei, darauf beschränkt, nur unter dem Schutze Rußlands zu existiren, nur Rußlands Wünschen hinfort ihr Ohr zu leihen, war nach des Kaisers Ansichten unseren politischen und Handels-Interessen angemessener als irgend eine neue Combination, die uns gezwungen hätte, entweder unsere Herrschaft durch Eroberung auszudehnen, oder an die Stelle des osmanischen Reiches Staaten treten zu lassen, die bald genug mit uns an Macht, Bildung, Kunstfleiß und Reichthum gewetteifert haben würden. Da wir den Umsturz der türkischen Regierung nicht gewollt, so suchen wir die Mittel, sie in ihrem jetzigen Stand aufrecht zu erhalten. Die wichtige Sache der Durchfahrt des Bosporus ist in einer Weise zu Ende gebracht, die die anderen Mächte, und selbst England, in Erstaunen setzen wird; denn die englische Flagge wird weit nicht mit derselben Rücksicht im Canal von Constantinopel behandelt, wie die unsrige. Was Serbien

anlangt, hat die Pforte mit Gefügigkeit und Beeiferung aller Forderungen gehorcht. Die Moldau und Walachei sind zurückgegeben; ihre Eroberung wäre uns um so weniger nützlich gewesen, da wir nun, ohne Truppen dort zu unterhalten, nach Wunsch und Willen in Kriegs- und Friedenszeit über jene Provinzen verfügen. Die Entschädigung wird Sache der ausgleichenden Unterhandlung sein, die das osmanische Reich mit einer unerträglichen Bürde nicht beschweren, in unseren Händen aber die Schlüssel der Lage lassen wird, von wo aus wir dies Reich leicht im Schach halten; sie wird ferner das Vorhandensein einer Schuld zur Anerkennung bringen, welche der Pforte lange Jahre hindurch ihre wahre Lage Rußland gegenüber; und die Gewißheit ihres Verderbens, falls sie ein zweites Mal zu trotzen versuchte, im Bewußtsein halten wird."

So große Vortheile flossen aus dem Vertrag von Adrianopel. Und doch verdankte Rußland diesen Vertrag weit weniger seinen siegreichen Waffen, als vielmehr der europäischen Diplomatie, welche der Pforte zu diesem Frieden rieth. Denn es ist heute kein Geheimniß mehr, wie Diebitsch mit seiner Armee in der Ebene von Adrianopel sich in der That in einer verzweifelten Lage befand, und bei Fortdauer des Krieges wahrscheinlich zu Grunde gegangen wäre.

Die Pforte war also nunmehr darauf beschränkt, wie Nesselrode sagt, „nur unter dem Schutze Rußlands zu existiren", und die Ereignisse zögerten nicht, die Wahrheit dieses Ausspruchs zu bestätigen. Die Veranlassung dazu gab der Streit des Sultans mit Mehmed Ali im Jahre 1832.

Die Aegypter hatten Syrien und Palästina besetzt, und der Sultan suchte vergeblich ihre Waffen zu hemmen. Ibrahim Pascha schlug die Türken in zwei Schlachten, schon war er im Anmarsch auf Brussa, man zitterte für Constantinopel. Die Pforte hatte um englischen Beistand gebeten und zu dem Ende einen besonderen Gesandten nach London geschickt, aber das meerherrschende England hatte eben keine Schiffe disponibel. Was mehr ist, es hatte damals nicht einmal einen Gesandten in Constantinopel. Frankreich auch nicht, und war außerdem der erklärte Gönner Mehmed Ali's. So stand es mit den Westmächten, welche sich für die eigentlichen Freunde der Pforte ausgaben. Inzwischen hatte Rußland schon seinen Beistand angeboten, und dem Sultan blieb endlich nichts übrig, als denselben mit innerem Widerstreben anzunehmen. Am 5. April 1833 erschien darauf eine russische Flotte im Bosporus, und die Russen bezogen ein Lager auf der asiatischen Küste, im Angesicht von Constantinopel. Jetzt gab Mehmed Ali nach und erhielt die Verzeihung des Großherrn.

Rußland hatte die Pforte gerettet und erntete den Lohn für seine Großmuth in dem Vertrag von Unkiar Skelessi, wodurch sich beide Theile gegenseitige Hülfe zusagen und die Pforte für alle fremden

Kriegsschiffe die Dardanellen zu schließen verspricht, d. h. Rußland wurde auf dem Schwarzen Meere unangreifbar, und die Pforte sah sich der Gefahr ausgesetzt, falls Rußland einmal in einen Krieg mit den Seemächten gerieth, sich selbst den Feindseligkeiten derselben aussetzen zu müssen. So war sie damit selbst an die russische Politik gebunden. Das war für Rußland abermals ein großer Schritt vorwärts. Die Westmächte protestirten gegen diesen Vertrag und erklärten, sie würden vorkommenden Falls handeln, „comme si ce traité n'existait pas," die Antwort war, Rußland würde handeln, „comme si cette déclaration n'existait pas," d. h. Rußland fühlte sich in seiner orientalischen Position schon so sicher, daß es die Westmächte nicht weiter berücksichtigen zu brauchen glaubte.

Unter diesen Umständen war es, daß Urquhart auftrat und mit seinen Schriften die öffentliche Meinung in England wachrief. Er stellte die damals ganz neue Behauptung auf, daß die Türkei in dem Kerne ihrer Bevölkerung, wie in ihren Municipalverfassungen noch immer erhebliche Lebenskräfte besitze. Bei dem englischen Cabinet drang er auf eine energische Politik, indem er gleichzeitig die russischen Intriguen aufdeckte, zu welchem Ende insbesondere das Portfolio erschien. Die Wirkung war außerordentlich und nicht blos auf England beschränkt.

Lord Palmerston, der seit 1830 die auswärtige Politik Englands führte, ging auf diese Tendenzen ein, oder versprach es wenigstens, aber wie wenig er Wort hielt, zeigte bald darauf die damals so viel besprochene Beschlagnahme des englischen Schiffes „Vixen". Es schien dies eine geringfügige Sache, aber es handelte sich in der That um die Unabhängigkeit der Tscherkessen. Die Russen konnten nämlich dieses Schiff, welches an der kaukasischen Küste Handel trieb, rechtmäßiger Weise nur dann in Beschlag nehmen, wenn sie selbst die anerkannte Herrschaft über diese Küste besaßen, und sie beriefen sich dafür auf den Frieden von Adrianopel, worin die Pforte ihre Ansprüche auf diese Küste abgetreten hatte. Aber, waren denn die Türken selbst im Besitz gewesen, und konnten sie abtreten, was sie selbst nicht besaßen? Erkannte gleichwohl England die Wegnahme dieses Schiffes als rechtmäßig an, so erkannte es die russische Herrschaft an und opferte damit die Unabhängigkeit der Tscherkessen.

Nicht viel weiser benahm man sich in den Angelegenheiten von Persien und Afghanistan, die im Jahre 1839 zu der eben so nutzlosen als schrecklichen Expedition nach Cabul führten, und die erst noch i. J. 1856 einen neuen Krieg veranlaßten, der zwar abermals das Uebergewicht der brittischen Waffen in diesem Theile von Asien darthat, aber zugleich den Beweis lieferte, daß es England nicht gelungen sei, den russischen Einfluß in Persien zu brechen, wenn man nicht vielleicht sagen muß, daß es gerade die englische Politik selbst ist, welche dieses Land fast mit Nothwendigkeit in die Arme Rußlands drängt.

Herr Wurm übt hier eine scharfe Kritik, und zeigt durch eine Analyse der in dieser Angelegenheit gewechselten, und seitdem bekannt gewordenen Noten und Depeschen, mit welcher Leichtfertigkeit und Inconsequenz der edle Lord Palmerston bei dem allen zu Wege ging, und welches Gaukelspiel vor dem Parlament aufgeführt wurde, um Widersprüche und Fehler zu verdecken, und dabei doch den Schein zu erhalten, als ob man Rußland gegenüber immer mit der größten Energie aufträte. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht näher darauf einzugehen, aber den blinden Bewunderern Palmerston'scher Politik glauben wir dieses Werk empfehlen zu dürfen, welches ihnen diesen Götzen des Liberalismus in seiner ganzen Blöße zeigen wird. Kehren wir jetzt zu der orientalischen Frage zurück.

Abermals war es zu einem Conflict zwischen der Pforte und Mehmed Ali gekommen. Die Türken waren bei Nisib geschlagen den 24. Juni 1839, und abermals wurde Mehmed Ali von Frankreich begünstigt, während England ihm entgegentrat. Nun ist klar, daß für die russischen Anschläge auf die Türkei nicht Förderlicheres gedacht werden konnte als eben diese Differenz zwischen Frankreich und England, und wenn es England Ernst war mit seiner Fürsorge für die hohe Pforte, so sollte man meinen, es würde vor allem die Ausgleichung dieser Differenz erstrebt haben. Statt dessen benutzte Palmerston im Gegentheil diese Gelegenheit zu einer Demüthigung Frankreichs, indem er den famosen Vertrag vom Juli 1840 schloß, wonach die vier Mächte England, Rußland, Oesterreich und Preußen für sich allein die Streitfrage arrangirten, und somit Frankreich aus dem Concert der Großmächte ausschlossen. Viele unsrer Leser werden sich noch erinnern, welchen Lärm dies damals in Frankreich machte. Herr Thiers stieß in die Kriegstrompete gegen Deutschland, und die Antwort war — das Rheinlied von Nikolaus Becker. So wunderlich ist das Leben der Völker verkettet, und so weit reichen die Wirkungen der orientalischen Frage. Ein rebellischer Pascha erhebt sich gegen die Pforte, und Millionen deutscher Kehlen singen: „Sie sollen ihn nicht haben."

Indessen man sang sich bald genug damit aus, und an die Stelle dieses deutschthümlichen Concerts an der Bierbank trat wieder das europäische der hohen Diplomatie, denn durch den Vertrag vom 13. Juli 1841, welchem Frankreich beitrat, wurde die europäische Pentarchie hergestellt. Nach diesem Vertrag sollen die Dardanellen wie der Bosporus für alle fremden Kriegsschiffe geschlossen bleiben, so lange sich die Pforte im Frieden befindet, und somit wurde die türkische Herrschaft über diese Meerengen gewissermaßen unter europäische Garantie gestellt, wodurch der einseitige Vortheil, welchen Rußland durch den Vertrag von Unkiar Skelessi gewonnen hatte, allerdings der Form nach wegfiel. Aber was bedeutete das, so lange Rußland doch das Schwarze Meer beherrschte, und seine Pontusflotte nach Belieben vergrößern konnte.

Die Harmonie zwischen England und Frankreich war gleichwohl durch das europäische Concert noch keineswegs so vollständig hergestellt, als daß nicht immer neue Wolken den Sonnenglanz der entente cordiale getrübt hätten, grade wie in unseren Tagen. Solche Wolken bedeuteten für Rußland gutes Wetter, und dieses gute Wetter benutzte Kaiser Nikolaus im Juni 1844 zu einem Ausflug nach London.

Es regierte damals das Ministerium Peel, und im auswärtigen Amte war Lord Aberdeen, d. h. eine politische Null; denn Kläglicheres kann man sich kaum denken, als wie sich dieser englische Staatsmann treiben ließ. Der Czar hatte eine Unterredung mit ihm, wie mit Peel und Wellington, und ließ dann dem englischen Cabinet eine Denkschrift übergeben, welche die Nothwendigkeit einer Verständigung zwischen Rußland und England in der orientalischen Frage darthun sollte. Es sind ganz dieselben Gedanken, die er neun Jahre später in Petersburg in seinen vertraulichen Unterredungen mit dem englischen Gesandten Sir Hamilton Seymour aussprach. Nur das nachher so berühmt gewordene Wort von dem kranken Manne fehlt, aber die Vorstellungen über einen nahen Zerfall der Türkei sind dieselben. Nun kommt es dem russischen Cabinet vor allem darauf an, das englische Cabinet für seine Pläne zu gewinnen, mit Oesterreich glaubte man schon einig zu sein, und was dann in Petersburg, London und Wien beschlossen sei, — dem, meinte man, werde sich Frankreich wohl oder übel fügen müssen.

Zwei Punkte springen dabei in die Augen. Nämlich 1) die vollständige Nichtachtung Preußens, dessen Name in dieser Denkschrift wie in den späteren Unterredungen gar nicht erwähnt wird, wie wenn es als europäische Macht für Rußland überhaupt nicht mehr in Betracht komme; 2) die Absicht, England und Frankreich zu trennen, und diese beiden Mächte wo möglich mit einander zu verfeinden. Und in der That hatte es damit seinen guten Fortgang. Die spanischen Heirathen machten jenseits des Canals böses Blut, und in den Schweizerhändeln zur Zeit des Sonderbundes standen sich England und Frankreich diametral entgegen.

In dem Chaos der Februarrevolution mußte natürlich die entente cordiale untergehen. Auch die heilige Allianz, d. h. die russische Hegemonie über die deutschen Cabinette, wurde einstweilen unsichtbar, freilich nur um bald darauf desto heller zu glänzen. Denn nach der Pacification Ungarns und nach den Tagen von Warschau und Ollmütz stand Rußlands Einfluß auf seiner höchsten Höhe, von der er aber bald darauf herabsinken sollte.

Auch die Donaufürstenthümer hatten ihren Völker-Frühling gefeiert, und bekamen dafür russische Einquartierung. Die Russen spielten in jedem Betracht die Herren dieser Länder, und durch die Convention von Balta Liman (1. Mai 1849) erhielt dieser Ausnahmszustand noch die Aussicht auf siebenjährige Fortdauer. Es war offenbar ein neuer

Schlag gegen die Pforte, allein sie begann von da an sich zu ermannen, und gab bald darauf ein Zeichen ihrer Selbstständigkeit. Sie verweigerte die Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge, und sie verlangte und erhielt die Räumung der Donaufürstenthümer von Seiten Rußlands 1851.

Wir nähern uns nun denjenigen Verwickelungen, welche endlich die Katastrophe des Krimkrieges hervorriefen, deren Verlauf aber unseren Lesern noch hinlänglich im Gedächtniß sein dürfte, so daß wir uns darauf beschränken zu müssen glauben, die Hauptpunkte hervorzuheben, worauf es unsrer Ansicht nach bei der Beurtheilung dieser Angelegenheit ankommt.

Rußland stellte im Frühjahr 1853 gewisse Forderungen an die Pforte, welche es durch Drohungen und eventualiter durch Gewaltmittel durchzusetzen dachte, und die Folge davon war die Coalition der Westmächte, wodurch die russische Politik in diesem Falle total scheiterte. Man kann sagen, es war dies seit Menschengedenken das erste und einzige Mal, daß die sonst so überlegne russische Politik unterlag. Die sonst so wohl unterrichtete und so scharfsinnige russische Diplomatie hatte sich in diesem Falle verrechnet. Sie hatte zwei falsche Voraussetzungen gemacht, in Folge deren alles ganz anders kam, als man in Petersburg gedacht hatte. Welches waren diese beiden Voraussetzungen?

Man täuschte sich über die Stimmung des Wiener Cabinets, welches man durch frühere Dienstleistungen verpflichtet zu haben glaubte, oder bei dem man mindestens keinen Widerstand zu finden fürchtete, und siehe da, grade Wien wurde der Stützpunkt des Widerstandes, — ich sage der Stützpunkt, nicht die active Kraft, welche vielmehr von Louis Napoleon ausging. Aber über Louis Napoleon hatte man sich eben so getäuscht. Man traute ihm nur geringe Capacitäten zu, und hielt sein Gouvernement für so unbedeutend, daß man dem neuen Kaiser den Brudertitel verweigerte, wodurch man zugleich seine Bedeutung verkannte und seine Person verletzte. Hinterher hat man in Petersburg diesen Irrthum eingesehen, und Alexander II. beeilte sich ihn wieder gut zu machen, aber der Irrthum war einmal geschehen und hatte inzwischen seine Folgen geäußert. Denn es war Louis Napoleon, welcher das englische Cabinet mit fortriß und die Coalition begründete.

Das waren also die beiden Fehler der russischen Politik, und sie kamen ihr in diesem Unternehmen gegen die Pforte theuer zu stehen, aber es waren in der That die einzigen Fehler. Hat doch in allem Uebrigen selbst dieses gescheiterte Unternehmen nur dazu dienen müssen, die Ueberlegenheit der russischen Politik an's Licht zu stellen.

Zunächst nämlich trat die Schwäche und Unklarheit des Ministeriums Aberdeen deutlich hervor. Es hatte im Frühjahr 1853 gar keine Ahnung von dem Ernst der Frage, und während unter den damaligen Umständen für England gerade Alles auf ein Zusammenwirken mit Frank-

reich ankam, ließ es sich von Rußland selbst einreden, daß gerade ein solches Zusammenwirken fern zu halten sei. In diesem Sinne schrieb Nesselrode in einer zur Mittheilung an den Grafen Clarendon bestimmten Depesche an den Baron Brunnow: „Nichts wäre mehr zu beklagen gewesen, als die beiden Seemächte, wenn auch nur für einen Augenblick und mehr scheinbar als wirklich, sich über die orientalische Frage vereinigen zu sehen, so wie sie im jetzigen Augenblicke liegt.“ „Die Haltung Englands wird genügen, um die Maßregeln zu neutralisiren, welche seitens Frankreichs oder der Türkei (wenn diese durch die Anwesenheit der französischen Flotte sich ermuthigt fühlen sollte) zu lange die günstige Lösung des Streites erschweren oder verzögern könnte.“ Und dann wird dem Grafen Aberdeen Glück gewünscht, „daß er die schöne Rolle verstanden, die England dabei zu spielen hatte“. Man muß sich in Petersburg bewußt gewesen sein, sagt Herr Wurm, wie kirre man diese Engländer gemacht, sonst hätte man gewärtig sein müssen, die grausame Ironie dieser Sprache als das, was sie ist, aufgefaßt zu sehen.

Nun, das war eben Lord Aberdeen, und man kann vielleicht sagen, der alte Lord war verbraucht. Aber wie ging es denn in der Diplomaten-Conferenz in Wien zu? Man entwirft ein Vermittlungsproject, — die nachher so oft erwähnte Wiener Note vom 31. Juli 1853, — deren Annahme man Rußland und der Pforte empfiehlt. Jenes acceptirt die Note, diese verwirft sie, wenn nicht gewisse Veränderungen einträten. Jetzt empfiehlt man diese Veränderungen bei Rußland, weil sie doch nur unwesentlich wären, aber Rußland verwirft dieselben, — und dann hinterher gelangt auch die Conferenz zu der Einsicht, daß diese Veränderungen in der That sehr wesentlich seien, und daß es für die Pforte sehr gefährlich gewesen wäre, die unveränderte Note anzunehmen. Also nur Reschid Pascha und Nesselrode hatten klar gesehen, und so ist es fast immer gewesen. Die Westmächte wissen selbst nicht was sie wollen, aber die Russen wie die Türken wissen, was sie wollen. Jene nämlich wollen diese überwältigen, und diese wollen sich nicht verschlingen lassen. Darum waren es auch die Türken, welche die Energie hatten, auf eigne Faust den Krieg zu erklären, und Wer darüber erschrak, das war nicht Rußland, sondern es waren die Westmächte. So gänzlich perplex war ihre Diplomatie, daß es erst der Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope bedurfte, um sie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß nun wirklich Krieg sei, und dann war es endlich die Schande, welche sie in Bewegung brachte.

Wir lassen dahingestellt sein, welchen Werth die Lorbeeren haben mögen, die man im Kriege gewann, tragen aber kein Bedenken, den Friedensvertrag für eine neue Misère zu erklären, weil das dadurch erreichte Resultat weit außer Verhältniß zu den gebrachten Opfern steht und am Ende kein Resultat ist. Oder enthält etwa die Friedensacte vom 30. März 1856 eine Garantie für die Integrität des türkischen Reiches?

Nicht entfernt, sondern sie legt nur (Artikel 7) den Mächten die Verpflichtung auf, einen jeden Angriff gegen dieses Reich „als eine Frage des allgemeinen Interesses anzusehen.“ Fürwahr eine ganz neue Entdeckung, und dazu bedurfte es eines Friedenscongresses, um den wichtigen Satz festzustellen, daß ein Angriff auf die Türkei eine interessante Sache sei. Auch schien man selbst anzuerkennen, wie wenig damit gesagt sei, denn schon vierzehn Tage darauf fühlten sich England, Frankreich und Oesterreich bewogen, einen Separatvertrag zu schließen, welcher die Unabhängigkeit und Integrität des türkischen Reiches ausdrücklich garantirt. Wozu denn aber dieser Separatvertrag? Er ist entweder bedeutungslos, oder wenn er eine Bedeutung hat, so beweist er eben die Werthlosigkeit jener Friedensacte.

Aus dem Streit über die heiligen Orte war bekanntlich der Krieg hervorgegangen, und siehe da, — die Friedensacte enthält kein sterbendes Wörtchen über diese berühmte Frage. Man hat also stillschweigend erklärt, und Rußland hat es stillschweigend anerkannt, daß jene Frage nichts weiter als ein Vorwand war, um ganz anderen Absichten Bahn zu brechen. Indem aber diese Frage unerledigt bleibt, bleibt auch der Vorwand für Rußland. Und wie viel andere Vorwände hat es sonst noch! Ja, was noch mehr ist, der Friedensvertrag selbst enthält einen reichlichen Saamen neuer Verlegenheiten für die Pforte, der bereits in der ganzen Rajah Wurzel schlägt, und in den Donaufürstenthümern selbst schon Früchte trägt. Das sind einstweilen die Wohlthaten, welche die Pforte ihrem Eintritt in das europäische Concert verdankt, und es steht dahin, ob nicht vielleicht ihre Freunde ihr auch in diesem Falle mehr geschadet haben als ihre Feinde.

Rußland ist seit anderthalb Jahrhunderten in einem stetigen Fortschritt gegen die Türkei begriffen, und wird in dieser Richtung auch noch ferner fortschreiten, so lange sich das westliche Europa nicht zu einer klareren Einsicht und höheren Energie erhebt. Rußland hält sich für den Erben des byzantinischen Reiches, und will diese Erbschaft antreten, — das begreift sich und ist vom russischen Standpunkte aus ein großartiger Plan. Aber was wollen denn die Westmächte? Wollen sie etwa ein im unleugbaren Verfall begriffenes Barbarenreich künstlich aufrecht erhalten? Das, — mit Erlaubniß gesagt, — ist eine Albernheit, und eine Unmöglichkeit dazu; denn die Civilisation selbst, wodurch man der Türkei zu helfen vermeint, ist nur ein Gift für sie. Lasse man also die Vorsehung walten, und wolle nicht das Unmögliche. Man mag die Pforte inzwischen gegen Angriffe von Außen schützen, und ihre inneren Conflicte zu mildern suchen, aber man darf sich über die endliche Auflösung, welcher das Türkenreich ununterbrochen entgegengeht, keine Täuschung machen, obwohl das Schlußresultat aller Wahrscheinlichkeit nach noch immer fern liegt. Wenn aber aus dem Verfall dieses Türkenreiches zugleich Gefahren für Europa entspringen, — wo liegen diese Gefahren?

Offenbar in der russischen Uebermacht, und wir unsrerseits wünschen gar sehr, dagegen Vorkehrungen getroffen zu sehen, nur meinen wir, es ist ein unwürdiges und verkehrtes Benehmen, wenn man sich angeblich für die Türkei enthusiasmiren will, womit es doch im Grunde genommen Niemand Ernst ist. Es kann keine Aufgabe für das civilisirte Europa sein, die Türkei zu restauriren, dahingegen ist es eine Lebensfrage, der drohenden Uebermacht Rußlands entgegen zu treten. Will man dies aber, so habe man auch den Muth, es recht zu wollen, und verstecke sich nicht in den Irrgängen der sogenannten orientalischen Frage, mit der man sich ewig erfolglos abmühen wird, so lange man sie nicht nach ihrer wahrhaft praktischen Seite ergreift, und danach ist sie die russische Frage.

Will man das drohende Uebergewicht Rußlands brechen, so bedarf es dazu einer permanenten Allianz. Eine solche ist nur möglich zwischen Staaten, die in ihren Hauptinteressen selbst nicht collidiren, und die selbst in erster Linie von der Gefahr betroffen werden, und das sind ohne Frage die germanischen Staaten. Eine englisch-französische Allianz ist nur so lange von Bedeutung, als die germanischen Staaten unter sich selbst entzweit sind, und so lange insbesondere die deutschen Mächte sich nicht zur Höhe ihrer Aufgabe erheben, aber sie ist immer nur ein schwächliches Palliativ. England und Frankreich können der russischen Macht einen Stein in den Weg werfen, aber sie können dieselbe nicht zurückdrängen, und nicht einmal dauernd aufhalten, weil ihre Allianz selbst niemals dauerhaft sein wird. Nur die germanischen Grenzmächte können einen permanenten und wirksamen Druck gegen Rußland ausüben.

Wir wiederholen, der Schwerpunkt der orientalischen Frage liegt im Norden, weil im Norden der Schwerpunkt der russischen Macht ruht. Was sollen wir denn nun sagen, wenn man wichtig damit thut, den Bosporus gegen den russischen Einfluß zu verbarrikadiren, während man andererseits eben diesem russischen Einfluß am Sund selbst Avancen macht. Oder ist denn der Sund um deswillen weniger wichtig, weil er nicht im Oriente liegt? Ja es scheint wohl, der Mysticismus der sogenannten orientalischen Frage hat der Diplomatie den Kopf verwirrt. Denn es ist dieselbe Diplomatie, welche Zeter schreit, wenn die Russen sich dem Bosporus nähern wollen, während sie sich selbst beeifert, die Russen an den Sund zu rufen; es ist dieselbe Diplomatie, welche das Londoner Protokoll geschaffen hat, wodurch die schleswig-holsteinische Frage zu Gunsten Rußlands entschieden wurde. Und das war nur zwei Jahre vor dem orientalischen Krieg, und schon damals konnte man das Gewitter heraufziehen sehen. Wie es nun zum Ausbruch kam, wurde im englischen Parlament die Frage erhoben, ob nicht auch in Folge dessen jenes Protokoll zu beseitigen sei? Und siehe da, Lord John Russel antwortete frisch weg, wie er nicht begreife, was die Verhältnisse der dänischen Erbfolge mit dem Kriege gegen Rußland zu thun haben könnten. Gewiß, es gehört eben Lord John dazu, um diesen Zusammenhang nicht

zu begreifen, und es gehört ein Publicum dazu, dessen Verstand durch das Wort „Orientalisch" fascinirt wird, um eine solche Antwort zu goutiren.

Ist es die russische Macht, welche den Orient zu verschlingen droht, so frage man sich doch, wodurch denn diese Macht selbst so übermächtig geworden ist? Es kann kein Zweifel darüber sein, welches die Hauptursachen waren, nämlich: 1) der Untergang Polens, 2) die Schwächung Schwedens, und 3) die deutsche Zwietracht. Hier ist also die Quelle des Uebels, und hier allein liegt die Möglichkeit einer wahren Abhülfe. Denn wenn man auch die todten Sarmaten nicht wiedererwecken kann, so kann man doch wenigstens den Nachlaß reclamiren. Desgleichen kann man Schweden stärken, und was endlich die deutsche Zwietracht anbetrifft, so liegt es lediglich an uns sie aufzuheben. Ist aber Deutschland einig, und das einige Deutschland mit Schweden verbunden, so wird das seemächtige England nicht zögern, sich diesem Bunde anzuschließen, der sich dadurch zur germanischen Allianz vollendet.

Das ist die einzig praktische Antwort auf die orientalische Frage.

F.

Die Krisis von 1857 in England.

(Schluß.)

IV. Die Banken mit beschränkter Haftbarkeit.

Die andere von der Regierung zur Sicherung des Verkehrs ergriffene Maßregel war die am 17. August 1857 erlassene Actien-Bank-Gesellschafts-Acte (20 u. 21 Vict. c. 49). Sie besteht aus 19 §§.

§§. 1. und 2. verordnen, daß diese Acte die „Actien-Bankgesellschafts-Acte von 1857" genannt und als integrirender Theil der Actien-Gesellschafts-Acten von 1856, 1857 erachtet werden solle.

§. 3. hebt denjenigen Theil des §. 2. der Actien-Gesellschafts-Acte von 1856 auf, der sich auf Personen bezieht, die sich zu Bankzwecken associirt haben, mit der Maßgabe, daß bei keiner jetzigen oder zukünftigen Bankgesellschaft die beschränkte Haftbarkeit zulässig sein solle.

§. 4. verordnet, daß jede Bank-Gesellschaft, die aus 7 oder mehr als 7 Personen besteht, und unter den Bank-Acten 8. Vict. c. 113, und 10. Vict. c. 75 oder einer derselben constituirt ist, bis zum 1. Januar sich unter dieser neuen Acte registrirt haben muß; und

§. 5. im Unterlassungsfalle die betreffende Bank-Gesellschaft 1) unfähig sein solle, als Klägerin aufzutreten; 2) keine Dividende zur Zahlung gelangen dürfe, und 3) jeder Director oder Dirigent für jeden Tag Verzögerung einer Geldbuße von 5 Pfd. St. unterliegen solle.

§. 6. gestattet denjenigen anderen Bank-Gesellschaften, die nicht (nach §. 4.) hierzu verpflichtet sind, unter gewissen Modalitäten sich unter dieser Acte registriren zu lassen, wodurch sie, unbeschadet aller anderen Vorrechte, welche die betreffende Bank etwa bereits besitzen möge, wie Noten-Emission ꝛc., der durch die Registrirung gewährten Vergünstigungen theilhaftig werden sollen. — Die vergleichsweise geringen und rein formalen Verpflichtungen, welche die Registrirung auferlegt, sind in den betreffenden §§. der Haupt-Acte (1856) enthalten; desgleichen die Wirkungen und sehr erheblichen Vergünstigungen der Registrirung.

§. 7. verordnet, daß für Registrirung bestehender Bank-Gesellschaften eine Gebühr nicht erhoben werden solle.

§. 8. verordnet, daß alle vor der Registrirung bestehenden Rechtsbeziehungen der Gesellschaft durch die Registrirung in keiner Weise berührt werden; ebensowenig

§. 9. die Rechtsbeziehungen der Actionäre zur Gesellschaft, insbesondere der Ersteren Zahlungsverpflichtung im Fall der Auflösung der Gesellschaft; ebensowenig

§. 10. alle schwebenden Processe; jedoch soll keine Urtelsvollstreckung gegen individuelle Actionäre statthaben, und wenn die Activa der Gesellschaft zur Tilgung der Passiva nicht ausreichen, soll die Auflösung derselben erfolgen nach Maßgabe der diesfälligen Bestimmungen der Acten 1856, 1857. — Die §§. 8., 9. und 10. beziehen sich nur auf die Rechtsverhältnisse, die vor und zur Zeit der Registrirung obwalten.

§. 11. bestimmt, daß die früheren (4) Bank-Acte auf diejenigen Bank-Gesellschaften, welche unter dieser Acte registrirt sind, keine Anwendung mehr finden sollen.

§. 12. hebt die beiden Bank-Acte 8. Vict. c. 113 und 10. Vict. c. 75. für alle neu zu begründenden Bank-Gesellschaften auf, sowie für diejenigen, die sich unter dieser Acte registriren, unbeschadet, bezüglich der Letzteren, der vorher existenten Verpflichtungen ꝛc.

§. 13. verordnet, daß 7 oder mehr Personen, die sich zu Bankzwecken associiren, sich unter dieser Acte als Bank-Gesellschaft — doch in keinem Falle mit beschränkter Haftbarkeit — registriren mögen, mit der Maßgabe, daß ihre Actien mindestens 100 Pfd. St. jede betragen sollen; besteht aber die Gesellschaft aus mehr als 10 Personen, so muß sie sich unter dieser Acte registriren.

§. 14. bestimmt, daß nur auf Antrag wenigstens eines Drittels (in Zahl der Actionäre und im Werth der Actien) der Actionäre einer Gesellschaft das Handelsamt befugt und verpflichtet sein solle, Inspectoren zur Prüfung der Lage der Gesellschaft zu ernennen, nach Maßgabe der diesfälligen Bestimmungen der Acte 1856.

§. 15. verordnet, daß der §. 19. der Acte von 1856 auf diejenigen schottischen Bank-Gesellschaften, welche unter gegenwärtiger Acte registrirt sind oder sein werden, nicht Anwendung finden solle.

§. 16. (siehe Anmerkung zu §. 21. der vorhergehenden Acte).

§. 17. verordnet, daß, wenn aus Unachtsamkeit oder anderer Ursache eine Gesellschaft, die thatsächlich eine Bank-Gesellschaft ist, vor Emanation dieser Acte unter der Acte von 1856 als limitirte Gesellschaft registrirt worden ist, oder später in dieser Weise unter den Acten von 1856, 1857 registrirt werden sollte, solche Gesellschaft zwar nicht als illegal, noch die Registrirung als nichtig erachtet werden solle, aber folgende Beschränkungen rücksichtlich ihrer Statt greifen sollen:

1) Jeder Creditor oder Theilnehmer solle die Auflösung beantragen können, und solchem Antrage sei Folge zu geben.
2) Im Falle der Auflösung sollen die Contribuenten bis zur ganzen Höhe der Verbindlichkeiten der Gesellschaft solidarisch haftbar sein.

Diese Clausel ist durch die Schwierigkeit veranlaßt worden, gesetzlich zu definiren, was eine „Bank"-Gesellschaft ist. Gesellschaften, deren Geschäfte etwa nur in dieser oder jener materiellen Hinsicht von gewöhnlichen Bank-Geschäften abweichen, konnten sich unter der Actien-Gesellschafts-Acte von 1856 registriren und zwar mit unbeschränkter Haftbarkeit, während später ein Gerichtshof entscheiden mochte, daß die betreffende Gesellschaft thatsächlich eine Bank-Gesellschaft sei; die Folge würde sein, daß die Registrirung als nichtig und die Gesellschaft überhaupt als illegal erachtet werden müßte, woraus dann wieder technisch-legale Schwierigkeiten rücksichtlich sowohl der Fortsetzung, wie der Auflösung der Gesellschaft sich erheben würden; sie hätte nach Lage der Gesetzgebung weder rückwärts noch vorwärts gekonnt; andrerseits war es nicht wohl möglich eine stricte legale Definition des Bank-Geschäfts zu geben. In Rücksicht auf diese Schwierigkeiten hat die Gesetzgebung einen mittleren Weg genommen, indem sie verordnet, daß, wenn eine Gesellschaft in obiger Weise irrthümlich als limitirte Gesellschaft sich registrirt hat, die Registrirung nicht nichtig, noch die Gesellschaft illegal sein solle, daß dagegen jeder Creditor oder Theilnehmer der Gesellschaft deren Auflösung veranlassen könne.

§. 18. enthält eine transitorische Bestimmung.

§. 19. verordnet, daß die Bank-Charter-Acte 7 und 8 Vict. c. 32. (bezüglich der Constitution der Bank von England und der Notenemission in England), desgleichen die Acte 8 und 9 Vict. c. 38. (bezüglich der Notenemission in Schottland) durch gegenwärtige Acte in keiner Weise berührt werden. —

Bank-Gesellschaften werden also nunmehr unter den durch vorstehende Acte verordneten Modalitäten durch die allgemeinen Actien-Gesellschafts-Acte von 1856 und 1857 regiert. Nur kann niemals bei Bank-Gesellschaften eine beschränkte Haftbarkeit Statt greifen. Diese letzte und allerdings sehr wesentliche Beschränkung hinwegzuräumen, ist der Zweck des Gesetzentwurfes, der gegenwärtig, wie oben bereits erwähnt, dem Parlamente vorliegt. Wir sind daher jetzt auf regelmäßigem Wege

in letzter Instanz zu der Frage der beschränkten Haftbarkeit bei Bank-Gesellschaften gelangt und haben sie hier nunmehr kurz zu besprechen.

Die Gründe gegen die Zulassung sind gewiß nicht ohne Gewicht. Was zunächst die bisherige Erfahrung betrifft, so ist dieselbe, behaupten die Opponenten, überhaupt gegen den Grundsatz der beschränkten Haftbarkeit, indem man zum vermeintlichen Beweise auf die stattgehabten vielfachen „Auflösungen“ von Gesellschaften hinweist, die auf ihrem Schilde das Wahrzeichen „beschränkt“ trugen; man vergißt jedoch, daß diese Auflösungen immerhin nur Ausnahmen und vergleichsweise wenig zahlreich sind, während die größere Zahl der in Folge der letztjährigen Acte in's Leben gerufenen Actien-Gesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit sich gedeihlich entwickelt, soweit es eben im Anfange überhaupt möglich ist, so daß die Erfahrung in England daher bis jetzt vielmehr für die Zweckmäßigkeit der beschränkten Haftbarkeit spricht, wenn auch ein definitives Urtheil in diesem Sinne noch verfrüht sein möchte. Läßt man aber auch bei Erwägung des Für und Wider die Erfahrung als ein noch nicht als maßgebend anzuerkennendes Criterium ganz aus dem Spiele, so *dürften* die principiellen Gründe für die Zulassung der beschränkten Haftbarkeit bei Banken doch die überwiegenderen sein. Ein Haupteinwand ist, daß eine Actien-Bank mit beschränkter Haftbarkeit der Actionäre im Publicum kein Vertrauen finden würde, während doch gerade bei Banken das Vertrauen mehr als bei jedem anderen Geschäfte eine nothwendige Vorbedingung des Erfolges sei; die Folge würde daher zunächst sein, daß das Depositen-Geschäft, das heute für die meisten Banken der gewinnreichste Geschäftszweig ist, einen sehr wesentlichen Abbruch erleiden würde. Es ist allerdings sehr möglich, daß Letzteres der Fall sein werde: allein das könnte eben nur als eine sehr heilsame Rückwirkung zu erachten sein, und schon aus diesem Grunde würde die beschränkte Haftbarkeit sich empfehlen: denn die ernsteste Gefahr für die Banken liegt eben gegenwärtig in dem übermäßigen Anwachs ihrer Depositen im Vergleich zu ihrem Grund- und Betriebs-Capital, und diese Gefahr würde daher voraussichtlich in dem Maße gemindert werden, wie das Depositen-Geschäft auf angemessene Verhältnisse sich beschränkte; oder aber, wollten die Banken dieses gewinnbringende Geschäft in seiner jetzigen Ausdehnung bewahren, so würden sie darauf bedacht sein müssen, dabei eine entsprechendere Bürgschaft den Deponenten gegenüber obwalten zu lassen. „Die Depositen sind freilich zu einer erstaunlichen Höhe angeschwollen,“ sagen dagegen die Verfechter der unbeschränkten Haftbarkeit; „aber das beweist eben nur die Größe des Dienstes, der dem Publicum durch dies System von den Banken geleistet wird, und gleichzeitig das unbegrenzte Vertrauen des Publicums in die Banken — und zwar, worauf es hier ankommt, lediglich auf Grund und in Folge der unbeschränkten Haftbarkeit der Actionäre: das ist die Fundgrube, aus

der im Nothfall geschöpft wird, und die unerschöpflich ist." Diese Argumentation ist theoretisch, und auch legaliter, ganz richtig — leider aber keineswegs in der Praxis, wie die jüngsten Ereignisse gelehrt haben.

Die unbeschränkte Haftbarkeit bei Actien-Gesellschaften ist in den meisten Fällen eine Fiction, und selbst wo sie eine Realität wird, ist sie in ihren Folgen der Regel nach unter allgemein volkswirthschaftlichem wie staatlichem Gesichtspunkte gleich verderblich. Sie hat nur da einen Sinn, wo die Actionäre sämmtlich sehr bemittelt sind, wie es in dem einen Fallimente der Western-Bank von Schottland der Fall war. Das Capital aber der meisten englischen Actien-Banken, — und wie in England, so ist es in andern Ländern, — besteht den öffentlichen Nachweisen zufolge zum bei weitem größten Theile aus kleinen Capitalien, die im eigentlichen Sinne vielfach das Vermögen der betreffenden Actionäre bilden; dies sind sehr häufig Frauen, Wittwen ꝛc., die, verlockt durch die in Aussicht gestellten hohen Gewinne und im blinden Vertrauen auf die Solidität des Unternehmens, ihr Alles oder fast ihr Alles eingeschossen haben; von diesen ist daher im Falle der Insolvenz des Unternehmens gar nichts zu erwarten, sie sind schon ruinirt durch den bloßen Verlust dieses kleinen Capitals. Oder es sind „kleine Leute", die sich vom Geschäft zurückgezogen und in Bezug auf ihre „unbeschränkte Haftbarkeit" mehr oder weniger in die Kategorie Jener fallen; oder aber sie betreiben noch ein kleines Geschäft, — die unbeschränkte Haftbarkeit verschlingt dasselbe im Augenblick und sie sind ebenfalls ruinirt. In diesem kläglichen Falle befanden sich u. A. sehr viele Actionäre der Wolverhampton-Bank, — dieselben hatten das Vierfache ihrer Actien nachzuzahlen oder hätten es nachzuzahlen, wenn sie könnten; man nimmt so viel, wie sie haben — so sind einerseits sie ruinirt und andererseits kommen die Gläubiger dennoch nicht zur vollen Befriedigung. Die Londoner Joint-Stock-Banken haben zur Zeit durchschnittlich mehr als 40 Millionen Depositen: gesetzt — der Fall wird nicht eintreten, ist aber dennoch hier zur Veranschaulichung der Sachlage ganz passend — gesetzt, sie falliren: von wo würden die 40 Millionen herkommen zur Befriedigung der Deponenten? Gewiß nicht aus den Taschen der Actionäre, und sollte es sich anstatt der 40 auch nur um 4 Millionen handeln. Wenn man dies Resultat zugeben muß, so wendet man dahingegen ferner ein, daß alle die kleinen Leute, die Wittwen und Waisen ꝛc., ebenso gründlich ruinirt werden würden unter dem Systeme der beschränkten Haftbarkeit: — freilich in denjenigen Fällen, wo ihr ganzes Vermögen in ihren Actien besteht; doch sind sie wenigstens alsdann aller weiteren Haftbarkeit überhoben und nicht gezwungen, buchstäblich landesflüchtig zu werden, wie es wirklich mehrfach vorgekommen ist, da Alles, was sie etwa wieder erwerben, dem Arme des Gläubigers erbarmungslos verfällt. Dann aber fragt es sich zunächst, ob Fallite mit so großer Schuldenmasse bei beschränkter Haftbarkeit überhaupt wohl so leicht werden eintreten können.

Aber auch unter staatlichem Gesichtspunkte kann es nicht empfehlenswerth erscheinen, daß bei Actien-Gesellschaften in Ansehung dieser ihrer Natur und ihrer Constitutiv-Elemente die Haftbarkeit eine unbeschränkte sei; nicht gleichgültig in der That darf es dem Staate sein, daß durch den Fall eines solchen Etablissements eine so große Anzahl von Personen, die doch meistens ihren Lebensverhältnissen nach zu den mittleren Ständen gehören und überwiegend nicht mehr in der Lage sind, zu verdienen, vielmehr für ihren Lebensunterhalt lediglich auf das angewiesen sind, was sie einmal erworben haben und besitzen, plötzlich und ohne Rettung ruinirt werden und der Armuth verfallen. Und schlimmer ist alsdann in der That die Lage dieser Personen, als die der gewöhnlichen Arbeiterbevölkerung, die durch solche commercielle Krisen betroffen wird: denn der letzteren bleibt wenigstens ein, und zwar das wesentlichste, Element zum Erwerbe, das nur zeitweilig durch die Mißgunst der äußeren Verhältnisse verloren geht, — das Vermögen der Arbeit. Das aber fehlt zumeist denjenigen Personen, die das schwankende Glück hatten, Actionäre zu sein. Es ist sehr wahr, daß diejenigen, die ihr Geld in dieser Weise einsetzten, wußten, daß sie es der Gefahr des Verlustes aussetzten, und nicht nur dies, sondern event. den ganzen Rest ihres Vermögens, und daß auch bei ihnen der Drang nach hohem Gewinn über jegliche Rücksichten der Klugheit und Vorsicht mehr oder weniger leichtsinnig hinweghob: aber wenn irgend wo, so ist es hier am Orte, daß der Staat die Rolle eines „väterlichen Vormundes" übernehme; — wir sagen der Staat, d. h. die Legislatur, und Vorkehr treffe, daß eine gesetzliche Schranke die Folgen der Unvorsichtigkeit wenigstens mildere, um so mehr, als die Natur der Actien-Gesellschaften, wie mehrfach hervorgehoben, den Actionären jede directe Einwirkung auf den Betrieb des Unternehmens entzieht, dieselben vielmehr im ausgedehntesten Sinne gebunden sind den Leitern gegenüber, und sie selbst dem verwegensten Fluge dieser Jünger Merkurs bis zu den schwindelndsten Höhen, in's Reich der Wolken und der Wolkenbrüche, zu folgen gezwungen sind.

Wenn nun hiernach die unbeschränkte Haftbarkeit nicht als zweckmäßig und ersprießlich erachtet werden kann, so dürfte es sich dagegen empfehlen, eine Haftbarkeit der Actionäre bis zum Doppelbetrage ihrer Actien Statt greifen zu lassen, da hierdurch eine der Billigkeit entsprechende bestgeeignete Vermittelung der Interessen der Gläubiger einerseits, oder, allgemein gesprochen, des Publicums, und der Actionäre andererseits erzielt werden würde. Seitens vieler Personen wird die Erwerbung einer Actie bei beschränkter Haftbarkeit gleichsam von vornherein als ein Würfelspiel betrachtet, als ein Einsatz, von dem man freilich das Beste hofft und wünscht, der aber dennoch gleichzeitig als möglicherweise verloren erachtet wird, und tritt der Verlust wirklich ein, so war man gewissermaßen gefaßt darauf und verschmerzt ihn, so gut es geht; und selbst zum „Trost" gereicht es dann wohl noch, daß, so

groß auch die Schuldenmasse der „Gesellschaft" sei, dennoch der einzelne Gesellschafter von jeder weiteren Schuld und Haftbarkeit befreit ist. Wenn dagegen eine Haftbarkeit bis zum doppelten Betrage des Einsatzes stattfindet, so wird selbst Seitens solcher Personen bei Erwerbung von Actien und Betheiligung an dergleichen neuen, insbesondere Bank-Unternehmungen ohne Zweifel eine größere Vorsicht obwalten, und mehr noch Seitens derer, für welche der eventuelle Verlust des Doppelten ihrer Einlage ein schwerer Einriß in ihr Vermögen sein würde. Der Einwand, daß diese Vorsicht in noch höherem Grade obwalten wird da, wo eine unbeschränkte Haftbarkeit stattfindet, ist ungeachtet des dafür sprechenden Scheines als Regel nicht begründet, da jene „unbeschränkte" Haftbarkeit vom Publicum meistens als etwas Abstractes, Unreales, zu Allgemeines aufgefaßt wird, und daher practisch ohne Berücksichtigung und Einwirkung bleibt; wie aber die Interessen und Rechte der Actionäre in Rücksicht auf die Leitung des Unternehmens durch die oberwähnten Strafbestimmungen sich möglichst geschützt finden, so würde alsdann auch ihren Pflichten gegenüber dem Publicum in entsprechender und billiger Weise genügt sein.

Hierbei ist noch der sehr controversen Frage zu gedenken, ob beim Fallimente einer Zettelbank der Noten-Inhaber und der Deponent als Gläubiger der Bank in gleicher Linie stehen, oder ob und event. wer ein Vorrecht zur Befriedigung beanspruchen könne und daher gesetzlich besitzen solle. Die Gründe, die zu Gunsten der Noten-Inhaber geltend gemacht werden, scheinen nach Recht und Billigkeit die entschieden überwiegenden zu sein. Der wesentliche und an sich entscheidende Unterschied zwischen Deponent und Noten-Inhaber als Gläubiger der Bank ist der, daß der Erstere ein freiwilliger, der Letztere ein unfreiwilliger Gläubiger ist; der Deponent weiß oder soll wissen, wem er sein Geld anvertraut, und geht überhaupt aus freien Stücken zu der Bank, mit der er freiwillig in einen unmittelbaren geschäftlichen Verkehr tritt, so daß er mehr oder weniger an ihren Chancen und Wechselfällen Theil nimmt, mit ihrem Schiff und ihrem Winde segelt; wogegen der Noten-Inhaber in den meisten Fällen und überall, einer billigen Präsumtion gemäß, der Bank völlig fern steht, sie bisher vielleicht auch nicht einmal dem Namen nach kannte, und in Folge des der Bank verliehenen Vorrechts der Emission von Noten sich im alltäglichen Verkehr genöthigt sieht, die letzteren auf guten Glauben an Zahlungsstatt zu acceptiren, wobei nicht einmal gewiß ist, ob ungeachtet der versprochenen und gesetzlich vorgeschriebenen augenblicklichen Einlösung diese zu jeder Zeit, ohne Schwierigkeit und ohne Kosten geschehen kann, denn in den meisten Fällen wird der Noten-Inhaber nicht am Domicil der Bank sein, wo allein die wirkliche Einlösung gegen baares Geld stattfindet, und selbst wenn die Bank an verschiedenen Orten Comtoire besitzt, was bisher in Deutschland wenigstens nicht oder nur sehr ausnahmsweise der Fall ist, wird

jener Umstand nicht gehoben, sondern höchstens vermindert sein. Dann ist noch der ebenfalls entscheidende Punkt zu berücksichtigen, daß der Deponent meistens Zinsen erhält, daher Gewinn aus dem „Geschäft" mit der Bank zieht, wogegen eine Zinsvergütung auf Noten nicht obwaltet. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß der Note in allen Fällen ein entschiedenes höheres Anrecht auf Befriedigung innewohnt, als dem Depositum. Der vorbesprochene Gesetzentwurf zur facultativen Ausdehnung der beschränkten Haftbarkeit auf Banken hat auch dies Vorrecht ausdrücklich anerkannt und als Grundsatz niedergelegt, und die Omission einer solchen Clausel war die hauptsächlichste Ursache, weshalb ein ähnlicher Entwurf in der vorigen Session vom damaligen Schatzkanzler nicht unterstützt wurde und demnächst durchfiel.

Daß es übrigens mit der durch die Actien-Gesellschafts-Acte von 1856 begründeten persönlichen Verantwortlichkeit der Directoren ꝛc. Ernst ist, beweist ein Fall, der kürzlich zu gerichtlicher Entscheidung gelangt; und da dies der erste derartige Rechtsfall unter der neuen Gesetzgebung war, so ist die diesfällige Entscheidung von großer Wichtigkeit. Der Secretär der Saltash-Waterman's-Steam-Packet-Company (limitirt) *hatte* einen Wechsel, welchen ein Kohlenlieferant auf die Gesellschaft gezogen, für diese acceptirt, aber dabei übersehen, das Wort „limitirt" hinzuzufügen, wie jene Acte es vorschreibt. Die Frage kam zur gerichtlichen Verhandlung, ob der Secretär persönlich für Einlösung des Wechsels haftbar sei, im Fall die Compagnie die Zahlung verweigerte. Nach §. 31. der bezogenen Acte ist bei einem solchen Versehen die betreffende Person nicht nur persönlich haftbar für den Betrag des Wechsels, sondern verfällt auch überdies in eine Geldstrafe von 50 Pfd. St. Defendent (der Secretär) suchte sich durch den Umstand zu rechtfertigen, daß Kläger (der Kohlenlieferant) ebenfalls unterlassen hatte, das Wort „limited" dem Namen der Gesellschaft beizufügen, wogegen Kläger behauptete, er habe zu jener Zeit nicht gewußt, daß die Gesellschaft eine limitirte sei. Der Richter erkannte gegen den Secretär; dieser hat appellirt, und die Sache schwebt noch in zweiter Instanz.

Es ist eine gewissermaßen in der menschlichen Natur begründete und darum unter gegebenen Umständen wiederkehrende Erscheinung — eine Erscheinung, die sich in großen wie in kleinen Dingen, bei der Masse des Volkes, wie beim einzelnen Individuum, auf dem großen Schauplatz des Völkerlebens, wie in der engeren Sphäre des Privat-Verkehres, geltend macht, daß eine Anschauung, ein Princip, ein Factum, sobald sie einmal in das politische und sociale Leben eingedrungen und einen gewissen Status erlangt haben, in der Sphäre ihrer Wirksamkeit schnell eine außerordentliche Macht erlangen und auf die Gemüther eine Herrschaft üben, die keinen Widerspruch duldet, keinen Zweifel zuläßt, insbesondere, wenn sie den Reiz der Neuheit haben und wenn da, wo sie unmittelbar das materielle Leben berühren, sie in ihrer ersten

thatsächlichen Anwendung auf dasselbe den Erfolg für sich haben: daß aber, nachdem diese erste Wallung vorüber, ein gleich schneller und tiefgreifender Rückschlag eintritt, und das, was vor kurzem noch allgemein gepriesen und erhoben ward, nun vielfach getadelt, verworfen und verurtheilt wird; zumal, wenn die weitere Erfahrung nicht überall und ohne Ausnahme den ersten Erfolgen entspricht, oder selbst früher ungekannte Uebel und Mißstände erwachsen. Diese Erscheinung macht sich auch jetzt in Bezug auf Actien-Gesellschaften geltend. Die erste Phasis, die Phasis des Aufschwunges, der Entfaltung, der Herrschaft ist vorüber; die zweite Phasis, die Phasis der Reaction, um es kurz zu bezeichnen, hat begonnen. Dem allgemeinen und ungemessenen Lobe folgt die Verdammung. Freilich ist diese nicht allgemein; immerhin aber tritt sie vielfach und von mancher beachtenswerthen Seite auf, und namentlich in Deutschland erheben sich manche Stimmen laut und entschieden gegen das Princip oder System der Actiengesellschaften. Es sei erlaubt, zu äußern, daß, wie jener erste Rausch der Begeisterung ein übertriebener und uneinsichtsvoller war, so auch dieser Rückschlag, wenn derselbe, wie in einer kürzlich erschienenen Schrift eines geachteten National-Oekonomen in Heidelberg, so weit geht, das Actienwesen ganz zu verwerfen, ein gleich übertriebener ist. Diese letztere Ansicht ist in einer wohlwollenden, aber einseitigen und beschränkten Auffassung begründet. Durch die insbesondere während der letzten Krisis stattgehabten mannigfachen Mißerfolge von Actien-Gesellschaften irregeführt, schließt man vom Einzelnen auf das Ganze, nimmt die Ausnahme für Regel, und verdammt das ganze Actiensystem. Da man sich hierbei namentlich auf die diesfälligen Fallimente in England bezieht und stützt, so glauben wir um so eher erwiedern zu können, daß die daraus gezogene Folgerung eine irrige ist. Es ist wahr, daß manche Enttäuschung, manche bittere Erfahrung Statt gegriffen hat; allein wenn einerseits die Neuheit der Sache hierfür eine theilweise Erklärung und selbst Entschuldigung bietet, so ist andrerseits zu erwägen, daß vielleicht in keinem einzigen Falle die Ursache des Mißlingens und Fehlschlagens in dem Systeme an sich gelegen hat, vielmehr in dem Mißbrauche oder der Mißanwendung desselben und, vor Allem, vielfach in der Mißleitung des Unternehmens und der Sorglosigkeit und Unrechtlichkeit der Leiter. Freilich finden sich auch Gegner in England, doch nicht eigentlich des Joint-Stock-Systems, sondern lediglich der beschränkten Haftbarkeit; jedenfalls jedoch sehr überwiegend sind die Ansichten zu Gunsten des Systems, und im Großen und Ganzen hat auch die Erfahrung dasselbe bisher gerechtfertigt. Wohl aber hat man erkannt, daß die eigenthümliche Natur solcher Gesellschaften nur zu leicht zu Mißbrauch und Betrug Versuchung bietet, wie denn die Legislatur darauf bedacht gewesen ist und noch ist, nicht, das Ganze wieder umzustoßen, sondern, die principielle Zweckmäßigkeit anerkennend, die praktische Anwendung zu regeln und,

ohne der Freiheit Abbruch zu thun, die Gesammtinteressen durch weise Vorkehrungen und Schranken zu schützen und zu fördern. Und Mißbrauch und Betrug sind immerhin selbst in dieser Beziehung keine „Erfindung" unserer Zeit: die englische Gesetzgebung hat seit lange dagegen gekämpft, und eine alte Parlaments-Acte u. A. eifert gegen Diejenigen, welche, in dem Wortlaute der Acte, „die von anderen Leuten auf Credit erlangte Substanz zu ihrem eigenen Vergnügen und ihrer vornehmen Lebensweise consumiren,, oder in übereilten und ruinösen Speculationen, die gegen alle Vernunft, Billigkeit und Gewissenhaftigkeit sind." Diese Worte können damals nicht passender gewesen sein, als sie es heute sind.

Wir vermögen indeß denen nicht beizustimmen, die wegen der bisher vielfach stattgehabten Uebertreibungen, Irrungen und Uebel das ganze Actien-System verurtheilen und verwerfen: es kommt nur darauf an, durch eine einsichtsvolle und aufgeklärte Gesetzgebung dahin zu wirken, daß im Interesse Aller, der Unternehmer und Interessenten, wie des Publicums, das Böse möglichst vermieden und unterdrückt, das Gute aber gefördert und gepflegt werde. Die Gesetzgebung kann ohne Zweifel sehr viel hierzu thun: mehr aber als alle Gesetzgebung kann und muß das rein sittliche Element wirken, beim Einzelnen wie bei der Gesammtheit des Handelsstandes, das Bewußtsein einer sittlichen Verpflichtung und einer sittlichen Verantwortlichkeit. Die Sucht, reich zu werden, schnell, sehr schnell reich zu werden, das ist der Fluch unserer Zeit — und dieses Jagen nach Reichthum hebt so oft über alle Rücksichten der Vorsicht, über alle Erwägungen der Ehre, wie der Pflicht hinfort, was um so verderblicher für die öffentliche Moral ist, als eine Handlungsweise dieser Art so oft sich jeder positiven Gesetzgebung entzieht, durch keine positive Gesetzgebung erreicht wird und erreicht werden kann. Ein solches maßloses und rücksichtsloses Haschen nach den materiellen Schätzen der Welt Seitens einer Klasse kann, wenn und wo es längere Zeit fortwährt, nur verderblich auf das Ganze wirken, kann nur mehr oder weniger die sittlichen Fundamente der Gesellschaft untergraben, und mehr oder weniger alles höhere Streben, alle edleren Triebe ersticken. Nach Verbesserung der äußeren Lage und einem gewissen Wohlstande zu streben, ist ein natürlicher und darum rechtmäßiger und selbst nothwendiger Trieb des Menschen: aber nur auf dem Wege der Ehrenhaftigkeit, durch die harte Schule der Arbeit, und sofern der materielle Wohlstand nicht als Zweck, sondern nur als Mittel betrachtet wird, nicht als Zweck, um mittels seiner nur sich weltliche Genüsse zu verschaffen, sondern als Mittel zur Erfüllung der höheren Bestimmung des Menschen, zu seiner sittlichen und geistigen Fortbildung, Veredelung und Vervollkommnung. Und wenn die Millionen nach dem Ziele eines höheren materiellen Wohlstandes überhaupt nur durch Arbeit, sei es geistige oder körperliche, streben können, und dennoch immerhin nur

Wenige es erreichen, weshalb sollte dann den Hunderten und Tausenden gestattet sein, auf jene sittlich wie volkswirthschaftlich verwerfliche und verderbliche Weise sich in kürzester Frist zu bereichern, auf Kosten so oft selbst derer, denen es gelungen ist, durch Arbeit und Sparsamkeit einiges Vermögen sich zu erwerben, sollten sie auch so unvorsichtig gewesen sein, es dem eigennützigen und gewissenlosen Spiele der „Großen" anzuvertrauen.

Abenteuer eines Holsteiners

auf einer Seereise von Christiania nach Kopenhagen im Jahre 1764.

Novelle von Edmund Lobedanz.

(Schluß.)

Es vergingen wohl vier bis sechs Tage, ehe sich das Geringste in meiner traurigen Lage änderte. Draußen war es der schönste Frühling von der Welt, das konnte ich aus dem lustigen Gesange der Vögel vor meinem Kerker abnehmen. Die Blüthezeit der Bäume neigte sich bereits ihrem Ende zu, denn mehr als ein duftiges, weißes Blüthenblatt flatterte durch die Eisenstangen meines Kerkerfensters, halb um meinen Schwermuth zu vermehren, halb mir Trost bringend hinein.

Aus der Behandlung, welche mir zu Theil wurde, ersah ich nur zu deutlich, daß man mich für einen argen Verbrecher ansah, denn nicht einmal Bücher aus meinem eigenen Koffer wollte man mir zugestehen. In gewisser Weise aber tröstete mich dies, denn ich schloß daraus, daß Broder, um dessentwillen ich ja Alles erduldete, gewiß nicht wieder eingefangen sei und daher der Zorn rühre, der mich jetzt treffe.

Da plötzlich öffnet sich mein Kerker und ein Mann tritt ein, der einem Diener eines vornehmen Mannes zu gleichen schien, mir aber ein Engel des Lichts war.

Als er sprach, erkannte ich die Stimme wieder und wußte, daß es „Claus" der Begleiter „Seiner Excellenz des Grafen" sei. In Folge der Ueberraschung und fast von allem Anblick und Umgang mit Menschen entwöhnt, kam mir dieser Freie als eine so ungeheuer wichtige Person vor, daß ich zitterte und bebte und vor Verwirrung kein Wort hervorbringen konnte.

Herr Claus fragte mich im Namen seines Herrn, ob ich etwa Bücher wünsche, und in diesem Falle möge ich ihm die Titel einiger Bücher aufgeben, da er mir sodann selbige verschaffen werde. Zugleich zog er ein Blatt Papier und einen Bleistift hervor und reichte mir denselben.

Ich suchte meine Bewegung zu bekämpfen, indem ich meinen ungeheuren Respect vor Claus für albern erklärte, aber es gelang nur schwer. Als ich mich über das Papier beugte und schreiben wollte, war mein Gedächtniß wie ein abgerissener Faden. Endlich brachte ich die Titel von mehreren Büchern zu Stande, zuerst die Bibel, dann den Homer, dann die zuletzt erschienenen Gesänge von Herrn Klopstock's „Messias", dann ebenfalls die erschienenen Hefte von Oeders herrlicher Flora danica, endlich Holbergs Dänischen Schauplatz.

Zitternd reichte ich Herrn Claus diese Liste und wollte mir nun ein Herz fassen und fragen, wer ihn gesendet, wer „Seine Excellenz der Herr Graf" sei, da aber verbeugte sich Claus gnädigst und mit leutseliger Miene und ging. Ehe ich mich wieder zu fassen vermochte, war ich wieder allein in meinem Kerker und hörte mit Thränen, aber auch mit Hoffnung und voll Dankes zu Gott und meinem unbekannten Wohlthäter den Kerkermeister den Schlüssel im Schlosse umdrehen und herausziehen.

Noch am selbigen Tage erhielt ich alle aufgegebenen Bücher, und zwar sämmtlich neu vom Buchhändler in gänzlich rohem Zustande. Darüber machte ich mir jedoch keine Sorge, sondern betrachtete es als eine angenehme Abwechselung und mechanische Arbeit, die einzelnen Bogen zu falzen und aufeinander zu legen. Und nun vertiefte ich mich in diese herrlichen Werke und fühlte mich fast reich und glücklich, so daß ich es gar nicht als eine so große Wohlthat betrachtete, als ich kurz nachher einen anderen, besseren Kerker erhielt und ein ordentliches Bett statt des faulen Strohs.

Am 6. Juni wurde ich zum ersten Male zum ausführlichen Verhör geholt. Hier war ich muthiger und entschlossener, als ich mir zugetraut hatte. Eine Wohlthat, ein gütiges Wort rührt mich zu Thränen und raubt mir die Sprache, besonders wo ich glaube, daß man mich für einen Schuldigen hält, aber der Bosheit und der Ungerechtigkeit gegenüber kann ich festen Freimuth zeigen und selbst beredt sein.

So trat ich denn auch hier meinem Richter muthig entgegen, antwortete klar und bestimmt auf jede Frage, der Wahrheit gemäß und läugnete nicht, daß mir sehr wohl bewußt gewesen sei, vom Standpunkte des Gesetzes Unrecht gethan zu haben.

Der Richter, offenbar ein Pedant und ohne menschliches Gefühl, aber von jener pestgleichen Sorte, die Höheren gegenüber kriecht und schwanzwedelt, entließ mich mit dem Bemerken, daß ich zeitlebens meine Unbesonnenheit bereuen würde. Ich verbeugte mich, wie ich fürchte, mit weniger Demuth, als sich geziemt hätte, und sagte: „Der gerechten Strafe werde ich mich nicht entziehen."

Es währte nun wohl wieder acht Tage, ehe etwas Nennenswerthes geschah. Ich las in meinen Büchern, lernte ganze Stellen aus dem Messias auswendig und erfreute mich an den schön illuminirten Kupfer-

stichen in Weders Flora, da es mir nicht vergönnt war, die wirklichen Kinder Flora's zu sehen.

Da eines Abends gegen zehn Uhr, als ich still bei mir eine Stelle aus dem Messias recitire, geht die Kerkerthür auf. Der Kerkermeister, in jeder Falte seines Gesichts Erstaunen und — Respect, tritt ein, verbeugt sich tief und sagt:

„Hochverehrtester Herr Magister!

„Meine ganze Wohnung steht Ihnen zu Diensten. Ihr Koffer ist zu Ihrer Verfügung. Es ist ein Befehl des Königs gekommen, daß Sie sich sogleich anzukleiden haben und in den Wagen steigen sollen, der Sie um eine halbe Stunde abholen wird. Ihr Glück ist gemacht. Ich hoffe, daß Sie an mich und meine Familie denken und nicht vergessen, wie gut ich Sie behandelt!"

Ich war sprachlos vor Erstaunen und glaubte, ich träume ein Märchen. Zwar dachte ich, daß der Hallunke, Gott verzeih mir die Sünde! mich sehr schlecht behandelt habe, sagte es aber nicht. War's doch schon Strafe genug, Kerkermeister zu sein. Seine Kinder, welche gotteslästerlich fluchten, hatten mich auch oft durch ihren Lärm und ihr falsches Gröhlen gestört. Doch, ich mußte ihm folgen, wusch und reinigte mich nach Herzenslust und zog reine Kleider an, die nur leider etwas moderig und noch von unserem Schiffbruche her nach Seewasser rochen.

Nach einer halben Stunde kam wirklich ein Wagen, eine große, prächtige Kutsche. Ich mußte einsteigen, ohne zu wissen wohin.

Wir fuhren durch mehrere lange, noch unbebaute Straßen, zwischen hohen Gartenmauern hindurch. Endlich hielt der Wagen, große Thorflügel eines Pallastes öffneten sich wie von selbst, und mit hohlem Tone rollte die Kutsche in den Thorweg. Ich befühlte mich jeden Augenblick selbst, ob ich denn von Fleisch und Blut sei, und sagte ganz laut: cogito, ergo sum, Alles um mich zu vergewissern, daß ich wirklich lebe.

Ein Diener in reicher Livree half mir zitternd aus dem Wagen und führte mich breite, mit Teppichen belegte, hell erleuchtete Treppen hinauf.

Er öffnete die Thür eines schönen Bibliothekzimmers und bat mich, auf einem Sessel Platz zu nehmen, bis der Herr mich rufen würde.

Sein Herr? wer war sein Herr, ich wußte es nicht, er hätte es mir sagen können, aber er war fort, ehe ich ihn hatte fragen können.

Ich setzte mich und schaute verstohlen bald nach den schönen Bildern, welche zwischen den Bücherschränken an der Wand hingen, bald auf die Bücher selbst, um deren Besitz ich den Besitzer fast beneidete.

Da öffnete sich plötzlich eine Tapetenthür, und eine Stimme, die ich sogleich als die „Seiner Excellenz des Herrn Grafen" wiedererkannte, sagte: „Warten Sie noch einige Minuten, lieber Magister, ich werde sie sogleich rufen."

„Lieber Magister," wie ein warmer Sonnenstrahl gingen mir diese Worte durch mein viel gequältes Herz. Ich verbeugte mich stumm. Das war klar, die „Excellenz, der Herr Graf," war eine hohe, mächtige Person, die mich nicht nur nicht vergessen hatte, sondern mir auch wohl wollte. Und wie die Sache auch zusammenhängen mochte, der Brief des guten Gude war nicht ohne Wirkung geblieben.

Ich suchte meine halb ängstliche, halb frohe Erwartung nun durch die Betrachtung eines sehr schönen Oelgemäldes, in dessen einer Ecke der Name des berühmten Malers Juel stand, zu dämpfen.

Es war ein schönes, edles Gesicht, ziemlich voll und gesund, die Nase vielleicht ein klein wenig zu dick, die Stirn kühn und zurückliegend, die Augen offen, heiter, nicht ohne Schwärmerei, um den Mund ein schelmischer Zug, die Augenbrauen zwei kühne Bogen. Das Haar war sorgfältig zurückgekämmt mit vier großen Locken an der Seite. Der Anzug war einfach, aber sehr edel. Der braune Rock, ohne Kragen und Umschlag mit langen Knopflöchern und einer Reihe Knöpfen, stand weit offen und zeigte das feine Spitzenhemde, welches unter dem Doppelkinne von einem weißen Halstuche zusammengehalten wurde.

Ich verlor mich ganz in der Beschauung dieses interessanten Bildes und forschte vergebens nach, wer wohl der Glückliche sei, den es vorstelle.

Endlich öffnete sich die Tapetenthür wieder und Seine Excellenz der Herr Graf ersuchte mich, oder richtiger gebot mir, einzutreten. Ich folgte eiligst der Weisung und trat in ein hohes, schönes Schreibgemach, das ebenfalls mit großen Oelgemälden geschmückt war. Namentlich zog eins, ein Bild in Lebensgröße unseres allergnädigsten Königs Friedrich des Fünften, des Weisen und Sanftmüthigen, meine Aufmerksamkeit auf sich.

Aber ich hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn mein mir unter seinem wahren Namen noch immer unbekannter Gönner, dessen edles Aeußere ich nun mit Andacht betrachtete, wies auf einen Lehnsessel, auf den ich mich niedersetzen sollte. Dann sagte er mit seiner mir unvergeßlichen Stimme:

„Nicht nur der Brief des braven Magisters Gude und Ihre eigene Erzählung, sondern besonders der Wunsch, einem edeldenkenden Mann aus all zu bittern Verlegenheiten zu helfen, hat mich bewogen, sofort über Ihre Angelegenheit Berichte zu verlangen und die Wahrhaftigkeit Ihrer Aussagen zu prüfen. Da sie nach allem, was ich erfahren, außer Zweifel ist, wovon ich vorher überzeugt war, so habe ich Sr. Majestät Ihre Geschichte erzählt und Allerhöchstdieselben mir befohlen, die Sache, soweit sie Sie betrifft, niederzuschlagen. Dies habe ich Ihnen nur mittheilen wollen. Sie sind jetzt frei, und wo ich Ihnen ferner nützlich sein kann, da stehe ich gern zu Ihren Diensten. Preisen Sie Ihr Glück, daß Sie einen so zuverlässigen Briefträger fanden, denn — was Sie wohl längst geahnt haben — Graf Bernstorff steht hier vor Ihnen."

„Graf Bernstorff, Sie! o mein Wohlthäter!“ rief ich und brach in Thränen aus. „Gottes Gnade ist allzu groß, und Sie, gnädigster Herr, treten in seine Fußspuren!“

Er sah mich ernst aber doch freundlich an und sagte: „Keine Uebertreibung, lieber Magister; was ich that, war meine Pflicht, alle ritterlichen Menschen sind Vettern, die mit dem Pöbel unter den Hohen und Niedern nichts gemein haben, und die Freude, welche ich Ihnen bereite, wird mir mehr als Freude, nämlich Glück. Der König aber hat doch das Beste gethan, und ihm müssen Sie besonders danken. Er ist gegenwärtig in meinem Hause und unterhält sich mit meiner Gattin, und wenn es Ihnen recht ist, so gehen wir dorthin!“

Alles das sagte er, als wenn es so sein müßte, als gehörte ich in diesem Kreise zu Hause, oder hätte durch Verdienst oder Talent ein Anrecht, daselbst mich zu bewegen. Mich aber ergriff der Gedanke, vor meinen König zu treten, so sehr, daß ich an allen Gliedern zitterte und wirklich einer Ohnmacht nahe war. Der Wechsel in meinem Geschicke schien mir besonders so wunderbar. Kaum dem Tode in den Wellen entronnen, dann mit Ketten belastet wie ein gemeiner Verbrecher, dann abermals dem Wassertode nahe, dann in seltsamer Verkleidung als Fischer von Fischern als ihres Gleichen behandelt und von neugierigen Kleinstädtern halb spöttisch als Curiosität beschaut, war ich nun nicht nur frei, sondern mit Wohlwollen und Freundschaft von Dänemarks erstem Minister behandelt und sollte nun gar dem höchsten Herrn über Leben und Tod als ein Individuum, von dem man einige Notiz nehmen wolle, vorgestellt werden. Zwar mochte dies letztere bei der Leutseligkeit Friedrich's des Fünften nichts so unerhörtes sein. Vielmehr dachte ich daran, wie sehr der Ton bei Hofe sich seit des hochseligen Königs Christian des Sechsten Zeit verändert hatte. Der finstere, bigotte Geist wich einem heiteren, dessen Wahlspruch „Leben und leben lassen“. Die eisernen Ketten, welche die Christiansburg von der Stadt schieden, wurden weggeräumt, und der junge König mischte sich zu Fuße unter das Volk, während der Vater, stets nur von Militair begleitet, stolz in prächtigen Carossen einhergefahren kam. Das Theater wurde wieder geöffnet und Ludwig Holberg selbst leitete es zum großen Aerger des höchst gelehrten Dr. Gram, der den ganzen Stand der Gelehrten, ja die Wissenschaft selbst dadurch beschimpft hielt. Der König selbst besuchte oft unangemeldet hochgestellte seiner Unterthanen und liebte es, wenn man ihn im privaten Leben nur als das nahm, was er gelten wollte, ein heiterer, freundlicher Gesellschafter und liebenswürdiger Mann. Zwar wollten eifersüchtige Bürgerliche, die sich auf ihr Geld und ihre Kenntnisse allzuviel einbildeten, behaupten, daß der König die Adligen allzu sehr begünstige, allein das Ungegründete dieser Klage ging gerade in diesem Jahre aus dem Umstande hervor, daß man anfing, die Hofdienste der Bauern und die Leibeigenschaft abzuschaffen, worin Bernstorff auf seinem Gute

Gjentofte mit gutem Beispiele voranging, indem er sogar allen seinen Bauern ihre Stellen als freies Eigenthum überließ.

Wir gingen durch das Bibliothekzimmer und mehrere andere Gemächer, wobei mein Herz hörbar klopfte, bis wir in ein von mehreren gräflichen sowohl als königlichen Dienern angefülltes Vorzimmer kamen. Kaum zeigte sich Graf Bernstorff auf der Schwelle, als alle, wie durch ein Uhrwerk getrieben, von ihren Sitzen aufsprangen und sich in Positur stellten. Zwei öffneten die hohen Flügelthüren, und nun ergriff mich der Graf bei der Hand und führte mich, während es mir schwarz vor den Augen wurde und ich mich von einem jähen Schwindel fast überwältigt fühlte, in das glänzend erleuchtete Gemach.

Ich sah nur einen Kranz von schönen Damen im damaligen geschmackvollen Kostüme und hörte das Rauschen ihrer seidenen Kleider, wie fernes Wellengeräusch. In der Mitte des Kreises auf einem rothdamastenen Lehnsessel saß ein schmächtiger Mann mit einem länglichen Gesicht und ebenfalls ziemlich langer gebogener Nase. Die Stirn lag sehr zurück, die angenehmsten, sanftesten blauen Augen lächelten unter den schöngebogenen Brauen hervor, das Lächeln des Mundes hatte etwas unbeschreiblich Gutmüthiges. Auf dem blauen Sammetrock blitzte ein großer Stern wie tausend Karfunkel. Alle Herren, mit Ausnahme dieses Einzigsten erhoben sich, als wir eintraten. Ich hätte ihn sogleich erkannt, wenn auch nur nach dem Bilde auf den Münzen, es war der König. Ich kann nicht sagen, was ich empfand, als ich vor seinem Antlitz stand, die Ehrfurcht wollte mich übermannen und mit unsäglicher Mühe zwang ich mein Blut, nicht zurückzutreten.

Graf Bernstorff führte mich vor den König, welcher freundlich grüßte, und sagte:

„Hier ist der arme Magister, dessen Sache Ew. Majestät vorzutragen ich heute die Ehre hatte. Er bedankt sich schönstens für Ew. Majestät Gnade und verspricht, nicht ferner der Frau Justitia ihre Opfer zu entreißen."

„Das habe ich nicht versprochen, Excellenz, Herr Graf!" rief ich, ohne zu wissen, was ich that, und muß wohl so komisch erschrocken gewesen sein, daß man das Lachen nicht unterdrücken konnte. Der König lachte nämlich sehr und so lachte natürlich die ganze Gesellschaft mit.

Ich stand verdutzt und beschämt da, ich fühlte, daß ich eine Dummheit begangen hatte; aber was war nun dabei zu machen. Se. Majestät selbst rettete mich aus der Verlegenheit und sagte:

„Wir lachen nicht über Sie, bester Magister, sondern über den Grafen Bernstorff, der sich so sehr in Ihnen verrechnet hatte. Aber bleiben Sie nur bei Ihrer Ansicht. Ich weiß am besten, wie oft summum jus summa injuria ist, und wollte lieber die Schafe hüten, als König sein, wenn ich nicht das Recht der Gnade hätte, um Ungerechtigkeiten des Gesetzes wieder gut machen zu können. Nun aber setzen Sie

sich in einen Sessel und erzählen Sie uns Ihre Abenteuer, es muß recht interessant sein, sie aus Ihrem eigenen Munde zu hören."

Man brachte einen Sessel und ich mußte mich dem Kreise gegenübersetzen, während Alle, dem Beispiele des königlichen Herrn folgend, mit Aufmerksamkeit an meinem Munde hingen. Was man selbst erlebt hat, das steht einem klar vor der Seele und trägt sich leicht vor; ich begann daher und sprach so lebhaft, daß ich, wie es mir vorkam, die ganze hohe Versammlung gut unterhielt, ja sogar hinriß.

Während ich erzählte, öffnete sich die Thür, der die Gesellschaft den Rücken, ich aber das Gesicht zukehrte, und herein trat ein Mann, in dem ich sogleich das Original des Bildes, an dem ich mich im Bibliothekzimmer ergötzt hatte, erkannte. Er ging auf den Zehen, um nicht zu stören, und setzte sich, nur von mir bemerkt, auf ein hinter dem Grafen Bernstorff stehendes Tabouret.

Ich fuhr fort in meiner Erzählung, mitunter wogten die Busen der Damen hoch, und als ich meine Leiden und meine Verzweiflung im Kerker schilderte, da weinten mehrere und Se. Majestät sahen sehr ernst und sehr mitleidig aus. Da kam ich auch an die Stelle, wo ich dem Grafen Bernstorff, ohne zu wissen, daß er es sei, den Brief des Magisters Gude gab, und wie ich da Bücher erhielt, die meine Seele erquickten. Ich war nun am Ende, aber ich wollte gern, wie man eine Predigt oft mit einem versificirtem Gebete beschließt, auch mit einigen Versen schließen, wozu mir der Anfang des dritten Gesanges der Messiade zu passen schien.

Ich sprach meine Hoffnung aus, nun mit Gottes Hülfe und meines Königs Gnade bald meine schleswig-holsteinische Heimath wiederzusehen, und wollte dann mit dem Sänger des Messias ausrufen:

„Sei mir gegrüßt! ich sehe Dich wieder, die Du mich gebarest,
Erde, mein mütterlich Land, die Du mich in kühlendem Schooße
Einst bei den Schlafenden Gottes begräbst und meine Gebeine
Sanft bedeckest; doch erst — dies hoff' ich zu meinem Erlöser —
Wenn mein Tagwerk vollbracht und jegliche Prüfung bestanden.
O, dann sollen die Lippen sich erst, die Jesu willen vor Freude
Oftmals weinten, sich schließen; dann sollen, mit leiserer Klage
Meine Freunde mein Grab mit stillen Palmen umpflanzen,
Daß, wenn in himmlischer Bildung dereinst von dem Tod ich erwache,
Meine verklärte Gestalt aus stillen Hainen hervorgeh'!"

Jetzt schwieg ich und der Schweiß perlte mir vor der Stirne. Der König und alle Uebrigen sahen ernst und bewegt theils auf mich, theils auf den Fußboden. Nur das neu hinzugekommene Original des Gemäldes von Juel lächelte und drohte mir schelmisch mit dem Finger. Ich wußte nicht, wie ich das verstehen sollte. Da räusperte sich der König und sagte:

„Sie haben viel erlebt in kurzer Zeit und es hübsch erzählt. Auch das Citat aus dem Messias war recht passend und ich möchte wünschen,

daß unser Klopstock, den wir jeden Tag aus Quedlinburg zurück erwarten, zugegen gewesen wäre!"

Als der König dies gesagt hatte, erhob sich der Unbekannte, trat mit einer tiefen Verbeugung zur großen Ueberraschung der Gesellschaft vor Seiner Majestät Sitz und sagte: „Er war zugegen und dankt Ew. Majestät für die hohe Gnade dieses Wunsches!"

„Klopstock! Klopstock!" „Willkommen!" „wieder da," „wann angekommen?" und „sich ungesehen hereingeschlagen," „Ei, ei!" So gings nun, die königliche Anwesenheit vergessend, durcheinander, während ich mit aufgerissenen Augen und Munde in dem Originale des Bildes den unsterblichen, hochverehrten Sänger des Messias, den Neuschöpfer unserer Sprache und Poesie, vor mir sah.

Endlich, als der König sprechen wollte, wurde es wieder still. Er fragte: „Nun, lieber Klopstock, wann sind Sie angekommen?"

„Vor einigen Stunden, Majestät," antwortete der Gefragte, „und eilte sogleich hinaus nach Schloß Bernstorff,*) weil ich vermuthete, meinen edlen Gönner dort zu finden. Da erfuhr ich, daß die Familie sich in der Stadt befinde. So eilte ich hierher und habe das große Glück, sogleich das Antlitz meines geliebten Königs zu schauen. Ich komme über Lübeck mit dem Packetboot, wir waren von Montag bis Donnerstag unterwegs, stilles schönes Wetter, die See oft wie ein Spiegel, es lief mir der Mund in Wasser, wenn ich ihn mir als Eisfläche dachte, aber auch so war er schön. Fünf Stunden lang genossen wir das herrliche Gemälde der Insel Möen nur in der Entfernung einer Meile!"

„Er ist doch immer der Alte!" sagte der König lächelnd und sah den Grafen Bernstorff an. Dieser lachte, verbeugte sich und antwortete: „Wünschen Ew. Majestät ihn anders?"

„O nein! o nein!" rief der König, „ich hoffe, wir sind Alle mit einander zufrieden! Doch, Monsieur Klopstock, was sagen Sie von der Erzählung des armen Magisters und davon, daß er Sie citirte?"

„Ich fühlte mich sehr geschmeichelt, aber das Citat war etwas verfälscht," sagte Klopstock.

Alle sahen mich an und ich fühlte, daß ich sehr roth wurde.

„O, es thut nichts," rief Klopstock, als er meine Verlegenheit sah, „es war nur ein Vers, den der Magister, statt eines der meinen, der hier nicht paßte, nicht ungeschickt improvisirte, und woraus ich ersehe, daß er auch Poet ist!"

„Verzeihung, Verzeihung!" stammelte ich.

„Na, na, laß Er das nur," sagte der König, „Er soll mir den armen Teufel, der uns so gut unterhalten hat, keinen Schreck einjagen, sieht Er denn nicht, daß er vor Ihm viel mehr Respect hat, als vor mir und meinem Minister."

*) Eine halbe Meile vor Kopenhagen.

„Majestät!“ stammelte ich.

„Nun, lassen wir's,“ sagte der König lächelnd und gab das Zeichen zum Aufstehen. „Die Poeten sind gefährliche Menschen, Plato wollte sie gar nicht in seinem Staate dulden, und ich war so närrisch, mir auf Bernsdorffs Vorschlag diesen da obendrein aus Deutschland ins Land zu rufen. Meine deutschen Vettern Liebden waren klüger, was meint Er, Klopstock?“

„O, Majestät!“ rief Klopstock und küßte die schöne weiße, zwischen den breiten Spitzenmanschetten fast unsichtbare Hand, die der König ihm zum Kusse hinhielt.

„Und Er, Magister,“ wandte er sich dann an mich, „mag sich schriftlich eine Gnade ausbitten, wir wollen dann sehen, was sich thun läßt!“ —

Mich ergriff abermals Schwindel auf diesem Gipfel des höchsten Glückes und ich mußte mich an meinem Sessel festhalten. Man brach nun auf; bald rollten die Equipagen fort und eine Weile später ging ich Arm in Arm mit dem Sänger der Messiade nach seiner Wohnung, wo ich trotz aller meiner Gegenvorstellungen in seinem Bette schlafen mußte, während er sich mit dem Sopha begnügte.

Nach acht Tagen war ich ernannter Prediger auf der Hallig Hooge, Broder Michaelsens Geburtsinsel, und reiste nun mit Dank gegen Gott, gegen den König, den Grafen Bernstorff und den großen Klopstock ab nach meinem neuen Wirkungskreise. Und hiemit endigen die Abenteuer dieser Reise.

Nachschrift einer andern Hand.

Se. Ehrwürden, unser verehrter Seelsorger auf Hooge, erreichte ein hohes Alter, wirkte lange zum Segen der Insel, war Vater und Erzieher der Bewohner und verbannte namentlich den Branntweingenuß von der Hallig, indem er veranlaßte, daß alle Einwohner sich das Wort darauf gaben, niemals dies schädliche Getränk vom Festlande herüberzuführen. Er verheirathete sich in schon vorgerücktem Alter mit der Jungfer Margaretha Michaelsen, der Schwester des unglücklichen Matrosen, zu dessen Rettung von schmachvollem Tode er einst so viel beitrug. Broder selbst ging in ferne Länder, führte zuletzt ein Schiff und erwarb sich ein artiges Vermögen, welches er die Freude hatte, an seinem Lebensabend auf seiner Heimathsinsel, nachdem seine Jugendsünden längst vergessen waren, in Frieden, umgeben von braven Kindern, zu verzehren. Er hatte einst einen Besuch von einem Holländer, welcher viele Projecte im Kopfe hatte und unter anderem die Hallig einzudeichen übernehmen wollte. Dies wäre allerdings eine große Wohlthat gewesen, da das Meer nach und nach sowohl von außen als in den

Rinnen, welche die Hallig durchschneiden, mehr und mehr wegspült. Allein es stellte sich bei der Berechnung heraus, daß die Kosten der Eindeichung mehr betragen würden, als die ganze Insel werth sei. Der alte Magister starb 1814, von Allen, die ihn kannten, auf's Tiefste betrauert, im 86 Jahre seines Alters. Seine Wittwe lebte noch 1825, wo die große Sturmflut die Hallig beinahe ganz vernichtet hätte. Viele Häuser stürzten ein und an die dreißig Menschen ertranken. Die Hallig stand noch bis auf die Werften ganz unter Wasser, als der König Friedrich VI., der Enkel Friedrichs V., sie besuchte. Er wohnte bei der alten noch rüstigen Frau Pastorin Margarethe, die, obwohl 90 Jahr alt, ihn an ihrer Hausthür mit den Worten empfing: „Sie He mi willkommen, Herr König, et is mi leev, Em bi mi to sehn, min Mann hett sin Herr Großvatter recht gut kennt. Doh He mi aber den Gefallen und lat Sine Lüde ehre Föt gut awwischen und wenn He nichts dagegen hett, so doh He dat selm ook."

Der König antwortete ihr in plattdeutscher Sprache, gehorchte ihrem Winke, der so treuherzig gegeben wurde, lächelnd, und ließ sich später von ihr die Geschichte erzählen, wie ihr seliger Mann die Bekanntschaft des hochseligen Königs Friedrichs des Fünften gemacht habe. Beim Abschied schenkte ihr der König einen silbernen Pokal zum Andenken, da sie durchaus kein Geld annehmen wollte, und sprach sich gegen mehrere Personen darüber aus, wie er sich durch die Einfalt, Offenherzigkeit, Natürlichkeit und Treuherzigkeit der Alten recht innig erquickt gefühlt habe.

Der Pokal befindet sich jetzt im Besitze von Margarethe's Tochter, die ihn, wenn sie, was bei der Abgelegenheit der Insel selten geschieht, Besuch erhält, mit Malagawein zu füllen pflegt und ihren Gästen zum Willkommen zutrinkt.

Correspondenzen.

Kopenhagen, den 29. Juli.

Volkscharakter. — Bille. — Grundtvig. — Die Revolutionärs.

Wenn man Dänemark oder dänische Zustände nur aus der Ferne, nach dürftigen Zeitungsnachrichten von oft unkundigen Personen, aus einzelnen einheimischen Preßorganen oder endlich einzelnen starken Aeußerungen, welche ein sehr freies öffentliches Leben mit sich führt, kennt und dann urtheilen will, so wird man sich selbst arg täuschen. Die Vorstellung, welche man sich dann macht, wird der Wirklichkeit nichts weniger als entsprechend sein, und man wird erst recht irren, wenn man den Darstellungen aufgeregter Emigranten Glauben schenkt. Hat man jedoch ein bestimmtes politisches Ziel im Auge, z. B. die Herzogthümer von Dänemark loszureißen, so ist es begreiflich, daß man Alles aufbietet, um zu beweisen, daß historisches Recht, nationale Ver-

schiedenheit, Religion, Sitte, Bildung, alles Mögliche eine Trennung nothwendig macht, daß das dänische Volk auf der tiefsten Stufe der Sittlichkeit und der Rechtserkenntniß, und das Volk der Herzogthümer auf der höchsten stehe, eine so ungleiche Verbindung daher nie gedeihlich werden könne. Kommt nun aber ein Fremder, z. B. ein Deutscher, der von dem Verfall der Religion, von der Ausbreitung radicaler Politik, von dem Einflusse, den (einzelne scheinbar) wilde, rohe, mit Deutschenhaß erfüllte Persönlichkeiten mittelst der fast ganz ungemessenen Preßfreiheit auf das dänische Volk ausüben, gehört hat, selbst hierher, so wird er erstaunt sein, eine milde, blonde, gutmüthige, im Urtheil wie in Gebehrden, im Genusse sinnlicher Freuden, wie im Gebrauche der Freiheit, durchschnittlich mäßige und bescheidene Nation zu finden, bei der sich von Blutdurst, von Fremdenhaß, von Communismus oder Atheismus kaum nur eine Spur findet, eine Nation, die fast keine Standesunterschiede, keinen Gesetzesdruck kennt und wie eine Familie, zwar in vielfachem gemüthlichen Zank und Hader, aber doch wie eine Familie zusammenlebt, und erst, wenn wahre Gefahr vor der Thür ist, aus der legèren, bequemen, weitfaltigen Lebensweise*) und dem, bei aller Lebhaftigkeit einzelner Individuen, doch durchgehenden Phlegma herauszubringen ist. Es geht der dänischen Nation, wie es z. B. Wieland ging, oder Goethe mit dem „Meister", sie waren in gewissen Kreisen um ihrer Unkeuschheit und Excentricität willen verschrien, und bei näherer Bekanntschaft fand man bei ihnen doch noch etwas Anderes. Die große Bedachtsamkeit, die in der dänischen Natur liegt, bewirkt, daß dem Dänen vom Wort zur Handlung eine ungeheure Kluft ist und daß er gleichsam sich für sein Nichthandeln, von dem sein Bonsens ihn zurückhält, durch um so viel stärkere Reden zu entschädigen sucht. Natürlich giebt's auch bösartige Subjecte, von denen man sich viel versehen kann, aber daß solche einen dauernden Einfluß auf eine Partei ausüben könnten, hat sich noch nicht gezeigt. Die ausgeprägten Parteimänner lassen sich zählen, und die meisten von ihnen haben wenigstens einen leisen Anstrich des Ridiculen an sich, den der gesunde Volkswitz ihnen angeheftet hat. Dazu gehören namentlich die Redacteure der bekannten Blätter »Fädrelandet« und »Dagbladet«; in Herrn Bille sieht der Volkswitz speciell den bissigen, wachen, kläffenden Mops, und als solchen stellen ihn unsere drei oder vier Kladderadatsche dar, die ihn besonders »auf dem Zug« haben, seit er so einfältig war, öffentlich eine Philippica gegen den Unfug dieser Witzblätter zu halten. Grundtvig, der Prediger, der so gern Dänemarks Luther sein möchte und so oft als Anhaltspunkt zu haarsträubenden Schilderungen der dänischen Nation hat dienen müssen, weil er allerdings als ächt unpractischer Schwärmer die Freiheit in der völligen Auflösung aller kirchlichen Verhältnisse sieht und freie Associationen an die Stelle der herkömmlichen Gemeinden setzen will, Grundtvig ist mit Rücksicht auf alle extravaganten Vorschläge ganz unschädlich, denn sofort verlassen ihn fast alle seine Anhänger aus Furcht vor der Lächerlichkeit oder Uebertreibung, sobald er etwas will, was der nüchterne Sinn der Nation verdammt. Freilich vor momentanen Verirrungen ist die dänische Nation nicht sicher; in aufgeregten Zeitläuften unter unvorhergesehenen Ereignissen, wo Maßstab und Erfahrung fehlt, da hat es sich gezeigt, daß die Stimme der ächt Einsichtsvollen, die zum Verstande sprechen, verhallt, und selbst halb lächerliche Parteimänner wieder ernsthafte Zuhörer finden. Ein wirklich entschiedener Widerstand Seitens der rechtmäßig Regierenden würde jedoch auch hier noch zur Hemmung in den meisten Fällen ausreichen, und der schicksalsschwangere Cabinetswechsel 1848 und 1854 würde nicht stattgefunden haben, wenn niemand anders, als die Volkspartei im dänischen Reichstage diese Veränderung gewünscht hätte. Einer der anerkannt fähigsten Staatsmänner Dänemarks sagte jüngst zu dem Verfasser des Briefes: Die Leute glauben, die Gefahr kommt von innen, sie thun, als stünde das Volk am Rande der Revolution, aber

*) Man denke sich z. B. dänische Officiere mit offener Uniform, Vatermördern, einen Stock in der Hand, Brille auf der Nase, sich ganz naiv auf der Straße zeigend.

das ist unrichtig, die Gefahr kommt von außen für Dänemark, die wenigen anarchischen und radicalen Elemente in der Nation verschwinden ganz in der Masse der ruhigen und gesetzlichen Bürger, und da diese praktisch keinen Druck spüren, wenn die Verfassung einige Einschränkungen erleidet, aber für das theoretische Ideal einer Constitution sich nicht begeistern, so werden sie sich hüten vor ungesetzlichen Schritten.« Daß er Recht hatte, daran zweifelt wohl jetzt Keiner mehr, die Gefahr von außen aber ist in der That sehr ernst, und jetzt weiß das Volk sehr gut, daß nicht der Respect vor seiner Liebe zur Freiheit, die an sich ganz achtungswerth war, die eigentliche Ursache zum Sturz des Oersted-Bluhme'schen Ministeriums wurde. Aber weder Herr von Scheele noch seine Gönnerin haben Grund sich über das zu freuen, was für sie dabei abfiel, denn die Männer, welche mit ihm das neue Ministerium bildeten, waren doch zu redlich und sittlich, um sich nicht jedem ungehörigen Wunsche zu widersetzen, und jetzt haben sie fast allein die Herrschaft in Händen und huldigen offen ganz derselben Politik, um deretwillen ihre Vorgänger verdrängt, verleumdet, angeklagt und dem Volkshasse preisgegeben wurden.

London, den 29. Juli.

— Parlament. — Cherbourg. — Ackerbau. — Sewage. — Crystallpallast. —

Das »Gemetzel der Unschuldigen« ist im vollen Gange, und selten war die Zahl der Opfer so groß, wie diesmal, und selten auch ging die »Abschlachtung« so schnell von Statten. Freilich kann es nicht wohl anders sein, da das Unterhaus seine ganze Zeit und Kraft in der indischen Debatte und allen ihren Wechsel- und Schicksalsfällen erschöpft hat. Die Prorogation ist vor der Thür, und schon haben viele ehrenwerthe Mitglieder sich selber prorogirt, so daß in jeder folgenden Sitzung die Bänke um ein Bedeutendes gelichteter erscheinen. Zu Dutzenden passiren in jeder Sitzung Gesetzentwürfe von theilweis äußerster Wichtigkeit und Tragweite, mit wunderbarer Einmüthigkeit, während zu anderer Zeit ohne Zweifel die heißesten Kämpfe über sie und um sie sich entsponnen haben würden. Wie es nun entschieden, wird die Königin auf ihrer Fahrt nach Cherbourg auch von ihrem »getreuen Hause der Gemeinen« begleitet sein; doch wird dasselbe bis dahin wohl auf 200 Mitglieder zusammengeschmolzen sein, und diese haben, in der Befürchtung, es möchte ihnen wieder so ergehen, wie vor einigen Jahren bei Gelegenheit der großen Revue bei Portsmouth, das Anerbieten der Admiralität, ihnen ein Kriegsschiff J. M. zu diesem Behufe zur Verfügung zu stellen, abgelehnt: auf dem ihnen damals überlassenen Admiralitätsschiffe hatten sie nämlich kaum Platz zum Stehen, und überdies war das Schiff so postirt, daß Diejenigen, die sich auf demselben befanden, Alles sehen konnten, ausgenommen die Revue. Sie beabsichtigten daher, diesmal ein Schiff der Peninsular- und Oriental-Compagnie zu »miethen«. Letztere aber hat ihnen in sehr liberalem Geiste eins ihrer schönen und geräumigen Schiffe ohne jegliche Vergütung zu jenem Zwecke zur Verfügung gestellt. Inzwischen liegt der »Leviathan« noch träge und seines Schicksals ungewiß im Flusse: da ist die große und weite See, wie der Psalmist es sagt; und da ist der Leviathan, der gemacht ist, in ihr sich zu belustigen; aber ach, fast scheint es, daß auf diesen Leviathan diese Worte niemals Anwendung finden werden, denn die Eastern Steam Navigation Company bedarf noch zu seiner Ausrüstung 200,000 Pfd. St. und kann das Geld nicht erlangen.

Eine in der Naturgeschichte seltene Erscheinung hat sich in Chester bei Gelegenheit der daselbst soeben stattgehabten Thierschau &c. ereignet. Die dort ausgestellten Dreschflegel haben nämlich durch ihre Leistungen die Bewunderung aller Anwesenden und insbesondere der Kenner erregt. Vier dieser Dampf-Dreschmaschinen ganz neuer Construction haben ein Preis-Wettrennen abgehalten; jede dieser Maschinen war von 7 Pferdekraft, und jede mit 775 Rädern (cheaves) versehen, bei einem Druck pr. Maschine von 45 Pfd. auf jeden Zoll. Das Resultat war: die Maschinen von Clayton rann aus in 44 Minuten, die von Hornsby u. Sons in 44½ M., die von Ransomes in 47 M.,

und die von Humphries in 61 M. (Das ungünstige Resultat der Letzteren wird aber einem der Maschine zugestoßenen Unfall zugeschrieben.) Mit anderen Ackerbau-Maschinen neuer oder verbesserter Construction fanden ebenfalls mehrfache und in hohem Grade interessante Versuche Statt.

Die gegenwärtige lebhafte Erörterung der Sewage Frage hat, da sich hier zuletzt Alles in Pfd. St., Sh. und P. „auflöst," zu der Entdeckung geführt, daß London jährlich 500,000 Pfd. St., gleich zu 5 pCt. einem Capitale von 10 Millionen Pfd. St. buchstäblich in die Themse oder die See wirft. Es hat nämlich Jemand berechnet, daß mit dem in dem „Ausfall" enthaltenen Düngestoff 50 Grundstücke, von 1000 Acres jedes, mindestens um 10 Pfd. St. pr. Acre jährlich im Werthe erhöht werden könnten, mittelst geeigneter Besprengung, so daß, wie der ingeniöse Calculator bemerkt, das Fortwerfen dieser kostbaren chemischen Substanzen ein wirkliches Fortwerfen von „Brod" ist.

Die Actionäre des Crystallpalastes haben nun mit 43,480 gegen 19,405 Stimmen entschieden, daß der Crystallpalast ihnen des Sonntags geöffnet sein solle: es wird nun die Gesetzlichkeit dieses Beschlusses oder vielmehr der Ausführung desselben zunächst „erprobt" werden, das heißt, die Eröffnung wird stattfinden, und darauf hin eine Klage auf deren Ungesetzlichkeit erhoben werden, was voraussichtlich wieder einen bedeutenden Einriß in die nicht allzuglänzenden Finanzen des Unternehmens verursachen wird, wenngleich sich dieselben in jüngster Zeit wesentlich gebessert haben.

Literatur.

Der Einfluß der Geschichtsschreibung auf die Volkserziehung.

Eine so eben von F. Mone, Privatdocent zu Heidelberg, herausgegebene Broschüre: „Kritische Bemerkungen über den neuesten Stand der Geschichtsschreibung und die griechische Geschichte von Ernst Curtius (1. Band, Berlin 1857), behandelt dieses überaus wichtige Thema mit dem rücksichtslosesten Ernst und einer Schärfe, welche allerdings bei der Art und Weise unserer bisherigen Geschichtsschreibung durchaus erforderlich ist.

Wir machten auf die wissenschaftliche Stellung und die Ansichten Mone's bereits mehrfach in diesen Blättern aufmerksam, und wenn es hier auch unserm Zweck fern liegt, auf eine Untersuchung der wissenschaftlichen Bedeutung Curtius' und Mone's einzugehen, so dürfen wir doch die allgemeinen Bemerkungen Mone's über die heutige Geschichtsschreibung des allgemeinen socialen Interesses wegen, das sie gewähren, nicht unbeachtet lassen.

Die Hauptfragen, welche Mone stellt und beantwortet, sind folgende:

„Ist die Geschichte der Stoff zu einem Kunstproduct oder zu einer Wissenschaft?

Ist die Aufgabe der Geschichtswissenschaft in der neuesten historischen Literatur gelöst worden?

Sind die philologischen Geschichtsforscher befähigt, Geschichte zu schreiben?"

Im Verlauf seiner Untersuchung bemerkt Mone: „Welche Resultate hat in Deutschland der Gymnasial-Geschichtsunterricht vom Anfang dieses Jahrhunderts gehabt? — Diese, daß jeder namhafte Historiker Autodidact ist! Das ist kein Triumph für ein Werk, wenn nur die es lesen, welche zum Auswendiglernen der griechischen Geschichte verurtheilt sind. So weit muß die Geschichtswissenschaft steigen, daß selbst diejenigen Geschichtsbücher lesen, denen diese bisher ein Greuel waren — die Naturforscher! — Das ist der Triumph der historischen Wissenschaften über die Naturwissenschaften. Der Triumph der Philosophie des Geistes über die der Materie. — Hätte Curtius also nur dem fühlbaren Bedürfnisse einer verbreiteten, aber geistig-wissenschaftlich unzurech-

nungsfähigen Klasse von Menschen — den Schullehrern der griechischen Geschichte — entgegen kommen wollen, so wäre sein Werk vom Speculationsgeist des Buchhändlers ausgegangen, nicht von seiner eigenen Idee, der alten Geschichte im herrschenden modernen Ideenkreise eine Achtung gebietende Stellung wieder zu verschaffen. Zu Letzterem hat er sich in vorliegendem Werk unfähig gezeigt. Er kann nicht die materialistische Philosophie mit der philosophischen Auffassung der Geschichte in einer höhern Einheit versöhnen, oder jener die Philosophie der Materie in der Zeit, oder was dasselbe ist, die des Geistes entgegenstellen.

Nur ein Abschnitt der Universalgeschichte fesselt jetzt noch als Unterhaltungslektüre die Gegenwart, das ist die Zeit von 1789 bis jetzt. Alles andere kümmert die Masse nicht mehr. Was ist die Ursache? Die Geschichtenschreiber selbst sind Schuld daran. Sie haben ihrer Wissenschaft kein System, keine Philosophie, welche auf Alles anwendbar wäre, abzugewinnen gewußt. So hat man sich nur an den Revolutions-Anekdoten ergötzt, um sie bei nächster Gelegenheit nach zu machen, oder sich in eine solche Zeit hinein zu träumen. Dazu konnte man nur die Geschichte von 1790 bis jetzt brauchen, das Alterthum lag zu ferne. Wozu diese Revolutionsgeschichte als einseitiges Bildungsmittel dient, wird die Zukunft lehren.

An Curtius wäre es nun gewesen, die griechische Geschichte nicht so geistlos zu behandeln, daß dieselbe nur für unmündige Schulknaben zum Auswendiglernen von Anekdoten paßt, sondern daß alle Gebildeten in derselben einen Damm gegen die überwiegende Naturphilosophie finden können.

Wenn ich endlich gewagt habe über den Wissenskreis und die Fähigkeiten eines zeitgenössischen Historikers Beobachtungen anzustellen und Urtheile zu fällen, so tritt noch folgender Gesichtspunkt ein. Für die deutsche Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist es nicht unwesentlich, über den Erzieher des Thronerben von Preußen ein Urtheil von wissenschaftlich competenter Seite zu haben. Der Culturhistoriker muß die geistigen Fähigkeiten und den Wissenskreis des Prinzenerziehers auch zerlegen, wie der Anatom den menschlichen Körper. Das aber ist nicht zu vermeiden, daß man das Talent und Wissen des Mannes zuerst geistig zerlegte und zergliederte, welcher einen Fürsten erzogen hat, der auf einen deutschen Thron Ansprüche hat, von welchem ein Theil der künftigen Entwickelung Deutschlands und die raschere oder langsamere Culturentwickelung zum Theil abhängt.

Mit der Ueberzeugung, daß ich sehr zurückhaltend und schonend aufgetreten bin, und in gemäßigter Weise die Anforderungen unserer Zeit dem genannten Werke, „griechische Geschichte“ betitelt, und dem Talente des Verfassers zum Historiker, entgegengehalten habe, erkläre ich, weder die Recension darüber von Roß, noch die in der Augsb. Allgem. Zeitung, noch die in den preuß. Jahrbüchern gelesen zu haben.“

Das Urtheil des Herrn Mone über den neuesten Stand der Geschichtsschreibung als das wichtigste Material unserer Volkserziehung, ist sehr beachtenswerth. Welche unglücklichen Resultate, man kann sagen, welche Umwandlung der Gesinnung hat die Art und Weise des Geschichtsunterrichts, namentlich der römischen und griechischen Geschichte, auf die Generationen des 18. und 19. Jahrhunderts hervorgebracht. Mögen auch andere Ursachen mitgewirkt haben, so wurde doch unbedingt auf diese Weise der Keim zu den Revolutionen wenn nicht gelegt, doch sorgsam gepflegt. Bereits bei den ersten französischen Revolutionen bemühte man sich die Römische Republik in Namen und Anordnungen nachzuäffen. Zerrbilder von römischen Tyrannen, Cäsaren und Brutus-Helden traten abwechselnd auf die Bühne. Die Resultate der ersten französischen Revolution, weit entfernt, den Heidenschwärmern die Augen zu öffnen, trug nur dazu bei, durch die von da an mit Eifer betriebene allgemeine Volksaufklärung die Heidenvergötterung allgemeiner zu machen.

Es ist endlich Zeit, daß man die römische und griechische Geschichte im christlichen Lichte beleuchtet, anstatt sie, wie bisher, als Leuchte für christliche Staaten zu gebrauchen, und sie der Jugend als Ideal der Volksentwickelung

vorzuhalten. Es ist endlich Zeit, daß die einseitige Schwärmerei für die heidnische Literatur und Kunst, Politik und Moral aufhört. Die alte Geschichte, unbeschadet ihres höchst interessanten Stoffs, unbeschadet der Wahrheit, im wahrhaft christlichen Lichte darzustellen, wäre eine eines großen Geistes würdige Arbeit.

Johanniter-Orden.

Die Zwecke des Johanniter-Ordens haben auch unter den ausländischen Rittern desselben Anerkennung und Nacheiferung gefunden.

Nachdem durch das Kapitel die Bildung von Genossenschaften des Ordens im Auslande, gleich denen der in Preußen bestehenden, genehmigt worden war, sind solche im Königreich Württemberg und in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Strelitz in's Leben getreten und haben ihre Thätigkeit bereits begonnen.

Für Württemberg ist der Rechtsritter: Oberhofmeister Freiherr vom Holtz zu Stuttgart, für Mecklenburg der Rechtsritter Obersthofmeister und General-Major à la suite Freiherr von Sell zu Schwerin, zum leitenden Ritter ernannt worden. Die Zahl der beigetretenen Ritter beträgt in Württemberg 18, in den Mecklenburg 55, und wird eine namentliche Liste derselben später hier mitgetheilt werden.

Die kleine württembergische Genossenschaft hat den Beschluß gefaßt, für jetzt in Stuttgart, dem Wohnorte des größesten Theils der Ritter, eine ambulatorische christliche Krankenpflege einzurichten. Durch dieselbe wird jedem einzelnen Ritter der Genossenschaft Gelegenheit gegeben, sich im ächten Johanniter-Sinne thätig zu zeigen; neben materieller Hülfe auch durch Trost und Zuspruch auf Geist und Gemüth des Leidenden zu wirken. Die Genossenschaft läßt ihre Fürsorge denjenigen Kranken zu Theil werden, welche in Stuttgart, wo durch Vereine und Anstalten für alle der Stadt Angehörigen auf's Beste gesorgt ist, keine rechtlichen Ansprüche an die städtischen Institute zu machen haben, das sind Kranke, die nicht daselbst eingebürgert sind, und unter diesen namentlich den an chronischen Uebeln Leidenden, an denen auch die freiwillige Wohlthätigkeit zuletzt öfters erlahmt.

Die Pflege und Berücksichtigung dieser Klasse von Kranken eröffnet der Genossenschaft ein dankbares Feld, zumal sich dieselbe des bereitwilligsten Entgegenkommens der Geistlichen und der Behörden &c. zu erfreuen hat und durch das Institut der Armen-Aerzte die genauesten Notizen über die einzelnen der Hülfe bedürftigen Kranken erhält.

In Mecklenburg beschränkt sich die Thätigkeit des dortigen Vereins zur Zeit auf die Unterstützung des für christliche Krankenpflege gegründeten und den Zwecken des Johanniter-Ordens entsprechenden Stiftes „Bethlehem" bei Ludwigslust, in dem 4, und des „Carolinen-Stiftes" in Neu-Strelitz, wo 1 Freibett unterhalten wird.

Wenn bei dem Mangel größerer Mittel als der jährlichen Beiträge der Ritter für jetzt von einer weiteren Thätigkeit wie der angegebenen abzusehen ist, so ist doch das Ziel dahin gerichtet, so bald es die Verhältnisse gestatten, eine eigene Anstalt zu gründen, und wird zu diesem Behufe schon jetzt ein Theil der jährlichen Einnahmen kapitalisirt.

Da in Mecklenburg das Interesse für den jungen Verein im Wachsen begriffen ist, so darf man sich wohl mit Recht der Hoffnung hingeben, daß derselbe sich immer mehr zu segensreicher Wirksamkeit entwickeln werde.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 18. Montag, den 2. August. 1858.

Berlin, 1. August.

Unsere Befürchtungen über die in der dänischen Streitfrage am Bunde herrschende Uneinigkeit erhalten leider nur zu schnell Bestätigung. Nach zwei Seiten hin zeigen sich Differenzen, die von größerer Bedeutung sind; einmal zwischen Hannover und der Majorität, also auch mit Preußen, dann aber auch zwischen der zu Preußen und einer zu Oestreich stehenden Gruppe der deutschen Staaten. Mit Frohlocken betrachtet natürlich das Ausland einen solchen Zustand der Dinge, und wenn die verschiedenen Parteien in Deutschland dies selbst mit Kummer bemerken, dennoch aber erklären, von ihren Differenzpunkten nicht ablassen zu können, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob vielleicht die gesammte bisherige Behandlung der dänischen Streitfrage eine wesentlich falsche gewesen und ob sich nicht eine entgegengesetzte Behandlung derselben empfiehlt. Eine flüchtige Unpopularität müßte sich derjenige Staatsmann, der die Frage in ein neues Geleise hinüber höbe, schon gefallen lassen; aber gar bald würde ganz Deutschland erkennen, daß er dadurch mit kräftigem Schlage sehr gefährliche Plane des Westens und Ostens niedergeworfen habe, und man würde ihm zugestehen, daß er sich wohl um das Vaterland verdient gemacht hat.

Es muß Angesichts der Interessen, die Preußen in der Ostsee und im ganzen germanischen Nordeuropa zu verfolgen hat, äußerst bedenklich erscheinen, wenn es eine Politik einhält, welche Dänemark, einen Theil dieses germanischen Nordens, und welcher in der Ostsee dieselben Interessen wie Preußen zu verfolgen hat, zwingt, gegen uns bei Frankreich und Rußland Schutz zu suchen.

Die im Augenblick innerhalb des Bundestages in Betreff der dänischen Angelegenheit herrschenden Differenzen, auf welche wir oben hinwiesen, erhellen aus folgender Darstellung des Sachverhalts, die wir als eine genaue bezeichnen können:

Nachdem am 28. Juli der holsteinische Ausschuß in Verbindung mit der Executions-Commission eine Schlußsitzung gehalten, in welcher die Redaction des Vortrages definitiv festgestellt, ist derselbe in der Sitzung der Bundesversammlung vom 29. Juli erstattet worden. Bei der Wichtigkeit und Tragweite der formirten Anträge waren die Gesandten der nicht zum Ausschuß gehörigen Regierungen nicht zur sofortigen Abstimmung ermächtigt; es ist vielmehr aus dem erwähnten Grunde Instructions-Einholung für nöthig erachtet und deshalb die Abstimmung auf 14 Tage, also auf den 10. (nach anderer Mittheilung auf den 12.) August ausgesetzt.

Was den Inhalt des Ausschuß-Antrages anbetrifft, so ist er falsch angegeben worden, wenn in Frankfurter Blättern und anderweitig behauptet wurde, die dänische Antwort wäre ohne Weiteres als ungenügend anerkannt und das Executionsverfahren beantragt worden.

Im Gegentheil geht aus einer sehr trostlos dreinschauenden Correspondenz des officiellen Blattes der hannoverschen Regierung und einer dieselbe ergänzenden Privatnachricht hervor, daß der Bundestags-Ausschuß die dänische Antwort nicht durchaus für ungenügend erklärt habe, sondern dieselbe zur Anknüpfung weiterer Verhandlungen mit Dänemark sogar für geeignet halte.

Der Ausschuß erklärte sich zunächst damit befriedigt, daß Dänemark die dänische Gesammtverfassung in Bezug auf Holstein suspendirt habe, und bezeichnete dann verschiedene andere Punkte, in denen die Consequenzen dieser Suspendirung hervortreten müßten, so die Stellung des Ministers des Innern für den Gesammtstaat, dessen Wirksamkeit in Holstein denn auch bereits vom Kopenhagener Cabinet gleichfalls beseitigt ist. Holstein hat dafür in Herrn Unsgaard einen eigenen Minister des Innern erhalten. Der Ausschuß hat ferner darauf hingewiesen, daß solch eine Lösung der Beziehungen Holsteins zum Gesammtstaate noch in mehreren anderen Fällen nöthig sei, und hat in Folge dessen den holsteinischen Gesandten um Beibringung weiterer Zugeständnisse Seitens Dänemarks ersucht. Nach der Augsb. Allg. Z. würde sogar ein Bundes-Commissarius damit beauftragt werden, solche weitere Zugeständnisse von Dänemark entgegenzunehmen, und nach einer Depesche des „Nord" sind dem dänischen Cabinet bestimmte Punkte (eins und drei) des Bundesbeschlusses vom 20. Mai d. J. noch einmal zur Gegenäußerung vorgelegt worden.

Endlich soll nach dem Antrage des holsteinischen Ausschusses der holsteinische (dänische) Bundestagsgesandte Sitz im Executionsausschusse erhalten. Hannover hat hiergegen wie gegen die übrigen Anträge und ihre Motive zunächst protestirt und sich eine Appellation an die deutschen Regierungen vorbehalten.

Lautet nun auch dessen ungeachtet der Antrag des holsteinischen Ausschusses formell so, daß die dänische Rückäußerung vom Bundestage für un-

genügend befunden werde und das Executionsverfahren gegen Dänemark angeordnet werden möge, so bedeutet dieser Antrag in Wirklichkeit doch nichts weiter, als daß die dänische Antwort nicht als ganz ungenügend betrachtet werden könne, daß aber die weiteren Verhandlungen der Angelegenheit dem Executionsausschusse überwiesen werden möchten, der dazu dann mit dem dänischen Gesandten weitere Berathung zu pflegen haben würde.

Neben der eben besprochenen Differenz zwischen Hannover und der Majorität des Bundestages läuft noch eine andere einher, auf welche uns die kleinliche und ekle Polemik der preußischen und östreichischen Preßagenten aufmerksam macht. — Die Bedeutung dieser Polemik tritt noch nicht klar hervor, daß aber zwischen Oestreich und Preußen in Betreff der dänischen Streitfrage Differenzen im Ausbruch begriffen sind, zeigt sich daraus zur Genüge.

Berlin, 1. August.

Ihre Kgl. Majestäten werden dem Vernehmen nach bis zum 28. August in Tegernsee verbleiben, eine Zusammenkunft mit Ihrer Kgl. Majestät von Großbritannien würde also nicht stattfinden. Es heißt, daß die Aerzte sich für dies längere Verbleiben Sr. Maj. des Königs in dem freundlichen Gebirgsorte ausgesprochen haben, und unter Anderm mag zu diesem ärztlichen Rathe die Rücksicht auf die unvermeidliche Aufregung beigetragen haben, welche der Empfang der Königin Victoria am hiesigen Hofe und die sich daran schließenden festlichen Begegnungen Sr. Maj. dem Könige verursachen müßten.

Selten waren die Mitglieder des Königlichen Hauses so weit durch Reisen von Einander und von Ihren Residenzien entfernt, als gegenwärtig. Während Se. Kgl. Hoheit der Prinz von Preußen in Ostende badet und Se. Kgl. Hoheit Prinz Albrecht soeben aus der Krim zurückkehrt, weilt Se. Kgl. Hoheit Prinz Carl im Haag, wo ein bedeutungsvolles Ereigniß sich vorzubereiten scheint. Einem allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge beabsichtigt Se. Majestät der König der Niederlande, Wilhelm III., die Krone zu Gunsten Seines Sohnes, des Kronprinzen Wilhelm, Prinzen von Oranien, niederzulegen, der am 4. September dieses Jahres nach der Bestimmung des niederländischen Grundgesetzes großjährig wird. Der König, seit 1839 mit der Tochter König Wilhelms von Würtemberg, Mathilde, vermählt, succedirte Seinem Vater, König Wilhelm II., am 17. März 1849.

— Der Chef des landwirthschaftlichen Ministeriums, Freiherr von Manteuffel, reiste gestern Abend auf einige Tage nach der Provinz Westfalen.

— Die Universität wird zur dankbaren Erinnerung an ihren erhabenen Stifter König Friedrich Wilhelm III., am 3. August c., Mittags 12 Uhr, in ihrem großen Hörsaal eine Gedächtnißfeier begehen.

— Der Schles. Ztg. schreibt man: Der Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath und Director im hiesigen Cultusministerium, Dr. Johannes Schulze, wird sein 50jähriges Dienstjubelfest am 30. August begehen. Um sich allen Festlichkeiten, welche hier vorbereitet werden sollten, zu entziehen, hat derselbe sich mit seinem Sohne auf Reisen begeben, und wird erst im Monat September hierher zurückkehren. Auszeichnende Kundgebungen von Weimar aus hatten bekanntlich den 23. Juli als den Jubeltag dieses verdienstvollen Staatsmannes angenommen. In Bezug auf Preußen beruht dies auf einem Irrthum.

— Bekanntlich findet der diesjährige Congreß der Vertreter der Deutschen Eisenbahnverwaltungen Mitte September in Triest Statt. Die Organe der Stadt- und Staats-Verwaltung, die dortige Börsendeputation, wie die Direction des Lloyd treffen bereits Anstalten, ihre Gäste mit reicher Gastfreundschaft aufzunehmen. Die Geschäftsführung wird diesmal die Direction der Berlin-Anhalter Bahn besorgen, und ist zu den Sitzungen am 13., 14, u. 15. September der Börsensaal offerirt worden.

— Die diesjährige Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieure findet vom 23. bis 26. September in Stuttgart statt. Zu den Comité-Mitgliedern gehören von Berlin auch der Geh. Ober-Baurath Stüler und der Hof-Baurath Strack.

— Die k. Domchor-Sänger, von denen sich eine große Anzahl auf Ferienreisen befindet, sind wegen des auf Babelsberg bevorstehenden Besuches der Königin Victoria zurückberufen worden, da sie daselbst während der Anwesenheit der hohen Gäste mehrmals Gesänge ausführen sollen.

— Der Baurath Hitzig, nach dessen Plänen kürzlich in Triest ein großes Vergnügungs-Local auf Kosten der dortigen Municipalität und ein Palast für einen reichen Privatmann vollendet wurden, hat jetzt auch von einem sehr begüterten Amerikaner den Auftrag erhalten, den Plan zu einem in New-York auszuführenden prachtvollen Wohngebäude anzufertigen.

— Der ungenannte Verfasser der jüngst erschienenen Streitschrift: „Die Spielbanken und das Preußische Herrenhaus“ scheint durch manche genauere Angaben über den Lauf der Bundesverhandlungen und über die Stellung der einzelnen Bundesstaaten zu der angeregten Frage seine Beziehungen zu den bei dem Spielbankwesen näher betheiligten Regierungen anzudeuten. Indeß läßt seine Darstellung doch weniger staatsmännische Einsicht und Rücksicht hervortreten, als dieselbe vielmehr vorzugsweise die Beschönigung und Erhaltung des Hazard-Unwesens im Auge hat. Es zeugt von vornherein nicht für die Besonnenheit und Unparteilichkeit seiner Auffassung, wenn er kurzweg in seiner Einleitung die Bewegung gegen die Spielbanken lediglich als eine „Mode-

sache«, als einen seit etwa zwanzig Jahren systematisch von der Presse geschürten und mit schreckhaften Schlagwörtern gerüsteten Zelotismus betrachtet und die demselben Gegenstande gewidmeten Reden des Preußischen Herrenhauses als einen Wiederhall der künstlich fanatisirten öffentlichen Meinung bezeichnet, welcher auf Wahrheit und Gerechtigkeit verzichte.

— Ein berliner Correspondent der „Augsb. Allg. Ztg.", der durch Flachheit und Schwatzhaftigkeit nach allen Seiten hin auffällt, schreibt: „Die hiesige Kunstakademie hat nicht unterlassen, den Vorwurf der Lässigkeit, den sie wegen der Beschickung der münchener Ausstellung von Seite der berliner Künstlerschaft auf sich lud, entschieden zurückzuweisen und auf das münchener Comité zu wälzen. Sind die Angaben richtig, so würde allerdings die Hiesigen kaum ein ernstlicher Vorwurf treffen. Es soll nämlich die münchener Akademie nur Werke von A. v. Klöber, Ed. Hildebrand und Ed. Meyerheim gewünscht haben, was eine sonderbare Ansicht von den Malern Berlins voraussetzt. Von den Bildhauern war nur Rauch genannt." — Diese Angabe des Herrn Correspondenten ist, wie die V. Z. zuverlässig versichern kann, vollständig unwahr; das münchener Comité wünschte im Gegentheil eine möglichst ausgedehnte Vertretung der berliner Künstlerschaft. Wenn ferner die hiesige „Kunstakademie" den Vorwurf der Lässigkeit auf die münchener zurückwälzt, so ist dagegen nur zu bemerken, daß der Antrag eines hier zusammengetretenen Comité's: die Kunstakademie möge sich der Vertretung Berlins in München annehmen, damit dieselbe würdig ausfalle, von jener Körperschaft abgewiesen worden ist. Die Folge davon war, daß das Comité sich auflöste. Wenn trotzdem Berlin in München vertreten ist, so ist dies nur den Anstrengungen einzelner Künstler, wie Menzel, G. Richter rc. zu danken.

— Für das Denkmal zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelms III., welches in der Rheinprovinz errichtet werden soll, sind bis jetzt 137,285 Thlr. 15 Sgr. 10 Pf. eingegangen, davon aus der Stadt Cöln allein 54,580 Thlr. 14 Sgr.

— Im Jahre 1857 gingen von den preußischen Gymnasien Abiturienten ab: In der Provinz Brandenburg 231, darunter 11 Extraneer, in Preußen 249 und 4 E., Pommern 99 und 14 E., Schlesien 355 und 4 E., Posen 137 und 3 E., Sachsen 253 und 8 E., Westphalen 210 und 25 E., Rheinprovinz 344 und 11 E. Unter 17 Jahren waren dabei in Brandenburg 4, Preußen 2, Pommern 4, Schlesien 3, Posen und Sachsen keiner, Westphalen 2, Rheinprovinz 2. Ueber 21 Jahre waren: In Brandenburg 47, Preußen 83, Pommern 10, Schlesien 69, Posen 25, Sachsen 59, Westphalen 101, Rheinprovinz 110. Es traten zurück, wurden zurückgewiesen oder für unreif erklärt: In Brandenburg 43 Abiturienten und 13 Extraneer, Preußen 78 Ab. und 2 E., Pommern 22 Ab. und 5 E., Schlesien 118 Ab. und 3 E., Posen 57 Ab. und 3 E., Sachsen 22 Ab. und 3 E., Westphalen 32 Ab und 15 E., Rheinprovinz 10 Ab. 7 E. Es wurden demnach im Ganzen 1949 Abiturienten für reif erklärt und 439, d. h. etwas mehr als der vierte, in Posen und Schlesien sogar der dritte Theil, für unreif erklärt. Fast eben so viel in Preußen. Die Zahl der Abiturienten unter 17 Jahren betrug etwa den 114. Theil der Gesammtzahl, hingegen war mehr als der vierte Theil über 21 Jahre alt.

— Vor einigen Tagen wurde in der Dragonerstraße ein Diebstahl an baarem Gelde, an geldwerthen Papieren, Uhren und Ringen, im Betrage von 6000 Thlr., verübt. Zwei Burschen im Alter von 14 Jahren, von denen der eine Gymnasiast sein soll, wurden, dieses Diebstahls verdächtig, von der Polizei verfolgt und gestern in Potsdam, wo sie durch ihre Geldverschwendung die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten, festgenommen und hierher zurücktransportirt.

— Vom Hamburger großen Krankenhaus-Collegium wurde Dr. Ludwig Meyer aus Berlin unter 10 Bewerbern, von denen 4 auf dem engen Wahl-Aufsatz standen, zum Oberarzt für die Irrenstation des allgemeinen Krankenhauses vor einigen Tagen erwählt.

— Der Commandeur des auf der Ostsee kreuzenden Kriegsschooners »Hela« hat nach Danzig berichtet, daß er circa 15 Seemeilen vom Vorgebirge Rixhöft (nördliche Spitze von Westpreußen, mit Leuchtthurm) eine schwarze, mit dem Buchstaben „Th." bezeichnete Bark (größerer Kauffahrer) entmastet und von ihrer Mannschaft verlassen angetroffen habe. Es dürfte, aller Wahrscheinlichkeit nach, dies die von Danzig ausgegangene Stolper Bark »Therese«, Capitän Brandt, sein, welche in Folge des Orkans, der am 25. d. M. auf der Ostsee wüthete, zum Wrack geworden und auf Grund dessen von ihrer Besatzung verlassen worden sein wird. Hoffentlich hat die letztere sich auf dem Boote gerettet.

— Das Dampfboot »Bremen« des norddeutschen Lloyd ist nach einer ganz außerordentlich raschen Fahrt von seiner ersten Reise nach New-York zurückgekehrt. Es hat letzteren Hafen am 17. Juli um Mittag verlassen und war am 30. Morgens 8 Uhr auf der Weser. Das Dampfschiff »Bremen« hat somit die Reise nach Bremen nach Abrechnung der Zeitdifferenz in 12 Tagen 5 Stunden zurückgelegt und bedeutenden Vorsprung vor den Schiffen gewonnen, die mit ihm zu ungefähr gleicher Zeit von New-York abgingen. Die »Borussia« brauchte allein bis Cowes 12 Tage 19 Stunden, die »City of Washington«, ebenfalls am 17. Juli von New-York gesegelt, erreichte Liverpool gestern. Der norddeutsche Lloyd kann mit Recht auf den Erfolg, den sein erstes transatlantisches Dampfschiff errungen, stolz sein. (Wann endlich wird die preußische Schifffahrt in die Lage kommen, dem Beispiele des norddeutschen Lloyd nachzuahmen und wieder der

Tage der Väter zu gedenken, wo die Hansa von der Ostsee ausging?)

— Der K. Z. schreibt man unter dem 21. Juli aus Constantinopel: Dieser Tage ward ein Raubmord ausgeführt an dem reichen Franzosen Hrn. Audibairt père, demselben, der das Tivoli in Berlin gegründet, und dessen einer noch lebender Sohn wegen Wechselfälschung gerade im Gefängniß saß.

Köln, 31. Juli. Se. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen traf, in Gemäßheit der bereits mitgetheilten Reise-Dispositionen Sr. Königlichen Hoheit, gestern Abends 10¾ Uhr mit einem Dampfboote der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft hierselbst ein und wurde an der Landestelle des Dampfbootes von den daselbst harrenden Spitzen der Civil- und Militärbehörden ehrfurchtsvoll empfangen und begrüßt. Se. Königliche Hoheit begab sich alsbald zu Wagen nach Deutz, übernachtete daselbst im Hotel Bellevue und benutzte heute Vormittags den um 9½ Uhr abgehenden Courierzug der Rheinischen Eisenbahn zur Fortsetzung der Reise nach Ostende. Zur Verabschiedung von dem erlauchten Herrn hatten sich die Spitzen der Behörden im Stations-Gebäude der Rheinischen Eisenbahn eingefunden. Im Gefolge Sr. Königlichen Hoheit befinden sich der Oberst v. Alvensleben, der Major Graf v. d. Goltz, der Major v. Dewall, der Wirkliche Geheimerath Illaire, der Cabinets-Secretär Noël und der Hofrath Borck.

— Die diesjährige (zehnte) General-Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands soll bekanntlich hier in Köln, und zwar am 6., 7., 8. und 9. September, abgehalten werden. In Bezug hierauf hat das Präsidium des jetzigen Vorortes seine Einladungen ergehen lassen. Das hierselbst zusammengetretene Comité zur Vorbereitung der genannten General-Versammlung ist schon seit einiger Zeit in Thätigkeit und hat folgendes Programm aufgestellt:

Programm. Sonntag, den 5. Sept.: Anmeldung und Aufnahme der Abgeordneten und sonstigen Theilnehmer, Vormittags von 11 — 1 Uhr und Nachmittags von 3 — 7 Uhr, im „Hof von Brabant". Um 7 Uhr Abends in demselben Locale Vorversammlung zur gegenseitigen Begrüßung.

Montag, 6. Sept: Morgens 8 Uhr feierlicher Gottesdienst im Dome. — Um 10 Uhr erste besondere Versammlung der Mitglieder, in welcher die Wahl des Präsidenten, Vice-Präsidenten und der Ausschüsse in bisheriger Weise, sowie die Bestellung der Secretäre vom Hrn. Präsidenten geschehen wird. — Nachmittags 3 Uhr wird die zweite besondere Versammlung der Mitglieder, Abends 7 Uhr die erste allgemeine Versammlung abgehalten werden.

Dienstag, 7. Sept., und an jedem der beiden folgenden Tage werden ebenfalls Sitzungen der Abtheilungen, eine oder zwei besondere und eine allgemeine Versammlung stattfinden. Zeit und Ort bleiben näherer Bestimmung vorbehalten.

Donnerstag, 9. Sept.: Um 2 Uhr Nachmittags gemeinschaftliches Mittagsmahl. — Zum Zwecke gemeinsamer Besichtigung der Merkwürdigkeiten hiesiger Stadt wird besondere Anordnung getroffen werden.

Bonn, 30. Juli. Dem Dr. Beckhaus ist auf sein Immediatgesuch durch den Minister des Unterrichts, Herrn v. Raumer, folgende Entscheidung zugegangen:

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich im Allerhöchsten Auftrage, daß des Königs Majestät die Anträge Ihres Immediat-Gesuches vom 18. Mai d. J. in Bezug auf den Beschluß der dortigen juristischen Facultät, eine Verlängerung Ihrer Licentia docendi abzulehnen, nicht zu genehmigen geruht haben.

Berlin, 27. Juli 1858.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten:
v. Raumer.

Wien, 29. Juli. Es ist der specielle Fall vorgekommen, daß ein Anhänger der Lehrsätze des „neuen Jerusalem" um die Bewilligung zur Trauung und ferner darum eingekommen ist, die Kinder nach den Lehrsätzen dieser Secte erziehen zu dürfen. In Folge dessen hat das Cultus-Ministerium eine Entscheidung dahin getroffen, daß diese Secte, welche auch unter dem Namen „Neu-Salemiten" oder „Johannesbrüder" bekannt ist, als Religions-Genossenschaft nicht nur nicht anerkannt werde, weil ihre Bekenner die öffentliche Gottesverehrung für überflüssig halten und eine kirchliche Autorität nicht zulassen, sondern daß auch ihre Anhänger sowohl, als ihre Beförderer mit den gesetzlichen Strafen verfolgt werden sollen.

Würzburg, 30. Juli. Es entspinnt sich hier ein Rechtsstreit, der sehr interessant zu werden verspricht. Die berühmte große Kunst- und Antiquitäten-Sammlung des im vorigen Jahre verstorbenen Regierungs-Rathes Martinengo dahier wurde nämlich dieser Tage von den Erben um die Summe von 95,000 Fl. nach Paris verkauft. Der Abschluß der gepflogenen Verkaufs-Unterhandlungen zwischen Würzburg und Paris geschah auf telegraphischem Wege. Gestern kam ein Bevollmächtigter von Paris hier an, um die Kaufssumme zu bezahlen. Da stellte sich nun ein Mißverständniß heraus, indem irrthümlicher Weise, durch wen, ist zur Zeit noch nicht ermittelt, das Zeichen Fl. (Florins) in Fr. (Francs) umgewandelt wurde. Bei der Kaufsumme von 95,000 Fl. ist dieser Unterschied ein sehr erheblicher, indem ein Franc nach unserm Gelde blos 28 Kreuzer beträgt, also nicht einmal die Hälfte eines Guldens. (Z.)

†† **Aus Holstein**, 29. Juli. Durch Allerhöchste Resolution ist das „Ministerium für die gemeinschaftlichen inneren Angelegenheiten" aufgehoben worden. Diese Nachricht habe ich nun in verschiedenen Zeitungen gelesen, in keiner aber eine Bemerkung dazu; und doch ist dies eine „Resolution", die man wohl ein Ereigniß nennen möchte. Die Gesammtverfassung von 1855 ward eigentlich von Niemandem gern gesehen, im Gan-

zen indessen wenig besprochen; als aber wenige Tage nach ihrem Erscheinen das Ministerium für die gemeinschaftlichen innern Angelegenheiten errichtet wurde, erhoben sich sofort, besonders in Holstein, sehr viele Stimmen gegen dasselbe; denn man betrachtete es gewissermaßen als den Schlußstein, als das Bindende der Gesammtverfassung. Man war ja von jeher gewohnt gewesen, daß Finanzen, Post- und Zoll-Wesen, das Heer für das ganze dänische Reich gemeinschaftlich waren, und hoffte nun, in demselben Sinn auch allenfalls mit der Gesammtverfassung fertig zu werden, wenigstens wollte man erst einmal abwarten. Das neue Ministerium aber und besonders der Umstand, daß an dasselbe alle Domänen — die so viel besprochenen — verwiesen wurden, machte mißtrauisch und zum Widerstande bereit. Und nun? Eben erst hat die dänische Regierung dem Bunde versprochen, die Gesammtverfassung zu suspendiren in Bezug auf Holstein und Lauenburg, so lange etwaige Verhandlungen hierüber dauern würden, und hat damit ein großes Zugeständniß gemacht, groß auch in Bezug auf die Folgen, welche dasselbe auf das übrige Dänemark haben kann. Und nun wird jenes Ministerium nicht etwa auch suspendirt, sondern ohne Weiteres aufgehoben; das ist zu beachten. Es scheint dies ein großer Schritt zu dem ferneren Entschlusse, die Verwaltung der Domänen wieder jedem einzelnen Landestheile zu überlassen, und dadurch einen großen Streitpunkt zu beseitigen.

Ein Frankfurter Correspondent der „Zeit“ empfiehlt das „Urkundenbuch“ in der deutsch-dänischen Angelegenheit und sagt, „worin alle jetzt wieder so häufig citirten, auf diese Streitsache bezüglichen Actenstücke gesammelt sind.“ Ein „ministerielles“ Blatt sollte eine solche Anpreisung nicht aufnehmen, sondern lieber vor dem „Urkundenbuch“ warnen, denn dasselbe enthält bei Weitem nicht alle Actenstücke, und von denen, die es bringt, viele nicht vollständig.

---

† **Paris**, 30. Juli. Die Feste von Cherbourg sind natürlich das Ereigniß des Tages, und augenblicklich überragt das ästhetische Interesse und die Aussicht auf ein pikantes Vergnügen hier jede politische Erwägung. Alles will nach Cherbourg, großartige Extrazüge werden veranstaltet, und der bequemste derselben dürfte derjenige sein, der von Havre am 3. Nachmittags abdampft, am 4. auf der Rhede von Cherbourg verweilt, mit dem englischen Geschwader den Canal hinab zurücksegelt, bis zur Insel Wight an den Küsten Englands entlang geht und nach einer Landung in Brest nach Havre heimkehrt. Dauer 9 Tage, Preis incl. Beköstigung 550 Francs. Die schüchternsten Damen sind Angesichts der bevorstehenden Festlichkeiten auf einmal ganz verliebt in Wellen und See geworden, Marine-Anzüge hangen an den Schaufenstern aus, und der Pariser, die größeste aller Landratten, maskirt sich wieder einmal mit einer neuen Mode. Diese Festlichkeiten bringen aber nicht nur die Menagen guter Hausväter in Verwirrung, auch die geheimnißvollen Conferenzen, um die sich hier übrigens Niemand kümmert, weil Niemand von ihnen etwas erwartet, werden dadurch auf eine, wenn auch nur kurze Weile zum Stocken gebracht. „Ihre eigentliche Bedeutung“ — soll hier neulich ein englischer Diplomat gesagt haben — „besteht darin, eine permanente Pariser Tagsatzung der europäischen Diplomatie einzuleiten und zu fundiren.“ Zu dem utopischen Systeme, dem der Kaiser früher sich in seinen Schriften zugeneigt zeigte, gehört bekanntlich auch solch ein Weltschiedsgericht, natürlich unter dem Präsidium Frankreichs.

In hiesigen officiellen Kreisen will man die zuverlässige Nachricht erhalten haben, daß die Streitfrage zwischen dem deutschen Bunde und Dänemark in kurzer Zeit abgethan sein würde.

— Die geheimen Absichten auf die Türkei treten deutlicher hervor, und damit wächst auch das Einverständniß zwischen der russischen und der französischen Presse. Die französischen Blätter, wie „Nord“, sind darum sehr ungehalten, daß ihnen der fette Bissen, der angebliche Angriff der Türken auf die Montenegriner, vor dem Munde weggeschnappt werden soll. Denn wie jetzt behauptet wird, beschränkt sich das Ganze auf einige Flintenschüsse, welche einzelne Soldaten auf eigene Hand gegen einander abgeschossen. Der „Nord“ mag an diese Aufklärung noch nicht glauben. Er läßt vielmehr die französische Regierung mit dem Gedanken umgehen, Fuad Pascha seine Pässe zu senden, und dringt auf „gemeinsame Intervention der Mächte in der Türkei.“ Die Esperance, das Organ der griechischen Hetärieen, verlangt vorläufig bloß eine europäische Besetzung der Insel Kandia.

— Heute fand auf dem Ministerium des Aeußern die 13. Sitzung der Conferenz Statt.

— Die Union berichtet, daß in Metz augenblicklich eine Petition an den Kaiser unterzeichnet wird, welche den Zweck hat, für die Paß-Maßregeln an den Grenzen Frankreichs einige Modificationen herbeizuführen. Die Folge dieser Maßregeln, sagen die Berichterstatter, ist eine beträchtliche Verminderung in der Zahl der Fremden zu Metz gewesen; und wenn dieser Zustand der Dinge fortdauern sollte, so würden die Industrieen, welche Angesichts des häufigen und leichten Verkehrs mit den Nachbarländern gegründet wurden, in ihrer Existenz ernstlich bedroht sein.

— Die „Patrie“ enthält folgendes Mitgetheilt: „Se. Excellenz der Minister des Innern hat angeordnet, daß diejenigen Personen, die während der Feste in Cherbourg auf englischen Dampfbooten ankommen, sich ohne Pässe ausschiffen können; nur wird die Bedingung gestellt, daß die Capitäne den mit der Ueberwachung des Hafens betrauten Beamten eine Liste ihrer Passagiere übergeben. Dieser den Ansichten des Kaisers gemäß gefaßte Beschluß wird die Reise einer großen Anzahl Touristen erleichtern, deren Anwesenheit zu dem Glanze des internationalen Festes, das man vorbereitet, beitragen wird.“

— Man hat den Befehl gegeben, die Veröffentlichung eines jeden Planes zu verhindern, welcher über die Zahl und die Natur der in Cherbourg befindlichen Feuerschlünde oder der anderen Vertheidigungswerke eine Angabe enthält. Bloß die Aufnahme der

hydraulischen Arbeiten und der allgemeinen Vertheidigungslinie ist gestattet. Der Andrang der Reisenden wird ein sehr großer werden. Die Gesandten von Sachsen, Baiern, Hannover, Baden und Sardinien haben zusammen einen Dampfer gemiethet, um dem interessanten Schauspiele mit Gemächlichkeit beiwohnen zu können. Man glaubt, daß Baron Hübner und Graf Hatzfeldt auch nach Cherbourg gehen; eingeladen sind Beide.

— Die Westbahn-Gesellschaft hat die Repräsentanten der pariser Presse eingeladen, an den Festlichkeiten in Cherbourg Theil zu nehmen; die in Cherbourg aufgerichteten Zelte werden ein wahres Journalisten-Lager bilden, sie sind geräumig und elegant und werden jedes drei Personen aufnehmen. Die normannische und die bretagnische Presse werden gleichfalls durch die Redacteure der Provinz-Blätter vertreten sein. Die Zelte sind wasserdicht und bilden im Inneren des Bahnhofes ein Lager mit Straßen.

— Die niedere katholische Geistlichkeit in Frankreich wird sehr schlecht bezahlt. Die zahlreiche Klasse derselben, welche als Hülfsgeistliche (Desservants, Cooperatoren) fungiren, haben bis zu ihrem funfzigsten Jahre nur 850 Fr. Auf Stolgebühren können sie dabei, obgleich sie darauf stark angewiesen sind, nur selten rechnen. Jetzt hat der Kaiser ihr Gehalt auf 900 Fr. erhöht. Unter dem ersten Consul und dem Kaiserreiche hatten diese Armen gar nur 500 Fr, aber schon in den ersten Jahren der Restauration stieg ihre Besoldung schnell auf 750 Fr. jährlichen Gehaltes.

S. M. **London,** 29. Juli. Eine jener „causes célèbres" in Testaments- und Erbschaftssachen, wie sie hier nichts weniger als selten sind, war das außerpolitische Ereigniß dieser Woche; ein besonderes Interesse erregte bei diesem Falle noch der Umstand, daß die Klage außer dem streitigen Objecte gleichzeitig gegen den jetzigen Lordkanzler gerichtet war und derselbe durch die Entscheidung der Jury eine ernste Niederlage in seiner Ex-Eigenschaft als Rechtanwalt erlitt. Ein gewisser Mr. Samuel Swinfen, Schwiegervater der Klägerin, starb im Sommer 1854 im vorgerückten Alter. Am 7. Juli jenes Jahres, etwa 3 Wochen vor seinem Tode, hatte er ein Testament unterzeichnet, worin er sein gesammtes unbewegliches Eigenthum — im Werthe von 60 bis 70,000 Pfd. St. — der Klägerin Mrs. Henry Swinfen, Wittwe seines, des Erblassers, ältesten und einzigen Sohnes, der im vorangegangenen Juni verstorben war, vermachte. Die Echtheit der Unterschrift, wie die formale Gültigkeit des Testamentes wurden von keiner Seite bestritten; dagegen behauptete der Defendent, ein Capitain Fred. Swinfen, Sohn eines Stiefbruders des Erblassers und dessen nächster Anverwandte, daß der Erblasser bei Unterzeichnung des Testaments nicht bei vollem Verstande gewesen und das Testament daher ungültig sei, mithin ihm, dem Fred. Swinfen, als gesetzlichem Erben die fragliche Erbschaft zufallen müsse. Der Proceß war bereits im Jahre 1856 anhängig; damals aber ging der Vertheidiger der Klägerin, der damalige Sir Fred. Thesiger (jetziger Lordkanzler) mit dem Vertheidiger des Defendenten (dem jetzigen Lord-Oberrichter der Common Pleas) ein Compromiß ein, wonach die Wittwe ihrem Anspruche gänzlich entsagte zu Gunsten des Fred. Swinfen, wogegen dieser der Wittwe eine jährliche Summe von 1000 Pfd. St. auf Lebenszeit zusicherte. Die Wittwe protestirte damals feierlichst gegen dies Compromiß, indem sie behauptete und nachwies, daß ihr Advocat seine Vollmacht nicht nur überschritten, sondern gegen den ausdrücklichen Willen seiner Clienten, der Wittwe, gehandelt habe. Demnächst versuchte diese, eine Ungültigkeitserklärung dieses Abkommens Seitens des Gerichtshofes der Common Pleas zu erwirken; Letzterer beschränkte sich darauf, seine (benöthigte) Einwilligung in den Vergleich zu versagen, ohne jedoch eine Meinung über dessen Gültigkeit abzugeben, und die Wittwe wandte sich daher an das Kanzleigericht. Letzteres lehnte ebenfalls die Ratificirung ab, und die Folge war, daß auf Grund eines Decretes dieses Gerichtshofes der Proceß in vergangener Woche endlich de novo begann — nach Verlauf von mehr als 2 Jahren, während welcher Zeit die Wittwe sich herumgekämpft hatte. Die Jury entschied für die unbedingte Gültigkeit des Testamentes und mithin für die Klägerin, Wittwe Swinfen, die sonach in unbedingten Besitz des Klageobjectes tritt. Auch insofern ist die Entscheidung von Wichtigkeit, als die „Discretion" der Advocaten in Gegenwart bestimmter Vollmachten keineswegs eine „unbedingte" ist, wie Sir Fred. Thesiger zu seiner Rechtfertigung geltend zu machen suchte.

Eine »ingeniöse« und erfolgreiche Vertheidigung machte ein Individuum in den Maidstone Assisen der letzten Woche, das wegen Entweichung aus dem Schiffsgefängnisse in Deptford bei London unter Anklage stand. Der »arme Teufel« führte zu seiner Vertheidigung an, daß die »Schrecken« des Pentonville Model Gefängnisses (des bekannten Zellengefängnisses, in welchem er sich zuerst befand,) eine solche Wirkung auf ihn hervorgebracht hätten, daß, als er durch seine »Uebersiedelung« nach dem Schiffsgefängniß eine größere Freiheit erhalten, sein Gemüth hierdurch »außer Gleichgewicht« gekommen und er der Versuchung nicht habe widerstehen können, jene größere Freiheit zu einer ganzen zu machen. Der Richter (Baron Bramwell) nahm eine »liberale« Anschauung von dem Falle und verordnete nur die Wiedereinsetzung in den Status quo ante.

Ob in Folge des Zellensystems, oder, wie wahrscheinlicher ist, aus Gram und sittlicher Zerknirschung über sein hartes Schicksal, muß dahin bleiben: gewiß ist aber — so heißt es wenigstens, daß Sir J. Dean Paul, der frühere Bankier, dessen Proceß seiner Zeit ein so gewaltiges Aufsehen machte, in demselben Pentonville Model Gefängniß hoffnungslos in Irrsinn verfallen ist. (Wird soeben amtlich widerrufen.)

Nach den diesseitigen Patentergebnissen des Jahres 1857 hat unsere Zeit den Anspruch auf das Zeitalter der Erfindungen noch nicht verloren.

Einem so eben erschienenen Nachweise zufolge fanden im genannten Jahre 3200 Applicationen auf Patentertheilungen statt, von denen 2028 gewährt wurden, während 1172 wegen Nichterfüllung der weiteren Formalitäten verfielen; 1976 Specificationen (ein Stadium der zu beobachtenden Formen) wurden registrirt. In den 6 ersten Monaten dieses Jahres wurden 1474 Applicationen eingereicht. Die Einnahme des Gen. Patent-Amtes für Gebühren belief sich im vergangenen Jahre auf 99,029 Pfd. St.; die Ausgabe auf 93,000 Pfd. St., so daß ein Plus von etwa 6000 Pfd. St. verblieb.

Lord Palmerston soll, wie es heißt, aus Unmuth über die verlorene Campagne, sich ganz dem bukolischen Leben ergeben haben und seine Zeit hauptsächlich der Veredlung der Schafe widmen, deren er etwa 1000 auf seinem Landgute besitzen soll. Vielleicht wird es ihm in seiner Zurückgezogenheit einigen Trost gewähren, daß die Versuche mit seinem, dem sogenannten „Palmerston-Mörser", die vor einigen Tagen wiederum stattfanden, günstigere Resultate erzielten, als der erste Versuch, wenn freilich schon nach dem dritten Schuß die ungeheure Maschine (36" D.) „dienstunfähig" ward; dieser geschah mit einer Ladung von 80 Pfund Pulver, und die Bombe flog die erkleckliche Distanz von 2758 Yards, d. h. über eine drittel deutsche Meile.

Der kürzlich erschienene Bericht der Parlaments-Commission über die Handels-Krisis vom Jahre 1857 enthält nichts Neues und bestätigt nur durchaus die in der „Berliner Revue" in dem Aufsatze über die Krisis angeführten Thatsachen und Ansichten.

— Ueber die Befestigung von Antwerpen schreibt heute die Times: „Es ist dies eine Arbeit, welche keinem fremden Staate gegründetes Aergerniß erregen kann. Es läßt sich nicht als wahrscheinlich voraussetzen, daß Belgien als angreifende Macht auftreten wird, und es liegt im Interesse der europäischen Ruhe, daß die Schranke, welche die großen Militär-Monarchieen trennt, so stark wie möglich sei. Zu einer Zeit, wo Mächte ersten Ranges gewaltige Rüstungen für Krieg zu Wasser und zu Lande veranstalten, ist es sicherlich erlaubt, wenn ein kleiner, der ersten Wuth des Sturmes ausgesetzter Staat sich für Zeiten der Widerwärtigkeit Schutz für seine Regierung, sein Parlament und seine nationale Unabhängigkeit zu schaffen sucht.

— „Daily News" machen darauf aufmerksam, daß die französische Regierung das in Martinique erscheinende Blatt Outre Mer todt gemaßregelt habe, weil es den Neger-Ausfuhrplan zu erörtern wagte.

— Die Zahl der Unterhaus-Mitglieder, welche die Königin nach Cherbourg begleiten, wird nicht über 150 betragen. Wahrscheinlich ist es, daß nicht über 120 mitgehen.

[Oberhaus-Sitzung.] Die gegen die Wahlbestechung gerichtete Bill geht durchs Comite. Sodann werden die Motive des Unterhauses, durch welche dasselbe sich hat bestimmen lassen, verschiedene Amendements der Lords zur indischen Bill nicht gutzuheißen, in Erwägung gezogen. Nur auf einem einzigen der mißliebigen Amendements, dem die Verleihung von Officier-Stellen in der Artillerie und dem Genie-Corps des indischen Heeres betreffenden, besteht das Oberhaus, die übrigen läßt es fallen.

— Dem Univers wird aus Konstantinopel, 21. Juli, geschrieben: „Man spricht von der bevorstehenden Rückkehr Lord Stratford's, nicht als englischer Gesandter, sondern als Geheimer Rath des Sultans. Das ist kein Scherz. Lord Stratford kommt als einfacher Privatmann zurück, um dem Sultan mit seiner alten Erfahrung und seiner Einsicht bei der Ausführung des Hatti-Scheriffs beizustehn, von welchem der edle Lord einer der Haupt-Redacteure ist. Man schreibt ihm die Absicht zu, hier in Konstantinopel den Sturz des Ministeriums Derby und die Rückkehr Lord Palmerston's in die Regierung abzuwarten, um alsdann seinen Gesandtschaftsposten wieder anzutreten.

Brüssel, 30. Juli. Die Befestigung Antwerpens ist und bleibt die große Frage des Tages. Van der Donckt, der in der letzten Kammersitzung die Gründe gegen die Befestigung noch einmal zusammenfaßte, bemerkte, indem er gegen das Project stimme, sei er darum dem Cabinet nicht feindlich, aber er glaube, daß das vorgeschlagene System im ganzen Lande unpopulär sei, es habe eine allgemeine Mißbilligung gefunden, weil man darin die Absicht erblicke, im Falle einer Invasion das Land der Plünderung zu überlassen, um die Regierung und die Autoritäten zu retten. So raisonnire das Publicum, und es habe nicht Unrecht. Das Volk werde der Willkür des Feindes überlassen sein, der ihm Frohnen und Kriegssteuern jeder Art auferlegen werde; die Armee werde sich nach einigen Scharmützeln hinter die Mauern von Antwerpen zurückziehen und ruhiger Zuschauer der Plünderungen und Metzeleien bleiben. Alle Welt wiederhole es, daß das Gesetzproject für die Regierung, für die Großen, für die Reichen und gegen das Volk gemacht sei, und unter diesen Umständen sei es ihm unmöglich, demselben ein billigendes Votum zu geben. Rogier, Minister des Innern, sagte, die Rede des Hrn. van der Donckt resumire die populären Vorurtheile gegen das Project, und es sei von Wichtigkeit, sie an ihrer Quelle zu bekämpfen, besonders in einem Lande, wo die öffentliche Meinung eine so große Rolle spiele. Er resumirte dann die verschiedenen Phasen, welche die Frage seit 1848, wo die Regierung den Entschluß gefaßt, die Vertheidigung des Landes zu reorganisiren, durchlaufen hat, und stellte das Project als für die Stadt Antwerpen sehr vortheilhaft dar. In dieser Hinsicht sind freilich die Reclamationen des Gemeinderaths, des Provinzialraths und des Handelsstandes von Antwerpen, die Protestationen der Handelskammer und des 5. Stadtbezirks, welche das Bureau der Kammer bedecken, ganz anderer Ansicht wie der Herr Minister. Uebrigens zeigte sich Herr Rogier begieriger wie sein College der Finanzen, die Debatte durch einen Vergleich endigen zu sehen, indem er sagte, die Regierung sei bereit, im Princip das Project des großen Umkreises der Befestigungen anzunehmen, aber sie erwarte, daß Antwerpen sich erkläre, in welchem Maaße es dazu beisteuern wolle. Am Schluß sagte er: „Wenn das Nationalinteresse eine Maßregel verlangte, welche die Interessen der Antwerpener schwer verletzen müßte, so würde ich Ihnen sagen: „Macht mit mir, was Ihr wollt, ich halte vor Allem darauf, die Interessen des Landes zu schützen." Ich bin Vertreter von Antwerpen, aber ich vertrete vor Allem die Interessen der belgischen Nationalität." Hr. Vervoort entgegnete auf diese tönende Phrase ironisch, daß der Minister des Innern nicht das Monopol des Patriotismus habe. Im Jahre 1856 sei Hr.

Rogier für den großen Umkreis gewesen, heute habe er seine Meinung vollständig geändert. Die Regierung schlage vor, die Stadt nach ihrer ungesundesten Seite hin, wo sich niemals Jemand etabliren würde, zu vergrößern. General Totleben, der über das Project consultirt worden, habe erklärt, er sei der Ansicht, daß ein großer Umkreis nothwendig sei. Der Redner behauptete, daß die Stadt nicht bezahlen dürfe, um befestigt zu werden, aber sie biete an, Geld für den Wiederkauf des Terrains der alten Befestigungen zu bezahlen, und auf dieser Basis müßte unterhandelt werden. Es sei traurig zu sehen, daß eine Frage von dieser nationalen Wichtigkeit zu einer Geldfrage verkleinert werde.

Haag, 30. Juli. Nachdem Se. Königl. Hoheit Prinz **Carl von Preußen** in Begleitung seines hohen Wirthes die Umgebungen unserer Residenz und deren Merkwürdigkeiten besucht hatte, ist derselbe heute nach Brüssel abgereis't. Wie man vernimmt, wird der Prinz noch einmal hieher zurückkehren.

Telegraphische Depeschen.

Hamburg, Sonnabend, 31. Juli. (W. T. B.) Eine telegraphische Depesche der „Börsenhalle" meldet aus Kopenhagen vom heutigen Tage, daß der Finanzminister für 2 Mill. Mark Hamburger Banco von der neuen norwegischen Anleihe angekauft habe.

Paris, Sonnabend, 31. Juli. Der heutige „Moniteur" enthält eine Note, nach welcher Frankreich und England betreffs der Jeddah-Angelegenheit mit der Türkei einig sind.

Paris, Sonnabend, 31. Juli, Nachmittags 3 Uhr. Die 3% eröffnete zu 68, 15, wich auf 68, 10, stieg bis 68, 20 und schloß in fester Haltung zur Notiz. Consols von Mittags 12 Uhr und von Mittags 1 Uhr waren gleichlautend 96¼ eingetroffen.

Schluß-Course.

3% Rente	68 15
4½% Rente	96 15
Mobiliar-Credit-Ges.	620
1% span. Schuld	—
3% dito	38
Silberanleihe	91½
Oesterr. St.-E.-A.	626
Lombardische E.-A.	570
Franz-Josephsbahn	457

Cours vom 30.

3% Rente	68 20
4½% Rente	96 15
Mobiliar-Credit-Ges.	615
1% span. Schuld	37¾
3% dito	91½
Silberanleihe	—
Oesterr. St.-E.-A.	625
Lombardische E.-A.	571
Franz-Josephsbahn	456

London, Freitag, 30. Juli, Nachts. (W. T. B.) Im Oberhause wie im Unterhause erwiederte die Regierung auf bezügliche Interpellationen, daß die Telegraphen-Unterhandlungen mit Oestreich noch schweben, und daß die Türkei einer englischen Gesellschaft die Euphratlinie bis Bussorah concessionirt habe. Lord Stratford empfiehlt letztere Linie.

London, 30. Juli. (Tel. Dep. der „Hamb. Nachr.") Die indische Bill ist durchgegangen. Lord Stanley hat angezeigt, daß der Effectivbestand der britisch-indischen Armee 75,000 Mann beträgt; daß die Regierung reichlich Mittel genug hat, um die Kriegskosten für dieses Jahr ohne Anlehen zu tragen; daß die Autorität der Königin bald überall wieder anerkannt sein wird, und daß die eingeborenen Religionen vollständig geachtet werden sollen. — Das Parlament wird am Montag seine letzte Sitzung halten.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch). — Redacteur: H. Keipp in Berlin.

Unsere Politik und ihr Wendepunkt.

Es kommt Alles, wie wir es längst vorausgesagt haben. Ohne Activität in der europäischen Politik, gerathen wir auch in Deutschland in eine immer ungünstigere Stellung, welche das preußische Nationalgefühl tief verletzen muß. Denn jeder sagt zu sich selbst: „Ist es nicht Preußen, welches von allen deutschen Bundesstaaten bei weitem die zahlreichste deutsche Bevölkerung, wie andererseits durch seine Lage die meisten Berührungspunkte mit dem ganzen übrigen Deutschland hat; und da es ihm gleichzeitig nicht an äußeren Machtmitteln fehlt, indem wir vielmehr das bestgeordnete Finanz- und Militairwesen aufweisen können, so müßte ja Preußen naturgemäß einen vorwaltenden Einfluß in Deutschland ausüben. Und statt dessen ist es nun dahin gekommen, daß wir nicht nur weit hinter Oesterreich zurückstehen, sondern sogar mit den Coalitionen der Mittel- und Kleinstaaten zu kämpfen haben, und daß man uns auf dem Bundestage abmajorisiren will, grade wie wenn der große Friedrich, der eines schönen Novembertages die Reichsarmee wie zu einem bloßen Nebenvergnügen mit Gesang und Klang zum † † † jagte, niemals existirt hätte." Ja wohl, aber das war eben Friedrich der Große, der bekanntlich keine „Neutralitätspolitik" trieb, und sonst auch nicht der „Große" heißen würde.

Zum Laufen hilft nicht schnell sein, und hüten wir uns vor Allem, unsere politische Lage nach den Aufwallungen unserer Gefühle zu beurtheilen. In der Politik geht es wie im Schachspiel. Wer falsch spielt, verliert die Partie, und selbst ein Bauer kann den König matt setzen.

Nicht ein überschwellendes Gefühl, sondern ein klarer Verstand verhilft in dem politischen Schachspiele zum Siege. Darum ist der größte Feind unserer Politik nichts anderes, als unsere eigene Unklarheit, in der wir sie seit einer Reihe von Jahren befangen sehen, und wovon uns neuerdings wieder die Rastatter Angelegenheit ein so redendes Beispiel darbietet.

Unsere officiösen Schriftsteller steifen sich darauf, daß Preußen als „Großmacht" einen unabweisbaren Anspruch habe, neben Oesterreich an der Besatzung von Rastatt zu participiren, so daß es sich für verletzt halten müsse, wenn ihm dies nicht gewährt würde, und wir sehen mit

Bedauern, wie selbst ein Theil der unabhängigen Presse diesem hohlen Gerede beipflichtet. Dann wirft man sich in die Brust, rasselt mit dem Säbel, und echauffirt sich mit großmächtigen Gefühlen, wo doch ein wenig Nachdenken zeigen würde, daß zu dem allen gar kein Grund vorhanden ist, weil unsere Großmächtigkeit bei dieser Frage gar nicht in Betracht kommt.

Wir haben bereits an einer anderen Stelle gezeigt (cf. der Artikel „die Politik der Zukunft" 13. B. 2. H.), daß die Idee der „Großmacht" selbst in der europäischen Politik keine reelle Bedeutung mehr hat, aber wie dem auch sei, jedenfalls hat sie keine Bedeutung für die deutsche Bundesverfassung. Das Bundesrecht spricht kein Wort davon, sondern giebt Oesterreich wie Preußen kein größeres Stimmrecht als den übrigen Königreichen, nebst Baden, Hessen, Luxemburg und Holstein. Von den Machtverhältnissen ist dabei wesentlich abgesehen worden, indem man ohne Zweifel die ganz richtige Voraussetzung machte, daß es den mächtigeren Gliedern nicht an Mitteln fehlen würde, um über ihr legales Stimmrecht hinaus noch einen thatsächlichen Einfluß zu gewinnen, der den wirklichen Machtverhältnissen entspräche, und wodurch die Mängel der Bundesverfassung, welche grundsätzlich nicht zu beseitigen waren, sich durch die Praxis von selbst aufheben würden. Wie groß nun aber dieser thatsächliche Einfluß sein kann und sein wird, welchen die Großen über die Kleinen ausüben, — das hängt lediglich von ihrer eigenen Machtstellung und Geschicklichkeit ab, und Wer dann hinterher seinen thatsächlichen Einfluß zu klein findet, dürfte sich nicht mit Grund zu beklagen haben, außer etwa über sich selbst.

Wir meinen, diese Ansicht gilt grade am meisten für Preußen, weil grade Preußen am meisten Gelegenheit hat, sich einen thatsächlichen Einfluß im übrigen Deutschland zu erwerben. Und so hat es die Erfahrung bis zum Jahre 1848 bewiesen, bis wohin Preußen ohne alle Frage einen größeren Einfluß in Deutschland besaß als Oesterreich. Man hat damals wohl oft über die Mangelhaftigkeit der deutschen Bundesverfassung in Beziehung auf die deutsche Nationalentwickelung geklagt, aber es ist Niemand beigekommen, sie als gefährlich für Preußen zu erklären. Ja selbst noch auf den Dresdener Conferenzen sah man, wie es die österreichische Partei war, welche eine Veränderung des Stimmverhältnisses am Bundestage herbeiführen wollte, während der verewigte Graf von Alvensleben vielmehr die Beibehaltung des unveränderten Stimmverhältnisses als für Preußen günstig erkannte und durchsetzte. Was hat sich denn nun seitdem verändert, und wodurch kann uns der Bund gefährlich geworden sein, als durch unsere eigene Politik?

Es ist natürlich, daß Preußen und Oesterreich vermöge ihrer europäischen Stellung, und als die ungleich größeren Bundesglieder, thatsächlich die beiden Grundpfeiler des Bundes bilden. Da ferner diese beiden deutschen Hauptmächte während der Periode der heiligen Allianz

der Hauptsache nach in der europäischen Politik zusammengingen, so war es eben so natürlich, daß sich diese Harmonie auch auf ihre Stellung am Bunde übertrug; wodurch sich allmälig die Praxis bildete, daß in allen wichtigen Bundesangelegenheiten eine vorläufige Verständigung dieser beiden Hauptmächte stattfand, noch ehe man damit an die Bundesversammlung ging. Diese Praxis war gewiß sehr angemessen, aber sie war doch kein rechtliches, sondern nur ein thatsächliches Verhältniß, und auch als solches nur eine Folge der Uebereinstimmung in europäischen Angelegenheiten. Man ging in Deutschland zusammen, weil man in Europa zusammenging, nicht aber umgekehrt. Auch kann es niemals umgekehrt sein. Denn so lange Preußen und Oesterreich noch als europäische Mächte zählen wollen, muß nothwendig ihre europäische Stellung entscheidend für sie sein.

Wie sonderbar klingt es daher, wenn unsere Officiösen darüber klagen, daß diese heilsame Praxis einer Vorverständigung zwischen Preußen und Oesterreich am Bunde jetzt verlassen worden, und insbesondere in der Rastatter Angelegenheit verletzt sei, da doch die Voraussetzung dieser Praxis, nämlich die Harmonie in der europäischen Politik, gänzlich fehlt, indem vielmehr die auffallendste Disharmonie besteht. Und wie noch viel sonderbarer klingt es, wenn man diese Praxis gar als ein Recht reclamirt, und darauf ein Beschwerde begründen will.

Inmitten dieses preußisch-österreichischen Haders über Rastatt ist nun die dänische Antwort eingetroffen, und ist so ausgefallen, wie wir es vorausgesagt haben, d. h. in der Hauptsache ausweichend und ablehnend. Und wie dürfte man es denn anders erwarten? Die Dänen kennen ihre Leute. Sollten sie etwa den Streit um Rastatt als eine Vorbedeutung zur Expedition nach Holstein ansehen, oder muß es ihnen nicht viel wahrscheinlicher dünken, daß man sich über diese Expedition selbst nicht minder streiten werde wie über Rastatt? Und in der That, sie haben sich schwerlich verrechnet. Denn schon beginnen unsere Officiösen wieder ein Kreuzfeuer von Recriminationen und Drohungen, und es sieht weit eher so aus, als wollte man das Trauerspiel der feindlichen Brüder in Scene setzen, als nach Holstein ziehen. Majoritäten und Minoritäten sind denn natürlich auch unvermeidlich, und schließlich dürfte Holstein in die Brüche fallen, und Preußen selbst abmajorisirt werden. Es wird dies freilich ein neuer Schlag für Preußen sein, aber es ist kaum abzusehen, wie er zu vermeiden wäre.

Soll Preußen in seiner deutschen Politik auf Erfolg rechnen dürfen, so gehören zwei Bedingungen dazu. Nämlich 1) eine wirksame Stellung in Europa, welche seiner deutschen Stellung Nachdruck giebt, und 2) eine gewisse Geneigtheit der übrigen deutschen Staaten für Preußen, die ihm einen thatsächlichen Einfluß ermöglicht, welcher der preußischen Macht entspricht. Denn wir wiederholen es, wenn Preußen eine hervorragende Rolle am Bunde spielt, so ist dies wesentlich ein thatsächliches Ver-

16*

hältniß, was sich nur durch sich selbst geltend machen, nicht aber als ein Recht gefordert werden kann. Wie steht es aber mit diesen beiden Bedingungen?

Durch Neutralität kann man niemals an Ansehen in Europa gewinnen, außer etwa, wenn sie selbst activ ist, wie z. B. die sogenannte bewaffnete Neutralität der großen Katharina zur Zeit des englisch-orientalischen Krieges, während hingegen unsere Neutralität im orientalischen Kriege von passiver Art war. Die Folge war darum, daß Preußen auf dem Pariser Congreß erst hinterher zugelassen wurde, nachdem man die Hauptsachen bereits entschieden hatte, was doch offenbar den Ausdruck eines verminderten Ansehens in Europa machen mußte. Die späteren Ereignisse, wie insbesondere die Neuenburger Angelegenheit und unsere Donaupolitik, waren leider danach angethan, diesen ungünstigen Eindruck zu verstärken. Auch kann überhaupt bei einer grundsätzlichen Nichtactivität von einer wirksamen Stellung in Europa nicht die Rede sein. Was hilft da die „freie Hand"? Es kommt auf eine starke Hand an, wie auf die geschickte Hand, und auf den Beweis dieser Eigenschaften.

Andrerseits war es ebenso natürlich, daß die Unionsprojecte aus dem Jahre 1849 eine tiefe Mißstimmung in Deutschland zurückließen, und insbesondere bei den Mittelstaaten eine Eifersucht gegen Preußen erregten, welche leider durch einige nachfolgende eine neue Folie erhielten. Man wird sich in dieser Hinsicht erinnern, wie insbesondere die Erwerbung an der Jahde von hannoverscher Seite mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet wurde. Im südlichen Deutschland erregte die Erwerbung der hohenzollernschen Lande Bedenken, welches sehr wesentlich dadurch wuchs, daß diese Fürstenthümer nicht in ihrer Sonderstellung nach dem Princip der reinen Personalunion belassen, sondern dem preußischen Staate förmlich incorporirt wurden. Denn damit gewann es den Schein, als ob man preußischer Seits diese Ländchen wie einen vorgeschobenen Posten ansähe, von dem man sich bei guter Gelegenheit weiter auszubreiten gedenke. Kam dann endlich noch der Anspruch auf eine Mitbesatzung von Rastatt dazu, so wuchs die Eifersucht noch mehr. Man konnte ja sagen, daß Preußen nur ein neues Mittel suche, um im südlichen Deutschland festen Fuß zu fassen, und natürlich konnte Widerspruch nicht ausbleiben. Nehmen wir nun dies Alles zusammen, so wird es uns freilich nicht auffallen, wenn wir in Deutschland auf Eifersucht stoßen, denn wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es wenigstens an dem Vorwand dazu nicht fehlt.

Wenn es also in der That der Fall sein sollte, — und es scheint wohl es ist so, — daß wir uns jetzt am Bundestage entschieden in der Minorität befinden, so folgt dies wohl nicht aus einem organischen Mangel der Bundesverfassung, sondern dürfte sich schon genügend aus den so eben dargelegten Umständen erklären, welche unvermeidliche Nach-

theile für Preußen herbeiführen mußten, während sie Oesterreich in doppelter Hinsicht in Vortheil setzten. Denn einerseits hat Oesterreich durch sein Auftreten in der orientalischen Frage zur Zeit eine viel wirksamere europäische Stellung erlangt als Preußen, und andrerseits hat es in Deutschland weit weniger Veranlassung zur Eifersucht gegeben. Wie natürlich ist es, daß ihm am Bundestage die Majorität zufällt.

Dazu kommen außerdem noch die Zollvereinsfragen, welche eben so eine für Preußen ungünstige Wendung genommen haben. Preußen hat den Zollverein ohne vorgängige Tarifreform erneuert, und sieht sich seitdem bei jedem Reformversuch durch den Widerspruch der für die österreichischen Zollprojecte gewonnenen Mitglieder gehemmt, während Oesterreich nicht nur in seinem eigenen Gebiete ganz frei zu schalten vermag sondern durch den Februarvertrag im Voraus die Aussicht auf eine dereinstige allgemeine Zolleinigung erworben hat, und daran ein Mittel besitzt, schon jetzt eine sehr wesentliche indirecte Einwirkung auf den Zollverein auszuüben.

Seitdem ist Preußen dahin gebracht, in den Zollvereinsfragen wie am Bundestage fast nur abwehrend aufzutreten, — gewiß eine unvortheilhafte Lage, und doppelt unvortheilhaft für Preußen, welches seiner innern Natur nach gerade vorzugsweise auf Activität angewiesen ist. Sieht es doch so aus, als ob Preußen und Oesterreich ihre inneren Naturen vertauscht hätten. Denn das sonst so zäh conservative und vorzugsweise defensive Oesterreich sehen wir activ und aggressiv auftreten, während Preußen auf Neutralität und passiven Widerstand reducirt zu sein scheint. Ja, es ist dahin gekommen, daß eine positive Thätigkeit in deutschen Angelegenheiten weit eher von den deutschen Mittelstaaten ausgeht, wie namentlich von Baiern, als von Preußen.

Wir glaubten uns über diese Dinge ohne allen Rückhalt aussprechen zu müssen, weil man nur bei voller Klarheit den rechten Weg finden kann, um aus dieser bedauerlichen Lage wieder herauszukommen. Diese Lage ist das Product einer falschen Politik, und daß Fehler ihre Wirkungen haben, ist ein Naturgesetz, welches wir nicht aufzuheben vermögen. Die daraus entstehenden Nachtheile müssen wir also einstweilen ertragen, und unsere Anstrengungen nicht auf die Beseitigung der Wirkungen, sondern der Ursachen richten, die eben in unseren eigenen Fehlern liegen. Wollten wir statt dessen etwa gegen die Bundesverfassung declamiren, oder insbesondere gegen Oesterreich anrennen, so würden wir dadurch nur Unklarheit beweisen und zugleich das Uebel immer mehr verschlimmern, indem wir uns in Deutschland nur um so mehr isoliren und dabei Oesterreich den neuen Vortheil geben würden, sich zum besondern Protector des Bundes zu machen, wie im Jahre 1850. Ja, müssen wir nicht sagen, daß unsere heutige Lage der damaligen bereits sehr ähnlich ist?

Damals befanden wir uns in einer Politik, die sich so zu sagen in eine Sackgasse verlief, und man mußte zurück, um sich nicht den Kopf einzurennen. Unsere heutige Politik scheint zu drohen sich in eine Wüste zu verlaufen, in die Wüste der reinen Passivität und Negative, in der man nirgends ein Ziel erblickt, wohin zu steuern wäre. Die „freie Hand" war der Wahlspruch, und siehe da, wir haben sie, und dazu einen Ocean von Leerheit, in den man allerdings ganz frei hineingreifen kann, aber leider nichts Greifbares findet. Was bleibt uns also jetzt zu thun? In der bisherigen Richtung weiter gehen, hieße nur um so tiefer in die Wüste gerathen. Auch würde es nicht ausreichen, nur so allmälig die Richtung zu ändern, wobei man doch immer in der Wüste bliebe, sondern es handelt sich um einen absoluten Entschluß zu einer entschiedenen Wendung.

Zwischen der Passivität und der Activität, zwischen der freien Hand und der Allianzpolitik giebt es kein Mittleres, denn man kann keine Allianzpolitik treiben, ohne sich zu engagiren, und folglich die freie Hand aufzugeben. Auch darf man dabei nicht versuchen wollen, etwa doch den Anschein einer Continuität der alten und neuen Politik retten zu wollen, wodurch man nicht nur nichts gewinnen, sondern vielmehr den möglichen Erfolg selbst wieder verlieren würde. Will man sich engagiren, so darf man auch nicht einmal den Schein der freien Hand conserviren, weil man sonst Zweifel erregen würde, ob es mit diesem Engagement auch ernstlich gemeint sei. Alles erschiene dann wie durch die Nothwendigkeit abgedrungen, wofür uns Niemand dankbar sein würde.

Wie es zwei Hauptursachen sind, wodurch wir in die gegenwärtige Lage gerathen, nämlich die bei den übrigen deutschen Bundesstaaten erregte Eifersucht, und die Passivität in der europäischen Politik, so müssen wir nun in beider Hinsicht eine entgegengesetzte Richtung einschlagen, um zu einer vortheilhafteren Stellung zu gelangen. Zuvörderst also werden wir alle Unternehmungen zu vermeiden haben, welche danach angethan sind, die deutsche Eifersucht zu erregen, und anstatt neue Stützpunkte in Deutschland zu suchen, müssen wir uns um so mehr a u f u n s s e l b s t c o n c e n t r i r e n, wodurch wir auf einmal doppelt gewinnen werden. Sind doch jene Erwerbungen, wie namentlich der Jahdebusen, die Hohenzollernschen Lande und eventuell das Mitbesatzungsrecht in Rastatt in der That selbst nicht als ein Gewinn für Preußen anzusehen, sondern wohl eher als ein Zuwachs von Verlegenheit und Schwäche. Denn wahrlich, bei der ohnehin schon so weit auseinander gezogenen und zerrissenen Basis unsrer Machtstellung haben wir dringend Ursache, jede Kraftzersplitterung zu vermeiden, und alle unsre Anstrengungen vielmehr auf eine intensive Steigerung unsrer Machtmittel zu richten, wozu insbesondere der ö s t l i c h e T h e i l d e r M o n a r c h i e, welcher doch den Kern des Ganzen bildet, noch so viel Gelegenheit darbietet. Da liegt unsre Küste, welche uns zu einer maritimen und commerciellen Entwick-

lung befähigt, wie sie der Zollverein niemals gewähren kann, und da liegen noch so viele ausgedehnte Ländereien, deren Productivität durch verbesserte Cultur verdoppelt und verdreifacht werden kann. Je mehr dann dieser Theil der Monarchie an innerer Kräftigung gewinnt, um so mehr werden wir von da aus auch eine Wirkung nach Außen hin zu üben vermögen, und wir werden uns nicht ferner der nur allzu lange verkannten Wahrheit verschließen, daß gerade die Nord- und Ostpolitik für Preußen die allerwichtigste ist, deren Entwicklung aber durch etwaige Unternehmungen im westlichen und südlichen Deutschland nur gelähmt werden kann. Was bedeutet Rastatt für uns? Ja, wenn es sich statt dessen um Kiel oder um Rendsburg handelte, gewiß, wir würden auf das Besatzungsrecht den allerhöchsten Werth legen, aber in einem Detachement nach Rastatt können wir nur eine Zersplitterung unsrer Kräfte erblicken, womit sich noch der weitere Nachtheil verbindet, daß dadurch eine schädliche Eifersucht erregt wird. Unsre Nord- und Ostpolitik hingegen wird im übrigen Deutschland keine Eifersucht erregen, sondern wohl eher auf Unterstützung von dieser Seite her rechnen dürfen.

Concentriren wir also unsre Anstrengungen in dieser Richtung, so kann uns der naturgemäße Einfluß in Deutschland niemals fehlen, sobald wir nur eine wirksame Stellung in der europäischen Politik einzunehmen wissen, welche uns immer als Hauptziel gelten muß. Das unleugbare Uebergewicht, welches Oesterreich unter den gegenwärtigen Umständen vor Preußen voraus hat, wird dann bald verschwinden, und das natürliche Gleichgewicht stellt sich ganz von selbst her, sobald nur Preußen selbst eine energische Activität entwickelt. Es wird dann nicht schwer halten, zu einem wünschenswerthen Einvernehmen mit Oesterreich zu gelangen, wenn wir vom europäischen Standpunkt aus in Unterhandlung treten. Um dies aber mit Vortheil thun zu können, müssen wir selbst Aequivalente in der Hand haben, damit wir Bedingungen stellen können, während wir nach dem bisherigen Neutralitätssystem überall mit leeren Händen dastehen und überall nur Bedingungen acceptiren müssen, ohne selbst deren stellen zu können.

So wird denn die Monarchie des großen Friedrich, welche, der europäischen Politik entfremdet und in deutschthümliche Phantasieprojecte versunken, sich selbst verloren zu haben schien, wie nach einer langen Irrfahrt zu sich selbst zurückkehren und in sich selbst die Kraft finden, um die großen Zwecke zu erreichen, welche ihr von ihren Gründern eingepflanzt worden sind.

Die politischen Elemente Preußens.

Die wirklichen Elemente der preußischen Staatsverfassung, — wo sie suchen, und sind sie überhaupt zu finden in einer Zeit, in welcher man vor jedem Hinabtauchen in die Tiefe Scheu empfindet und sich mit den leichten schwimmenden Schaumgebilden der Oberfläche begnügt! Aber die Scheingebilde haben denn doch zu oft die Arbeit der Staatsmänner und die Hoffnung der Völker getäuscht, als daß wir annehmen könnten, die altpreußische glaubensvolle Energie werde sich noch länger bei ihnen beruhigen. Nein! sie zeigt es heut schon offen, daß sie gegen eine Verfassung Abneigung empfindet, in welcher z. B. ein Staatsanwalt, der sich schon zur Uebernahme einer einträglichen Regierungseisenbahn-Director-Stelle rüstet, noch mit sittlicher Entrüstung die Rolle eines Volkstribunen spielen kann, und in welcher die alte Intelligenz und die freie Meinungsäußerung des preußischen Volkes nur noch von einer kleinen Versammlung als ein ausschließliches Privilegium fernerhin ausgeübt werden sollen. Solch eine Verfassung verhält sich zu der wirklichen Verfassung Preußens, zu dem Ineinander, seiner politischen Elemente wie eine Hermensäule zu einem leibhaftigen Menschenkörper. Wir können und dürfen uns bei ihr nicht befriedigen; wir müssen alle politischen Elemente Preußens in unsre Verfassung einreihen. Aber, wir wiederholen die Frage: „Welches sind diese Elemente?"

Die Geschichte lehrt uns, daß in Staaten, welche wirklicher Fortschritte auf den Gebieten des Staats- und des Gesellschaftslebens fähig sind, alle politischen Elemente eines Landes sich durch ihre Beziehungen zum Grund und Boden legitimiren. Ein Landgut, der Besitz eines Hauses, einer Fabrikanlage rc., kurz ein festeres und nicht zu schnell lösbares Interesse am Lande, an dem unveränderlichsten und unverwüstlichsten Theile der Landesverfassung — dies Wort in seinem allgemeinsten Sinne genommen — ist *unter gewöhnlichen Verhältnissen* als eine nothwendige Unterlage, als wesentliche Eigenschaft eines politischen Elements zu betrachten. Wer in England in der Gemeinde oder zum Parlamente wählen will, wer als Friedensrichter, als Sheriff, kurz irgendwo als politisches Element fungiren will, legitimirt sich, wenn auch nicht immer und wenn auch nicht besonders dem Staate, *so doch der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber* vorher als Grundangesessener, als *Landlord* (Landlord ist bekanntlich nicht bloß der ländliche Grundbesitzer, auch in den Städten heißen die Hauseigenthümer so), oder er geht aus der Mitte eines (städtischen rc.) Gesammtbesitzes hervor oder endlich er tritt in die Clientel eines der Angesessenen.

Ausnahmen von dieser Regel kommen allerdings vor, doch ver-

schwinden sie vollständig neben der allgemeinen Anerkennung der Bedeutung des Grund und Bodens als der Basis jedes politischen Elements.

Dies Beispiel Englands und die unzweifelhaft richtige Ueberzeugung, daß jedes solide politische Verfassungselement mit dem Boden in einem directen und festen Zusammenhang stehen müsse, hat bei uns vielfach die besten Männer bewogen, es als ein Axiom hinzustellen, nur durch eine ganz besondere und fast ausschließliche Betheiligung der Grundgesessenen könne eine lebensfähige Verfassung für Preußen hergestellt werden, und sie haben damit einen Gegensatz zwischen sich und dem größeren Grundbesitze, der für ihren Anhänger gilt, auf der einen Seite — und zwischen den sogenannten „Liberalen", d. h. dem größesten Theile des preußischen Bürgerthums auf der anderen Seite errichtet, der nicht bedenklicher und gefährlicher gedacht werden kann. Nicht bedenklicher und gefährlicher hauptsächlich darum, weil er einem dritten Theile Gelegenheit giebt, seine Sache, die Sache einer geistlosen Centralisation, einer bureaukratischen Vergewaltigung aller persönlichen und allgemeinen Freiheitsregungen im Volke, unbeirrt und unbehindert weiter zu führen, im Vertrauen auf den Rückhalt, den ihm die Abneigung des Liberalismus gegen die „Feudalen" gewährt.

Dieser Gegensatz, dauert er noch länger, kann nur den Ruin des Vaterlandes herbeiführen, und es sind nicht wenige der „Feudalen", welche mit bekümmertem Herzen diese Ueberzeugung theilen, gleichwohl aber gestehen, sie wüßten beim besten Willen nicht, was an ihrem Theile zur Lösung desselben zu thun sei. Einzelne Opfer an Geld und Autorität, die sie zu solchem Ende gern bringen wollten, würden nichts helfen. Es handele sich um ein aut — aut, und sie könnten von ihren Grundsätzen, die wahrhaftig die einzig segensreichen für das Vaterland seien, nur mit ihrem Leben lassen.

Wir kennen die Ehrenhaftigkeit und tiefe Vaterlandsliebe dieser Männer viel zu genau, als daß wir nicht schon darum mit ihnen die größten Sympathien hegen sollten. Aber wir theilen außerdem auch ihre Grundsätze, und doch glauben wir unserntheils — also zunächst theoretisch — jenen Gegensatz überwunden zu haben, der heut das politische Preußen theilt, und wir glauben ferner, daß derselbe auch practisch überwunden werden kann.

Wir gehen dabei — und jeder Glaube und jedes Wissen setzen eine erste, wenn auch sonst meist stillschweigende Ueberzeugung voraus — von der Ueberzeugung aus, daß in jeder Gesellschaft im Grunde eine Harmonie der Interessen aller Gesellschaftsklassen unter einander existirt, so daß da, wo das Interesse einer Gesellschaftsklasse, eines Standes beschädigt wird, die sämmtlichen Interessen der Gesellschaft leiden. Die Ernte des Edelmanns ist ein Segen der Maschinenarbeiter, und die Erfindung einer neuen Webemaschine ein Segen aller derer, die Kleider tragen; und es sollte dasselbe auch auf höherem Gebiete der Fall sein

und z. B. die Freiheit und Unabhängigkeit, die der ritterliche Grundbesitzer sich bis auf die neueste Zeit im Vergleich mit den Städten erhalten hat, eine allgemeine Billigung und Theilnahme seitens des Bürgers erregen. Daß dem so nicht ist, beweist, daß eine künstliche Disharmonie zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen erregt worden ist.

Die Ursachen dieser Disharmonie lassen sich bei einer aufmerksamen Prüfung der preußischen Geschichte wohl auffinden.

Während in England dem Staate niemals ein besonderer Einfluß auf die Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft eingeräumt wurde, ja er bei jedem Versuch, einen solchen Einfluß zu gewinnen, mit blutigem Kopf heimgesandt wurde und so sich im Laufe der Zeit eine uns mehr als seltsame Unabhängigkeit der Gesellschaft vom Staate bildete: bemächtigt sich auf dem Continente, auf dem deutschen allerdings etwas später als in Frankreich, die staatliche Gewalt aller inneren Verhältnisse des Volkes, sie nimmt der Volksgesellschaft ihre alte Unabhängigkeit, unterbricht das Einverständniß, das bisher zwischen den einzelnen Klassen und Ständen derselben herrschte, und so ist es denn durchaus nicht wunderbar, daß, nachdem der eigentliche Lebensnerv der alten Gesellschaft durchschnitten ist, die einzelnen Theile derselben kastenartig zusammenzuschrumpfen beginnen. Da mußten die Schlieffs aufhören, mit Stolz sich Bürger von Colberg zu nennen und darnach zu handeln, und die Edelleute, von denen Kantzow erzählt, daß sie es sich zur Ehre rechneten, in die Brauer-, Schlächter- &c. Zunft der ihnen benachbarten Städte aufgenommen zu werden, mußten sich scheu auf ihre Hufe zurückziehen. Der alte Volksfrieden war durch den absolutistischen Staat gebrochen, ein Umstand, den unsre Geschichtsschreiber und unsre Politiker noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt haben.

Der Staat aber, der doch die bestehende Volksgesellschaft zu seiner Existenz wesentlich brauchte, da sie der nährende Rohstoff für ihn war, mußte auch seine eigenen Organe aus ihr entnehmen, und da dieselben bisher je nach der Art ihrer Thätigkeit aus diesem oder jenem Stande naturgemäß hervorgegangen waren, die Soldateska durch Vermittelung und Exercitium des Adels gebildet war, die Kirchenlehre, Rechtspflege, Handelsthätigkeit durch die städtischen Elemente hauptsächlich getragen worden war: so mußte der neue absolutistische Staat ein großes Interesse daran finden, die alten Heerde, an denen diese Organe gediehen, zu erhalten und zu bewahren. (Denn der neue Staat hatte sich, wie von vielen andern älteren und besseren Ideen, so auch von der noch nicht losmachen können, daß jedes Amt und jeder Beruf, der erfolgreich betrieben werden soll, in einer alten Familientradition und daran angeschlossen schon in der ersten Jugenderziehung des zu Berufenden diesem vorgezeichnet sein müsse.) Der Staat fand es also für angemessen, die alten Standesunterschiede, die früher durch ein freiwilliges, stillschweigendes Uebereinkommen der Gesellschaft, gestützt auf uraltes Herkommen

und zugleich auf eine in die Augen fallende Zweckmäßigkeit, existirt hatten, gesetzlich zu fixiren.

Von diesem Augenblick an beginnt der Klassenneid, eine der scheußlichsten Gestalten in der Culturgeschichte der neueren Zeit. Jeder fühlte dunkel, daß der Staat weder ein Recht noch die Macht dazu hatte, ständische Unterschiede, das freie Product der Gesellschaft, ihrer Arbeit und ihres Herkommens, gesetzlich zu befestigen oder gar nach seiner Willkür umzuändern, der Adel fühlte das eben so deutlich als der Bürger, und die Kirche, die in Folge der Staatsereignisse leider ganz als Stand verschwand, am meisten.

Am meisten concentrirte sich das Interesse des Staates am Adel, und das aus mehreren nahe liegenden Gründen, und es ergab sich daraus ein schweres Geschick für den Adel. Man gab ihm Danaergeschenke; er sollte sich in einer geborgten Pracht sonnen; sein altes stolzes Motto „Ich dien'" verlor Sinn und Verständniß, es wurde mit Anstellungsdecreten und Soldbüchern bedeckt. So viele Jahrhunderte hindurch hatte der Adel — in enger Verbindung mit dem übrigen Volke — sich selbstständig erhalten und keines Menschen Schutz gesucht oder bedurft, auf einmal begannen staatliche Gesetzgebungen ihm Hülfe und Abwehr zu verheißen und zu bieten. — Eine der schwerwiegendsten Bestimmungen solcher Gesetzgebungen war die, daß es nur dem Adligen erlaubt sein sollte, gewissen größeren und fester abgeschlossenen Grundbesitz zu erwerben und zu vererben.

Damit war über den Bruch, den der absolutistische Staat bereits durch die Gegenwart des Volkes gethan hatte, in die Zukunft hinausgegriffen und auch die weitere Entwicklung und ihre heilende Kraft beseitigt. Vom wirthschaftlichen und außerdem vom allgemein socialen Standpunkte aus kann diese Maßregel nicht genug beklagt werden. Der nicht adlige Theil des Volkes war von jetzt an in seiner Entwicklung auf ein ganz bestimmtes Gebiet der Thätigkeit, des Verkehrs und Erwerbes beschränkt, auf dasjenige, das, an sich schon mit einer gewissen Neigung zur Landflüchtigkeit behaftet, in einer Zeit, in der sich — wie damals doch der Fall war — die bisherige Naturalwirthschaft in die Geldwirthschaft umwandelte, ihn endlich vollständig dem alten Volksthume und dem Vaterlande entfremden mußte. Das Bürgerthum wurde heimathlos gemacht, nachdem der Adel pensionirt war. Das ist die Formel, welche die ersten abschüssigen Schritte des absolutistischen Staates bezeichnet.

Wir verfolgen den immer klaffender werdenden Gegensatz, der sich zwischen Grundbesitz und bürgerlichem Gewerbe in Preußen ausbildete, in nächster Nummer weiter.

Aus meinem Tagebuche.

— Verschwörung und Aufstand in Niederländisch Indien. —

Von O. v. Kessel.

Vier Jahre waren seit der Empörung von Badipuh verflossen; die niederländische Herrschaft schien durch den damals leicht errungenen Sieg mehr als je befestigt. Doch es traten bald Ereignisse ein, die die Bewohner von Padang in weit größeren Schrecken setzten, als jene Empörung dies gethan hatte. Ehe ich jedoch diese schildere, will ich vorher noch einiger Personen und einiger Begebenheiten erwähnen, die dazu in genauer Beziehung stehen.

Bereits habe ich in meinen früheren Erzählungen die schwarzen, weißen und gelben Soldaten von Padang geschildert, es bleibt noch übrig, einen Blick in das Innere einer indischen Kaserne zu thun. Ein solches Gebäude ist ein langer Schuppen, durch dessen Wände von Bambusflechtwerk mit seinen tausend kleinen Oeffnungen eine stets angenehme Kühlung weht. Thüre und Fenster stehen Tag und Nacht offen, wenn man den 25 bis 30 Luken den Namen Fenster beilegen kann. Das Strohdach des Gebäudes bildet auch zugleich die Decke, so daß der Raum hierdurch noch luftiger wird. Der Fußboden ist nicht gedielt, die bloße Erde leistet hier dieselben Dienste. Wir wollen einen Augenblick in das Innere einer dieser Kasernen, und zwar in die der javanischen Soldaten treten. Längs den Bambuswänden des 150 Schritte langen Gebäudes läuft eine hölzerne $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe Pritsche hin. Man kann sie wohl eine Riesenpritsche nennen, denn sie ist durch nichts unterbrochen, als durch die zwei Eingänge des Gebäudes, also 350 bis 400 Schritte lang. Auf ihr lagern 200 bis 250 javanische Soldaten; sie ist ihr eigentlicher heimathlicher Heerd, der Salon, in dem man nicht nur schläft, sondern auch den Tag über liegt, sitzt und ißt. Jeder einzelne Bewohner hat einen kleinen Raum von 4 Fuß Breite und 6 Fuß Länge, der zwar nicht besonders abgegrenzt ist, aber gegenseitig respectirt wird. Eine Strohmatte und ein ledernes Kopfkissen sind die einzigen Möbel jedes Haushalts. Doch dieser obere Theil der langen Bank bildet gleichsam die Bel-Etage der Kaserne, es giebt noch andere Bewohner, die parterre wohnen. Die Hälfte der Soldaten ist verheirathet, und 80 bis 100 Weiber, theilweise mit einer Anzahl Kinder, wohnen unter der Pritsche. Die armen Geschöpfe logiren auf bloßer Erde, die sie nur mit einigen Strohmatten bedeckt haben. Mittelst einiger anderer Matten, die als Seitenwände angebracht sind, hat man eine Menge kleiner Gemächer geschaffen, die jedoch sämmtlich nur $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und selten mehr als 5 bis 6 Fuß Breite haben. Ohne den steten Luftzug durch

die Zwischenräume der Bambuswände, ohne das hohe Dach, die offenen Thüren und Fenster, würde es in einem so überfüllten Gebäude nicht auszuhalten sein, so aber ist es luftig und kühl. In der Mitte stehen in einer langen Reihe die Gewehre der Soldaten, Patrontaschen und Säbel hängen darüber.

Außer den jungen Weibern, unter denen sich Kinder von 11 und 12 Jahren befinden, erblickt man auch alte verwitterte Gestalten, wandelnde Mumien mit greisen Haaren, die in der Kaserne ihr Leben begonnen haben und es in derselben auch beschließen. Einige davon sind ehrbare Wittwen, die von den Soldaten geduldet werden, indem sie zugleich für die Lebensbedürfnisse der Unverheiratheten sorgen, für sie kochen, dabei auch bisweilen das Doctorhandwerk treiben und, was in Indien hiermit eng verbunden ist, Sympathiemittel und Liebestränke bereiten. Einige dieser Damen leben sogar in einem gewissen Wohlstande, sie besitzen kleine Bambushütten in der Nähe der Kasernen, in denen sie Kaffee und Backwerk, Früchte, Reis und Fische 2c. verkaufen. Es sind dies die Hotels und Cafés, nicht nur der javanischen, sondern auch der europäischen und afrikanischen Soldaten, in denen man frühstückt, zu Mittag ißt, Kaffee trinkt 2c.

Es war an einem Novemberabend des Jahres 1845, als in dieser Kaserne das Gesumme der 3 bis 400 Stimmen allmälig abnahm und sich mehr und mehr schnarchende Töne hören ließen. Nur hin und wieder brannte noch ein kleines irdenes Lämpchen auf der langen Bank oder auch unter derselben. Hin und wieder sog noch ein und der andere der Soldaten Giftrauch aus der Opiumpfeife; auch einige Weiber, die mit ihrer Schank- und Eßwirthschaft, oder mit ihren Liebestränken und Heilmitteln gute Geschäfte machten, erquickten sich an diesem Genuß. Der dumpfe Donner eines heftigen Gewitters, welches über Padang hinweggezogen war, ließ sich noch in der Ferne vernehmen, und der Regen, der während einiger Stunden sich in Strömen herabgegossen hatte, begann nachzulassen. Die Schildwache, die während des Regens anstatt vor der Thüre der Kaserne zu wandeln, in dieser selbst Schutz gesucht hatte, wagte sich wieder in's Freie. Da öffnete sich die Thüre oder vielmehr die Matte einer der unter der Pritsche befindlichen Höhlen, und eine schon bejahrte javanische Frau kroch hervor; sie eilte noch in dieser späten Stunde der Thüre zu, um die Kaserne zu verlassen. Die Schildwache erkannte sie bei dem matten Schein der hängenden Laterne und redete sie als Frau Corporal an, denn auf Titel wird in Indien streng gesehen. Es war kein Grund vorhanden sie aufzuhalten, und sie schritt über den Kasernenhof hinweg und bog in die Straße ein, die längs der Seeküste hinführt. In ein Tuch eingehüllt trug sie ein kleines Fläschchen, und was enthält dieses? — Könnten wir doch wenigstens sagen, einen Zaubertrank oder Gift! — Doch dies Fläschchen enthält Schnaps! Aber wir werden sogleich hören, wie man auch mit Schnaps eine Liebes-

that begehen kann. Die Frau eilt mit hastigen Schritten durch die dunkele Nacht, sie will nicht die Lebenden besuchen, sondern die Todten. Bald steht sie an dem Kirchhof, der nur tausend Schritte von der Kaserne entfernt ist; er ist verschlossen, doch die Umzäunung niedrig, und sie steigt ohne viele Schwierigkeiten darüber hin. Durch das üppig wuchernde Gras und Gesträuch schleicht sie bis zu einem Grabe, welches sie trotz der Dunkelheit genau zu kennen scheint. Es ist das Grab ihres Mannes, des tapfern Corporals Campe, mit dem sie fast 20 Jahre zusammen gelebt hat; eine wahrhaft seltene Erscheinung in Indien. — Sie greift nach einer dünnen Bambusröhre, die sie, wie es scheint, selbst im Grase verborgen hat, und bringt diese Röhre wie einen Trichter in eine Oeffnung in der Erde, am Kopfende des Grabes, und nachdem dies geschehen, gießt sie den Inhalt langsam in den hölzernen Trichter; indem sie zugleich einige javanische Redensarten murmelt, die ungefähr folgenden Sinn haben: „Lieber Campe, mag es dir wohl bekommen; begnüge dich mit dem Wenigen, denn du weißt, daß ich arm bin; meine goldenen Ohrringe und mein silbernes Leibband sind schon lange verkauft. So lange ich aber etwas habe, sollst Du Alles haben.“ — Die arme Heidin besucht seit drei Monaten nächtlich das Grab, stets eine gleiche Spende mitbringend. Sie wußte keine andere Weise, ihre Liebe und Anhänglichkeit gegen den Mann zu bezeigen, mit dem sie ihre Jugend und einen Theil ihres Alters verlebt hatte. Die Erde hat den Genever getrunken, und beruhigt und gestärkt durch die vermeinte vollbrachte Liebesthat, will sie wieder nach Hause eilen, da — seltsame Erscheinung an diesem Ort — hört sie sprechen. Zugleich wird sie einer Reihe von 8 bis 10 Gestalten gewahr, die in geringer Entfernung von ihr leise vorüberschreiten, und endlich auf einem etwas freieren Platz sich niederkauern. In der Meinung, es seien Geister, hatte sie sich gleich Anfangs voll Schreck auf die Erde niedergeworfen. Ihr Ohr vernahm jetzt einige Worte der Unterhaltung, und kam ihr der Gedanke, daß hier vielleicht eine Diebesbande über irgend eine Unternehmung berathschlagen wollte. Die Neugierde besiegte ihre Furcht, und sie beschloß, die Versammlung zu belauschen. Vorsichtig und leise wand sie sich, auf Händen und Füßen kriechend, durch das lange nasse Gras, bis sie an einen Grabhügel gelangte, der nur wenige Schritte von der im Kreise sitzenden, oder vielmehr kauernden Gesellschaft entfernt war. Sie vernahm den Dialect der malaiischen Dorfbewohner der Umgegend von Padang, eine Sprache, die sich wesentlich von dem sonst gebräuchlichen Malaiisch unterscheidet. Und sie hörte wunderbare Dinge; man sprach von der Ermordung sämmtlicher Europäer, wie überhaupt sämmtlicher Soldaten, die man im Schlafe überfallen wollte. Man besprach die zu nehmenden Maßregeln, man hob hervor, daß die Kasernen sämmtlich offen seien, daß man sich mit leichter Mühe der Gewehre bemächtigen könnte, bevor nur ein Soldat sich erhoben habe.

— Das arme Weib war wie vom Donner gerührt, sie wagte nicht zu athmen; wurde man ihrer gewahr, so kam sie nicht lebend von der Stelle. Das lange feuchte Gras hatte sie durchnäßt; es hätte sie gefroren, wenn die Todesangst sie dies hätte fühlen lassen. Gespannt lauschte sie weiter, um die furchtbaren Pläne zu vernehmen, die hier geschmiedet wurden. Die Berathung zog sich in die Länge; es schien, daß man über Tag und Stunde des Ueberfalls nicht einig werden konnte. Einige wollten die That schon in der folgenden Nacht ausführen, andere riethen, und dies schienen Malaien aus Padang selbst zu sein, bis zum Sonntag zu warten, weil an diesem Tage die europäischen Soldaten mehr oder weniger von dem Treiben der Vergnügungen ermüdet sein, jedenfalls fester schlafen würden.

„Ich,“ sagte eine Stimme, „verlange unbedingt die Frau P. für meinen Theil.

„Und ich die Tochter des Gouverneur“, meinte ein Anderer.

„Die Tochter des Gouverneur gehört dem „Imam“ (Oberpriester), erwiderten mehrere, „und eben so sein Wohnhaus mit allem Zubehör.“

„Nun so muß er sie mir abstehen,“ versetzte der Vorige wieder, „ich will ihm reichliche Entschädigung von meiner Beute geben.“

„Die Tochter N.’s mit ihren feinen weißen Händchen soll mir meinen Reis kochen, und Wohnhaus und Garten theile ich mit dem Häuptling von Prio-gadang.·

„Allah sei gelobt!“ sagte eine andere Stimme, „diese Frauen werdet ihr Alle besitzen, sie sind dazu bestimmt, den Gläubigen zu dienen, doch vor allen Dingen wollen wir an die Männer denken, die der Prophet in unsere Hände gegeben hat.

Es wurden nun verschiedene grausame Todesarten für die angesehensten Beamten und Offiziere in Vorschlag gebracht, da man diese, wenn die Soldaten niedergemacht waren, gefangen nehmen wollte. Die Kanonen, Gewehre und alles Kriegsmaterial sollten dazu dienen, Padang gegen jede Wiedereroberung mit Nachdruck zu vertheidigen. Die arme Corporalsfrau hatte genug vernommen, sie bebte vor Kälte, sie zitterte vor dem eben Gehörten. Es war beinahe Mitternacht, der Mond trat hinter den nicht weit entfernten Bergen hervor und erhellte den Kirchhof plötzlich. Die Lage des Weibes wurde höchst gefährlich; sie lag nur 10 Schritte von den Verschwörern platt auf dem Erdboden. Der Grabeshügel und das lange Gras verdeckten sie zwar, auch trug sie ein dunkles Gewand, und die Farbe ihrer Haut war ziemlich dem Erdboden gleich, auf dem sie lag, doch es konnte einer von der Gesellschaft auf den Gedanken kommen, zwischen die Gräber zu treten; dann war sie unrettbar verloren. In diesem Augenblicke der Gefahr marschirte eine Patrouille längs der Umzäumung des Kirchhofs auf der Straße hin, die Gewehre erklangen einigemale, wenn die Bajonette sich berührten, der Genever-Baß des anführenden Corporals, der mit seinen Leuten sich

holländisch unterhielt, erschallte in die einsame Nacht hinein, und wie auf ein gegebenes Commandowort warfen sich sämmtliche Verschwörer platt auf den Erdboden nieder. Als die Schritte der Patrouille allmälig in der Ferne verhallten, erhoben sie sich wieder vorsichtig, aber nur, um sich eilig davon zu schleichen. Der Mondschein schien ihnen unbequem. Sie zogen sich nach einer Gegend des Kirchhofs zurück, wo das Terrain mit Gebüsch bewachsen war, und wo sie wahrscheinlich ihre Unterhaltung fortsetzten.

Die Frau rührte sich nicht, sie blieb, von Furcht ergriffen, beinahe regungslos liegen, bis nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde die Gesellschaft den Kirchhof verließ. Sie überstiegen den Zaun in einer von der Straße entfernten Gegend, wo wüstes, unbebautes Land lag und von wo aus sie wahrscheinlich auch eingedrungen waren.

Als das Weib glaubte, daß sie nicht mehr bemerkt werden konnte, richtete sie sich auf. Behutsam schlich sie sich fort und eilte der Kaserne zu. Sie beschloß, vorläufig über das Gehörte zu schweigen, den folgenden Morgen früh aber es einem ihr bekannten Officier mitzutheilen. Unbemerkt war sie in den großen Kasernenhof getreten, denn dieser war von mehreren Seiten zugänglich, er hatte keine Umzäunung, also auch kein Thor. Beinahe eben so unbemerkt gelangte sie in die Kaserne selbst; die Schildwacht an der Thüre gewahrte sie erst beim Schein der Laterne, als sie sich bereits im Innern befand. Es wäre wahrlich leicht gewesen, wenn 20 entschlossene Männer ihr gefolgt wären, die ganze auf der langen Bank schlafende Gesellschaft zu erdolchen, ehe sie aus ihren Träumen wach geworden wäre, ehe sie die in der Mitte des Raumes stehenden Gewehre ergreifen konnte. Die Nacht verging. Die Reveille wurde um 5 Uhr geschlagen, um 5¾ Uhr war es heller Tag. Die Korporalsfrau kroch wieder aus ihrer Höhle unter der Bank hervor, in der sie einige Stunden geruht hatte, begab sich nach dem in der Mitte des Hofes stehenden Brunnen und goß sich, wie die anderen Bewohner der Kaserne, einige Eimer Wasser über Kopf und Körper. Jedem Indier ist ein solches Morgenbad ein fast unentbehrliches Lebensbedürfniß. Hierauf eilte sie nach der nur wenige hundert Schritte von der Kaserne gelegenen Wohnung des Capitain Beiermann. Hier befand sich ihre Tochter, ein Mädchen von siebenzehn Jahren. Sie war die Frau oder Haushälterin des Capitains; nach indischer Sitte mit ihm verbunden: das heißt, so lange es beiden Theilen gefiel. Luise war ein hübsches Mädchen, mit blauen Augen und hellbraunem Haar, an der die halb-javanische Abkunft wenig zu bemerken war. Sie hatte als Kind die Taufe empfangen, wie alle jene unglücklichen Kinder halb-europäischer Abstammung, aber nie hatte sie eine Schule besucht, nie irgend einen Unterricht im Christenthum empfangen. Sie war als Javanin erzogen worden. Im Alter von vierzehn Jahren hatte sie ihr Vater, der Corporal Campe, an

einen Major verhandelt und die erhaltene Summe von 200 Gulden in eine große Anzahl von Schnäpsen verwandelt. Als der Major starb, ging sie in andere Hände über; ihr zweiter Mann war ein Trunkenbold, der sie mißhandelte und von dem sie weglief. Sie kam in die dritte Hand und wurde bald wegen eines andern Mädchens von größerer Schönheit verstoßen. Das vierte Bündniß schloß sie endlich mit Capitain Beiermann, wo sie eine etwas liebevollere Behandlung genoß. In völliger Ungewißheit über das Christenthum, über die Taufgnade, die sie empfangen hatte, ahnte die schöne Luise kaum, daß sie in strafbaren Verhältnissen bisher gelebt hatte und noch lebte. Ihr von Natur empfängliches und weiches Herz war aber in Folge der treulosen und rohen Handlungsweise der Männer, an die sie verhandelt worden war, mit Mißtrauen und Bitterkeit gegen die Europäer erfüllt worden. Die Betrogene war fähig geworden, wieder zu betrügen.

Als der Capitain die Mittheilung über die Verschwörung durch Luisens Mutter empfing, wollte er seinen Ohren nicht trauen; es kam ihm ganz unglaublich vor. Weder die Bewohner von Padang noch der Umgegend hatten es jemals gewagt, sich gegen die Niederländische Herrschaft zu empören. Selbst damals nicht, als sämmtliche Landschaften in den Oberländern die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten. Doch war ihm nicht unbekannt, daß seit einiger Zeit allerdings eine arge Mißstimmung bei den Bewohnern der zahlreichen, in der Nähe von Padang gelegenen Dörfer herrschte. Er empfahl der Frau Stillschweigen und eilte mit der wichtigen Botschaft zum Gouverneur. Vergeblich war jedoch alles Forschen, man konnte auf keine Spur der Verschwörung gelangen. Es lagen 20 bis 30 Dörfer in der Umgebung der Stadt, mit einer Bevölkerung von mehr als 20,000 Seelen, doch man wußte keine anderen Namen, als die des Imam und des Häuptlings von Prio-gadang. Es gab aber mehrere Imams und selbst mehrere Häuptlinge in Prio-gadang. Dem Gouverneur war Alles daran gelegen, die Verschwörung in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, er wollte durch übereilte Schritte das Spiel nicht verderben. Die Häupter des Aufruhrs hätten sich alsdann aus dem Staube gemacht, sie wären in die nur wenige Tagereisen von Padang entfernten, noch unabhängigen Landschaften geflüchtet und hätten von hier aus stets neuen Aufruhr gesäet. Man begnügte sich, die Wachsamkeit in der Stadt zu verdoppeln, und fuhr fort, in der Stille nach den Fäden der Verschwörung zu suchen.

Der gefürchtete Sonntag ging vorüber, ohne daß etwas vorfiel. Einige Tage später ging ein javanischer Major, ein Abkömmling einer fürstlichen Familie, auf die Jagd; er entfernte sich mehr von der Stadt, als es sonst seine Gewohnheit war, und endlich gelangte er an das von der großen Straße ziemlich weit abgelegene Dorf Lubu-linta. Das Dorf lag ganz von morastigen Reisfeldern umgeben, welche der Major, Schnepfen und Sumpfvögel schießend, durchwatet hatte. Ein Weg nach

dem Dorfe existirte nicht, sondern nur ein schmaler Fußsteig, der durch die Reisfelder sich hinwand. Das Dorf war eins der reichsten und bevölkertsten der ganzen Gegend. Bereits als sich der Major dem Dorfe näherte, fiel es ihm auf, daß die in den Reisfeldern arbeitenden Malaien bestürzt die Flucht ergriffen. Als er endlich an das Dorf selbst gelangte, gewahrte er mit Erstaunen, daß man an den Haupteingängen Verschanzungen angelegt hatte. Zugleich erblickte er eine große Menge mit Luntenflinten, Lanzen und Säbeln bewaffnete Malaien, die sich, wahrscheinlich durch die vom Felde geflüchteten Weiber und Kinder gewarnt, eiligst in die Häuser zerstreuten, um sich seinen Blicken zu entziehen. Er hatte Geistesgegenwart genug, um zu thun, als bemerkte er nichts, und trat, anscheinend mit der Jagd beschäftigt, eiligst den Rückweg nach Padang an. Als er schon eine ziemliche Strecke vom Dorfe entfernt war, bemerkte er, daß ihm einige Malaien den Rückweg abzuschneiden suchten. Wahrscheinlich hatten die Verschwörer, denn diese waren hier zu einer großen Unternehmung versammelt, überlegt, daß ihr ganzer Plan in Gefahr sei, verrathen zu werden, und sie verfolgten ihn nun in der Absicht, ihn zu tödten, ehe er Padang erreichte. Doch er lief aus Leibeskräften und entkam, obschon mit großer Noth, glücklich seinen Verfolgern. Bereits war es spät nach Mittage, als er in Padang anlangte und sich sogleich zum Gouverneur begab, um das Vorgefallene zu berichten. Eine Stunde später erhielt der Capitain Beiermann Befehl, mit seiner javanischen Compagnie gegen Lubu-linta vorzurücken. Es war dies jedenfalls ein übereilter Befel, der traurige Folgen hatte, wie man in dem Nachfolgenden sehen wird.

Während die Compagnie sich zum Aufbruch rüstet, wollen wir noch einmal nach Lubulinta zurückkehren, um zu sehen, was inzwischen hier geschieht. Das Dorf bestand aus 80 bis 100 hölzernen, meist großen, ansehnlichen Häusern, die nicht eine Reihe bildeten, sondern wie alle malaiischen Dörfer ohne alle Symmetrie hier und da zerstreut standen und von Kokuspalmen und andern Fruchtbäumen umgeben waren. Unter diesen zeichneten sich besonders zwei Gebäude durch größeren Umfang und Zierlichkeit der Bauart aus, es waren dies die hölzerne Moschee und das Haus des Imam (Hohenpriesters). In beiden war eine große Menge bewaffneter Männer versammelt. Der Imam und zugleich Häuptling des Dorfs war die eigentliche Seele der Verschwörung, er ging mit dem ehrgeizigen Plane um, sich zum Fürsten der ganzen Landschaft Padang zu erheben. Treten wir einen Augenblick in die Wohnung desselben. Der würdige Priester, ein hagerer, kleiner Mann von beinahe 50 Jahren mit schlauem, doch energischem Gesicht, sitzt auf einer besonders fein geflochtenen Matte; es ist dies ein wahres Kunstwerk, das mit wirklichen Goldstreifen durchwebt und eben so kostbar eingefaßt ist. Die Matte hat mindestens einen Werth von 300 Gulden. Einen um so größeren Contrast bildet die einfache und schmutzige Kleidung des

Imam, die nur aus einem langen, weißen Gewande von grobem baumwollenem Stoff besteht. Doch dieses Kleid, welches er vielleicht schon Monate lang trägt, ist nie gewaschen worden, es sieht schmutzig grau aus. Die Malaien kennen weder den Gebrauch der Seife, noch auch des bloßen Wassers zum Waschen ihrer Kleidungsstücke. Den sorgsam geschorenen Kopf des Imam bedeckt ein grüner Turban, ein Zeichen, daß er die Wallfahrt nach Mekka unternommen hat. Ein dünner, bereits grauer Bart ragt einige Zoll über das spitze Kinn hervor, alle übrigen Bartspuren aber sind sorgsam mit einer hierzu besonders bestimmten Zange ausgerauft worden. Um ihn herum im Halbkreise sitzen außer einigen Priestern noch 30 bis 40 Häuptlinge der umliegenden Dörfer.

Der unvermuthete Besuch des Majors scheint diese Leute in große Verlegenheit gesetzt zu haben. Man ist unentschlossen, welche Maßregeln jetzt zu nehmen sind. Ein katzenartiger nächtlicher Ueberfall von Padang war für diese Nacht bereits verabredet gewesen. Einige tausend wohlbewaffnete Malaien hatten sich zu diesem Zweck in Lubulinta versammelt. Die Malaien der Stadt waren ebenfalls bereit hervorzubrechen, um Europäer, Chinesen, Hindus, kurz alle Fremdlinge in dieser Nacht zu ermorden. Dieser schöne Plan war durch die Jagdpartie des Majors plötzlich vereitelt worden, denn man vermuthete mit Recht, daß nun Alles verrathen sei. Zu einem offenen Angriff hatten die Malaien jetzt trotz ihrer der Garnison von Padang sechsfach überlegenen Anzahl keinen Muth mehr. Sie fürchteten die Kanonen, die 600 Feuergewehre der Soldaten, während sie selbst nur einige hundert schlechte Luntengewehre besaßen. Wenn dagegen die ganze Unternehmung unterblieb, so war vorauszusehen, daß harte Strafen von Seiten der niederländischen Regierung über die Empörer verhängt werden würden. Der Imam selbst war der Aufgeregteste der ganzen Versammlung; für ihn, den reichen, mächtigen Häuptling, stand jetzt Alles auf dem Spiel, er wollte daher auch Alles wagen. Doch seine Rede fand wenig Anklang. Seine listigen, stechenden Augen funkelten unter dem grünen Turban vor Aerger und Wuth, während er alle Beredtsamkeit aufbot, die Gemüther zu entflammen; doch es war vergeblich, man wollte wohl morden, aber nicht kämpfen.

In dieser großen Noth machte der zur Verzweiflung getriebene Priester, dessen ehrgeizige Pläne auf einmal gescheitert waren, der sich im Geiste schon als armen Flüchtling herumirren oder im Kerker gefangen sah, noch einen letzten Versuch. Er eilte, gefolgt von allen Häuptlingen, Priestern und einer Menge Volks, nach der Moschee. Hier schrie er mit verzweifelter Stimme arabische Gebete ab, die er eben so wenig wie die versammelte Menge verstand. Hierauf bestieg er die Kanzel und las Stellen aus dem Koran in malaiischer Sprache vor, in denen der Prophet seinen Gläubigen die schönsten Verheißungen macht

und ihnen befiehlt, alle Ungläubigen auszurotten. Bereits fing der gesunkene Muth der Malaien sich wieder an zu heben, einzelne laut ausgestoßene Verwünschungen auf die ungläubigen Christenhunde thaten dies kund. Lauter erscholl die Stimme des Imam: „Ist der Prophet mir nicht erschienen?“ rief er, „ist es nicht sein Wille, daß die Weiber und Töchter dieser Ungläubigen euch künftig dienen sollen, daß ihr Gold, ihre Kanonen, ihre Gewehre, Pferde, Häuser künftig euer Eigenthum sein sollen? Ist er mir nicht erschienen, um euch den Sieg zu verleihen?“ — Bei dieser Rede erhoben sich 300 Säbel, Dolche und Flinten. — „Allah — illa — Allah!“ rief die begeisterte Schaar. — „Laßt uns eilen!“ riefen die Muthigsten, um diese ungläubigen Hunde zu vernichten.“ — Es war bereits dunkel, als diese Scene stattfand. Man wollte eben aus der Moschee stürzen und den Weg nach Padang einschlagen, als einige Männer in die Versammlung traten und hastig die Worte ausriefen: „Orang Soldado ada dattang!“ (die Soldaten rücken bereits gegen uns an). Zugleich hörte man das Gekreisch der Weiber in den Häusern, welche die Schreckensnachricht auch bereits vernommen hatten und meinten, die Soldaten wären schon ganz in der Nähe. Die eben noch so muthige Schaar verfiel plötzlich in die größte Rathlosigkeit; ein großer Theil der Häuptlinge schlich sich unbemerkt davon, um ihre eigenen Dörfer zu vertheidigen. Der Imam verlor jedoch auch in diesem Augenblick allgemeiner Verzagtheit nicht die Geistesgegenwart. Er sammelte einige hundert Männer, stellte sich an ihre Spitze und marschirte im Dunkel der Nacht dem Feinde entgegen.

(Schluß folgt.)

Das Hochdeutsche und die Mundarten.

Es ist dieselbe Sonne, die sich in Tausenden von Tropfen spiegelt, es ist dieselbe Richtung, es sind dieselben Principien, die sich in einer bestimmten Zeit auf allen Gebieten des geistigen Lebens manifestiren. Nimmt der Staat eine mechanische Gestaltung an, so auch die Gemeinde, so auch die Kirche, und was sich hier geltend macht, das kehrt wieder auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, ja sogar auf dem Gebiete der sprachlichen Entwickelung. Das klingt vielleicht für den ersten Augenblick paradox, ist aber darum nicht minder begründet, wie der Satz: zwei mal zwei ist vier. Wenn es deshalb wahr ist — und wer möchte daran zweifeln! — daß von Frankreich die Centralisation ihre Reise durch Europa gemacht und in ihrem Gefolge despotische

Verhältnisse verbreitet hat, so muß sich derselbe Hergang auch auf dem Gebiete der Sprache zeigen, die nicht minder ein Produkt des Geistes ist, wie Verfassung und Gesetz. Schon zu verschiedenen Malen ist dieser Punkt von der Revue berührt worden; aber die Sache ist von so hoher Bedeutung, namentlich in unserer Zeit, daß wir dieselbe ausführlicher erörtern und Reactionsvorschläge in Vorschlag bringen zu müssen glauben. Es genügt nicht, den Gegner in diesem oder jenem Schlupfwinkel aufzusuchen und zu schlagen, wir müssen ihn überall schlagen, wo er sich blicken läßt, wenn anders der Sieg unser sein soll.

Werfen wir, bevor wir unsere Sprache besprechen, einen vergleichenden Blick auf Frankreich und England. Der französische Staat ist die mechanische Einheit von so und so viel gleichen Atomen; Paris regiert oder vielmehr hält diese Atome zusammen und disciplinirt sie; mag das nun von der Straßen-Emeute, von einem republikanischen Convent oder von dem Heere und seinem Imperator ausgehen, die Sache bleibt dieselbe, daß nämlich die Besonderheit nicht zu ihrem Rechte kommt und das Ganze deshalb ein Todtes bleibt. Auch der englische Staat ist eine Einheit, aber diese Einheit sondert sich in kleinere lebendige Kreise, die alle in der größeren Einheit zu ihrem Rechte kommen, diese bedingen, wie sie selbst durch dieselbe bedingt sind. Das spiegelt sich wieder in dem Verhältnisse der beiden Hauptstädte zu den Provinzen des Landes. In Frankreich zehrt die Hauptstadt alle provincielle Besonderheit auf; sie ist nicht die Mitte des Staats, sondern das Haupt, dem die Glieder willenlos zu folgen haben. „Führt", äußerte Thiers einmal, „einen Schlag auf dieses Centrum, so fühlt sich Frankreich wie ein Mann, der auf den Kopf getroffen ist." Das Gegentheil ist London; dieses ist die wahrhafte Mitte des ganzen Landes, die Leben aus den Provinzen, ja aus der ganzen Welt empfängt und dasselbe peripherisch zurückgiebt. Paris zieht alles Ausgezeichnete aus dem Lande an sich, um es zu behalten, London zieht an, aber es fesselt nicht, jeder kann hier bleiben, was er ist, weil er in London England und die Welt wiederfindet. Londoner Stadtgesetze, Stadtbewegungen, Stadtrevolutionen sind deshalb noch lange nicht Staatsgesetze, Staatsbewegungen, Staatsrevolutionen, wie weiland in Rom oder gegenwärtig in Paris. Pariser Bildung ist französische Bildung und diese ist deshalb Kunstbildung, ohne allen Grund und Boden, schwankend wie ein Wimpel im Winde, bald diesem bald jenem Impulse folgend; reden wir von englischer Bildung, so kommt das ganze Land in Betracht, denn diese Bildung ist eine nationale, erwachsen auf der dauernden mütterlichen Erde, und deshalb von Bestand und bestimmtem Charakter.

Was von der Bildung überhaupt, das gilt auch im Besonderen von der Literatur und Poesie. Wir können hier das Urtheil eines deutschen Beobachters anführen, der bereits vor der französischen Revolution den Geist bekämpfte, der dieselbe später hervorrief, und zwar nicht auf

einzelnen Gebieten des Lebens, sondern überall. Es ist das Justus Möser. Als sein Liebling, Friedrich der Große, das bekannte Urtheil über den Goethe'schen Götz von Berlichingen fällte, da riß ihm die Geduld und er schrieb jene, für jene Zeit höchst merkwürdige Abhandlung über die Verschiedenheit der französischen und englischen Literatur. Er vergleicht beide mit einem französischen und englischen Garten. In diesem, bemerkt er, finden sich eben wie in Shakespaere's Stücken, Tempel, Grotten, Klausen, Dickichte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften und unendliche Mannigfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durch einander vermischt; in jenem hingegen schöne, gerade Gänge, geschorne Hecken, herrliche, schöne Obstbäume, paarweise geordnet und künstlich gebogen, Blumenbeete, wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und das Alles ist so regelmäßig geordnet, daß man beim Auf- und Niedergehen sogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann, und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereinigt. Welcher von diesen beiden Wegen, fragt er nun, soll wohl der beste sein? Der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welchen uns der Conversationswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen? oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Er will den letzten Weg und wenn er auch ein wenig zur Verwilderung führe. Darum lobt er Goethe, der sich an der englischen Poesie gebildet habe, an der Poesie eines stammverwandten Volkes, das national geblieben sei. Die französischen Dichter machten zierliche Verse, aber keine Gedichte.

Und wie steht es nun mit der Sprache dieser beiden Literaturen? Ganz ebenso wie mit den Literaturen. Mit Recht erklären die Schüler Wolfs die griechische und lateinische für lebendige Sprachen, die französische Sprache für eine todte. Die Wörter der französischen Sprache gleichen den Pflanzen, die der Botaniker dem mütterlichen Boden entreißt und im Herbarium auftrocknet; das französische Sprachherbarium ist das Lexikon der Akademie. Da ist ganz genau von oben herab vorgeschrieben, wie jedes Wort jetzt und für ewige Zeiten aussehe, damit ja nicht eine lebendige Weiterentwickelung stattfinde. Wer diese Münzen kennt, ihre Namen auszusprechen versteht und vertraut ist mit dem Mechanismus, durch den sie zusammengelegt werden müssen, der versteht französisch. Es können Münzen abgegriffen werden, neue in Cours gesetzt werden, aber das Leben ist entflohen. Es ist die Sprache der Convention, deshalb auch geeignet für den diplomatischen Verkehr: sie bietet nichts Unerklärliches, Persönliches, das wohl geahnt, nicht aber ausgedrückt zu werden vermag, sondern ein Werk des Verstandes, das jeder fassen mag, der es fassen will. Deutet der Eine das griechische Wort tiefer, der Andere minder tief, und entstehen dadurch Meinungsverschiedenheiten, so haben die Meinungsverschiedenheiten über das fran-

zösische Wort einen anderen Grund, indem sie im Verstande wurzeln. Die griechische Sprache ist die Sprache der Dichter und Philosophen, die französische die Sprache der Redner, Advokaten, Querulanten und Diplomaten. Man lese Goethe's „Fischer" in der französischen Uebersetzung und man weiß, woran man ist, wenn man es vorher noch nicht wüßte. Anders steht die englische Sprache da. Sie ist zwar eine Königin, aber sie zieht, gleichwie die weitwurzelnde Eiche, ihre Nahrung aus den Provinzen, sie steht auf fettem Boden und entfaltet täglich neue Aeste und Blätter. Deshalb vermag sie Alles auszudrücken, das Komische wie das Ernste, das Schnurrige und Burleske des Volkslebens, wie das Folgerichtige des politischen Betrachtung. Noch lebt und webt in ihr fort der germanische Geist, der neue Geschöpfe, neue Gedanken erzeugt, während der französische Geist höchstens neue Combinationen, neue Calembours zu Wege bringt, wie auf staatlichem Gebiete neue Verfassungen und Gesetze. Specifisch Nationales ist weder hier noch dort. Die Kölnische Zeitung, die nur französische Freiheit kennt, konnte deshalb, ohne inconsequent zu werden, sich im Jahre 1848 zu der Hoffnung hinreißen lassen, daß die Freiheit nun vordringen werde bis Kamschatka. Warum nicht ebenso gut wie die französische Sprache?

Fragen wir nach diesen Vorbemerkrngen, wie verhält es sich mit der deutschen Sprache, nämlich dem Hochdeutschen? Ist sie nur Kunstsprache gleich dem Französischen, dergestalt, daß ihr Athem längst still stehen geblieben, und sie nur noch eine todte Münze für den geistigen Verkehr ist? Oder gleicht sie der englischen, dergestalt, daß sie wurzelt in der gemeinen Wirklichkeit und dennoch hinaufreicht in die höchsten Schichten der Bevölkerung? Antwort: sie gleicht weder der einen noch der anderen. Es findet hier dasselbe, wie in Bezug auf die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands statt, die ebenfalls französisch oder centralisirt sind und dennoch eine gute germanische Grundlage bewahrt haben. Und wie es hier gilt, diesen guten germanischen Grund unter dem Schutt wieder hervorzusuchen und in einen lebendigen Zusammenhang zu setzen mit dem, was die Neuzeit Wahres zu Tage gefördert hat, so gilt auch von der Sprache, daß nicht das Hochdeutsche zu beseitigen ist, sondern daß es vielmehr wieder mit der lebendigen Wirklichkeit in Berührung zu bringen ist. Wir wollen uns darüber ausführlicher aussprechen.

Was ist Hochdeutsch und welche Stellung nimmt dasselbe ein zur Sprache des Volkes, das Wort im gewöhnlichen Sinne genommen? Gehen wir zurück in die alte Geschichte unseres Volkes, so finden wir weder eine herrschende Kunstsprache noch eine herrschende Mundart, vielmehr stehen alle Mundarten gleichberechtigt einander gegenüber. Der Allemanne schrieb, dichtete oder sprach allemannisch, der Schwabe schwäbisch, der Niederländer vlämisch, der Sachse sächsisch u. s. w., sofern man es nicht, um allgemein verständlich zu sein, vorzog, lateinisch zu schreiben oder zu sprechen; was die einzelnen deutschen Stämme in

sprachlicher Beziehung gemein hatten, war mithin nur die nahe Verwandtschaft zwischen den einzelnen Mundarten: eine Mannigfaltigkeit ohne Einheit, ein loses Nebeneinander, in welchem sich mit der Zeit, wie bei allen menschlichen Dingen, ein Element als das mächtigere geltend machen mußte. Dieses Element war die schwäbische Mundart, und die Zeit, in der dasselbe den ersten Rang unter den Mundarten einzunehmen begann, war die Zeit der sangeskundigen Hohenstaufen. Sie, die schwäbische Mundart, ragt nun bald hervor unter den übrigen Mundarten Deutschlands, wie das Geschlecht der Hohenstaufen unter den übrigen Fürstenhäusern. Von zwei Kaisern, von mehreren Hunderten von Fürsten, Grafen, Herren und Meistern sind Gedichte in schwäbischer Mundart auf uns gekommen; in schwäbischer Mundart sind mit einem Worte sämmtliche Schöpfungen der ersten Periode unserer klassischen Nationalpoesie abgefaßt, jene wunderbaren Gesänge, die da singen und sagen von der Vorzeit unseres Volkes, von Siegfrid, von den Königen von Burgonden, von Attila, von Dietrich von Bern, von dem grauen Waffenmeister Hildebrand u. A., wie die Iliade von der Vorzeit der Griechen, von Achilles, mit Ausnahme einer Stelle unverwundbar am ganzen Leibe, wie Siegfrid, von Priamus und seinem Hause, von Hektor, Diomedes u. A. Aber nur kurze Zeit währte der Traum deutscher Größe; die Ideale der Hohenstaufen scheiterten an der Wirklichkeit, und ihr letzter Sproß fand in Neapel, fern der Heimath, sein einsames Grab. Das Band, das die schwäbische Mundart gebildet hatte, war damit ebenfalls zerrissen, und auch für die Sprache beginnt die kaiserlose Zeit. Zahlreiche Chronisten tauchen auf; was sie schreiben, ist die Geschichte ihrer näheren Heimath, und die Sprache, deren sie sich hierbei bedienen, ist die Mundart dieser engern Heimath. Wo sollte ein neues sprachliches Band gesucht werden? Etwa in der Sprache der Habsburger? Es ist bekannt, wie gering ihre Macht war, wie wenig sie sich um geistige Dinge kümmerten. In der Sprache der Niedersachsen? in der Sprache der Hansa? Auch hier nicht, aus Gründen, die auf der Hand liegen. Es mußte vielmehr, um aus der Vielheit herauszukommen, so zu sagen ein Sprung gethan werden, es mußte etwas Neues ins Leben treten, eine neue Bewegung des geistigen Lebens entstehen, die das ganze Volk erfaßte und demselben Eine Sprache gab, nämlich die Sprache, in der diese Ideen formulirt worden waren. Diese neue Bewegung war die Reformation und ihre Sprache war die hochdeutsche.

Das Neue in der Geschichte wird nicht fertig aus der Pistole geschossen, sondern es hat seine nothwendige Voraussetzung an der Vergangenheit und es entwickelt sich allmälig in der Zeit. Dies gilt auch von der hochdeutschen Sprache. Schon früher ist in dieser Zeitschrift bei einer andern Gelegenheit erwähnt worden, daß die Sprache Luthers keine angeborene, keine landschaftliche, sondern eine gewählte, eine künst-

liche sei, nämlich das Deutsch der von Obersachsen ausgegangenen Canzleisprache. „Ich habe", sagt er selbst in seinen Tischreden, „keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichstedte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sechsischen vnd vnsers fürsten Cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste Deutsche Sprache. Kaiser Maximilian vnd Churfürst Friderich, Hertzog zu Sachsen u. s. w. haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Also Canzleideutsch: aber indem Luther es gebrauchte, trat der obersächsische Grund wieder mehr hervor, weshalb Mathesius auch bei ihm von Meißnischer Zunge redet. „Meischner", äußert er, „sagen auch die auslender, wenn sie untern leuten gewesen und irs landsmanns vergessen, reden ein gut deutsch drumb erwecket der Sone Gottes im deutschen Sachsen, der gewandert war, und die Biblien Gottes in Meissnische zung brachte." Daß das Meißnische Deutsch das beste Deutsch sei, hat sich bekanntlich als Aberglaube bis vor wenigen Decennien behauptet. Größere und durchgreifendere Umgestaltung als durch das Meißnische erfuhr indeß das Canzleideutsch durch das Niedersächsische oder Niederdeutsche, zumal an der Grenze Niedersachens Mansfeld und Wittenberg lagen, die Heimath Luthers und der Schauplatz seines männlichen Wirkens. Kein Wunder deshalb, daß die Oberdeutschen in der Sprache Luthers zahlreiche „ausländische" Wörter fanden und daß der Baseler Nachdruck der Lutherischen Uebersetzung des Neuen Testaments die „ausslendischen wörtter" eigens zusammengestellt und sie „auff vnser hochteutsch" erklärt, und daß ferner die Lutherische Sprache als eine fremde angesehen und erlernt wurde. Daher deutsche Grammatiken („Encheridion, das ist, hantbüchlin teutscher Ortographi u. s. w. Nürnberg 1534. — Teutscher Sprach Art vnd Eygenschafft. Orthographia. Frankf. 1531. — Teutsche Grammatica. Darauff einer von jm selbs mag lesen lernen. 1531." u. a.) und deutsche Wörterbücher erschienen, die im Allgemeinen aus der Lutherischen Bibelübersetzung ihre Beläge nahmen und des „Keyser Maximilians Cantzley vnnd dieser Zeit D. Luthers schreiben" für das beste Deutsch erklärten.

Aber die Sprachlehren und Wörterbücher damaliger Tage haben nicht die lebendige Weiterentwickelung des Hochdeutschen zu hemmen vermocht; fort und fort machen sich die Mundarten geltend und bereichern den Sprachschatz der Sprache der Gebildeten oder des Hochdeutschen, wie dieselbe nun im Gegensatz zum Oberdeutschen genannt wird. Die größten Eroberungen machte das Luther'sche Hochdeutsch in Niedersachsen: Agricola zwar übersetzte seine niedersächsischen Sprichwörter ins Hochdeutsche, dasselbe that Kantzow mit seiner trefflichen Chronik Pommerns; Kinderling äußerte: „Wir andern Sachsenleute haben nun auch an un-

serer Muttersprache einen solchen Eckel gehabt, daß unsre Kinder nicht ein Vater unser, wo nicht in Hochteutscher Sprache, beten, und wir keine Pommerische Predigt fast mehr in gantz Pommern hören mögen"; — allein in demselben Maße, als das Hochdeutsche in Niedersachsen erobernd vordrang, in demselben Maße mehrten sich im Hochdeutschen die niedersächsischen Wörter und Wortbildungen. In seiner Bibelübersetzung kennt Luther nur „Söhnlein", „Röcklein", „Pferdlein" u. s. w., in seinen späteren Briefen schreibt er bereits „Söhnichen", „Hänsichen" u. s. w. Und so wirkt still und geräuschlos niedersächsischer Einfluß fort bis auf Lessing und Herder, Justus Möser und Johann Heinrich Voß, und zwar fort räumlich bis in die Mundarten des deutschen Oberlandes hinein. Wer denkt z. B. heute noch daran, daß „bange", „fühlen", „hoffen", „kriegen" (d. i. bekommen), „weben", „Gerücht" (Gerüfte), „fett" (feißt) u. a. niedersächsisch sind, und wer könnte, wenn er auch „teutsch" statt „deutsch" schreibt, wagen, bachen statt backen, Bloch statt Block, Stempfel statt Stempel, Zorb statt Torf, Tacht statt Docht, tunbern statt dämmern, Reite statt Rhede, Bort statt Bord, Boß statt Boot, Floße statt Flotte, Zau statt Tau, Zaser statt Theer, Haben statt Hafen, mächeln statt mäkeln, Rach statt Wrack u. s. w. zu schreiben? Nur in wenigen Fällen hat das Niederdeutsche einen halben Sieg davongetragen, wie z. B. schleppen nicht schleifen, Stapel nicht Staffel hat ganz verdrängen können.

Also Canzleideutsch, Obersächsisch und Niedersächsisch, das sind die Elemente unserer neuhochdeutschen Sprache, der Sprache Luthers und der Sprache, deren sich die Schriftsteller bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein bedienen. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der zweiten klassischen Periode unserer Nationalliteratur, ist über diese Grundlage eine große Neuerung vorgegangen, eine Neuerung, die auch der nichtgelehrte Leser kennt aus Büchern, die vor jener Periode abgefaßt sind, und die noch heute im allgemeinen Verkehr sich erhalten haben. Süddeutschland, die Heimath der meisten Dichter der neueren Zeit, ist es gewesen, das den hauptsächlichsten Anstoß dazu gegeben hat. Zahlreiche Wörter, Formen und Wendungen sind ausgestoßen worden, dafür zahlreiche, dem Oberdeutschen ursprünglich angehörige Wörter in den Sprachschatz aufgenommen worden. Alles das aber ist nicht in Anschlag zu bringen gegen die Anzahl neu gebildeter Wörter und vor Allem der neu zusammengesetzten Wörter. Die Anzahl der letzteren ist unzählig, wie der Sand am Meere; man blättere eine Stunde im Rückert und dann eine Stunde in einem Dichter des vorigen Jahrhunderts, wenn man die Fähigkeit unserer Sprache in dieser Beziehung bewundern lernen will. Durch alles dies ist das Hochdeutsch in einem Maße reich geworden, wie es außer dem Englischen keine zweite Sprache der Erde ist, ist sie das geworden, was sie zu werden beabsichtigte, die gemeinsame Sprache des deutschen Volkes, verstan-

den von den Deutschen der Alpen wie von den Deutschen an den Gestaden der Ost- und Nordsee: ein gemeinsames Band aller Volksstämme, aller Confessionen unseres weiteren Vaterlandes, dauernder als die Schöpfungen der Diplomatie, als die Folgen von Krieg und Frieden.

Kehren wir nach diesen Erörterungen zu der ursprünglichen Frage zurück, ob das Hochdeutsche der französischen oder englischen Sprache gleiche? Die Antwort ist zum Theil bereits gegeben: bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein hat das Hochdeutsche eine lebendige Entwickelung gehabt, es hat fortwährend neue Nahrung aus dem mütterlichen Erdboden gesogen, und dadurch neue Aeste und Triebe ansetzen können; Formen, Wendungen und Schreibweise haben eine Geschichte gehabt, hier ist Altes abgestorben, dort Neues ins Leben getreten. Aber nur zum Theil ist damit die Antwort auf jene Frage gegeben. Für die spätere Zeit müssen wir das traurige Verdienst in Anspruch nehmen, daß sie im französischen Geiste gehandelt hat. Sie hat die geschichtliche Entwickelung für abgeschlossen erklärt, den Bestand der letzten Entwickelungsphase des Hochdeutschen inventarisirt und für ewige Zeiten als Muster hingestellt. Und wer hat das Inventarium aufgenommen? Des Deutschen vollständig unkundige Leute, Leute wie Adelung, Heyse, Becker und wie sie sonst noch heißen mögen. Verschließen wir unsere Augen nicht vor diesem Factum, daß die Sprache bureaukratisirt ist wie der Staat. Wer fortan einen provinciellen oder mundartlichen Ausdruck gebraucht, den bemitleidet man als ungebildet; wer Haide (paganus) schreiben würde wie Haide (loca deserta oder inculta), als ungelehrt, als ob er nicht wisse, daß „Haide“ und „Heide“ ganz verschiedene Wörter seien. Eine Consequenz dieser Inventarisirung ist ferner, daß aus den Schulen — und wir denken hauptsächlich an Niedersachsen — jeglicher Gebrauch der Mundart oder des Sprachstammes, der nicht Schriftsprache geworden ist, verbannt worden ist, daß das Hochdeutsche nirgends in den Schulen als ein historisch Gewordenes behandelt wird, und daß endlich selbst die Prüfungen solcher, die demnächst Deutsch lehren wollen, in der Regel nicht über den schlecht inventarisirten Bestand der letzten Entwickelungsphase unserer Sprache hinausgehen. Es fehlt nur noch, daß die Behörden sich in diese Angelegenheit mischen und nicht nur für die Schulen, sondern überhaupt für alle Unterthanen nach dieser Seite hin genaue Vorschriften aufstellen, und denjenigen, der von diesen Vorschriften abweicht, für einen Beleidiger des Staats erklären; die, welche die Bequemlichkeit über Alles lieben, würden gewiß einen solchen Zustand allerliebst finden.

Wie gesagt, wir verschließen unsere Augen nicht vor der Thatsache, daß unser jetziges Hochdeutsch außer Contact gebracht ist mit der Vergangenheit, abgelöst von der Vergangenheit und abgelöst von den Mundarten, um auf der Tenne gedörrt zu werden, daß es nicht mehr an Breite und Tiefe gewinnen möge; aber dafür dürfen und wollen wir auch nicht übersehen, daß in dem Augenblick, wo diese Absperrung vor-

genommen ist, eine doppelte Reaction sich geltend gemacht hat. Zunächst vom Volke und seinen Dichtern. Wie im sechszehnten Jahrhundert der „deutsche Poet" im übeln Rufe stand, so im achtzehnten Jahrhundert der Dichter der Mundarten. Das ist seitdem gründlich anders geworden. Süddeutschland hat zuerst reagirt, da hier die Schriftsprache eben nur Schriftsprache ist, und eine große Anzahl mundartlicher Dichter hervorgebracht, wovon mehrere klassische Dichtungen geschaffen haben, die nur unvollkommen ins Hochdeutsche übertragen werden können. Ich erinnere Beispiels halber an die allemannischen Gedichte von Hebel. Wer mit des Volkes Art zu denken und fühlen vertraut ist, der übersetze einmal Gedichte wie „Sonntagsfrühe", „das Spinnlein", „die Wiese", „das Hexlein", „der Abendstern" u. a., und überschlage dann, wie groß der Rest ist, der im Hochdeutschen nicht wiedergegeben werden kann. Er wird sich als ein sehr beträchtlicher herausstellen. Süddeutschland ist Norddeutschland gefolgt, und auch hier haben wir vor einigen Jahren an Groote einen Meister erhalten. Wer seinen Quickborn gelesen und durchgefühlt hat, wird ebenfalls uns beistimmen, daß hier Anderes geleistet ist, als das Hochdeutsche zu leisten im Stande. Es liegen noch unerschöpfliche Schätze in den Mundarten, und noch lange Zeit, meinen wir, hat das Hochdeutsche sich zu vervollkommnen, bis die Mundarten überflüssig geworden sind. Namentlich sind es, wiederholen wir mit Justus Möser, die Ausdrücke für den gewöhnlichen Verkehr des Lebens, für das Burleske, für das Komische, Humoristische u. s. f., an welchen die Mundarten so außerordentlich reich sind und die mehr, wie geschieht, von unsern Lustspieldichtern benutzt werden sollten.

Die zweite Reaction gegen die Inventarisirung unseres Hochdeutschen ist von den Germanisten ausgegangen. Sie haben die Sprache nicht als etwas Fertiges und die Sprache von gestern und vorgestern, nicht als für ewige Zeiten gültig angesehen, sondern als etwas Lebendiges, als eine gewordene und täglich noch werdende, und damit die Fesseln gesprengt, in die moderne Grammatiker dieselbe hineingezwängt hatten. Wir erhalten das Wort nicht mehr als todte Münze, sondern als etwas Geistiges, dem wir nachzudenken und nachzusinnen haben, um es ganz verstehen, ganz in Besitz nehmen zu können. Die Sprache ist wieder ein Buch geworden, darin man immer wieder von Neuem lesen mag, aber das man nie auslieſt, weil es unergründlich ist wie die Persönlichkeit, unergründlich wie der Geist des Volkes, der immer höher steht wie der Geist des Einzelnen. Auf dem Gebiete der Praxis mögen immerhin noch die Männer der Schablone den Platz behaupten, in der Wissenschaft ist ihres Bleibens nicht mehr. Der Streit ist entschieden und die Mumien werden schon mit der Zeit ausgestoßen werden. Nach Tiefe und Breite wird unsere Sprache gewinnen, und damit auch unser Denken und Fühlen und mit dem Fühlen und Denken auch das Wollen. Möge darum ein jeder, so viel in seinen Kräften steht, mitwirken für

den Zweck, das Hochdeutsche in lebendiger Beziehung zu den Mundarten und zu der Vergangenheit zu halten. Fast jeder kann hier etwas thun. Die Elementarschulen haben bereits hier und da den Anfang gemacht; aber auch die Geistlichen können vieles wirken und nicht minder die Gutsherren, wenn sie eine reine Mundart in Ehren halten und fördern. Der Kampf gegen die Erstarrung und Despotie ist — und damit kommen wir zum Schluß auf den Eingang zurück — nicht auf einem Lebensgebiet, sondern auf allen zum Austrag zu bringen.

Literatur.

Französische Komödien.

Die französische Komödie, die unter der Regierung Louis Philipp's einen Aufschwung als historische und politische Komödie genommen hatte, wuchert jetzt, nachdem ihr unter dem neuen Kaiserreich die politische Tendenz geraubt wurde, in dem Mistbeet der Prostitution mit um so größerer Ueppigkeit. Das heutige französische Theater scheint die Mission übernommen zu haben, welche einst der Feuilleton-Roman, ehe die Presse geknebelt wurde, sich als Ziel vorgesetzt hatte: die Enthüllung des socialen Verfalls und zugleich die völlige Aussöhnung des noch edleren Theils der Gesellschaft mit dem Laster.

Wohl war das frühere französische Vaudeville schlüpfrig und zweideutig, doch überschritt es nie gewisse Grenzen des Anstandes, die jetzt kühn überschritten sind. Nie hatte die schmutzige, handgreifliche Gemeinheit auf dem französischen Theater ein solches Bürgerrecht errungen, als seit der Errichtung des Kaiserreichs, und es ist nicht zu verkennen, daß ein innerlicher Bruch, eine unverbesserliche Verkommenheit der socialen Zustände Frankreichs sich auf der Bühne abspiegelt, so daß man sagen könnte, es handele sich nicht mehr um die Verletzung der gesellschaftlichen Moral, sondern nur noch um einzelne Attentate auf die letzten Reste und die zerstreut empordringenden wenigen Keime des Familienlebens. Die schwachen Bestrebungen, die man von einigen Seiten unternommen hatte, die drohende Pest zu verscheuchen, erwiesen sich als ganz unzulänglich, denn die Stücke der Prostitution sind mit den Sympathien und Bedürfnissen der heutigen französischen Gesellschaft zu innig verwandt, als daß solche Versuche einiger wohlmeinender, aber nicht besonders reich begabter Dichter von Erfolg hätten sein können. Die polizeiliche Ueberwachung erweist sich bei dieser unerhörten Sittenlosigkeit auf der Bühne außerordentlich nachsichtig, und wenn es ein Grundsatz des Machiavelli'schen Regierungs-Systems ist, durch Laster zu herrschen, so findet sich hierin vielleicht der Schlüssel in dieser unverantwortlichen Nachsicht, denn wenn man in vielen, vielleicht in den meisten Beziehungen, ein tyrannisches Regiment für das heutige Frankreich gut heißen muß, so muß man doch verlangen, daß solche Herrschaft nicht bloß in der Willkür ihre Tyrannis darstelle, sondern vielmehr die erlangte Macht dazu anwende, das öffentlich in der Gesellschaft auftretende Laster nicht zu dulden.

Scribe behauptet, daß wenn alle historischen Documente eines Volkes verloren gegangen wären, man dessen Geschichte aus einer Reihe Theaterstücke, wenn diese noch vorhanden wären, wieder auffinden könnte. Die Geschichte der letzten 70 Jahre des christlichen Europa's würde, auf diese Weise zusammengestellt, ein merkwürdiges Bild geben. Durch die politischen Verkehrtheiten blutroth gefärbt, würde dieser Grundton von Jahrzehnt zu Jahrzehnt reicher

werden an den schmutzigsten Schattirungen, und was würden wir auf dem Vordergrunde des Gemäldes erblicken? Vielleicht in erster Reihe gelehrte Christen, im Gewande der Römer und Griechen, der Babylonier und Aegypter, die höhnend über ein zertrümmertes Kreuz hinwegschreiten, ein großer Geldsack würde folgen und über die Bühne rollen und endlich noch die Mormonen unter der Fahne ihres Propheten Loblieder singen. Sie würden alle nach einem großen Tempel ziehen, auf dem einst die Worte standen: Gott, Ehre und Vaterland, und auf dem nun ein anderer Spruch in goldenen Lettern glänzen würde: „Gottesleugnung, Ehebruch, Geld.“

Es scheint, daß Herr Alexander Dumas, der Sohn, es unternommen hat, die Pforte dieses Tempels aufzuschließen, um seine erwartungsvollen Anhänger in das Heiligthum zu führen, wenigstens scheinen die fünf Stücke, die er geschrieben hat: la Dame aux camellias, Diane de Lys, le Demi Monde, la Question d'Argent und endlich sein neuestes Stück le Fils naturel, darauf hinzudeuten. Und Alexander Dumas ist in seinem Plan wirklich mit großer Geschicklichkeit zu Werke gegangen. Er braucht Umwege und Wendungen, er kämpft nicht gradezu gegen irgend ein christliches Princip, sondern unter dem Vorwande, die Sitten der Gesellschaft treu zu schildern, durchaus wahr zu sein, unternimmt er es, das Laster auf eine so verführende und man möchte sagen, gefühlvolle Weise zu schildern, daß die gute Familienmutter, die mit ihren Töchtern dem Stücke beiwohnt, in Thränen zerfließt, und mit dem Verbrechen völlig ausgesöhnt nach Hause kehrt. Auf die Töchter macht es einen nicht minder tiefen Eindruck; alle ihre Scrupel der Zurückhaltung, der Bescheidenheit, der Keuschheit, die sie bis dahin vielleicht noch besaßen, sind überwunden worden. Es ist gewiß, daß Alexander Dumas und seines Gleichen bei weitem verderbender wirken, als die Mormonen, sie scheinen es unternommen zu haben, den letzten Rest von Gefühl, den die Gesellschaft für christliche Sitte und Tugend noch bewahrt hat, vollends abzustumpfen. Es thut große Noth, daß der Theil der Gesellschaft, der nicht bereits zur Fahne des Herrn Alexander Dumas und seiner Gehülfen geschworen hat, mit allem Ernst dem leise und glänzend dahin fließenden Giftstrom zu entweichen sucht, denn mancher ehrenhafte Mann besucht ein solches Stück, von dem er so viel gehört hat, um seine Neugierde zu befriedigen, ohne vielleicht zu bedenken, daß durch seine Gegenwart die Aufführung solcher sittenlosen Schaustellungen gewissermaßen gebilligt wird.

Unsere heiligen Bücher verkündigen (Daniel 12, V. 37 und 1. Timotheus 4, V. 3) daß einst eine Zeit kommen wird, wo man Frauenliebe nicht mehr achten, ja sogar die Ehe verbieten wird. Es hat den Anschein, daß wir uns nicht mehr fern von dieser Epoche befinden, und daß der Tag mit Riesenschritten herannahet, wo man die christliche Ehe durch Contracte ersetzen wird; Contracte, nicht für Zeitlebens geschlossen, das wäre zu unbequem, sondern auf einige Jahre, auf einige Monate, auf einige Tage vielleicht; es wird eine reine Geldsache sein, sich gegenseitig abzufinden, und die äußere Ehre wird durch das Gesetz, durch das Beispiel der Gesellschaft hinlänglich geschützt sein; die Masse wird nichts Anstößiges mehr in solcher Sitte finden. Wenn wir die Augen vor den politischen, socialen und religiösen Zuständen unserer Zeit nicht verschließen wollen, so müssen wir gestehen, daß wir beinahe da angelangt sind, wo die äußersten Pole der Gesellschaft, Tugend und Laster, in einander verfließen.

Bei den alten Völkern, die ihre Frauen absperrten, bei denen das, erst dem Christenthum entsprossene Familienleben unbekannt war, konnte das Gift der Prostitution nie die ganze Gesellschaft verderben, dagegen droht sie den christlichen Staaten mit völliger Zerrüttung, aus dem einfachen Grunde, weil die christliche Frau nicht die Fessel trägt, die sie bei den alten Völkern hinderte sich zu erheben, die sie aber auch vor der allgemeinen Verderbniß schützte; Cultur und Sitte im christlichen Staate sind wesentlich mit der gesellschaftlichen Stellung der Frau verbunden, und es folgt hieraus der ganz logische Schluß, daß, wenn die neue Verwilderung in der Gesellschaft nach französischem Muster

überhand nimmt, sie auch den Staat nothwendig umgestalten wird, dessen Stärke auf dem wohlgeordneten Familienleben beruhet.

Man kann die hohe Bedeutung der christlichen Frau nicht genug würdigen; ist sie zur Mutter und Erzieherin in der einzelnen Familie bestimmt, so ist sie auch die Mutter der Gesellschaft, die sich durch ihren Einfluß stets vollkommener entwickeln soll. Der Mann muß zwar die Frau gleichsam erheben, aber nur, um durch sie und mit ihr zu steigen. Mit dem Niedergang der Frau sinkt auch der gute Stern der Gesellschaft in die Nacht.

Frankreich zeigt uns dies entsetzliche Bild, und — gestehen wir es — doch ist es dasselbe Land, für das so viele Frauen eine ganz besonders starke, wenn auch geheime Sympathie empfinden. Die Stücke des jüngeren Dumas und seiner Genossen fanden auch in unserer Damenwelt ein empfängliches Publicum, und wenn bei der Raschheit, in der jetzt der Genuß dem Genusse folgt, auch diese Stücke meist als vergangene und vergessene behandelt werden, so werden doch die weiteren Nachfolger derselben, die der Winter bringen wird, mit Begierde erwartet.

Sollte nicht eine Schutzwehr gegen sie zu errichten sein? Und könnte man sich dabei nicht wenigstens auf die Intendanten und Directoren verlassen? Oder selbst nicht auf die Darsteller?

Die Schauspieler, die in unserer Zeit, anstatt wie früher von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, geehrt und mit Zuvorkommenheit behandelt werden, sollten noch mehr als das Publicum sich der Aufführung solcher Stücke wiedersetzen; sie sollten es weder ihren Gattinnen noch irgend einer Dame ihrer Gesellschaft zumuthen, die Rolle des Lasters zu übernehmen, im Gewande der Schande und Frechheit sich der neugierigen Menge zu präsentiren. Wahrlich, wenn es in unserer Zeit überhaupt noch möglich wäre, eine wohlthätige Reform auf der Bühne zu bewirken, so wäre dies der beinahe einzige Weg, daß die Schauspieler selbst zu der hohen Meinung, die sie von ihrem Stande haben, auch noch ehrenhafte Grundsätze hinzufügten. Die gute Gesellschaft würde es ihnen herzlich Dank wissen.

Wir kamen an dieser Stelle übrigens besonders darum auf die neuesten französischen Komödien zurück, weil wir bemerken, daß sie gegenwärtig als Dichterwerke durch den Druck verbreitet, in eleganten Bändchen aus Frankreich zum zweiten Male bei uns einwandern. v. K.

Wagener's neues Conversations-Lexikon.

„Neues Conservations-Lexikon. Staats- und Gesellschafts-Lexikon. In Verbindung mit deutschen Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Hermann Wagener, Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten. Berlin 1858. Druck und Verlag von F. Heinicke. Heft I. ABC — Abendmahl. Heft II. Abendmahl — Abraham. Heft III. Abraham — Acker.“

Das größte und schwierigste Werk, das die conservative Partei in Deutschland auf literarischem Felde jemals unternommen hat, seitdem sie eben in die Stellung einer Partei hinausgedrängt ist, liegt uns in seinen ersten und verheißungsvollen Anfängen in den drei obengenannten Heften des Wagenerschen Lexikons vor. Was es vertritt und enthält, ist leider zum Theil heut Parteisache geworden, wird es aber — unter Anderm auch mit Hülfe dieses Werkes — nicht lange mehr bleiben, wie es auch nicht immer bloße Parteisache gewesen ist. Denn es vertritt und enthält die großen Wahrheiten, welche christliche und ständisch-monarchische Entwickelung in Deutschland zu Tage gefördert haben, Wahrheiten, die in den Tagen deutscher Größe und deutscher Macht das Gemeingut der eigentlichen Nation gewesen sind. Diese Zeiten sind unter den Wehen der Revolutionen von Oben und Unten dahingegangen, und es ist nicht zu verwundern, daß die alte und neue Wahrheit, nachdem sie von ihrem hohen Throne in das Feldlager einer kämpfenden Partei verdrängt ist, auch mancherlei in Bezug auf ihre frühere Frische und äußere Schönheit verloren

hat, ja daß ihre weitere Entwicklung — und ohne diese wird die Wahrheit im irdischen Gewande nicht lange Wahrheit bleiben — hier und da beeinträchtigt und verzögert worden ist. Aber dessen dürfen wir gewiß sein, daß in dem christlich-monarchischen Theile der Nation der Kern dieser Wahrheit gerettet und ihr für ihre Zukunft Heerd und Altar gesichert worden ist. Eine neue Hoffnung für eine neue Eroberung Deutschlands durch diese Wahrheit ist der conservativen Partei in und seit den vierziger Jahren aufgegangen, und nachdem sie schon auf manchem Gebiete mit den Gegnern einen Kampf aufgenommen hat, der oft nur scheinbar der Vernichtung, in Wirklichkeit öfters der Verständigung und der Aufklärung Irremeinender gewidmet war, betritt sie mit dem genannten Werke Wagener's auch den Boden, auf dem die Feindschaft gegen die altchristlichen, echtdeutschen Ordnungen alles irdischen Lebens allerdings im letzten Jahrhundert systematisch und mit vollem Bedachte und Bewußtsein geführt worden ist.

Selbst die Form, der die conservative Partei in diesem ihrem neuen Werke sich fügt, deutet auf solch bewußte Feindschaft hin, wie denn auch diese Form nicht ganz frei zu sprechen ist von dem Makel eines echt revolutionären Ursprungs.

Die geistige Bildung der Menschheit wurde in den Zeitaltern der Reformation und nach der Reformation in beschränkten Kreisen für beschränkte Zwecke vollzogen; die Periode volksthümlicher Bildung, wo eine Sprache, von Vornehm und Niedrig in gleichsüßem Tone zur Dichtung bewegt, die erste Grundlage der Bildung abgab, wo ein Recht, aus dem Munde des Volkes gewonnen und durch uraltes Herkommen bewacht, über und durch die ganze Nation ging, war im Mittelalter und in Folge fremdartiger romanischer Einflüsse vollendet und beschlossen worden: selbst die Reformation, welche in vielen Stücken auf die Wiedervereinigung aller der getrennten Bildungskreise zurückdrängte, mußte ihre formale Vorbereitung in den finsteren und vom Volksleben abgegrenzten Schulen suchen, und sie ward in ihrer weiteren Bewegung darum nur zu leicht von der äußeren Unvollkommenheit ihres ersten Anfangs verstrickt und schon in ihrem ersten Jahrhundert dahin geführt, ihren Schwerpunkt mehr in den Hörsälen, den feierlichen lateinischen Disputationen, den geheimen Consistorialberathungen als in dem frischen Verkehr mitten in der Kirche, die wieder des Volkes geworden war, zu suchen.

Daraus läßt sich zum Theil die Abwendung erklären, welche mit dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts beim Volke von der religiös-nationalen Begeisterung der Väter eintrat. In Frankreich, wo der Reformation außer diesen ihren selbstverschuldeten Bedrängnissen noch äußerliche Hindernisse in den Weg gestellt wurden, die endlich sich zu einer staatlichen Unterdrückung derselben erweiterten, schien für einen Augenblick der ganze alte Zustand der getrennten Bildungskreise wieder hergestellt und die Gemeinsamkeit des Volkes auf dem höchsten Gebiete des Lebens, dem geistigen, für immer in Frage gestellt.

Aber der Drang nach solch einem Zustande, der zunächst als ideale Vergangenheit vorgeleuchtet hatte, ließ sich wohl aus dem richtigen Flußbette verdrängen, indeß nicht unterdrücken, und jene Gemeinsamkeit geistigen Lebens des ganzen Volkes, die auf dem religiösen Gebiete einzig und allein eine fruchtbare und dauernde Begründung hätte erreichen können, stellt sich durch die Vermittlung einer über Nacht hoch ins Kraut schießenden populär-philosophischen und ästhetischen Literatur und durch das eben so plötzliche Hervortreten einer neuen, mit dieser Vermittlung sich ausschließlich beschäftigenden Gesellschaftsklasse, der Väter des heutigen Literatenthums, schneller her, als dies der religiösen Leitung der Bewegung jemals gelungen sein würde.

Indeß, welcher Art war diese neue Vermittlung und die durch sie bewirkte Gemeinsamkeit? Wir wollen diese Frage nicht ohne Weiteres und blind einseitig dahin beantworten, daß an die Stelle des Reiches des Lichts ein Reich der Hölle gesetzt worden sei, so schlimm auch die Früchte geartet sind, die aus dieser neuen Bildung hervorgingen. Denn in dem großen Reiche

Gottes muß Alles Ihm zum Besten dienen, und es giebt keine Bildung keines heut Lebenden, und sei er der Kritik Voltaire's und den Systemen der französischen Encyclopädisten noch so sehr entgegengesetzt, die sich von den Einflüssen jener französischen Literaten freigehalten hätte, ja, der ihnen nicht zum Theil ihre Form, ihren Schliff und ihre Schärfe verdankte.

Uns genügt hier, zu wissen, daß in Frankreich in der Zeit von Ludwig XIV. bis auf Ludwig XVI. die letzten Reste echter volksthümlicher Bildung zerbrochen, daß mit dem Fall der alten in sich beschränkten Bildungskreise, der bloß socialen wie der auch noch besonders gelehrten, auch eine Nivellirung des ganzen Volkswesens zu Stande kam, die bis heut allen Versuchen, Freiheit und wirklich nationales Leben in Frankreich zu begründen, siegreichen Widerstand geleistet hat.

Das hauptsächlichste und kräftigste Mittel, die neue allgemeine Bildung über das ganze Volk auszugießen, waren die Bücher, welche heut unter dem Namen Conversations-Lexika bekannt sind. In den verschiedensten Formen brachten mittelmäßige und bedeutende Geister solche Bücher zu Markte, und man muß sich heut zu Tage in mancher der kleinen französischen Städte, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Verlagsort eines solchen Lexikons erscheinen, über die Ehre wundern, die ihnen dadurch zu Theil wurde, daß ein Corps von hommes de lettres sie zum Schauplatz einer gewiß oft aufopfernden Thätigkeit machte. Holland, seit Alters die Druckpresse für die in England, Frankreich und anderswo verfolgten oder doch ungern geduldeten Gedanken, half mit seinen Capitalien, seinem schönen Papier und guten Satz redlich an der weiteren Verbreitung der neuen „Bibel des Volkes“, und bald sahe auch Deutschland sich mit Ablegern, wenn auch sehr dürren und dürftigen, der französischen Weisheit beglückt.

Deutschland war in der That inzwischen für diese neue allgemeine Bildung reif geworden: die Prediger auf den Kanzeln hatten unsern Vätern es versichert, daß die göttlichen Geheimnisse jedem Verständigen sich leicht auseinanderlegen ließen, und die Fürsten hatten mit zuversichtlicher Miene erklärt, sie seien nur Diener des Staates: die ganze vielfach gegliederte und wirre Welt hatte in den Augen des deutschen Bürgers auf einmal die klaren und ebenmäßigen Formen einer mathematischen Figur angenommen; ein Jeder fühlte sich im Stande, über Alles zu urtheilen, an Alles die Hand zu legen, und die Freude über die allgemeine Nüchternheit verwandelte sich in einen wirklichen Rausch. Für solch ein Volk paßte das neue Werk, das im Umsehen das nöthige Wissen für jedes Wollen und Thun zu liefern versprach, außerordentlich gut. Aber das deutsche Volk konnte sich mit der billigen Weisheit denn doch nicht beruhigen; es ist ein zu tiefes, zu nachdenkliches, zu sehnsuchtsvolles Volk.

Die deutschen allgemeinen Wörterbücher blieben in der Nachahmung ihrer französischen Vorbilder zurück: das tendenziöse, auf die Revolution gerichtete Wesen vieler überrheinischen Werke dieser Art fiel von selbst weg, und nur der allgemein herrschende Rationalismus und Liberalismus kamen in ihnen zum vollen Ausdruck.

Das Brockhausische Lexikon ist der eigentliche Vertreter dieser heut abgethanen Richtungen. Anerkennung verdient an dem Werke der Fleiß, mit dem es angelegt und ausgearbeitet ist, und die Bemühung, die vielfach einander noch fernstehenden einzelnen Interessen der einzelnen deutschen Länder und Stämme mehr zusammenzuziehen. Aber es bezeichnet keinen Fortschritt auf dem Wege, auf dem es doch entstanden ist und auf dem es ein relatives Zeitbedürfniß geworden war; es will nicht der revolutionären Bewegung und derjenigen Bildung dienen, welche erstere immer weiter verbreiten will, es will aber auch nicht dazu beitragen, die Entwickelung der öffentlichen Bildung wieder auf einen Weg zurückzuführen, dessen Ziel eine wahre Volksgemeinschaft auch auf geistigem Gebiete ist.

Dieser Vorwurf ist ihm von zwei einander vollständig entgegengesetzten Seiten mit Recht gemacht worden, und nachdem die eigentliche „Bewegungs-

partei" ihm auch in Deutschland Werke entgegenzustellen bemüht war, welche die ursprüngliche Tendenz der Conversations-Lexika folgerecht weiterzuführen versuchten, hat jetzt auch die conservative Partei ein gutes Recht und mehr, den einmal in allgemeinen Gebrauch gekommenen Hebel für die Bewegung, der sie dient, anzusetzen und auch vermittelst eines Conversations-Lexikons den Weg weiter zu bahnen, der unser Volk wieder zu innerer Einigkeit und zum wahren Frieden führt.

Es ist das, wie wir im Eingang sagten und wie jetzt auch dem fernerstehenden Leser deutlicher sein wird, eine sehr schwierige Aufgabe, und um sie zu erreichen, wird das Wagener'sche Neue Conversations-Lexikon zweierlei anstreben müssen, weniger und mehr zu sein, als das Brockhausische Werk.

Weniger: denn der wüste Krimskrams, der in jenem Werke aus allen Ecken zusammengetragen ist, wurde niemals, selbst in der Zeit, als Brockhaus noch einem relativen Bedürfnisse abhalf, in seinem Lexikon vom Publicum gesucht, und es vernachlässigte nur, indem es sich den Anschein gab, allen Schichten der Gebildeten zu dienen, die Anfragen, die von dem Mitteldurchschnitt der Gebildeten an dasselbe gemacht wurden; ja, es mußte dem schlichtesten Manne selbst ein komisches Gefühl erregen, wenn er bei einem Einblick in dies Lexikon sah, daß es bemüht war, einmal ihm den Besitz und die Lecture jedes anderen Buches unnöthig, zweitens ihm (durch oft kindische Wort- und Sacherklärungen) das Denken und Nachsinnen ganz entbehrlich zu machen.

Mehr: denn das Brockhausische Lexikon, in den Tiefen rationalistischer Betrachtung entstanden, kann nirgend über seine Zeit, die es für den Triumph menschlichen Verstandes nach einer düsteren und vernunftlosen Barbarei von achtzehn Jahrhunderten hält, heraus, weder nach vorwärts noch rückwärts; es begnügt sich daher mit der todten und langweiligen Aufzählung der Facta, ohne daß es im Stande wäre, den treibenden Gedanken in den Thatsachen, die Hand Gottes in der Geschichte zu entdecken, Hinweisungen auf die Aufgaben der Zukunft und auf solche Resultate der Vergangenheit, die noch zu wenig beachtet und ausgebeutet sind, zu geben.

Die drei vorliegenden Hefte des Unternehmens, mag auch einer und der andere der Artikel noch Manches zu wünschen übrig lassen — aller Anfang ist schwer und besonders der Anfang solch eines Werkes —, zeigen, daß der Herausgeber sein fernes und hohes Ziel richtig erkannt hat und daß er jenes „Weniger" und dieses „Mehr" vorzugsweise im Auge gehabt hat. Der zweite Titel seines Buches schon deutet darauf hin. Er nennt es nämlich auch ein Lexikon für die Dinge von „Staat und Gesellschaft". Diese beiden Wörter vereinigen sich im Bewußtsein der Zeitgenossen mehr und mehr zu einem Begriff, in welchem der alte knappe Begriff vom Staate verschwindet, während an seine Stelle das hohe Bild der Nation tritt, wie sie sich als Staat und untrennbar davon in Kirche, Wissenschaft und Kunst, im Krieg und in den Handthierungen des Friedens, Ackerbau, Gewerbe und Handel entwickelt, eine Totalität, die an die Seite der anderen typischen Nationen der Weltgeschichte gerückt, die große Schule der Menschheit zeigt, deren Einigung die letzte Verheißung für die Erde ist.

Indem das Wagener'sche Lexikon als seinen Inhalt die Angelegenheiten von „Staat und Gesellschaft" bezeichnet, weist es das Volk auf eine neue Entwicklung hin, in welcher der Staat mehr und mehr sich den Forderungen der verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Gesellschaftslebens anschließen, sich mehr in das Volk einfügen, sich gleichsam verinnerlichen soll, während andererseits die Gesellschaft aus dem gegenwärtigen Zustand, in welchem ihre einzelnen Kreise je nach ihren verschiedenen Interessen getrennt von einander oder wohl gar gegen einander agiren, heraustreten und nach einer äußerlich erkennbaren und im Staate mehr und mehr aufgehenden Organisation streben soll. Daß aber diese neue Entwicklung des Staates und der Gesellschaft das Volk selbst innerlich einiger machen, innerlich versöhnen und ein neues geistiges Band (damit aber von Neuem eine gemeinsame Geistesbildung) um dasselbe schlingen wird, darf nicht erst besonders hervorgehoben werden.

Damit aber dies alles erreicht werde, ist eine ernste Hervorhebung der christlichen Güter Deutschlands nothwendig, und darum ist in den vorliegenden drei Heften, besonders in dem politischen ABC, den Artikeln Abendmahl, Abendmahlsstreit, Aberglaube, Abgötterei, Ablaß, Abraham, Abstammung des Menschengeschlechts mit einer Sorgfalt und Beredtsamkeit, die selbst in Lehrbüchern über diese Gegenstände oft vermißt wird, die christliche Lehre und die christliche Geschichte, natürlich mit stetem und besonderem Bezug auf Deutschland, abgehandelt.

An diese Artikel schließen sich zunächst die über staatliche Fragen. Wir heben hier die Artikel Abgeordnete, Absolutismus hervor, in denen die ewigen Grundlagen des Staates und ihre heutige Gefährdung durch die nicht aus dem eigentlichen Volksthum hervorgegangenen Mächte (Bureaukratie, Centralisation, Liberalismus, Revolution) geschildert werden.

Daran reihen sich Artikel, welche von demselben Standpunkte aus einzelne Fragen der Staats- und Volkswirthschaft erörtern, z. B. die Artikel Abbau und Ausbau, Abholzen, Abmeierung, Ablösung, Acker rc., in denen Skizzen zu dem Bilde des Verfalles, in welchem Staat und Gesellschaft lange begriffen waren, gegeben sind, dabei aber auch auf die Ansätze zur Hebung und Besserung hingewiesen wird.

Geschichte, Staatengeschichte und Biographie, dazu Geographie und Statistik, Nationalökonomie, Naturwissenschaften, die Militairwissenschaften, Jurisprudenz und Philosophie, jedes dieser Gebiete erhält daneben gebührende Würdigung, und es ist der Vorzug der meisten Artikel, daß sie das Fragmentarische vermeiden und auf eine Gesammtanschauung hinweisen, oder an sie anknüpfen, also das Denken und das Gemüth auch des nach schnellem Nachschlagen flüchtig Lesenden fesseln und weiter hinaus beschäftigen.

Die Ersten in den Reihen der conservativen Partei arbeiten an dem Wagener'schen Lexikon mit, und den bedeutenderen Artikeln der vorliegenden Hefte ist es oft am Styl und Gedankengang anzusehen, von welchem der Koryphäen sie herrühren. Wir nennen hier nur die Namen Vilmar, Leo, Witte, Pernice, Erdmann, Riehl, Berghaus, v. Reumont, v. Strauß, Kosegarten, Glaser, Märcker, Schneider, dazu Fachgelehrte der meisten deutschen Universitäten haben ihre Mitwirkung dem Werke zugesagt und bereits bethätigt. Auch selbst das ferne Ausland hat Mitarbeiter gestellt, und besonders von England sollen dem Werke bemerkenswerthe Mittheilungen zugehen.

Johanniter-Orden.

Liste

der Ritter der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Württemberg. *)

I. Rechtsritter.

1858.

Wilhelm Freiherr vom Holtz, Oberhofmeister Ihrer Majestät der Königin von Württemberg, zu Stuttgart. — Leitender Ritter der Genossenschaft.

II. Ehrenritter.

1817.

1) Ernst Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, zu Langenburg.

*) Siehe Heft 5, Seite 224.

1827.

2) Friedrich Graf v. Gronsfeld-Limpurg, K. Württemb. Oberst und Adjutant Sr. Majestät des Königs, zu Stuttgart.

1829.

3) Ernst v. Baumbach, Königl. Württemberg. General-Lieutenant, Commandeur der Infanterie-Division und Gouverneur von Stuttgart. — Mitglied des Convents.

1830.

4) Gustav Freiherr v. Berlichingen, Königl. Württemb. Kammerherr, zu Stuttgart. — Werkmeister.

1832.

5) Freiherr v. Roeder, Königl. Württemberg. General-Lieutenant a. D., zu Ludwigsburg.

6) Casimir Ferdinand Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, Königl. Württembergischer Kammerherr und Oberst, zu Stuttgart.

1834.

7) Friedrich Graf von Zeppelin, Fürstl. Hohenzollern'scher Regierungs-Rath a. D., zu Stuttgart. — Schatzmeister.

1839.

8) Wilhelm Freiherr v. Taubenheim, Königl. Württemberg. Oberst-Stallmeister zu Stuttgart. — Richter.

1840.

9) Ferdinand Graf von Zeppelin, Hofmarschall Sr. K. Hoheit des Kronprinzen von Württemberg, zu Stuttgart.

1843.

10) Felix Prinz zu Hohenlohe-Oehringen, Königl. Württembergischer Oberst, zu Frankfurt a. M.

1845.

11) Rudolph Graf v. Uxküll-Gyldenband, Königl. Württembergischer Hofmarschall, zu Stuttgart. — Mitglied des Convents.

12) Carl Freiherr v. Berlichingen, Kgl. Württemberg. Kammerherr und Oberst a. D., zu Stuttgart.

1846.

13) Ferdinand Freiherr v. Gall, K. Württemb. Kammerherr und Intendant des Hoftheaters, zu Stuttgart.

1847.

14) Curt Graf von Pückler-Limpurg, Standesherr, auf Gailsdorf.

1851.

15) Friedrich Graf von Pückler-Limpurg, Ober-Lieutenant in der Kgl. Württembergischen Leibgarde, zu Stuttgart.

1855.

16) Carl Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, zu Langenburg.

1858.

17) Richard Freiherr von König-Warthausen, K. Württemb. Kammerherr, zu Warthausen.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 19. Montag, den 9. August. 1858.

Berlin, 8. August.

Auswärtige Blätter beschäftigen sich lebhaft mit der preußischen Regentschaftsfrage. Die Wiener Presse will von einer Abdankung Sr. Maj. des Königs zu Gunsten Sr. königl. Hoh. des Prinzen von Preußen wissen und von einer ferneren Abdankung Sr. königl. Hoh. zu Gunsten des Prinzen Friedrich Wilhelm k. H. Der „Nord“, ein Blatt, dessen niedrige Gesinnungen keine Gelegenheit versäumen sich geltend zu machen, erklärt die Abdankung Sr. königl. Majestät schon für gewiß. In Berlin weiß man von Beschlüssen dieser Art nichts, und jedenfalls wird vor der definitiven Rückkehr Sr. Majestät des Königs nach Berlin in dieser hochwichtigen und traurigen Angelegenheit nichts entschieden werden.

So entfernt auch der Zeitpunkt der Wahlen noch ist, so beginnt dennoch die Presse sich mit ihnen schon ernstlicher zu beschäftigen. Die National-Zeitung erklärt sich für die Theilnahme der demokratischen Partei an den Wahlen. Bezeichnend ist das Wort, mit dem sie die Einwände gegen diese ihre Ansicht zurückweist: „Das Nichtwählen ist schon lange keine Parteipolitik mehr, sondern eine allgemeine Neigung.“ Inzwischen werden bereits lebhafte Versuche gemacht, diese allgemeine Neigung zu bekämpfen. Ein „Katholik“ fordert in einer so eben (bei F. Schöningh in Paderborn) erschienenen Broschüre die Anhänger seiner, der katholischen Fraction zu einer kräftigen Betheiligung auf. Seine Broschüre enthält manch starkes Wort gegen die Regierung und ihre Haltung in den katholischen Angelegenheiten. Der Verfasser tritt entschieden für die Verfassung und ihre unverkürzte Erhaltung ein und warnt vor der Wahl von Regierungs-Candidaten, eben so sehr aber auch vor der Wiederwahl der Männer auf der eigentlichen Rechten. Er gilt für einen der Führer der katholischen Fraction.

Berlin, 8. August.

Ueber das Befinden Sr. Maj. des Königs gehen hier wenig genauere Nachrichten ein, und nicht ohne ein mißmuthiges Gefühl bemerkt das Volk, daß man es von geeigneter Stelle aus so ganz ohne diejenigen Mittheilungen läßt, nach denen überall im Vaterlande die Theilnahme für den königlichen Herrn verlangt. Wir lesen in den bevorzugten Blättern täglich von einem fortschreitenden Besserbefinden Sr. Maj. des Königs, und dennoch wird jetzt von ihnen einstimmig gemeldet, daß ein Anfall von Podagra, der den König betroffen, der Krankheit eine günstigere Wendung geben könnte. Eine etwas eingehendere Mittheilung über den Zustand unseres königlichen Herrn macht ein Augenzeuge einem in Essen erscheinenden Blatte, und wir entnehmen daraus Folgendes: „Der König sieht im Ganzen wohl aus, nur mehr gealtert und mit ernsteren Zügen in dem so edlen Angesicht; auch seine Statur ist schlanker geworden, während sein Gang noch ziemlich aufrecht und rüstig ist; er trug einen langen dunkeln Ueberrock, hellblaue Beinkleider und einen gewöhnlichen schwarzen Hut, seitwärts mit der kleinen preußischen Cocarde, in der rechten Hand einen einfachen Krückstock. Der König verweilte allein in einer mit Weinlaub umkränzten Rotunde des Laubengangs, der vom Schloß Tegernsee nach dem See führt; bei ihm war der Geh. Baurath Stüler, welcher erst Nachmittags desselben Tages mit einer Mappe voll Photographien von berühmten Gemälden aus Italien angekommen war, die er Sr. Maj. zeigte und erklärte. Bei dieser Unterhaltung, die ich durch die Nähe meines Standpunktes fast wörtlich verstehen konnte, merkte ich deutlich, daß unser guter König leider noch recht leidend ist; seine Sprache war oft unverständlich und der Ton seiner Stimme unsicher; auch sein Gedächtniß scheint noch schwach, indem ihm einzelne Namen von Meistern auf seine Frage zuweilen kurz nach einander wiederholt wurden; er antwortete darauf meistens: „So von wem? Ah sehr schön“ oder einige andere kurze Worte. Nach der Besichtigung der Photographien begab sich der König auf's Schloß, auf welchem Wege ich Sr. Majestät ehrerbietig begrüßte, wobei er mich etwas befremdet ansah und meinen Gruß mit leichter Handbewegung erwiderte. Auf Seinen häufigen Spaziergängen soll er vielfach in ernster Stimmung und immer wenigstens von 2 Herren begleitet sein, mit denen er sich nur wenig unterhält.“

— Die Königin von England, welche am 12. d. M. in Babelsberg eintrifft, wird am 10. Osborne auf der Insel Wight verlassen und am ersten Tag bis vor Antwerpen fahren, wo sie auf ihrer Yacht übernachtet. Am folgenden Tage begiebt Höchstdieselbe sich nach Düsseldorf und wird dort vom Prinzen von Preußen empfangen. In

der Begleitung des Prinzen reist die Königin am 12. über Hannover nach Potsdam. Der Aufenthalt derselben an unserem Hofe dauert bis zum 26. Zum 28. Aug. steht die Rückkehr des Königs aus Tegernsee nach Sanssouci zu erwarten. Se. Majestät wird nach einigen Tagen Aufenthalts daselbst die Reise nach Putbus antreten, und vor Ablauf Septembers noch nach Schloß Erdmannsdorf gehen, wo zur Aufnahme der hohen Herrschaften unablässig sehr ausgedehnte Vorbereitungen getroffen werden.

— Unser wohlunterrichteter Londoner (S. M.) Correspondent schreibt uns heut: Wenn gewisse deutsche Blätter wüßten, wie lächerlich sie sich diesseits oft durch unsinnige Mittheilungen machten, die offenbar aus der Luft, d. h. ihrer Phantasie, gegriffen sind, so würden sie vermuthlich sich zuvor zweimal bedenken: dahin gehört die Nachricht, daß die Königin Victoria hauptsächlich nach Berlin komme, um in Bezug auf die Regentschaftsfrage die „Interessen ihrer Tochter zu sichern"!

— Von Seiten des Petersburger Cabinets ist eine Kundgebung in Bezug auf die holstein-lauenburgische Angelegenheit erschienen, sie besteht, dem Vernehmen nach, in einer vom 4. Juli datirten Depesche. Dieselbe ist sämmtlichen deutschen Regierungen mitgetheilt worden. Wie noch nachträglich verlautet, wird darin besonders auch noch der Wunsch ausgesprochen, man wolle von deutscher Seite »dem wohlwollenden und versöhnlichen Entgegenkommen Dänemarks« alle mögliche Berücksichtigung zu Theil werden lassen. Ueberhaupt gewinnt es den Anschein, als betrachte Rußland die letzten Erklärungen des Kopenhagener Cabinets als einen sehr wesentlichen Schritt der Nachgiebigkeit.

— Die hannover'schen Schriftstücke in der holsteinischen Frage sind von dem Staatsrathe Zimmermann gearbeitet, welcher auch die Artikel der Neuen Hannover'schen Zeitung verfaßt haben soll. Für die Beurtheilung der Stellung Hannovers am Bunde ist beachtenswerth, daß der hannoversche Gesandte angewiesen war, in der rastatter Frage sich gegen die Forderung Preußens zu erklären.

— Nach vieljähriger Debatte ist es endlich, wie der Greenock Advertiser meldet, entschieden worden, die Insel Helgoland mit einem Seedeiche zu umgeben, welcher fähig sei, der Gewalt der Stürme zu widerstehen, denen sie von Zeit zu Zeit ausgesetzt ist, und welche neulich so fürchterliche Angriffe auf den Felsen und die Insel gemacht haben, daß man mit Grund annehmen kann, daß sie ohne solche Vorsichtsmaßregel dasselbe Schicksal wie so manche andere ostfriesische Inseln erfahren und ganz in den Wogen untergehen würden.

— Der königliche Stabs- und Regiments-Arzt des 5. Ulanen-Regiments, Dr. Böger zu Düsseldorf, ist auf an ihn ergangene Berufung nach Tegernsee zu Sr. Maj. dem Könige abgereist.

— Die Jesuitenpatres Pottgeisser, Hergarten und Meurin haben am vergangenen Sonntage ihre Mission in Graudenz begonnen. Sie werden dem Vernehmen nach dieselbe auf etwa 14 Tage ausdehnen. Täglich finden bis dahin drei Andachten statt, Morgens 8 Uhr, Mittags 3 Uhr, Abends 7 Uhr, dazwischen fällt täglich Vormittags eine Kindermission, die in der Seminar-Kirche abgehalten wird. Die Predigten werden von vielen Zuhörern besucht, und zwar nicht nur von Katholiken.

— Die technischen Vorarbeiten zur Ausführung der Eisenbahnlinie Siegen-Marburg sind eingeleitet, oder vielmehr in diesem Augenblicke schon begonnen. Die Verwandlung der Deutz-Gießener Bahn in eine Deutz-Marburger wird in der hessischen Provinz Oberhessen eben so freudig begrüßt, als sie in den nassauischen Aemtern Dillenburg und Herborn große Entmuthigung und zugleich eine sehr bittere Stimmung hervorgerufen hat. Allerdings hat es den Anschein, als ob die nassauische Regierung neben ihrer Rhein- und Lahnbahn auch eine Dillbahn zu erbauen im Sinne habe. Da indessen, wie man hört, die kürzlich erfolgte Geld-Bewilligung der nassauischen Kammern zu Eisenbahn-Bauten vorerst nur 4 Millionen Gulden beträgt und diese Summe noch lange nicht hinreicht, um die Rhein- und Lahnbahn ihrer Vollendung entgegen zu führen und mit dem nöthigen Betriebs-Material auszurüsten, so sind die Hoffnungen auf eine dereinstige Dillbahn wenig tröstlich. Die metallurgische Industrie der genannten nassauischen Gebietstheile wird sich zwischenzeitlich von allen Seiten überflügelt sehen und nur Eins ihr bleiben — Resignation. Zu bedauern ist, daß die Interessen der Köln-Mindener Gesellschaft mit darunter leiden, indem die nunmehr beschlossene Leitung der Bahn über den Ederkopf erheblich schwieriger und weniger ersprießlich ist, als jene durch den Dillgrund.

— Wie aus guter Quelle verlautet, dürfte demnächst am Rhein ein Verbot des Spiels diesseitiger Staatsangehörigen in den zunächst gelegenen Spielorten Ems, Wiesbaden und Spaa zu erwarten sein.

— Im Seebad zu Norderney starb am 1. August im blühendsten Mannesalter der bekannte publicistische Schriftsteller Dr. Gustav Diezel. Er gehörte der demokratischen Partei an, theilte aber keine ihrer Hoffnungen, sondern hielt das alte Europa für erschöpft. Höchstens die katholische Kirche und Rußland schienen ihm noch einiger Aufmerksamkeit werth. Es war ein hochbegabter Mann, in den Irrgängen der absoluten Kritik erzogen und verkommen.

— Die eben in Bern versammelte schweizerische naturforschende Versammlung hat auf Antrag der medizinischen Section über die Kretinenanstalt auf dem Abendberg folgenden Beschluß gefaßt: „Da Hr. Dr. Guggenbühl der Aufforderung zur Erstattung eines

jährlichen Berichts theils nur unvollkommen, theils während 12 Jahren gar nicht entsprochen hat, namentlich auch dann nicht, als in der medizinischen Section der Versammlung in Lachauxdefonds 1855 ein bedeutendes Mißtrauen gegen seine Anstalt ausgesprochen worden war; da Hr. Dr. Guggenbühl hierdurch theils Richtachtung der naturforschenden Gesellschaft gezeigt, theils die in Lachauxdefonds gegen ihn erhobenen Beschwerden nicht widerlegt hat — so wird dem Hrn. Dr. Guggenbühl die Theilnahme und Unterstützung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft entzogen." Dieser Beschluß wurde einstimmig von den 298 anwesenden Mitgliedern der Gesellschaft gefaßt. Hr. Guggenbühl hatte vorher die Absicht gehabt, der Versammlung einen Vortrag über die Fortschritte seiner Anstalt auf dem Abendberge zu halten.

Inowraclaw, 4. August. Vor einigen Tagen wurde dem hiesigen jüdischen Kaufmann J. von dem Briefträger ein Brief mit dem Poststempel London und mit der polnischen Adresse Do Obywatela J. (An den Bürger J.) übergeben. Er öffnete sofort das Couvert und fand eine Menge Exemplare eines in polnischer Sprache verfaßten „Aufrufes an die Polen zur Revolution." Da der Mann allen revolutionären Umtrieben durchaus fern steht, so übergab er der Polizei den verbrecherischen Inhalt des Briefes. Die sofort angestellten Nachforschungen ergaben, daß der Brief für einen polnischen Subaltern-Beamten am hiesigen Kreisgericht, welcher denselben Namen führt, bestimmt und nur durch ein Versehen des Briefträgers an eine falsche Adresse gelangt war. Der betreffende Subalternbeamte ist bereits zur Untersuchung gezogen. Die Sache macht hier natürlich viel Aufsehen, weil Jeder, und wohl mit Recht, in Verbreitung des revolutionären Aufrufes einen Beweis dafür erblickt, daß die demokratische Partei der polnischen Emigration leider abermals versucht, die ehemals polnischen Landestheile wo möglich zum Schauplatz einer Revolution zu machen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch der polnischen Nationalität den letzten Todesstoß gebe.

Paris, 6. Aug. Die Verhandlungen der Pariser Conferenz haben auch in der neuesten Zeit einen gunstigen Fortgang genommen. Ganz kürzlich ist über die Einsetzung der obersten Regierungsgewalt in der Moldau und Walachei eine allseitige Verständigung erfolgt. Gemäß derselben wird jedes der beiden Fürstenthümer einen gewählten Hospodaren erhalten. Von besonderer Wichtigkeit erscheint es dabei, daß gleich die ersten Hospodare durch Volkswahl bestellt werden sollen. Von Seiten der Pforte war bekanntlich früher der Anspruch erhoben worden, ihrerseits zunächst beide Regenten zu ernennen, und erst bei einem Regierungswechsel die Wahleinrichtung Platz greifen zu lassen. In Folge des nachhaltigen Widerspruchs mehrerer Mächte hat man indessen in Konstantinopel von diesem Verlangen Abstand genommen, und sich damit einverstanden erklärt, daß die nach dem Census zu organisirenden Wählerabtheilungen von Anfang an das grundsätzlich ihnen zugestandene Wahlrecht auch thatsächlich in Ausübung bringen.

— Graf **Portalis**, Senator und erster Ehren-Präsident des Cassationshofes, früher Minister der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten, Großkreuz der Ehrenlegion, ist plötzlich in der Nacht vom 4. zum 5. d. M. im 81. Jahre gestorben.

— Man hat schon vor einiger Zeit von einer Mission nach Frankreich gesprochen, welche der Prinz von Carignan erhalten soll. Es scheint sich diese Nachricht zu bestätigen und wird der Prinz in Begleitung eines Adjutanten in Paris erwartet.

— Die neueste Nummer des „Punch" wurde gestern von der Polizei mit Beschlag belegt, durfte aber heut wieder ausgegeben werden. Dieselbe stellt Napoleon III. als Sphinx dar, die sich aus den Wogen des Meeres erhebt. Die Unterschrift lautet: „Die französische Sphinx, das Räthsel der Gegenwart." Darunter liest man die Worte Napoleon's I.: „Ich werde in Cherbourg die Wunder von Aegypten erneuern."

— Der Handel von Dscheddah betrug 1857 nach den Annales du commerce extérieur 20,837,750 Fr. Einfuhr und 10,771,250 Fr. Ausfuhr. Das französische Journal bemerkt u. A.: „Die Manufacturwaaren, welche über Aegypten eintreffen, sind meistens englischer Herkunft. Die deutschen Artikel verschwinden von Tag zu Tage mehr von den Märkten des rothen Meeres. Die gegenwärtige Einfuhr aus Deutschland besteht in Quincaillerie, z. B. Spiegeln, Messern und ähnlichen Erzeugnissen.

* **Cherbourg**, 6. August. Heut Mittag bestiegen der Kaiser und die Kaiserin vor dem Arsenal ein Schiff und begaben sich an Bord der Yacht der Königin von England, um von ihr Abschied zu nehmen. Gleich darauf lichtete die Yacht die Anker und umgeben von ihren getreuen Delphinen, vielen großen und kleinen Fahrzeugen, wendete die Königin der Meere sich wieder den Küsten der Heimath zu. Damit ist der Glanzpunkt des Spectakels erloschen. Blicken wir auf die beiden letzten Tage einen Augenblick zurück:

Der Kaiser und die Kaiserin waren am 4. Nachmittags in Cherbourg eingetroffen. Ihre Reise von Paris nach Cherbourg bot einige nicht uninteressante Momente. Das Land hat wenig historische Erinnerungen, aber alle die vorhandenen deuten auf die alten Kämpfe zwischen Frankreich und England. Caen und Bayeux wurden besonders berücksichtigt. In Caen war eine alte Klosterkirche zum Ballsaal für den Kaiser und seine Gäste hergerichtet. Das graue Mauerwerk war mit Teppichen und Gasleuchtern überdeckt. Die flüchtige Decoration kostete mehrere hunderttausend Francs. Während der Kaiser im Allgemeinen dem Charakter der Bevölkerungen dieser Gegend sich anschließend, der katholischen Kirche eine besondere Aufmerksamkeit widmete, Bischöfe, fliegende Altäre, Weihrauchkessel u. dgl. sehr in den Vordergrund traten, erregte diese Ballkirche doch einigen Anstoß. Die Kaiserin hatte das Unglück, beim Aussteigen aus dem Waggon zu fallen, sie hat indeß keinen Schaden davon getragen. Ihre Grazie, gehoben durch eine ebenso einfache als kostbare Toilette (Kleid von lila Seide, weißer Reisstrohhut mit lilafarbigen Blumen) erregte viel Sympathie, doch zeigte sich das eigentliche Volk, seiner Art treu bleibend, meist stumm.

Es ist ein derber Menschenschlag, der zum großen Theil seine alte Tracht noch bewahrt hat. Die Frauen tragen unförmlich hohe, spitzzulaufende Mützen, persischen Turbanen vergleichbar, die Männer lange Röcke und breite Hüte. Daß diese Leute Franzosen sind, wird der Fremde nicht glauben.

In Cherbourg fand der Kaiser seine ganze gewöhnliche Pariser Umgebung, überall die Uniform, Polizei, Pariser Lebemänner, Boursiers, hohe und niedere Weiber im glänzendsten Putz, endlich eine Unmasse von Journalisten, die wirklich prachtvoll (auf Kosten der Eisenbahn) gefahren, verpflegt und logirt wurden. Zu sehen bekamen sie freilich in dem über alle Beschreibung furchtbaren Gedränge wenig. Dafür ließ Herr Pereire, der bekannte Börsenmatador und Director der neuen Paris-Cherbourger Eisenbahn, sie am Abend in einem Dampfer auf die Rhede hinausfahren, und sie genossen da, umgeben von den Flaggen aller Länder, ein Schauspiel ohne Gleichen. Ueberall Lichter, das ganze Meer damit bedeckt und die Küste ebenfalls.

Bald nach Ankunft des Kaisers ertönten donnernd von den äußeren Hafenwerken die Signalkanonen, darauf die Kanonen aller Schiffe, und kündigten, es war 7 Uhr Abends, das Einlaufen des Geschwaders, welches die Königin von England begleitete, an.

Der Kaiser machte ihr bald darauf an Bord ihrer Yacht eine visite non officielle, wie die Leute der Etiquette hier sagen, denen die Zusammenkunft des Kaisers mit der Königin überhaupt viel Kopfzerbrechens gemacht hat. Der Spätabend brachte eine prachtvolle Illumination der Seepräfectur, in der der Kaiser wohnte, und der Place d'armes, eines schönen, mit einigen alten Häusern umgebenen Platzes, auf welchem die Statue Napoleon's I. seit einigen Tagen steht.

Gestern, 5., Mittags machte die Königin, begleitet von Prinz Albert, dem Prinzen von Wales, dem Herzog von Cambridge, dem Lord Malmesbury, ihrem auswärtigen Minister und einem zahlreichen Gefolge, dem Kaiser ihren Gegenbesuch. Auf einem kleinen Dampfer rauschte sie heran, die Luft dröhnte von den Kanonaden des Fort Hamet und des englischen und französischen Geschwaders. Eine Treppe wird vom Schiff herabgelassen, das Schiff legt sich an den Quai, auf dem der Kaiser, die Kaiserin stehen; der Kaiser steigt die Treppe des Quais herab, die Königin und ihre Begleitung, die in einen kleinen Nachen herabgestiegen sind, treiben mit einigen Ruderschlägen heran, der Kaiser reicht der Königin die Hand, und in dem Augenblick, wo sie den Fuß auf die Quaitreppe setzt, schmettern oben Fanfaren drein. „God save the Queen“ und „Vive la Reine“ tönen von allen Seiten. Die Kaiserin umarmt und küßt die Königin, die vier Hauptpersonen setzen sich in den Wagen der Kaiserin und fahren nach der Präfectur, wo ein Dejeuner ihrer wartet. Darauf fand eine ziemlich flüchtige Besichtigung der neuen Hafenwerke statt.

Am Abend (5. August) fand auf dem französischen Linienschiffe Bretagne ein großes Diner statt, bei welchem der Kaiser eine sehr friedfertige Rede hielt, worauf ihm Prinz Albert im Namen der Königin kurz erwiderte. Die Rede des Kaisers lautete: „„Ich trinke auf das Wohl der Königin von England, des Prinzen, welcher ihren Thron theilt, und der königlichen Familie. Indem ich diesen Toast in Ihrer Gegenwart an Bord des Admiralschiffes im Hafen von Cherbourg ausbringe, bin ich glücklich, die Gefühle zu offenbaren, die uns gegen sie beseelen. In Wahrheit, die Thatsachen reden für sich selbst und beweisen, daß die feindseligen Leidenschaften, erregt durch einige unglückliche Vorfälle, weder die Freundschaft, welche zwischen den beiden Kronen besteht, noch das Verlangen beider Völker, im Frieden zu bleiben, stören konnten. Und so habe ich die feste Hoffnung, daß, wenn man den Groll und die Leidenschaften einer andern Epoche wieder anfachen wollte, sie scheitern würden an dem gesunden öffentlichen Sinne, wie die Wogen sich brechen an dem Deiche, der in diesem Augenblicke die Geschwader beider Staaten gegen die Wogen des Meeres schützt.““

Prinz Albert antwortete folgendermaßen: „„Sire, die Königin wünscht, daß ich Ew. Majestät ausspreche, wie ergriffen sie von dem neuen Beweise der Freundschaft ist, den Sie ihr soeben durch diesen Toast gaben und durch die Worte, die ihr auf immer theuer sein werden. Ew. Majestät kannten die freundschaftlichen Gefühle, welche sie gegen Sie und die Kaiserin hegte, und ich habe nicht nöthig, Sie daran zu erinnern. Eben so wissen Sie, daß die gute Eintracht zwischen unseren beiden Ländern der Gegenstand ihrer wie Ew. Majestät Wünsche ist. Die Königin ist daher doppelt glücklich, die Gelegenheit zu haben, durch ihre Gegenwart hier in diesem Augenblicke sich mit Ihnen, Sire, in dem Bemühen zu verbinden, die Bande der Freundschaft zwischen unsern beiden Nationen so fest als möglich zu knüpfen. Diese Freundschaft ist die Basis ihrer beiderseitigen Wohlfahrt, und der Segen des Himmels wird ihr nicht fehlen. Die Königin bringt die Gesundheit des Kaisers und der Kaiserin aus!““

Am Diner nahmen außer den kaiserl. Majestäten und der Königin von England nebst den Prinzen ihrer Familie noch folgende Personen Theil: Sir John Pakington, erster Lord der Admiralität, Lord Malmesbury, Minister des Auswärtigen, Marschall Vaillant, Admiral Hamelin, Marschall Herzog von Malakow, Graf Walewski, Herr Rouher, Marschall Baraguay d'Hilliers und die commandirenden Capitaine der englischen und französischen Escadre. Nach dem Diner geleitete der Kaiser die Königin in einem kaiserlichen Boote zurück, und diesen Morgen machten die kaiserlichen Majestäten der Königin den Abschieds-Besuch.

Damit ist, wie gesagt, der Hauptheil des Schauspiels zu Ende. Es folgen nun noch Flottenbesichtigungen, Einweihungen, Enthüllungen, aber das ist alles eine reine res domestica Frankreichs.

Cherbourg hat solche Tage noch nicht gesehen; die Leutchen in der Stadt verdienen Geld in unglaublicher Masse. Jedes einigermaßen entbehrliche Zimmer wird für Goldstücke vermiethet; die Engländer übertreffen sich im Bieten großer Summen für jede Kleinigkeit. Der dritte Mensch ist ein Commissionär, der etwas anzubieten hat, Zimmer von zehn Francs bis zweihundert Francs für den Tag, eine Matratze für die Nacht kostet 10 bis 20 Francs. Bivouacqs im Freien sind natürlich nichts seltenes. Das hauptsächlichste ist auf dem Eisenbahnhofe, der mit Sand dick bestreut ist. Man nennt ihn das Sebastopol des gens de lettres, weil dort Seitens der Eisenbahn-Verwaltung für die Journalisten, für die Ministerialbeamten und für die Damen der Direction Lagerzelte aufgeschlagen sind. Die Zelte sind blau und weiß gestreift, in jedem Zelte drei Betten. Auch ein Zelttheater ist dort aufgeschlagen, und in einer langen Bude hat der treffliche Koch Potel aus Paris ein Buffet errichtet, an dem die Eingeladenen gratis speisen und trinken, alles auf Rechnung der Eisenbahn. Der Leichtsinn, die Lebenslust und die Geschicklichkeit des Franzosen, sich überall zurechtzufinden, kommt hier recht zum Vorschein. Unter der Masse der Fremden im Gedränge fallen viel gelbliche Gesichter auf, die nicht besonders gut aussehen. Sie sollen Polizeiofficianten, die hier äußerst zahlreich sind, angehören. (Die geheime französische Sicherheitspolizei soll viele Italiener unter sich zählen.)

S. M. **London**, 6. August. Heute ist es ein Jahr, daß Napoleon III. in Osborne die Königin Victoria auf einige Stunden besuchte, um in eigener Person die Schatten zu verscheuchen, die damals in Folge des Sieges, den die französische Diplomatie über die englische so eben in Constantinopel davongetragen hatte, die anglo-französische Allianz ein neues Mal umdunkelten. Wieder war durch die wirklichen oder vermeintlichen Rüstungen Frankreichs der Glanz der Allianz in neuester Zeit sehr merklich erblichen, und wieder wird sie so eben auf der Rhede von Cherbourg aufgefrischt und erneuert. Geräuschvoll und festlich — indeß aber senkt sich — sonderbares Spiel des Zufalls! — anspruchslos, geräuschlos, lautlos, von der englischen Küste aus in fast gerader Richtung nach Cherbourg jener wunderbare Faden ins Meer, der England elektrisch verbinden soll — nicht mit Cherbourg, sondern dem nachbarlichen Alderney (kleine britische Insel an der französischen Küste), wo sich unter dem bescheidenen Namen eines Zufluchthafens Angesichts Cherbourgs eine formidable Felsenveste langsam aus dem Grunde des Meeres erhebt. Doch für England sollte der gestrige Tag nicht ein Tag sein der Werke des Krieges, möchten sie auch übertüncht sein mit den schimmernden Formen des Friedens, sondern ein Tag in Wirklichkeit der Werke des Friedens, ein Tag des glänzendsten Sieges der Wissenschaft, des herrlichsten Triumphes der Kunst.

Mit elektrischer Schnelle, im eigentlichen Sinne, verbreitete sich gestern durch die drei Königreiche die Nachricht, daß die Niederlegung des magnetischen Taues zwischen Europa und Amerika, der neuen und der alten Welt, gelungen, das eine Ende des Taues diesseits, in Valentia, auf der „grünen Insel", das andere jenseits, in St. John, in der Trinity-Bay auf Neufundland, glücklich gelandet sei. Der Eindruck aber, den die Nachricht in London machte, wo sie in derselben Stunde eintraf, in welcher die Souveraine von England und Frankreich auf dem Ocean sich begrüßten, beweist, daß doch im Grunde die Sympathien der Völker nicht mehr auf äußerlichen Formen beruhen, sondern auf weiteren, tieferen, edleren, und darum wahreren und bleibenderen Fundamenten. Mit elektrischer Schnelle, diesmal im uneigentlichen Sinne, verbreitete die freudige Botschaft sich in der Stadt und flog von Mund zu Mund — und vergessen waren Cherbourg und seine Felsenbassins, seine vaisseaux-de-ligne, forts et rédoutes, seine 3000 Mörser und Kanonen und 15 Mill. Kil. Pulver ꝛc. — Die freudige Aufregung des Publicums folgte dem Schwunge der Actien der Compagnie, und das will viel sagen, denn diese stiegen kühnen Sprunges von 2—300 auf 800—1000 Pfd. St. die Actie!

Ehre, wem Ehre gebührt: Dänemark hat, wie die Singapore „Free Press" berichtet, so eben mit Siam einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen, wonach den dänischen Unterthanen dieselben Vortheile und Vergünstigungen in Siam eingeräumt sind, wie sie die Engländer bereits besitzen; ja, noch mehr: es ist den dänischen Unterthanen nicht nur gestattet, Grundeigenthum in Siam zu erwerben, sondern auch Minen zu eröffnen und auszubeuten, an denen das Land, wie es scheint, ziemlich reich ist (s. Sir J. Bowring's Werk über Siam). Sollten nicht Preußen und der Zollverein Veranlassung haben, diesem guten Beispiele zu folgen — da sie einmal nicht damit vorangegangen sind? — Ach, mit dem Vorangehn hat es seine guten Wege. — Die Tage des Stader-Zolles scheinen nun wirklich gezählt: denn die betreffende Commission des Unterhauses hat in ihrem so eben erschienenen Berichte einfach für „Kündigung Seitens Englands des Vertrages von 1844" in sehr bestimmter Weise sich ausgesprochen. Ein anderes parlamentarisches Document von hohem Interesse ist der ebenfalls so eben erschienene Bericht der betreffenden Commission über das britische Consularwesen. — Daß die Aufhebung (sei es durch Reciprocitätsverträge oder unter der neuen Schifffahrts-Acte) der Differential-, Hafen- und Schiffsgebühren, d. h. die Zulassung der fremden Flagge ganz auf dem Fuße der eigenen

(englischen) für England nicht ganz ohne unmittelbare finanzielle Opfer gewesen ist und theilweis noch ist, beweist die Thatsache, daß der Staat, der die betreffenden Differenz-Vergütungen übernommen hat, seitdem bis Ende des Jahres 1857 an Corporationen, Compagnien und Individuen nicht weniger als 1,075,703 Pfd. St. solcher Entschädigungsgelder gezahlt hat: freilich sind mittelbar dem Lande höhere Vortheile erwachsen, die sich nicht in Zahlen ausdrücken lassen. Einem officiellen Nachweise zufolge wurden im Jahre 1857 aus Victoria und Neu-Süd-Wales, den „Gold-Colonien" Australiens, 2,778,471 Unzen Gold, also dem Werthe nach 11,091,389 Pfd. St. exportirt; fast alles Gold kam nach England, der Rest ging nach Suez, China, Ostindien und den anderen australischen Colonien. — Der militärische Dienst scheint doch Vielen der „Freiwilligen" nach der auffallend großen Anzahl der stattfindenden Desertionen nicht ganz nach Geschmack zu sein: in den sechs Monaten von October 1857 bis Ende März 1858 desertirten aus der Armee und der Miliz im vereinigten Königreich nicht weniger als 15,436 Mann — ein kleines Heer: leider für diese Kampfesscheuen geht es nicht so schnell über die Grenze, und so wurden 8,141 derselben wieder ergriffen und „reintegrirt". — Undank ist keine der Untugenden des Volkes Israel: die hiesigen Juden beabsichtigen, wie es heißt, ihrem großen und endlich erfolgreichen Vorkämpfer, Lord John Russell, eine Boudoir-Ausstattung, bestehend aus einem Tisch und vier Stühlen von gediegenem Silber, als Geschenk darzubieten; doch ist wohl sehr unwahrscheinlich, daß der edle Lord das Geschenk annehmen werde. — In Rücksicht auf eine frühere Mittheilung glaube ich erwähnen zu müssen, daß der Rev. Mr. Edouart davon Abstand genommen hat, die Abhaltung von Gottesdiensten in Exeter-Hall in gerichtlichem Wege inhibiren zu lassen, und zwar weil, wenngleich der geistliche Gerichtshof gegen die Abhaltung erkannt haben würde, doch demnächst im weiteren Verlaufe der Procedur der betreffende Gerichtshof des Gemeinen Rechts — das in allen Fällen das höhere Recht ist — die Ungesetzlichkeit nicht anerkannt haben würde, da durch kein statutarisches Gesetz die Abhaltung von Gottesdiensten der vorliegenden Art untersagt ist.

— Nach dem „Herald" wird die Königin nächsten Montag in Buckingham-Palace übernachten und am Dienstag darauf sich in Gravesend nach Preußen einschiffen. Da die Reise durchaus keinen öffentlichen Charakter habe, so geruhe Ihre Majestät, sich alle Loyalitäts-Kundgebungen in Gravesend zu verbitten.

— Der auf drei Wochen beurlaubte Befehlshaber der Besatzung von Woolwich, General-Major Sir W. F. Williams von Kars, ist am Mittwoch Morgens nach Cherbourg gereist, um dort in der Umgebung Ihrer Majestät und des Hofes zu verweilen.

— Der Herzog von Malakow, der in Begleitung des Admirals Lord Lyons an Bord des Royal Albert gestern früh nach Cherbourg segelte, wurde Abends vorher mit einem Bankette von 28 Gedecken bewirthet, welchem mehrere Admiralitäts-Lords und Sir John Pakington beiwohnten. Sehr fidel sollen die ehrenwerthen Mitglieder des Unterhauses den Abend vor der Abfahrt nach Cherbourg vollbracht haben. Sie hatten sich tagüber in Southampton herumgetrieben, aber wie die Diner-Stunde nahte, eilte Alles an Bord. Mit der Eisenbahn waren eben wieder einige Ladungen Gesetzgeber angekommen, deren manche so viel Gepäck mitbrachten, als gingen sie nach Aegypten oder Australien. Eine Abtheilung londoner Polizei, welche gewöhnlich in der Nähe des Parlaments-Gebäudes auf Posten ist, war nach Southampton gekommen, um den ehrenwerthen Mitgliedern und ihrem Gepäck sicher an Bord zu helfen. Punkt 8 Uhr begann das Banket, bei welchem der treffliche Wein zu den cordialsten und einträchtigsten Trinksprüchen stimmte. Mehrere Mitglieder sangen lustige Lieder, und ein tapferer Offizier, der einem Geschlechte von Helden, Geschichtschreibern und Mathematikern angehört (Sir Charles Napier), soll auf dem Verdeck zur allgemeinen Heiterkeit einen Matrosen-Tanz aufgeführt haben.

— Der berühmte Kochkünstler „Alexis Soyer" ist in der verflossenen Nacht plötzlich gestorben.

— Die Richtigkeit der anfangs bestrittenen Meldung von der bevorstehenden Rückkehr des Lord Stratford Redcliffe nach Konstantinopel wird schon seit einiger Zeit allseits zugegeben. Aus zuverlässiger Quelle wird versichert, daß der edle Lord zu dieser Rückkehr von Lord Malmesbury ausdrücklich autorisirt wurde, und daß er vom Sultan officiell Abschied nehmen wird, obschon Sir Henry Bulwer dessen Abberufungsschreiben bereits überreicht hat. Seine Rückkehr hat also durchaus keinen Privatcharakter und der Lord wird, einmal angekommen, seine Abreise von Konstantinopel nicht übereilen. Dies ist kein gutes Anzeichen für die Verträglichkeit der französischen und britischen Einflüsse am Bosporus und für den frommen Wunsch des Siècle, die in Cherbourg zu befestigende Allianz möge im Orient nachdrücklicher auftreten.

— „Daily News" nehmen in der Suez-Canal-Frage gegen Mr. Stephenson Partei. Dieser verdienstvolle Ingenieur habe in seinem neulichen Sendschreiben an die „Oesterreichische Zeitung" verrathen, daß er den Meerbusen von Tineh nicht gesehen und besichtigt habe, und somit einen großen Theil des Nimbus zerstört, mit welchem die englische Regierung seinen Namen zu umgeben suche.

— „Seit der Entdeckung Amerikas durch Columbus," sagt die Times, „ist nichts geleistet worden, was sich in irgend einem Grade der ungeheuren Erweiterung vergleichen ließe, welche die Sphäre der menschlichen Thätigkeit jetzt erfahren hat. Es ist gestern mehr für die Consolidation unseres Reiches gethan worden, als die Weisheit unserer Staatsmänner, die Liberalität unseres Parlaments und die Loyalität unserer Colonisten je hätten leisten können. Die Entfernung zwischen Canada und England ist aufgehoben. So weit es sich um den wechselseitigen Verkehr und gutes Einvernehmen handelt, ist der atlantische Ocean trocken gelegt, und wir werden ebensowohl in Wirklichkeit, wie unserem Wunsche nach zu einem einzigen Lande. Auch können wir die Stellung, in welcher der atlantische Telegraph uns zu der großen amerikanischen Republik gebracht hat, nicht mit Gleichgültigkeit betrachten. Er hat die Unabhängigkeits-Erklärung des Jahres 1775 zur Hälfte vernichtet und ein gutes Theil dazu beigetragen, uns, wir mögen uns noch so sehr

dagegen sträuben, zu einem Volke zu machen. Zu der Blutsverwandtschaft, der Verwandtschaft der Sprache und Religion, zu dem innigen Geschäftsverkehr und der in so vielen Dingen herrschenden vollständigen Sympathie kommt jetzt noch die Fähigkeit der sofortigen Mittheilung, welche allen diesen auf die Einheit abzielenden Tendenzen eine Stärke verleihen muß, die sie nie zuvor besitzen konnten. Es gereicht uns zur größten Freude, daß gerade England das Glück gehabt hat, im Verein mit der einzigen Nation auf Erden, in welcher die Flamme der Wissenschaft durch den Hauch der Freiheit angefacht und am Leben erhalten wird, ein Unternehmen auszuführen, welches die Menschheit so tief berührt. Mögen diejenigen, welche in Cherbourg versammelt sind, um einen neuen Fortschritt in der Kunst der Zerstörung und die Einweihung einer Festung zu feiern, die offenbar den Zweck hat, die Unabhängigkeit und das Wohl unserer Gestade zu bedrohen, über den wahren Charakter des eben ausgeführten Unternehmens nachdenken und sich von der Beschauung der zur Magd des Blutvergießens und der Zerstörung herabgewürdigten Wissenschaft, jener Wissenschaft zuwenden, die ihrem wahren Berufe dient, nämlich die Versöhnerin, Wohlthäterin und Leuchte des ganzen Menschengeschlechts ist. Eine Militair-Monarchie hat Cherbourg geschaffen. Politische Freiheit und commercieller Unternehmungsgeist sind die Schöpfer des atlantischen Telegraphen, und sie brauchen sich des Vergleiches wahrhaftig nicht zu schämen."

—

Haag, 6. August. Se. Königliche Hoheit der Prinz Carl von Preußen ist heute von seinem Ausfluge nach Belgien auf Bakkershagen zurückgekehrt. Wie man hört, wird derselbe zu der Zeit, wo die Königin von England Berlin besucht, nach der preußischen Hauptstadt abreisen. — General Murawiew, der Eroberer von Kars, welcher gegenwärtig unser Land besucht, ist von den Mitgliedern der königlichen Familie mit vieler Auszeichnung empfangen und behandelt worden. — Der Statthalter von Polen, Fürst Gortschakow, verläßt Holland am 10. d. M. — Das Handelsblad erklärt alle Angaben über die Abdankung des Königs für aus der Luft gegriffen. Der König wird am 10. im Haag zurückerwartet.

Telegraphische Depeschen.

Paris, Sonnabend, 7. August, Nachmittags 2 Uhr. Wie der heutige Moniteur meldet, findet die Einweihung des großen Beckens zu Cherbourg heute Statt. Gestern ward eine Revue über das französische Geschwader abgehalten. Der Kaiser und die Kaiserin besichtigten sämmtliche Schiffe. Am Abend war die Stadt beleuchtet. Namentlich zeichnete sich die Illumination des Theaters und des Bahnhofes aus.

Die Haltung der Börse ist sehr fest und das Geschäft belebt.

Börse vom 7.

4½% Rente	00 00
3% Rente	68 60
Franz-Oesterr. E.-A.	631 25
Mobiliar-Credit-Ges.	630 00
1% span. Schuld	00 00
3% dito	00 00

Schluß-Course vom 6.

4½% Rente	96 50
3% Rente	68 50
Franz.-Oesterr. E.-A.	631 25
Mobiliar-Credit-Ges.	630 00
1% span. Schuld	27¾
3% dito	38½

Vermischtes.

Der Londoner „Punch" bringt einen Artikel, überschrieben: „Das Haus der Gemeinen in Cherbourg." Die ehrenwerthen Mitglieder werden darin dem Kaiser Napoleon vorgestellt und expectoriren sich in höchst charakteristischer Weise. Disraeli hält eine lange Anrede, worin es heißt: Ich habe stets das kaiserliche System bewundert, da es mehr als irgend ein anderes meinem Ideal nahe kommt — nämlich einem absoluten Despotismus, der auf radikalsten Principien gegründet ist. Ich habe den Grund zu einem ähnlichen System auf unserer Insel gelegt; und, obgleich unsere constitutionellen Formen seiner Entwickelung sehr im Wege stehen, so hoffe ich doch, daß eine Politik, welche bis jetzt schon die Aufhebung des Vermögens-Nachweises und die Emancipation der Juden durch ein Torycabinet zum Resultat hatte, früher oder später zu jenem Ziele führen wird, welches Ew. Maj. auf einem kürzeren Wege an dem merkwürdigen Abend des 2. Decembers erreicht haben. — Mit Ungeduld drängt sich jetzt Lord John Russell vor. Ew. Majestät! ruft er, belieben uns Ihre Bollwerke zu zeigen. Sehen Sie mich an, ich bin ein Bollwerk Englands. So oft die Krone gute Plätze vergeben muß, ist ein ganzes Regiment von Greys zur Hand. — Bernal Osborne unterbricht den edlen Lord durch einen schlechten Witz, worauf ein dicker Alderman im Bankettornat sich vordrängt und vor Sr. Maj. sich im Französischen übt: — „S'il vous plait votre Majestie, je suis un des Aldermen de la Cité de Londres — une Cité très celébré pour le Venoison, et la Tortue de mer. Nous les Aldermen et le Grand Seigneur — Le „Lord-Major" serons, toujours, très, très „proud" (comme nous disons en Angleterre) à voir vous, et votre Madame à notre Guildhall, et un couteau et une fourchette seront toujours à votre service si vous et vos amis desirent couper votre mouton avec nous." — Auf den Alderman folgt Baron Rothschild, der dem Kaiser in vertraulichem Tone und einem leisen Pettycoat-lane-Accent seine Leiden und Freuden schildert. Na, freut es mich doch wirklich, als ein wirklicher Gemeiner hier zu sein. Zehn Jahre haben sie mich draußen stehen lassen, und habe ich doch bei jeder Wahl einen kleinen winzigen Lord auf dem Rücken bis an die Thür getragen. Nun, das ist vorbei. Reden wir lieber vom Geschäft. Wenn Friede bleibt, desto besser; wo nicht, mache ich John Bull seine Wechselchen, und mein kleines Haus in Paris drüben wird Eure machen. — Mr. Gilpin, der Quäker, freut sich natürlich, den Kaiser dutzen zu können, und sagt: Louis

Napoleon, wenn Du diese irrationellen Kanonen abschaffst, wirst Du mehr für die Civilisation thun, als Dein blutdürstiger Vorgänger desselben Namens. Ich frage Dich als einen verständigen Menschen und als Geschäftsmann, wie können die Nationen ihren Laden hüten, wenn sie wissen, daß sie eine Pulverkammer im Keller haben? Warum willst Du und die Victoria Guelph nicht die Armeen beider Länder auseinanderjagen? — Samuel Warren schlägt erst seine Stirn allerunterthänigst gegen das Pflaster, wirft sich dann in seine theatralische Stellung und ruft: Jener Hebräer ist unsere Schmach, dieser Quäker ist verrückt. O Schwurgericht, Preßfreiheit und unsere englische Literatur — namentlich „Zehntausend jährlich", das sind unsere wahren Bollwerke. Niemand in unserm freien Lande braucht zu verzweifeln. Ich selbst, obschon bisher sehr mißhandelt, hoffe dereinst noch Richter oder Attorney-General — — Lord Derby schreit: Nieder Sir! worauf Samuel sich verneigt und zusammen schnappt. — Mr. Tite, der berühmte Baumeister, stellt darauf Vergleichungen zwischen der Seine und der Themse an, wobei Alderman Bloggs in großer Aufregung ihm in die Rede fällt, Sr. Maj. versichernd: „Le Themse est très douce." Se. Maj. der Kaiser erklärt zuletzt, es nicht mehr aushalten zu können. — „Punch" bricht ab mit einer telegraphischen Nachschrift, wonach Alderman Bloggs wegen Trunkenheit und Scandal vor den Friedensrichter gestellt wurde, Lord Brougham Herrn Dupin um den Hals gefallen ist, und der Dampfer „Pera" eine Nothflagge aufgesteckt hat, weil in der ganzen Gegend kein Tropfen Champagner mehr aufzutreiben ist und man eine Meuterei Seitens der ehrenwerthen Mitglieder befürchtet.

Briefkasten.

E. L. Nichts erhalten. M. B. Eingetroffen.

G. Z. Es ging nicht anders. Herzlichste Grüße. Wir bleiben zusammen.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch). — Redacteur: H. Reipp in Berlin.

Königthum und freie Communen.

Man denke sich einen Gutsbesitzer, der durch irgend ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen eine zahllose Menge im ganzen Lande zerstreut liegender kleiner Güter erworben hätte, von einem eben so zahllosen Heer von Pächtern und Administratoren bewirthschaftet, und mehr oder weniger mit Schulden behaftet. Würde man wohl einen solchen Mann um dieses Besitzes willen für sehr reich, sehr angesehen und sehr glücklich halten, oder würde es sich nicht gar bald zeigen, wie alle diese Herrlichkeit ganz illusorisch wäre? Denn jene zahllosen Pächter und Administratoren, welche sich gar nicht controlliren ließen, würden den besten Theil der Gutserträge für sich nehmen, der Rest würde so ziemlich zur Verzinsung der Schulden drauf gehen, und die Verwaltung des Ganzen würde so weitschweifig und widerwärtig sein, daß dem Eigenthümer bei einem geringen Einkommen schießlich kein froher Augenblick bliebe. Jedermann würde ihm daher rathen, diese zahllosen kleinen Besitzungen zu verkaufen, um dafür einige wohlgelegene große Güter zu erwerben, die er übersehen und mit ausreichendem Betriebs-Capital bewirthschaften könnte, um dann erst eines wirklichen Reichthums zu genießen.

Ganz ähnlich verhält es sich zur Zeit mit der königlichen Gewalt. Sie erscheint unermeßlich, denn sie umspannt mit ihren Agenten das ganze Land, und dringt mit ihrem Aufsichts- und Bestätigungsrecht bis in die geringste Commune hinein, in der That aber bilden diese zahllosen Agenten, durch welche die königliche Gewalt ausgeübt wird, die eigentlichen Nutznießer derselben, und das Königthum gewinnt durch diese grenzenlose Verzweigung seiner Gewalt an effectiver Macht nicht nur nichts, sondern im Gegentheil, es verliert am Ende seine eigene Bewegungskraft. Dem Namen nach im Besitz aller Machtvollkommenheiten, wird es in der Wirklichkeit fast nur die Centralspindel, um welche sich die große Maschinerie der Bureaukratie bewegt, indem die Hierarchie des Beamtenthums und der Schematismus des Dienstes allmälig eine solche Macht und Consistenz gewinnen, daß für eine persönliche Thätigkeit des Monarchen kaum noch ein Spielraum übrig bleibt. Das ist die Kehr-

seite der absoluten Monarchie und das unvermeidliche Resultat derselben, und darum hat der Absolutismus in allen Ländern dahin geführt, daß dem Königthume aller Lebenssaft entzogen wurde.

Soll das Königthum als eine freie und selbstständige Macht wirken, so muß es selbst von freien und selbstständigen Elementen umgeben sein. Es fand dieselben ehemals in dem Feudalsystem, in unserer Zeit aber wird es sie nur in dem Communalsystem finden, d. h. wie es ehemals der Chef seiner Vasallen war, muß es jetzt den Mittelpunkt freier communaler Verbände bilden, welche dann selbst die allerkräftigste Stütze des Thrones seien werden, sobald sie in demselben die Garantie ihrer eigenen Freiheit zu erblicken lernen. Es wird sich damit wieder der Idee der altgermanischen Königthums nähern, wie es in dem Zeitalter vor dem Feudalismus war, und wir behaupten, daß dies die einzige Form ist, unter welcher es noch eine Zukunft hat. Denn unsere Gegenwart steht, wie jene altgermanische Zeit, auf dem Boden der Gemeinfreiheit, in welchem das Königthum selbst seine Wurzeln schlagen muß, wenn es nicht untergehen soll, d. h. es muß diese Gemeinfreiheit, die sich zunächst als eine wüste Masse freier Individuen darstellt, zu festen Communalverbänden organisiren, und seinen Beruf darin finden, selbst den Mittelpunkt dieser freiheitlichen Organisationen zu bilden. Nun ist es aber grade das bureaukratische System, welches der Erreichung dieser Aufgabe im Wege steht und, indem es solcher Weise dem Königthum unmöglich macht, neue Wurzeln zu schlagen, allmälig zu dem Untergang desselben führen muß, nämlich zur Republik oder zum Imperialismus.

Liegt es doch auf der Hand, wie das Königthum durch das bureaukratische System in die allerungünstigste Stellung gerathen ist. Scheinbar allmächtig, obwohl es in der Wirklichkeit kaum noch zu handeln vermag, wird es mit dem ganzen Odium belastet, das dieses System hervorruft. Man denke nur an die Polizei und ihre Vexationen. Ist es denn der Thron, von welchem ihre Handlungen ausgehen, und liegt es irgendwie im Interesse des Königthums, daß dieser immer mit einem unvermeidlichen Odium behaftete Dienst der königlichen Regierung übertragen werde, oder wäre es nicht viel vortheilhafter, diesen odiösen Dienst den Communalbehörden zu überlassen? Und wer gewinnt denn nun, wenn man den Communen die Polizeigewalt entzieht? Lediglich die Bureaukratie, während das Königthum doppelt verliert. Denn es macht sich schon dadurch unpopulär, daß es den Communen ein Recht entzieht, während andrerseits die Ausübung dieses Rechtes selbst nur zu einer Quelle neuer Widerwärtigkeiten wird. Und so geschieht es nicht nur in der Polizeiverwaltung, sondern mehr oder weniger auch in anderen Zweigen des öffentlichen Dienstes.

Wo irgend eine Maßregel inpopulär ist, da bewirkt die Kette der dienstlichen Hierachie, daß das Odium auf den Thron zurückwirkt, wo aber irgend etwas geschieht, was mit öffentlicher Gunst verknüpft ist, da

ist es der ausübende Beamte oder dessen nächster Chef, welcher diese Gunst einerntet, und fast niemals das Königthum, weil dasselbe fast niemals handeln kann. Es theilt vorkommenden Falls die Ungunst, aber es theilt fast niemals die Gunst; woraus natürlich die Folge entsteht, daß es den Gefühlen des Volkes je mehr und mehr entfremdet wird.

Kommen wir darum wieder auf unser obiges Gleichniß zurück. Die königliche Gewalt scheint allmächtig, weil sie sich über das ganze Land ausbreitet, aber in dieser Zerflossenheit hat das Königthum sein eignes Selbst verloren und steht in Gefahr, zu dem passiven Mittelpunkt der Bureaukratie herabzusinken. Es kann sich selbst nur wiederfinden, wenn es sich dieser zahllosen, über das ganze Land zerstreuten, Partikelchen der Gewalt, welche die Bureaukratie in seinem Namen ausübt, entäußert, und seine Thätigkeit auf diejenigen Sphären concentrirt, in denen eine wirkliche Uebersicht und ein persönliches Handeln des Monarchen möglich ist.

Zwar bleibt es selbstverständlich, daß Räthe und Beamte der Krone dabei gleichwohl nicht entbehrlich werden, indem es in der Unmöglichkeit liegt, daß der Regent eines großen Landes alle Regierungsangelegenheiten selbst erledigen kann; soll aber die königliche Gewalt nicht ein bloßer Name, sondern eine Wirklichkeit sein, so muß sie sich auf einen Geschäftskreis beschränken, den der Monarch wenigstens zu controlliren vermag. Was dann über diese Grenzen hinausgeht, ist nicht ein Zuwachs der königlichen Gewalt, sondern vielmehr eine Abschwächung derselben, und es liegt im Interesse des Königthums selbst, sich einer Gewalt zu begeben, die es in der That nicht selbst auszuüben vermag, und durch deren scheinbare Ausübung es auch in denjenigen Kreisen gehemmt und gelähmt wird, wo es zu einem persönlichen Walten berufen und befähigt sein würde. Nur so kann die Monarchie die durch das bureaukratische System verlorne Schwungkraft wiedergewinnen, und nur dann können sich im Rathe der Krone staatsmännische Talente ausbilden, wenn die Centralstellen nicht mehr durch ein massenhaftes Detail der Verwaltung erdrückt werden. Denn das ist eben der Fluch des bureaukratischen System, daß es nicht blos die Selbstthätigkeit der Nation erstickt, sondern auch die höchsten Organe der Staatsgewalt selbst entgeistet und entkräftet, und auf jeden spontanen Lebenstrieb den ertödtenden Mehlthau seines Actenstaubes wirft.

Adel und Bürger in Preußen.

Das Bürgerthum auf dem Continente, zunächst in Preußen, ist durch den modernen, den absolutistischen Staat in seinen heutigen künstlichen Gegensatz zum Adel und überhaupt zum großen Grundbesitz gebracht worden; der Adel und der gesammte mit scheinbaren politischen Vorrechten ausgestattete Grundbesitz ist durch den absolutistischen Staat künstlich aus seinen Beziehungen zur übrigen Gesellschaft herausgelöst und auf jene schmale Basis gestellt worden, welche von der Mißgunst der bürgerlichen Klassen stets im Schwanken erhalten wird.

Wir deuteten in unserer vorigen Nummer in einem, „die politischen Elemente Preußens" überschriebenen Artikel an, auf welchem geschichtlichen Wege diese Zerklüftung und Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland erfolgt sei. In der bürgerlichen Gesellschaft des Mittelalters herrschte eine Harmonie der Interessen aller in Freiheit wirkenden Gesellschaftsklassen; es war eine und dieselbe Form der Wirthschaft, welche alle Productionen umschloß und welche so lange segensreich wirkte, bis der Staat in derselben Zeit, wo die Geldwirthschaft sich mit unwiderstehlicher Macht ausbreitete, eine willkürliche Scheidung zwischen der gesammten socialen Art der Bürger und des Adels einführte. Im Bürgerthum kam die Geldwirthschaft zur unbedingten Herrschaft, und zwar nicht allmälig und mit Berücksichtigung gehöriger Umwandlung und Verwerthung entgegengesetzter Elemente aus der alten Naturalwirthschaft, sondern plötzlich und auf revolutionärem Wege. Der adlige Grundbesitz mußte sich dagegen noch fast ein Jahrhundert mit der alten Naturalwirthschaft weiter mühen und plagen, weil die Staatsweisheit ihn nun einmal in einer stricten Trennung vom Bürgerthum bewahren wollte, um ihn dadurch als ein desto sichereres Organ für eine ganz unvolksthümliche Regierung, wie die bureaukratisch-absolutistische es war, gegenüber dem Volke benutzen zu können.

Man fragt uns verwundert, wie denn solch eine ewig im Abstracten lebende Regierung Bestand haben konnte, und indem man speciell auf die preußische Vergangenheit zurückblickt, stellt man wohl gar die Wahrheit unserer Schilderung der Regierungszustände des sich ausbreitenden modernen, absolutistischen Staates in Abrede. Wir antworten darauf, daß dieser Staat, dessen Gerippe und Grundform wir in allerdings scharfen Linien in dem Artikel „die politischen Elemente Preußens" zeichneten, sich dem in die Vergangenheit Zurückblickenden nicht auf den ersten Blick in seiner beleidigendsten Gestalt zeigt. Aber daß dies nicht der Fall ist, kommt daher, daß das persönliche Königthum, daß die großen Hohenzollern mit vielen Großthaten der innern und äußern Politik die

starren Abstracta der modernen Staatsweisheit durchbrochen und gemildert haben, und ferner daher, daß der alte grundgesessene, patriarchalische Adel des Landes die ganze Summe seiner wirklichen Popularität mit sich in den Dienst der abstracten Macht, zu deren Organ er sich seitdem leider hergeben mußte, brachte, und daß sein Ansehen den bedenklichen Maßregeln zu Gute kam, welche der Absolutismus anordnete.

Die Einwirkung großer Fürsten und der unverwüstliche deutsche Kern des Adels waren es auch, welche sich stets den letzten verhängnißvollen Consequenzen des absolutistischen Staates entgegenstellten und die Analogie von Zuständen, wie sie Frankreich seit Ludwig XIV. kennen lernte, verhinderten. Aber die Anlage zu solchen Zuständen finden wir in Preußen ebenfalls.

Der Einwand gegen die Wahrheit unserer Schilderung wird damit beseitigt sein, und wir können jetzt mit um so größerer Freimüthigkeit unsre Anklage gegen die Staatsweisheit wieder aufnehmen, welche Bürgerthum und Adel auch in Preußen staatlich von einander schied.

Das Bürgerthum zeigt in der ersten Zeit nach dieser künstlichen Scheidung allerdings einen eben so bemerkenswerther Verfall als der Adel. Mehrfach begannen Gewerbe und Handwerke, einst in ganz Norddeutschland in so hoher Blüthe, zu stocken, und wir erinnern zum Beweise dafür an den raschen Verfall der Ostseeschifffahrt, wir erinnern ferner, um einen localen Zug statt vieler hervorzuheben, an das Verschwinden der vielen berühmten Biere, welche noch im siebenzehnten Jahrhundert märkische und pommersche Städte gebraut und mit denen sie ihren Namen in weiter, selbst überseeischer Ferne bekannt gemacht hatten. Alle diese Einzelheiten lassen sich ohne Weiteres auf eine Stockung in dem richtigen Verhältniß zwischen Grundbesitz und Gewerbe zurückführen, wenn es heut auch mühsamer Forschung bedarf, um die einzelnen Phasen dieser Stockung zu erkennen und aufzuklären.

Das adlige Gut kommt in jener Zeit ebenfalls sehr zurück, und es ist eine einseitige und ungenügende Auskunft, die man uns giebt, wenn man die Ursachen hierfür einzig und allein aus den Folgen des dreißigjährigen Krieges nachweisen will. Das adlige Gut in seiner engen Beschränkung auf sich hilft sich kümmerlich mit der matten Betriebsamkeit seiner Hörigen, und allgemach wird es eine eigne Welt für sich, scheu und mißtrauisch von der andern Welt beobachtet, die in den Städten beschlossen ist.

Der Staat erkennt inzwischen die große Bedeutung, welche das Bürgerthum für seine Finanzen hat, und er beginnt, blindlings seiner eignen Allmächtigkeit vertrauend, Angesichts des Verfalles von Gewerbe und Handel, eine neue Blüthe desselben zu decretiren. Künstliche Zollschranken werden zum Schutze der einheimischen Gewerbe gezogen, fremde Industrien in die Städte verpflanzt und mit ihnen auch ein fremder

Volksgenius unserem Volke aufgezwängt, ein Geist unruhiger Rührigkeit und „Versuchesseligkeit“ erweckt und die ewige Neuerung so recht zum Principe des bürgerlichen Lebens gemacht. Der Staat, der alles selbst für die Gesellschaft thun wollte, drängte dem Bürgerthum, indem er es von Experiment zu Experiment führte, eine frühzeitige übertriebene Selbstständigkeit auf, die dieses dann auch nicht anzuwenden versäumte. Seine natürlichen Bahnen waren ihm entzogen: nicht allein dadurch, daß die ursprüngliche Harmonie der gesammten volkswirthschaftlichen Interessen zerstört war, sondern auch dadurch, daß innerhalb des Bürgerthums alle organischen Verbindungen vernichtet waren, daß das alte Selfgovernment, eben so wohl in gewerblicher und commercieller Richtung — man denke an die vielen kleinen und großen Handelsgesellschaften und die mit ihnen in Verbindung stehende Gewerbethätigkeit — als in politischer Richtung beseitigt war. Das Bürgerthum stellte sich von nun an nur als eine Masse von einander unabhängiger Individuen dar, deren jedes nur noch einen Zweck, den materiellen Erwerb, hatte. Ihr deutscher Fleiß und ihre deutsche Rechtschaffenheit wiesen der großen Mehrheit dieser Einzelnen in den Augen aller anderen handeltreibenden Nationen ein hohen Platz an, deutsche Sparsamkeit ließ schnell die Ueberschüsse des Erwerbes sich in Geldcapitalien verwandeln, und jetzt entwickelte sich in den Städten, den Heerden des baaren Geldes, eine ganz neue Selbstständigkeit vieler Einzelnen, eine Selbstständigkeit, die überhaupt von dem Staate ganz absahe, der zufällig über die betreffende Stadt herrschte, und die für ihre Thätigkeit in keiner Landesgrenze ein Hinderniß fand. Neben dieser neuen Selbstständigkeit zeigt sich dann aber auch eine neue Abhängigkeit, die des großen Grundbesitzes, vom Geldcapitale, das er immer weniger entbehren konnte, je brüchiger und haltloser seine Naturalwirthschaft wurde. Diese Abhängigkeit hat sich endlich in einen vollständigen Uebertritt, in eine vollständige Annahme der bürgerlichen Wirthschaftsform verwandelt.

Ein flüchtiger Blick auf England zeigt, was diese unsere Zustände zu bedeuten haben. Dort hat der Staat niemals eine ähnliche Scheidung zwischen Adel und Bürgerthum zu Wege gebracht; heut noch wie einst bei uns im Mittelalter, tritt der Lord in eine Handwerkszunft als Mitglied, heut noch ist dort die Grenze zwischen Stadt und flachem Land derartig fließend, daß der Lord über ganze Städte herrscht und daß der reiche Fabrikant ganz unmerklich in den Grundadel hineinwächst. Dort finden sich merkwürdiger Weise stets die größten Geldvermögen auf den größten Grundbesitzen. Dort ist die Geldwirthschaft allgemach und gleichmäßig über alle Stände und in allen Ständen verbreitet worden, mit ihr zugleich eine neue und in ruhiger Entwicklung immer weiter gehende Theilung der Arbeit und daraus folgend ein Ineinander und Durcheinander von Industrie und Landwirthschaft und weiter ein Credit der Landwirthschaft in allen Kreisen Englands, ein Credit, der sich von dem,

welchen städtische Industrie genießt, nicht bloß in nichts unterscheidet, sondern ihn wo möglich noch übertrifft.

Das ganze Gegentheil davon bei uns. Dieser Zustand aber ist nicht zum Leben und nicht zum Sterben, und vor allem er ist eines Volkes nicht würdig, das sich — Dank seinen großen Fürsten und Dank unserer Armee, in der auch der alte Landesadel sich ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat — trotz aller Trennungen und Scheidungen, welche eine längst bankerotte absolutistische, aus romanischen Quellen genährte „Staatsweisheit" bewirkt hat, als ein wirkliches, untrennbar verbundenes Volk fühlt.

Es giebt aber eine Brücke, auf der wir aus diesem Zustande herauskommen können. Hier nur einige Andeutungen darüber. Man erkenne hüben und drüben, im großen Grundbesitze wie im Bürgerthume aufrichtig an, daß weder auf der einen noch auf der andern Seite gesunde Verhältnisse existiren — die Entwicklung des absolutistischen Staates, wie wir sie in diesen Blättern skizzirten, und das Gegenbild Englands muß den Vorurtheilslosen davon überzeugen —; diese beiderseitige Erkenntniß wird das wechselseitige Vertrauen vielfach herstellen und heben; der Adel erfülle dann von Neuem eine Aufgabe, die er in alter Zeit so oft herrlich gelöst hat, in aller guten und entscheidenden That voranzugehen, und, damit das Bürgerthum auch für ihn eintrete, zuerst selbst für dies Bürgerthum einzutreten, wo Polizei und Bureaukratie die jungen Keime städtischer Neuorganisation bedrohen.

Der Adel bedarf dazu des G l a u b e n s, des Glaubens, daß die corporativen Gestaltungen, welche das Ideal seiner Führer ausmachen, keine künstlichen Gebilde sind, zu denen nothwendig die schaffende Hand eines Ministers oder seiner Räthe gehört, sondern Einrichtungen, die aus den tiefen Grundlagen der socialen Bedürfnisse — der sittlichen u n d der volkswirthschaftlichen — wie von selbst hervorgehen werden, sobald nur erst freies Feld dazu gegeben wird. Der Adel bedarf dazu ferner des Glaubens, daß im ganzen Volke, in allen Ständen desselben die Anlage und die Neigung zu solcher Bildung, kurz, das innere Gesetz derselben vorhanden ist, und daß die Abneigung, welche gegenwärtig noch der Liberalismus, also besonders der Bürgerstand, gegen dergleichen Einrichtungen zu hegen scheint, in Wirklichkeit nur aus der Unkenntniß derselben und aus dem Vorurtheil hervorgeht, als sollten diese Einrichtungen g e g e n das Bürgerthum benutzt und zu einer neuen Handhabe der Bevormundung desselben gemacht werden.

Das Bürgerthum ist eines der wichtigsten politischen Elemente Preußens, aber damit es auch in unsrer Verfassung zum Ausdruck komme, dazu ist nöthig, daß es zuerst wieder eine neue innere Organisation erhalte, und dazu helfe der große Grundbesitz ohne Rückhalt dem Bürgerthum, dann wird über alle Erwartung schnell der große Gegensatz beseitigt, der heut durch Preußen geht.

Hausgesetz der Grafen von Giech.

Hausgesetz im Geschlechte der Grafen und Herren zu Giech nebst Motiven. Mit einem Vorworte herausgegeben von C. F. v. Gerber, Kanzler der Universität Tübingen. Tübingen, 1858. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung — Laupp u. Siebeck.

Die Grafen und Herren von Giech sind eines der ältesten deutschen Geschlechter: Kaiser Heinrich II., der Heilige, setzte einen Giech (Gich = Kämpfer nach Jacob Grimm) nebst anderen edlen Freien zur Obrigkeit über die Slawen am Main, für die er im Anfang des 11ten Jahrhunderts das Bisthum Bamberg stiftete. Dicht bei Bamberg erheben sich auf steilem Bergkegel mit weithin reichender Fernsicht noch heut die älteren und neueren Ueberreste der Burg Giech (Gicheburc).

Dem uralten Geschlechte ist bei dem Zusammensturz des deutschen Reichs Unrecht geschehen, wie manchem anderen. Im Jahre 1699 schloß es mit dem benachbarten Hause Brandenburg-Culmbach unter kaiserlicher Bestätigung einen Vergleich, in welchem die Landeshoheit und Landesherrlichkeit der Grafen Giech in einem geschlossenen, durch Landesgrenzsteine vermarkten Bezirk — auf der einen Seite der Steine stand das Giechsche, auf der andern das Brandenburgische Wappen — feierlich anerkannt wurde. Es gab seitdem eine anerkannte Gräflich Giechsche Regierungs- und Justizcanzlei, ein Gräflich Giechsches Consistorium, eine Gräflich Giechsche Rentkammer u. s. w. Die Grafen von Giech erhielten in Folge dessen (1726) Sitz und Stimme im fränkischen Reichsgrafen-Collegium gegen Uebernahme eines Reichsmatrikularanschlages auf das Thurnau'sche Gebiet, auf welchem die Landeshoheit ruhte.

Im Jahre 1796 entzog die Krone Preußen, nachdem sie in den Besitz der brandenburgisch-fränkischen Fürstenthümer Bayreuth und Ansbach gekommen war, den enclavirten Reichsständen, Reichsstädten und Reichsrittern ihre alten Gerechtsame, den Grafen Giech die Landeshoheit, letztere darum, weil der Vergleich von 1699 ohne agnatische Mitwirkung des Churhauses Brandenburg zu Stande gekommen wäre. So ging, wenn auch noch durch eine Reihe von Vorrechten ausgezeichnet, das Haus Giech 1806 an die Kaiserlich Französische Landesadministration, 1810 an die Krone Baiern über.

Die Grafen Giech traf also nur zehn Jahre früher dasselbe Geschick, welches 1806 ihre übrigen Reichsmitstände erreichte: nur mit dem Unterschied, daß ihre Mediatisirung in einem besonderen Acte vollzogen wurde.

Das Haupt der Gräflich Giechschen Familie, welcher die Herrschaft Thurnau mit Wiesentfels und Buchau ($2\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, 7,000 Einwohner, 7 Pfarreien) gehört, ist Franz Friedrich Carl, früher Regierungspräsident von Mittelfranken, welche Stelle er aber in Folge der

Adelschen Wirthschaft, der er als Haupt einer seit den Anfängen der Reformation evangelisch-lutherischen Familie entgegentrat, niederlegte. Graf Giech war Mitglied der deutschen Nationalversammlung, und sein Name wurde in diesen Tagen wieder bei Gelegenheit eines bairischen Preßprocesses genannt. Der Graf, ein thätiges Mitglied der Kirchensynode seiner Gegend, weicht in manchem Punkte von den bureaukratischen Anschauungen der bairischen Regierung ab und hat deß kein Hehl; aber die bairische Polizei und die bairische Justiz wußte ihm zu zeigen, daß sie kein Ansehen der Person kennt und „mißliebige" Leute zu treffen weiß, auch wenn sie auf hohem Schloß residiren. Der Graf ist wegen des Vergehens, ohne Nennung des Druckers ein Blättchen, welches sich auf die Geschäfte der Synode bezog, veröffentlicht zu haben, in Untersuchung gezogen, verhört, zu einer Buße verurtheilt. Er hat gegen das ganze Verfahren protestirt, da er erwarten darf, überall von seines Gleichen gerichtet zu werden, und wird seinen Protest an die baierischen Kammern bringen. Auch in Baiern gehen hie und da wunderliche Dinge vor.

Der Graf ist weit und breit als ein ganzer Edelmann bekannt, zugänglich jeder geistigen Regung, jedem großen und schaffenden Gedanken, ein Freund der Denker und der Forscher und dabei ein Charakter, eben so schlicht, als stark und hoch. Eine der beiden Töchter des letzten und größten Stein ist eine Gräfin Giech geworden. Das Hausgesetz, welches der ebengenannte Graf im Jahre 1855 „kraft der den Standesherren durch die bairische Verfassung verliehenen Befugniß" (§. 9. der Beil. IV. zu Tit. V. §. 2.)*) erließ, ist ein schöner Beweis seiner edlen Grundsätze und seiner ächt deutschen Gesinnung. Es lehnt sich an die älteren Giechschen Hausgesetze, in denen „das Giechsche Geschlecht allezeit die Unveräußerlichkeit seiner Besitzungen zu Gunsten des „„Männlichen Stammen und Namens"" anerkannt, festgehalten und ausgesprochen hat."

Der gegenwärtige Herausgeber dieses Hausgesetzes, Kanzler v. Gerber, sagt von demselben:

„Betrachtet man die ganze Summe der darin gegebenen Bestimmungen, so wird man den wohlthuenden und befriedigenden Eindruck einer von einem klaren Gesichtspunkte aus beherrschten und einem bestimmten Ziele dienenden Schöpfung gewinnen. Der Kern der Festsetzung ist die Stiftung, resp. Erneuerung eines Stammgutes, und zwar wird dieses Institut in der ganzen Fülle seines geistigen Inhalts zum Vollzug ge-

*) Dieser §. 9. lautet: „Ihre (der Standesherren) nach den Grundsätzen der früheren deutschen Verfassung noch bestehenden Familien-Verträge bleiben aufrecht erhalten und sie haben die Befugniß, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche dem Souverain vorgelegt werden müssen, worauf sie, soweit sie nichts gegen die Verfassung enthalten, durch die obersten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden."

bracht. Es soll der Gedanke der Begründung, resp. Erhaltung einer Stammesheimath für das standesherrliche Geschlecht ausgeführt werden; die einzelnen successiv im Laufe der Zeit hervortretenden Glieder desselben sollen darin die durch höhere Fügung geschaffene reale Grundlage ihrer social-politischen Stellung erkennen; sie sollen in der Verpflichtung zur Erhaltung und Fortsetzung dieser Stiftung sich unter einander verbunden fühlen; sie sollen darin die Basis für die Erhaltung der Continuität des Familienbewußtseins erkennen. Mit Freuden gestehe ich, daß ich in dem ganzen juristischen Apparate, wie er hier geschaffen ist, den praktischen Ausdruck der Gedanken finde, welche ich in einer früheren Abhandlung über das deutsche Familienfideicommiß (in den Jahrbüchern für die Dogmatik des römischen und deutschen Privatrechts von Gerber und Ihering. Jena, 1857. Bd. 1. Nr. 2.) als den charakteristischen Inhalt dieses Instituts aufstellte.

„Auch darin finde ich diese Auffassung bestätigt, daß an den juristischen Kern — die Stiftung des Familienfideicommisses — eine Gruppe anderweiter Festsetzungen angeschlossen ist, welche dazu dienen sollen, die Idee des Ganzen nach den verschiedensten Richtungen hin auszuführen. Dahin rechne ich vor Allem die Einrichtung der Geschlechtsstiftung, die Aufstellung eines Geschlechtsraths, die Festsetzung eines Schiedsgerichts und einer Reihe von Auflagen, welche durch das Hausgesetz allen zukünftigen Anwärtern zu dem Zwecke gemacht werden, mit der Verpflichtung zur Erhaltung und Mehrung des Stammguts zugleich die Erhaltung eines bestimmten Familiengeistes zu sichern. Ganz besonders glücklich ist, wie schon im Eingang dieser Bemerkungen hervorgehoben wurde, das so schwierige Problem gelöst, eine ausreichende Fürsorge für Wittwen und nachgeborene Glieder der standesherrlichen Familie mit dem Interesse der Erhaltung eines ungeschmälerten Einkommens des Familienhauptes zu vereinbaren, und in dieser Hinsicht dürfte das vorliegende Statut ganz besonders zur Nachachtung empfohlen werden.

„Die juristische Rechtfertigung der einzelnen Bestimmungen hat beinahe durchweg keine besonderen Schwierigkeiten. Fast alle lassen sich — wenn man sie der imperativen Form entkleidet — auf allgemeine privatrechtliche Sätze zurückführen; für manche derselben gilt wohl auch, was ich in meiner oben angeführten Abhandlung bemerkt habe, daß sie nicht sowohl rechtlich erzwingbare Verfügungen, als Ermahnungen sein sollen, deren Befolgung durch das Gefühl der Pietät und durch ein starkes Familienbewußtsein gesichert ist.“

Betrachten wir nun die hervorragenden Punkte des Hausgesetzes der Grafen von Giech im Einzelnen.

Es wird zwischen einem „Stamm- und Hausvermögen“ und zwischen dem „Privatvermögen“ sowohl des Familienhauptes als der andern dispositionsfähigen Familienglieder unterschieden, Bestandtheile des letzteren können nur durch eine schriftliche oder vor zwei Zeugen ausgesprochene

Willenserklärung dem Stammvermögen überwiesen werden. Ein Verzeichniß des Stammvermögens ist dem Hausgesetz beigefügt, es findet sich im §. 11., der also lautet:

„Folgende Bestandtheile des Stammvermögens dürfen in keinem Falle und unter keiner Bedingung freiwillig aufgegeben, von dem Stammgute entfernt oder veräußert werden:

1) die standesherrlichen Rechte; 2) die Schlösser zu Thurnau, Buchau, Peesten und Wiesentfels, dann die Schloßruinen Krögelstein, Pattenfeld und Giech, der Burgstall Alt-Wiesentfels; 3) das Archiv in allen seinen Bestandtheilen, als: Urkunden, Acten, Rechnungen, Repertorien, Verzeichnissen, Geschlechtstafeln, Stammbäumen; 4) das Land- und Urbar-Buch von 1700—1712 in 2 Theilen; 5) sämmtliche Registraturen, die Bibliothek und die Naturaliensammlung; 6) die Familienbilder (Darstellung von Personen aus der Giechschen Familie und aus verwandten Familien); 7) der Kunstschrank von Ebenholz mit Silber und Gold beschlagen; 8) das große silberne Crucifix mit der Aufschrift: „Christian Carl Graff und Herr von Giech 1695, Barbara Graeffin von Giech geb. Praunfalkin, Freiherrin, welche dieses zum Geschlecht gestiftet"; 9) das Taufbecken und die Taufkanne mit vergoldeten Rändern, nebst vier Leuchtern von getriebener Arbeit mit vergoldeten Rändern, bezeichnet C. H. v. G.; 10) die vergoldete Münze mit einem Oehr mit der Umschrift: „Herr Meinen Geist Befehl Ich Dir Ein Frölich Urstend Verley Mir, Barbara von Giech Eine Geborne Fortschin 1588" und das Betpult der Barbara v. Giech, gebornen Fortschin u. s. w. u. s. w.; endlich auch 27) die Grabsteine und sonstigen alterthümlichen Steine in den Schlössern zu Thurnau und Buchau; 28) die Familiengruft in der Kirche zu Thurnau; 29) die Kirchenstände in den Kirchen zu Thurnau, Limmersdorf, Berndorf, Peesten, Buchau, Atzendorf und Krögelstein ꝛc."

Wichtig und für alle großen Familien beherzigungswerth ist ferner der §. 3. des Hausgesetzes. Er lautet:

„Da, dem Drange der Zeitverhältnisse folgend, ein großer Theil des Stamm- und Hausvermögens in Gemäßheit des Gesetzes vom 4. Juni 1848 über die Aufhebung, Fixirung und Ablösung der Grundlasten, durch Abtretung an die Ablösungskasse des Staats in Werthpapiere umgewandelt wurde und somit die Natur des beweglichen Vermögens angenommen hat, während das Stammgut, wie der adlige Besitz überhaupt, in Grund und Boden wurzeln muß, so wird es hiermit als eine unabweisliche Nothwendigkeit und Verpflichtung ausgesprochen, die Wiederumwandlung dieses beweglichen Vermögens in Grundvermögen so bald und in so weit zu bewirken, als dieses die Verhältnisse nur immer gestatten. Solche Erwerbungen können in Baiern und außerhalb Baiern gemacht werden; letzteres jedoch nur unter Zustimmung sämmtlicher Anwärter."

Das Stammgut ist unveräußerlich, die Gültigkeit jeder wirklichen Veräußerung ist gemeiniglich durch die übereinstimmende Erklärung sämmtlicher Anwärter bedingt. Bei Verschiedenheit der Ansichten ist die Entscheidung des Schiedsgerichts einzuholen, das aus drei Personen besteht, von denen zwei von den streitenden Parteien, die dritte von diesen zwei Erwählten gewählt wird. (§. 105.) Auch eine Beschwerung des Stammguts mit Schulden kann nur unter demselben Vorgange geschehen (§. 18.), es muß alsdann aber zugleich ein nachhaltiger Schuldentilgungsplan festgestellt werden, über dessen Vollzug die zwei nächsten Anwärter zu wachen haben, im Nothfall sollen die Anwärter sogar bei dem zuständigen Civilgericht darauf antragen, daß die Verwaltungsbehörde des Stammgutes (also die Privatrentkammer des Hauptes des Hauses) ermächtigt und unter persönlicher Haftung der Beamten verpflichtet werde, die festgesetzten Fristzahlungen aus den von ihr vereinnahmten Einkünften unmittelbar an das Gericht zur Befriedigung der Gläubiger zu zahlen. Für die Privatschulden der Familienglieder kann das Familienhaupt nur mit seinem Privatvermögen, niemals mit dem Stammgut haften.

Zu dem Stamm- und Familiengute gehört auch die durch das vorliegende Gesetz begründete Geschlechtsstiftung, aus der die den Mitgliedern der Familie gebührenden Witthume, Unterhaltsbeiträge, Apanagen, Ausstattungen 2c. bestritten werden. Sie wird gebildet und dotirt: durch bestimmte jährliche Zuflüsse aus der reinen Rente des Stammguts; durch Zuflüsse aus dem Vermögensnachlaß von Familiengliedern; durch die Zinsen der aus den Einkommens-Ueberschüssen der Stiftung sich bildenden Kapitalien.

Die Geschlechtsstiftung wird in Zukunft bis zu dem Augenblicke, wo sich die Ueberschüsse aus ihrem Einkommen bis zu 100,000 Gulden erhoben haben, zwei Fünftheile der reinen Stammgutsrente erhalten, alsdann je nach dem Wachsen ihres Kapitals immer kleinere Raten der Rente. Die Geschlechtsstiftung hat nach Ableben des Familiengliedes, das aus ihr unterhalten ward, Anspruch auf Rückvergütigung aus dessen etwa hinterlassenem Vermögen (§. 27); ähnliches wird in Bezug auf Heirathsgüter bei verstorbenen Wittwen bestimmt. Die „Verpflichtungen der Geschlechtsstiftung" bilden eins der längsten Kapitel des Hausgesetzes. Sollte der Fall eintreten, daß die Einnahmen der Stiftung zur Zahlung aller Reichnisse nicht ausreichten, so müssen sich die einzelnen Berechtigten Verkürzungen gefallen lassen, die Ausstattung und das Heirathsgut einer Tochter des Hauses soll aber dadurch nicht ebenfalls beschränkt werden, vielmehr ist diese Zahlung dann vorschußweise aus dem Einkommen des Familienhauptes zu machen. Für die Wittwen werden in den §§. 36–43 die Summen ihres Witthums genau angegeben, es besteht aus baarem Gelde, einer standesgemäßen Wohnung in einem der gräflichen Schlösser, Brennholz, Gespann von zwei Pferden 2c. Die theilweise Lieferung des Witthums in Naturalien ist eine sehr beachtungswerthe Bestimmung;

ebenso die „Internirung" der Wittwen. Mit der Wiederverheirathung hört das Witthum auf. Die Apanage des Erbgrafen und der übrigen bevorrechteten Anwärter sind in ähnlich genauer Weise festgestellt, so daß jedesmal ein bestimmter Theil der Stammgutsrente angewiesen wird. Der weitere Kreis von nicht besonders berechtigten Familiengliedern — ein solcher existirt im Gräflich Giechschen Hause gegenwärtig indeß nicht — soll, bei etwaigen Unterstützungsansprüchen, „billige Befriedigung nach dem Maße der verfügbaren Mittel erhalten" (§. 60); es wird dies indeß von der Entscheidung der dazu vom Familienhaupte zusammenberufenen Curatoren der Geschlechtsstiftung abhangen.

Im (VI.) Titel: „Rechte und Pflichten des Familienhauptes" wird diesem (§. 74) auch die Sorge für die Waldung des Stammgutes ans Herz gelegt. Im (VIII.) Titel wird über die Erbfolge bestimmt, daß sie durch die Abstammung aus rechtmäßiger und — so lange noch andere erbfähige Mitglieder des Mannesstammes vorhanden sind — aus standesmäßiger Ehe bedingt sei (§. 84). Zur Erläuterung dieser Bestimmung wird außerdem (§. 85) bemerkt:

§. 85. „Der Begriff der „Standesmäßigkeit" der Ehe unterliegt dermalen so vielen Schwankungen, daß es gerathen erscheint, die Festsetzung hierüber in einem Hause noch zu umgehen, in welchem nach Zahl und Alter seiner Glieder keine dringende Veranlassung zu einer solchen gegeben ist. Die deßfallsige Anordnung durch das Hausgesetz bleibt der Zukunft vorbehalten; so lange aber eine solche allgemeine Bestimmung nicht erfolgt ist, soll die Frage in jedem einzelnen zweifelhaften Falle zur Entscheidung gebracht werden. Dieselbe geht von drei volljährigen Häuptern standesherrlicher Häuser aus, die durch das Familienhaupt oder sonstige männliche Familienglied, das sich zu vermählen beabsichtigt, gewählt werden. Der Ausspruch der Mehrheit entscheidet darüber, ob die aus der beabsichtigten Ehe entspringenden männlichen Nachkommen zur Erbfolge fähig sind.

Desgleichen soll es auch vorbehalten bleiben, die Stellung der Nachgebornen beiderlei Geschlechts in Bezug auf ihre adeligen Titel und adeligen Rechte nach Maßgabe der sich im weiteren Verlaufe der Zeit ausbildenden Anschauungen und Gewohnheiten hausgesetzlich festzustellen.

§. 86. Dagegen bestimmen wir schon jetzt in Beziehung auf das kirchliche Bekenntniß, daß das jedesmalige Familienhaupt sich zur evangelisch-protestantischen Kirche bekennen müsse, welcher Unsere Vorfahren seit dem Bestehen derselben angehören, und Wir ermahnen Unsere Nachfolger im Stammgute, ihre Nachkommen überhaupt in dem Glaubensbekenntnisse ihrer Väter erziehen zu lassen."

Sollte Nachkommenschaft dem Geschlechte fehlen, so soll es dem letzten Besitzer oder der letzten Besitzerin nach §. 91 anheimgegeben sein, nach Maßgabe der Umstände und ihres besten Ermessens, entweder durch Adoption eine Erbfolge zu begründen, in welchem Falle der §. 90 in

Hinsicht auf die Führung des Giech'schen Namens und Wappens in Anwendung kommen soll, oder auch die Bestimmung zu treffen, daß nach ihrem Tode das gesammte Vermögen in eine Stiftung sich verwandelt. Findet Letzteres statt, so soll die Stiftung den Namen „der Giech'schen" führen und die Bestimmung haben, in der Gegend, in welcher sich der größte Theil der Besitzungen befindet, Zwecke des öffentlichen Nutzens (Wohlthätigkeit, Unterricht, kirchliche Zwecke) zu fördern.

Die Errichtung einer solchen Stiftung soll auch stattfinden, wenn der letzte Besitzer oder die letzte Besitzerin ohne letztwillige Verfügung mit Tod abgehen, in welchem Falle dann der betreffenden Landesbehörde die Fürsorge für die zweckmäßige Einrichtung der Stiftung übertragen ist.

Zur Aufrechterhaltung dieses Gesetzes wird (§. 108) verordnet, daß, wenn das Haupt der Familie oder ein Anwärter aus der Minderjährigkeit tritt, so hat derselbe in Gegenwart der Beamten des Hauses nachfolgenden Eid abzuleisten; das über diese Handlung aufgenommene Protokoll wird im Archive hinterlegt. Dieser Eid lautet:

„Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß ich das mir von Wort zu Wort vorgelesene Hausgesetz im Geschlechte der Grafen und Herren von Giech wohl verstanden habe, dasselbe treu und unverbrüchlich halten, demselben in allen Punkten nachkommen und nicht zu lassen, sondern nach allen meinen Kräften hindern will, daß von Anderen, wer es auch sein mag, Etwas dawider vorgenommen werde."

Jedes volljährige, noch unbeeidigte Familienglied, welches zur Erbfolge oder zur Anwartschaft gelangt, hat diesen Eid ebenfalls zu leisten.

Familienglieder, die den Eid verweigern, sind von den durch das Hausgesetz ihnen gewährleisteten Rechten und Genüssen ausgeschlossen.

Die mit der Leitung und Verwaltung des Stammgutes beauftragten Diener haben einen ähnlichen Eid zu leisten. Er lautet: Ich schwöre Treue dem gräflich Giech'schen Hause und Beobachtung des Hausgesetzes im Geschlechte der Grafen und Herren von Giech.

Eine Ermahnung zu Handlungen der Wohlthätigkeit und Beförderung des allgemeinen Nutzens bildet das Thema des letzten, hundert und sechszehnten, Paragraphen dieses klassischen Hausgesetzes, das wir mit den Worten eines alten Vorfahren des Hauses Giech aufrichtig eine „wohl bedachte, ernstlich berathschlagte, endlich mit Gott beschlossene Geschlechtsverfassung" nennen.

Aus meinem Tagebuche.

— Verschwörung und Aufstand in Niederländisch Indien. —

Von O. v. Kessel.

(Schluß.)

Es war eine Stunde vor Einbruch der Nacht, um 5 Uhr Nachmittags, als der Capitain Beiermann mit seiner Compagnie den Kasernenhof verließ, um gegen Lubulinta zu marschiren. Schweigend, beinahe mürrisch bewegte sich die Colonne vorwärts. Man sollte im Dunkel der Nacht ein Dorf aufsuchen, dessen Lage man nicht einmal genau kannte, wohin nur ein schlüpfriger, schmaler Fußpfad durch morastige Reisfelder führte, der bei Tage kaum sichtbar, in der Finsterniß aber schwerlich aufzufinden war. Der Himmel war beinahe den ganzen Tag umwölkt gewesen, und es fielen jetzt einzelne Regentropfen herab, wodurch die Stimmung der Soldaten noch unbehaglicher wurde, denn indische Völker scheuen die Sonne nicht, wenn sie auch noch so glühend ist, aber gegen den Regen sind sie äußerst empfindlich.

Es war völlig dunkel geworden, die Compagnie befand sich noch auf der großen Straße; man hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt. Endlich gelangte man an den schmalen Pfad, der nach dem Dorfe führte; doch dieser Pfad wäre für den einzelnen Fußgänger beschwerlich gewesen, für marschirende Truppen war er ganz unbrauchbar. Die Compagnie marschirte daher rechts und links vom Wege durch die 2 Fuß tiefen morastigen Felder. Der Regen hatte inzwischen zugenommen, und es war so dunkel, daß man kaum einige Schritte weit sehen konnte. Hier und da stürzten einige Soldaten in einen Graben oder in den Schlamm der Felder; es fehlte nicht an Flüchen und Verwünschungen über diese nächtliche Expedition.

Hätten die Augen der Soldaten die Nacht durchdringen können, so würden sie noch andere Gestalten gewahr geworden sein, die rechts und links sich parallel mit ihnen im Morast fortbewegten. Es waren die Malaien von Lubulinta, die bereits seit einiger Zeit die Compagnie begleiteten, ohne den Muth zu haben, sie offen anzugreifen, oder vielleicht auch auf eine günstigere Gelegenheit harrten. „Badari!" (Feinde) rief jetzt plötzlich ein Soldat, und die ganze Compagnie stutzte. Man blickte forschend in die Nacht hinein, doch es war nichts zu sehen; die dunklen Schatten, die der Javane gesehen haben wollte, waren verschwunden; die Malaien hatten sich niedergekauert. Man schalt ihn einen Träumer und die Colonne bewegte sich wieder vorwärts. Doch abermals ertönte das verhängnißvolle Wort „Badari!" aus den Reihen der Soldaten.

Wieder hielt man an, aber es war eben so wenig etwas zu sehen als vorher; auch war Alles still, bis auf den Regen, der wie ein Strom herabrauschte, und einige Sumpfvögel, die hin und wieder aufstiegen. „Dummes Volk!“ schalt der Capitain, „fangt Ihr an, Euch vor Reihern und Schnepfen zu fürchten? Wißt Ihr nicht, daß diese Felder voll sind von solchen Vögeln?“ Langsam und mürrisch bewegte sich die Colonne wieder vorwärts; die Augen der Soldaten forschten aber jetzt sorgfältiger als bisher in der Umgebung; doch die langsam dahingleitenden Malaien bewegten sich wie Tiger geräuschlos zu beiden Seiten der Compagnie fort; zwar näher und näher schlichen sie, um endlich den Sprung abzumessen und zu vollführen, wozu ihnen bisher der Muth gefehlt hatte, doch sie fürchteten noch immer die Gewehre. Bereits aber waren sie durch die schwankende und unsichere Haltung der Compagnie muthiger geworden und hatten sich schon bis auf 20 Schritte genähert. Da ergriff ein javanischer Sergeant den Arm des Capitains, und leise das Wort „Badari!“ flüsternd, zeigte er in die dunkle Nacht hinaus, während beinahe in demselben Augenblick 30 bis 40 Stimmen das verhängnißvolle Wort „Badari!“ laut wiederholten. „Schöne Reiher und Schnepfen!“ rief zugleich ein holländischer Corporal, der die näher und näher schleichenden Gestalten jetzt auch gewahrte. — „Fertig! an! Feuer!“ erscholl plötzlich das laute Commando. Der Capitain hatte seinen Irrthum endlich erkannt. — Nur zwei Schüsse knallten. — „Schießt, zum Donnerwetter, schießt!“ rief der Capitain wieder. — Noch ein Schuß ließ sich hören. „Das Pulver ist naß“, riefen die Soldaten mürrisch, „die Gewehre gehen nicht los“. — Diese in malaischer Sprache laut gesprochenen Worte übten eine zauberhafte Wirkung aus. Hunderte von dunkelen Gestalten schienen plötzlich aus dem Erdreich aufzutauchen, sie näherten sich wie leise dahingleitende Schatten mehr und mehr, ohne daß man einen Laut aus ihrem Munde vernahm. Wieder erscholl das Commando des Capitains: „Feuer! — fällt das Gewehr!“ Wieder knallte ein Schuß und wieder hörte man die laut ausgesprochenen Verwünschungen über das nasse Pulver. Es war eine momentane unheimliche Stille eingetreten, die dunkelen Gestalten der Malaien bewegten sich lautlos, wie Phantome um die Compagnie herum. Wäre es Tag gewesen, so hätte man eine gräßliche Scene gesehen, so aber verbarg die Nacht die blanke Klinge des Dolches, das herabströmende Blut, die Todeszuckungen der Gefallenen und das dämonische Grinsen der Mörder. Die Malaien, überzeugt, daß sie von den Feuerwaffen nichts mehr zu fürchten hatten, waren wie Tiger auf den Bäuchen herangeschlichen und nur mit den Dolchen, ihrer eigentlichen Nationalwaffe, bewaffnet, mordeten sie leise und lautlos. Man hörte ebensowenig einen Ton, einen Ausruf aus der Reihe der Banditen, als man die Stöße ihrer Dolche hörte, aber einzelne Schmerzenslaute, einzelnes Gestöhne von Sterbenden ließ sich vernehmen. „Schüttet trocknes

Pulver auf!" rief der Capitain voll Ungeduld und in Verzweiflung, sank aber in demselben Augenblick, selbst zum Tode getroffen, in den Schlamm. „Jesus Maria!" rief zugleich der ebenfalls hinsinkende holländische Corporal. „Hurrah, Leute! hurrah! mit dem Bajonnet drauf!" rief endlich einer der Officiere, der noch Geistesgegenwart genug hatte, um zu begreifen, daß dies vielleicht noch der einzige Weg zur Rettung wäre; zugleich stieß er einem eben vom Boden auftauchenden Malaien den Degen durch den Leib. „Allah — illa — Allah!" rief dieser hinsinkend; es waren die ersten Worte, die man aus dem Munde des schweigsamen Feindes vernahm. Doch bereits hatte sich Verzagtheit der Soldaten bemächtigt; die Stimme ihres Anführers fand keinen Anklang mehr in ihren Herzen, und im Grunde genommen sahen sie auch keinen Feind, den sie hätten angreifen können; unsichtbare Hände schienen zu morden. Das Röcheln der Sterbenden, das Gewimmer der Verwundeten übertönte das muthige Hurrah, Alles stob auseinander, Jeder suchte im Dunkel der Nacht sich zu retten. Und hiermit hörte das Gemetzel auf, denn bei der Finsterniß konnten auch die Malaien die einzelnen Flüchtlinge nicht unterscheiden. Eine Menge Leichen lagen im Schlamm begraben, eine Anzahl schwer und leicht Verwundeter schleppte sich mühsam durch den Morast hin. Einzeln, zu Zweien und zu Dreien, langten die Javaner in Padang an. Durchnäßt, mit Schlamm und Blut bedeckt, schlichen sie in die Kaserne, zum Entsetzen und unter dem Geheul der Weiber suchten sie ermüdet die Pritsche, die Verwundeten das Lazareth.

Die Malaien hatten gesiegt, aber sie wagten ihren Sieg nicht zu verfolgen. Sie kehrten trotz des Wüthens des verzweifelten Imam nach ihren Dörfern zurück; sie verbargen sich in ihren Hütten und Häusern, bereit zu schwören, daß sie nie den entferntesten Antheil an dem Aufstande genommen, und wer wollte ihnen das Gegentheil beweisen? Nur der Imam und einige Haupträdelsführer ergriffen noch dieselbe Nacht die Flucht in die Gebirge, um von hier aus die östlich gelegenen, noch unabhängigen Landschaften zu erreichen.

Den folgenden Morgen marschirten frische Truppen nach Lubulinta, um die Schmach zu rächen. Nach wenigen Gewehrschüssen ergriffen die von ihren Anführern verlassenen Bewohner die Flucht und eilten dem nahen Walde zu. Die Soldaten quartierten sich in die verlassenen Häuser ein; die wohlgefüllten Reismagazine, die Rinderheerden, eine Menge Geflügel und die schönen Fruchtbäume des Dorfes lieferten ihnen herrliche Mahlzeiten; die Niederlage war vergessen. Es vergingen einige Tage, da kehrten durch Vermittlung der eingeschüchterten Häuptlinge der benachbarten Dörfer die halbverhungerten Weiber und Kinder und auch ein Theil der geflüchteten Männer zurück, andere wurden einzeln in den Wäldern gefangen. In den Gefängnissen von Padang hatten sie volle Muße, über die zuverlässigen Versprechungen nachzudenken, die der Imam

ihnen im Namen ihres Propheten gemacht hatte. Rauhere Hände, als die der europäischen Damen, für welche sie so viel Geschmack gezeigt hatten, kochten ihnen Reis und theilten ihnen zugleich unbarmherzige Schläge aus. Ein großer Theil starb vor Gram und Elend im Gefängnisse; die Ueberlebenden wurden entweder gehangen, oder wanderten, mit einem eisernen Halsband geziert, als Strafarbeiter ins Exil nach Java.

Doch folgte diesem großen Trauerspiel noch ein kleineres, auch tragisches Ereigniß, welches in genauer Beziehung zu einigen in dieser Erzählung genannten Personen steht und daher der Erwähnung verdient.

Unter den javanischen Soldaten der in die Flucht geschlagenen Compagnie befanden sich auch, wie wohl bei allen Truppentheilen, einige Dandies, junge hübsche Leute, die durch einen besonders schmucken Anzug sich auszeichneten und dafür bekannt waren, daß ihre Hauptbeschäftigung in Liebesintriguen bestand. Wenn wir einen dieser Stutzer am Morgen nach der erlittenen Niederlage betrachten, wie er eben um das Haus des so unglücklich umgekommenen Capitain Beiermann herumschleicht, so müssen wir uns wundern, daß seine Kleidung auch nicht die geringste Spur des nächtlichen Dramas verräth, daß er eben so sicher und geziert auftritt, wie dies stets seine Gewohnheit ist, daß sein Anzug eben so proper und stutzerhaft ist wie immer. Der bereits längere Zeit in Indien anwesende Europäer würde in diesem Burschen vielleicht sehr bald einen Bugis*) erkennen, während der in Indien frisch ankommende Europäer nicht den geringsten Unterschied zwischen ihm und den übrigen javanischen Soldaten finden würde, denn Hautfarbe und Körperkleidung beider Nationen sind sich im Allgemeinen ganz gleich, nur sind die Züge des Javanen in der Regel sanft, beinahe weiblich, während die Gesichtsbildung des heißblütigeren Bugis einen weit energischeren, oft drohenden Ausdruck hat. — Und Sampo, so heißt der Soldat, hat diesen wilden, drohenden Ausdruck im vollen Maße. Es scheint, daß er den armen Capitain sehr geliebt hat, weil er bereits so früh um das Haus desselben herumschleicht, — doch es dies nicht erst heute; bereits seit längerer Zeit bewachen die Augen Sampos dies Haus, bereits seit einigen Monaten giebt er sich alle erdenkliche Mühe, die Aufmerksamkeit Luisens zu erregen. Mit dem unerwarteten plötzlichen Tode des Capitain scheinen neue Hoffnungen in seinem Herzen aufgegangen zu sein; er wagt es jetzt, an eine Verbindung mit der schönen, und was für Sampo von ungleich größerer Wichtigkeit ist, mit der reichen Dirne zu denken; — ein verwegener, unerhörter Gedanke, denn es kommt in Indien fast nie vor, daß ein Mädchen, wenn auch nur von halb europäischer Abkunft, sich mit einem Eingebornen verbindet, eben so wenig, daß eine solche Dame sich herablassen würde, aus dem Offiziershause in die Kaserne zu wan-

*) Bewohner von Celebes.

dern; — sie verachtet die schmutzigen Weiber in derselben zu tief, und Luise hatte sich nie herabgelassen, ihre eigene Mutter in diesem Gebäude zu besuchen. Doch wenn die Gedanken Luisens so stolz waren, wie wir sie eben schildern, so waren die Gedanken und Pläne Sampo's nicht minder kühn und voll Selbstvertrauen.

Während er um das Haus herumschleicht, glückt es ihm zwar, die Aufmerksamkeit des Mädchens flüchtig zu erregen, doch es scheint, daß sie in zu tiefe Trauer durch den plötzlichen Tod des Capitains versenkt ist, — oder es sind noch andere, wichtigere Ursachen, die ihre Gedanken ganz in Anspruch nehmen; sie beachtet Sampo heute so wenig, daß er voll Unmuth seine Stutzerschritte nach einem anderen Theile der Stadt wendet. Wir wollen selbst in das Haus treten, so werden wir den wahren Grund von Luisens Unachtsamkeit bald erfahren. Sie hat den Tod des Capitains erst am Morgen vernommen, und zwar mit einiger Theilnahme, denn sie war stets gütig durch ihn behandelt worden, doch dies Gefühl trat sehr bald in den Hintergrund bei dem Gedanken, daß sie das Haus nun auch in wenigen Tagen würde verlassen müssen, daß schon in wenigen Stunde eine Commission kommen würde, um den Nachlaß des Capitains in Beschlag zu nehmen, daß sie endlich selbst noch die Schlüssel zu Schränken und Koffern in einem klirrenden Bunde am Gürtel trug. Sie hatte durch halbmalaiische und malaiische Damen ihrer Bekanntschaft oft gehört, was in solchem Falle zu thun sei, und sie zögerte daher keinen Augenblick, schloß eiligst einen Schrank auf, nahm von den 1200 Dollars, die sich in demselben befanden, 1100 und rief, nachdem dies geschehen war, die drei malaiischen Diener des Hauses, gab jedem 20 Dollars und empfahl ihnen über diese Geschenke zu schweigen, da man sie ihnen sonst leicht wieder abnehmen könnte. Hierauf trug sie ihnen verschiedene Commissionen nach entfernten Gegenden der Stadt auf, und als die Diener, entzückt über so viel Großmuth, sich entfernt hatten, nahm sie selbst das eben geraubte Geld, trug es in den Garten und vergrub es in einem dichten Gebüsch. Eine Stunde später traten drei Offiziere in's Haus, ließen Schränke und Koffer aufschließen, und wunderten sich nicht im Geringsten, als sie wenig oder nichts vorfanden. Luise mußte der Form wegen auch ihren eigenen Koffer öffnen, in dem sich an Diamanten, Gold- und Silberschmuck ein Werth von circa 1000 Dollars vorfand, den man aber als ihr Eigenthum erkannte und nicht antastete. Es wurde eine Verhandlung über das Vorgefundene aufgenommen, und damit war die Sache abgemacht. „Wir sind zu spät gekommen," meinte einer der Offiziere, als sie das Haus verließen. — „Wie gewöhnlich," erwiderten die anderen. — Luise verließ einige Tage später das Haus des Capitains und bezog ein kleines Häuschen, das sie sich gemiethet hatte.

In einer der unterirdischen Höhlen der Kaserne saß denselben Abend ein altes mumienartig aussehendes Weib bei einer kleinen Lampe und

zerrieb auf einem besonders dazu eingerichteten Steine verschiedene Kräuter; theils waren es Heilmittel für einige verwundete Soldaten, theils für einige andere Patienten, die sich der Heilkunde der Alten anvertraut hatten. Sie berechnete eben, ob der kleine Verdienst für eine Dosis Opium hinreichen würde, als die Matte, die den Eingang des unterirdischen Gemachs schloß, sich hob, und der Kopf Sampo's in der Oeffnung erschien. Auf den Wink des alten Weibes kroch er vollends in das Laboratorium. Es entspann sich alsbald eine Unterhaltung, die leise flüsternd geführt wurde, und die beide Theile gleich interessirte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die reiche Luise zu gewinnen, sie zu bewegen, Madame Sampo zu werden.

„Also 10 Dollars, Mutter! wenn Du Deine Kunst gut verstehst," meinte Sampo.

„10 Dollars? Geizhals! wo denkst Du hin, sag 20, sie besitzt mindestens 1000 Dollars an Schmuck, außer was sie so eben erst geerbt hat," erwiederte die Alte.

„Nun gut, Mutter! 20 Dollars sollst Du haben, wenn Deine Mittel schnell wirken."

„Meine Mittel wirken je schneller, je theurer man sie bezahlt," meinte die schlaue Alte.

Es handelte sich hier um einige Sympathiemittel, welche die alte Hexe bereiten sollte, und durch deren Wirkung Sampo seinen Zweck erreichen wollte. Ob solche Mittel überhaupt eine Wirkung ausüben, wage ich weder zu behaupten, noch gänzlich zu leugnen, gewiß ist es, daß Javanen und Malaien wunderbare Dinge darüber erzählen. Vierzehn Tage waren seit der eben geschilderten Scene verflossen, als die Freundinnen Luisens sich wunderbare Dinge erzählten und zugleich mit unbeschreiblicher Verachtung auf das Mädchen blickten. Sie war wirklich die erklärte Gemahlin eines gemeinen indischen Soldaten geworden. Der schlaue Sampo hatte noch einen mahomedanischen Priester herbeigerufen, um den Bund zu bekräftigen, hatte sie also in aller Form seiner Religion geheirathet. Eine mahomedanische Ehe kann nun zwar zu jeder Zeit geschlossen und eben so schnell wieder aufgelöst werden.

Luise, oder vielmehr Frau Sampo, wohnte nicht in der Kaserne, dazu war sie noch zu vornehm. Sie hatte das Häuschen für eine kleine Summe gekauft, und hoffte mit Hülfe der 1100 Dollars, die sie auf so unredliche Weise erworben, nie Mangel zu sehen. Die Summe kam ihr so groß vor, daß sie ihre Rechenkunst weit überstieg; Sampo dagegen rechnete um so schneller. Die Dollars verschwanden wunderbar schnell unter seinen Händen.

Wenn man die elende Kaserne mit ihren vielen armen Bewohnern betrachtete, so kam man gewiß nicht auf den Gedanken, daß hier nicht selten Tausende von Rupien und Dollars circulirten, und doch war es so; es gab unter den javanischen Soldaten einige geschickte Diebe, die

während der Nächte, nicht der stillen, sondern gewöhnlich in den stürmischen und regnichten, einträgliche Geschäfte in den Häusern der Stadtbewohner machten. Diese durch Diebstahl erworbenen Summen verschwanden aber in der Regel wieder bald in Hazardspielen und Hahnenkämpfen oder durch die Opiumpfeife; ein Theil diente auch dazu, die Augen der javanischen Unteroffiziere zu verschließen, die allein nur im Stande gewesen wären, die Diebe an's Licht zu bringen.

Sampo, der den Ort, wo die 1100 Dollars vergraben waren, sehr bald ausgewittert hatte, hatte das Geld bereits durchgebracht, als seine Frau noch keine Ahnung davon hatte, daß er überhaupt das Geheimniß kannte. Doch der Zeitpunkt trat endlich ein, wo er die letzten 10 Dollars auf einen sehr muthig aussehenden rothen Hahn wettete und verlor. Dieselbe Nacht noch schnitt er die dünne Bambuswand des Häuschens, in dem seine Frau wohnte, mit einem scharfen Messer durch und stahl ihr ihren kostbaren Schmuck. Luise war nun ganz arm, und sie mußte sich entschließen, entweder zu arbeiten und unter den Weibern der Kaserne zu wohnen, oder Sampo zu verlassen. Letzteres hätte sie gern gethan, aber sie fürchtete sich. Sampo schwor ihr täglich, sie unfehlbar zu ermorden, wenn sie dies jemals wagen sollte.

Da langte plötzlich ein Schiff auf der Rhede an, welches ein Detachement frischer europäischer Truppen nach Padang brachte. Luise war mit vielen Zuschauern und Zuschauerinnen nach dem Meeresufer geeilt, um die Truppen debarkiren zu sehen. Bereits waren diese nach der Kaserne marschirt, die Menge hatte sich verlaufen, nur Luise stand noch und sah mit trüben Blicken in die weite See hinaus; sie betrachtete verlangend das Schiff, welches in wenigen Tagen nach Java zurücksegeln sollte; sie sann auf Mittel, den Drohungen Sampo's zu entfliehen. Da wurde sie in holländischer Sprache angesprochen. Ein junger Sergeant, der sich verspätet hatte, frug sie um den nächsten Weg nach der Kaserne. Man sagt, daß die Liebe bisweilen plötzlich mit magischer Gewalt wirke. Es schien, daß es diesmal bei Luisen der Fall war; sie beantwortete sichtlich verlegen die an sie gerichtete Frage und brach in Folge ihrer bereits trüben und unglücklichen Stimmung plötzlich in Thränen aus. Dies Betragen erschien dem Sergeanten räthselhaft; er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, und unter steten Thränen theilte sie ihm ihre traurige Lage mit. Zufällig war der Soldat ein ernster gesinnter, gesitteter Mensch, der mit aufrichtiger Theilnahme ihre Erzählung anhörte und sie zu retten versprach, wenn eine Uebersiedelung nach Java ihre Lage ändern könne. Er wollte mit demselben Schiff in wenigen Tagen nach Batavia zurückkehren, und Luise sollte unter seinem Schutz die Reise mitmachen. Vielleicht tauchte auch der Gedanke in ihm auf, daß er eine Lebensgefährtin gefunden habe, denn der Eindruck, den das in Thränen schwimmende hübsche Mädchen auf sein Herz gemacht hatte, war ebenfalls nicht gering

gewesen; er wanderte, nachdem er noch Einiges mit ihr über die Abreise besprochen hatte, sinnend und mit bewegtem Herzen der Kaserne zu. Doch Luise fühlte zum ersten Mal die Regungen wirklicher Liebe; sie eilte, mit freudigen Hoffnungen erfüllt, nach Hause. Vielleicht wäre das zwar getaufte, aber in heidnischer Unwissenheit erzogene Mädchen, das kaum einen Begriff von Recht und Unrecht hatte, noch gerettet worden, wenn ihr das Glück zu Theil geworden wäre, die Frau eines braven Mannes zu werden, der sie im Christenthum unterrichtet hätte; doch ihr Loos war ein anderes: sie sollte durch die Hand Sampo's sterben, wie er ihr gedrohet hatte. Mit eifersüchtigen Augen hatte er die Vorbereitungen zur Abreise gesehen, die er nicht hindern konnte. Luise hatte ihr Häuschen verkauft und wohnte bei einer Freundin, in deren Hause sie vor seinen Drohungen ziemlich sicher war, doch seine rachsüchtige bugische Natur verleugnete sich nicht. Er besaß ein kurzes haarscharfes Schwert seines eignen Landes, eine eigenthümliche Waffe, mit handbreiter aber ganz dünner Klinge. Die Bugis schlagen mit diesen Schwertern gewöhnlich nur nach dem Unterleib des Gegners. Bereits seit mehreren Tagen war er mit diesem Schwert bewaffnet umhergegangen, ohne daß es besonders aufgefallen wäre.

Der Tag der Abreise kam heran. Luise eilte mit freudestrahlendem Gesicht der Meeresküste zu; sie hatte sie beinahe erreicht und erblickte schon das Boot, das zu ihrer Aufnahme bestimmt war, da trat plötzlich Sampo hinter einem Baume hervor und versperrte ihr den Weg. „Ich komme, Abschied zu nehmen, mein Liebchen," redete er sie an. Sie wollte fliehen, doch die Füße versagten ihr den Dienst, denn schon sah sie den Mordstahl blinken. Im nächsten Augenblick empfing sie einen Hieb quer über den Leib. Sie sank blutend zusammen, und war in wenigen Minuten eine Leiche. Sampo verschwand seit diesem Tage aus Padang; wahrscheinlich hatte auch er die Flucht nach den unabhängigen Distrikten genommen.

Das neueste preußische Wappen der königl. Münze.

Dem oberflächlichen, nur auf Zweckmäßigkeiten achtenden Politiker erscheint Manches unbedeutend, ja geradezu als Spielerei, was dem Freund der Geschichte — und nur solcher verdient den Namen eines conservativen Politikers — höchst wichtig erscheint. Dieser Gedanke befiel uns bei Beschreibung der neuen Zweithalerstücke im Staatsanzeiger. Man hat nämlich mit den auf dem königl. Adler ruhenden oder vielmehr weggelassenen Wappenschilden auch einige Theile preußischer Geschichte weggelassen, und zwar gerade die bedeutsamsten. Für den Nichtheraldiker bemerken wir, daß es drei gesetzliche, officielle Formen des königl. preußischen Wappens giebt, des kleinen (den einfachen königl.

preußischen Adler), des **mittleren**, aus 14, des **größeren**, aus 52 Feldern bestehend. Letzteres ist recht eigentlich als eine bildliche Darstellung der Entstehung der Monarchie der Hohenzollern zu betrachten. Von diesen Feldern sind 2 rein historische oder Erinnerungsschilder (Graf von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg); in neuester Zeit ist ein Besitz-Wappen Erinnerungs-Wappen geworden — Neuenburg! Ein Hoheitswappen (Regalien) bezeichnet sehr sinnig die Art, wie sich die Landeshoheit aus einzelnen, zum Theil privativen Rechten zum gegenwärtigen eminenten Majestätsrecht herangebildet hat. Von den übrigen sind noch 6 (mecklenburgische) Expectanzwappen. Es bleiben demnach für die 8 gegenwärtigen Oberpräsidialbezirke, welche den aus dem römischen Universalreich entlehnten geschmacklosen Namen Provinzen führen, nicht etwa 8 Felder übrig, wie in den neuen Thalerstücken geschehen, sondern 42. Es kommt dies einfach daher, weil die Provinzen keine historische und darum keine heraldische Einheit bilden. Wir erinnern hierbei daran, daß im alten Rom die Provinz ein eroberter, rechts- und wehrloser, nur Steuern zahlender Gebietstheil war, im Gegensatz zum herrschenden Lande Italien. Gegenwärtig dürfte als Gegensatz zu den beherrschten oder besser verwalteten Provinzen die Herrscherin die Bureaukratie sein. Im großen königl. Wappen sind nur 2 Provinzen als Einheit bezeichnet, nämlich das Königreich Preußen und das Großherzogthum Posen. Beides ist auch historisch wie heraldisch gerechtfertigt. Die übrigen Provinzen sind folgendermaßen vertreten: 1) Brandenburg: die eigentliche Kurmark nebst der dazu integrirend gehörigen Neumark, sodann Niederlausitz, Crossen, Ruppin. 2) Pommern: Stettin, Pommern (in engem Sinne), Kassuben, Wenden, Rügen, Camin. 3) Schlesien: Schlesien und Oberlausitz. 4) Sachsen: Sachsen (Herzogthum, das historische Kursachsen), Engern und Westphalen, Magdeburg, Thüringen, Halberstadt, Eichsfeld, Erfurt, Henneberg, Hohenstein, Barby. 5) Westphalen: Mark, Ravensberg, Minden, Tecklenburg, Münster, Paderborn, Lingen, Sayn, Arensberg. 6) Rheinland: Cleve-Jülich-Berg, Geldern, Mörs, Nassau und das sogenannte Großherzogthum Niederrhein. Welche historische Bedeutung diese einzelnen Namen haben, dürfen wir bei unseren preußischen Lesern als bekannt voraussetzen, und wir bemerken, daß, einige Fehler abgerechnet, das officielle Wappen heraldisch correct ist. Nur einige Bemerkungen wollen wir uns erlauben. Titel und Wappen Herzog von Engern und Westphalen haben wir bei Sachsen und nicht bei Westphalen genannt, weil diese Titel mit den vom Königreich Sachsen erworbenen Landestheilen an Preußen gekommen sind Denn die Fürsten aus dem Hause Askanien-Wettin betrachteten sich, und nicht ohne Unrecht, als die Rechtsnachfolger Heinrichs des Löwen, des letzten Stammherzogs der eigentlichen Sachsen, und deshalb führten sie das weiße Pferd Wittekinds und mit mehr Recht als die Erzbischöfe von Cöln, welche die westphälische Herzogswürde usurpirten. Mit Erwerbung der vormals königl. sächsischen Landestheile haben unsere Fürsten die Traditionen Wittekind's und Heinrichs des Löwen geerbt. Zwar ist das weiße Pferd Wittekind's noch gerade in Westphalen in frischem, volksthümlichem Andenken; allein will man **eine** heraldisch wie historisch richtige Figur für das jetzige Westphalen haben, so hat man, je nachdem man mehr oder weniger weit in die Geschichte zurückgreifen will, nur die Wahl zwischen Arensberg und Ravensberg. Bekanntlich riß nach dem Sturz Heinrichs des Löwen der Kurfürst von Cöln die kaiserlichen Rechte im westlichen Theil des alten Volksherzogthums Sachsen an sich und verwaltete sie durch die Grafen von Arensberg. Aus dieser Herrschaft bildete sich das spätere Herzogthum Westphalen. Es ging im Westen nämlich gerade umgekehrt als im Osten. Dort ging die Verwaltung der kaiserlichen Rechte im Herzogthum Sachsen in legaler Weise über auf die Askanier. Es strebte indeß danach der Erzbischof von Magdeburg, und factisch haben zeitweilig die im Osten gebietenden weltlichen Herren in Abhängigkeit von den Erzbischöfen von Magdeburg gestanden, auch unsere Markgrafen nicht ausgeschlossen. Daß aber, während die Arensberger untergingen und nebst der pfalzgräflichen Würde die Landesherrschaft im Herzogthum Westphalen an den cölnischen Krummstab kam, sich

also schon ein vorpreußisches Rheinland-Westphalen bildete, bei uns das umgekehrte Verhältniß mit der Zeit eintrat und wir endlich 1680 das Herzogthum Magdeburg bekamen, den Rest größerer pfäffischer weltlicher Gewalt im östlichen Norddeutschland, das macht das Wappen von Magdeburg in unserem königl. Wappen so sehr interessant und denkwürdig. Aber ebenso interessant ist es, um auf Arensberg zurückzukommen, daß dessen Wappen, trotz der diametral verschiedenen Schicksale, die frappanteste Aehnlichkeit hat mit dem kurbrandenburgischen, obwohl der eine Adler roth in weiß und der andere weiß in blau ist. Der Adler bedeutet nämlich seit uraltester Zeit das von Kaiser und Reich verliehene Recht der Pfalzgrafschaft (Richterwürde), aus dem sich dann die Landesherrschaft entwickelte. Die Adler von Brandenburg und Arensberg erinnern also an die Erwerbung der Pfalzgräfenfunction in beiden Theilen der Länder sächsischen Rechts. Das Pferd Wittekinds erinnert dagegen an die streitbare Macht der alten Sassen und ihrer Herzoge. Interessant ist es, was wir beiläufig nicht unerwähnt lassen dürfen, daß in den Ländern fränkischen Rechts der kaiserlich-pfalzgräfliche Adler verloren gegangen und durch das Familien-Wappen des sächsischen Heinrich, den Löwen, ersetzt ist. Wir erinnern zur Erklärung dessen nur mit wenigen Worten an die Vermählung des Sohnes des Löwen mit der Pfalzgräfin Agnes, durch welches sein Wappen nach der Pfalz kam, und hernach auch von Wittelsbachern in der Kurpfalz übernommen wurde. Während also die jetzt noch lebenden Enkel des Löwen (zugleich freilich Sachsen und Preußen) sein volksherzogliches Wappen, das springende Roß, führen, führen seine Nachfolger in Herzogthum Baiern nebst dem ihrigen Wappen das des sächsischen Löwen. — Die andere Ableitung eines Wappens für Westphalen von Ravensberg ist sehr einfach, denn von den alten Grafen von Ravensberg, als einem specifisch westphälischen Geschlecht, stammen unsere Könige her. Mark hat mehrere Geschlechter gehabt, das letzte war ein rheinisches (Berg). Die preußische Provinz Westphalen kann sich also immer durch die ravensberger Balken vertreten lassen. Daß der Anfall von Cleve-Jülich-Berg, Ravensberg und Ravenstein an das Kurhaus Hohenzollern von der größten Wichtigkeit war, indem das Gebiet desselben sich dadurch schon vor 200 Jahren zu derselben Länge ausdehnte, die es jetzt hat, und damit einen bisher ungeahnten Machtaufschwung in Norddeutschland, dem ganzen Sachsengebiet ermöglichte, bedarf kaum der Erwähnung. Darum stehen auch Cleve-Jülich-Berg im officiellen k. Titel und mittleren Wappen. Uebrigens erinnern wir daran, daß der Löwe von Berg, sowie der von Jülich und ebenso der von Geldern, Nassau und Thüringen einer Verwandtschaft ist. Sie stammen nämlich alle von den alten Grafen von Brabant ab. Desselben Stammes sind entsprossen die luxemburgischen (Grafen) Kaiser, sowie die Häuser Hessen, Baden, Habsburg, Lothringen! Fürwahr eine stattliche Verwandtschaft!

Wenn nun, um auf unser erstes Thema zurückzukommen, da, wo nur die Hauptfelder des k. Wappens darzustellen sind, es sich rechtfertigt, wenn Pommern, Schlesien und Brandenburg durch ein, nämlich ihr Hauptfeld vertreten werden, und wenn das Pferd als eine, wenn auch nicht heraldisch so doch traditionell (mit Bezug auf Volkssitte) richtige Figur für Westphalen erscheint, so ist das Weglassen Magdeburgs, sowie Cleve-Jülich-Bergs, — wenigstens doch hätte Berg Anspruch auf Erwähnung gehabt, — durchaus zu beklagen. Und dennoch ist dies auf den neuen Thalern geschehen. Es ist für die Provinz Sachsen das Askanisch-Wettinsche Familien-Wappen mit Bezug auf das Herzogthum Sachsen aufgenommen, des in der Geschichte von Brandenburg-Hohenzollern eben so wichtigen Magdeburgs nicht gedacht; und das Rheinland vertritt das aus französischen Unterpräfecturen neu zusammengesetzte Großherzogthum Niederrhein, während die altehrwürdigen Namen Cleve-Jülich-Berg vergessen sind. Uebrigens ist auch der Name Großherzogthum Niederrhein im k. Titel merkwürdig gewählt. Klingt nicht Großherzog (statt Kurfürst) von Cöln und Trier, Pfalzgraf vom Rhein, Herzog von Lothringen, Graf von Luxemburg viel besser. Wir wollen gern glauben, daß die Weglassung von Magdeburg, Cleve, Jülich und Berg nur aus Zufall oder aus Zweck-

mäßigkeitgründen geschehen ist; aber es ist ein sehr bezeichnender Zufall, sehr bezeichnend für das geschichtliche Gefühl der Bureaukratie, und eine sehr unzweckmäßige Zweckmäßigkeit.

Stimmen aus dem Bürgerstande.

— Polizeiliches Einschreiten gegen Differenzgeschäfte. — Polizeiliches Einschreiten gegen die Feier des blauen Montags. —

Es wurde noch in der letzten Session des Hauses der Abgeordneten mit beredtem Worte hervorgehoben, daß die Bureaukratie und die Polizeigewalt, wenn sie auch noch so sehr gestärkt würden, doch nur auf gewisse untergeordnete Kreise der Gesellschaft ihre Wirksamkeit ausdehnen könnten, daß aber ein großer Theil der bürgerlichen Gesellschaft sich auf socialem Gebiete, in Handel und Verkehr, in den verschiedenen Gebieten der Geldwirthschaft so sichere Positionen bereitet hätte, daß die Staatsgewalt nur scheinbar hier noch Einfluß und Bestimmung ausübte. Das ist die Folge einer Auflösung jener mächtigen corporativen Bande, welche früher als Vertreter des Staates Zucht und Ordnung selbst in den social am mächtigsten Kreisen erhielten. Wir begnügen uns für heut, zwei Stimmen, die aus jenen Kreisen kommen, ohne ein weiteres Raisonnement daran zu knüpfen, neben einander zu stellen. Der Ton dieser Stimmen klingt mehr als resolut, vielleicht manchem Ohre sogar herausfordernd, aber man darf nicht übersehen, daß die Sprechenden deß sicher sind, daß der Staat nicht auf lange Zeit den Geldverkehr und die Lebenssitten der Handwerker nach eignem Ermessen leiten kann. Das könnten nur Corporationen, deren Macht der Staat an sich genommen zu haben glaubte, als er sie zerbrach. Er sieht, daß er sich geirrt hat.

Wir veröffentlichen hier zunächst einen Briefwechsel zwischen dem Polizei-Director und der Handelskammer zu Posen über die Frage, ob ein polizeiliches Einschreiten gegen Differenzgeschäfte wünschenswerth sei:

„An die Handelskammer. Es sind neuerdings mehrere Zahlungs-Einstellungen vorgekommen, als deren Ursache Verluste in Stell- und Differenzgeschäften bezeichnet werden. Geschäfte dieser Art sind in den Versammlungen der kaufmännischen Vereinigung durch Vermittelung der dabei angestellten Mäkler in einem Umfange abgeschlossen worden, der die ernste Mißbilligung achtungswerther Kaufleute hervorgerufen hat. Wenn diese tadelnswerthen Hazardgeschäfte nicht ganz zu beseitigen sind, so läßt sich dem Uebermaße derselben doch entgegentreten. Es ist zu diesem Zwecke vorgeschlagen: 1) den Mäklern bei Geldbuße oder Strafe der Entlassung aufzugeben, keine Lieferungsgeschäfte über Producte anders, als unter Benutzung der von dem Vorstande der Vereinigung vorgeschriebenen Contracts-Formulare abzuschließen. 2) Die Vereinsmitglieder durch Unterschrift einer bezüglichen Erklärung zu verpflichten, sich der Stell- und Differenzgeschäfte zu enthalten. 3) Mitglieder, welche Lieferungsgeschäfte abschließen, bei denen es nach dem Urtheile des Vereinsvorstandes oder einer zu diesem Zweck bestimmten Commission lediglich auf Zahlung von Differenzen abgesehen ist, von der Theilnahme an den Versammlungen und der Mitgliedschaft auszuschließen. Bevor in dieser Hinsicht weitere Schritte gethan werden, ersuche ich die Handelskammer um gefällige Aeußerung über diese Vorschläge oder Bezeichnung geeigneter Abhülfsmittel. Der Pol.-Dir. v. Bärensprung.

Antwort der Handelskammer. Auf Ew. ꝛc. geehrte Zuschrift vom 8. März kommen wir erst heute zurück. Die Ansicht, daß die Constituirung der kaufmännischen Vereinigung eine Vermehrung fingirter Geschäfte hervorrufen und das Börsenspiel auch hier einbürgern würde, ist vor dem Inslebentreten dieser Vereinigung vielfach, namentlich auch von dem unterzeichneten Vorstande der Handelskammer ausgesprochen worden und hat in der Praxis ihre volle Bestätigung gefunden. Es sind Personen der kaufmännischen Vereinigung beigetreten, die vermöge ihres gewerblichen Berufs in dieselbe eigentlich nicht gehörten und die an ihrem mühsam erworbenen Vermögen in Folge der unternommenen Zeitgeschäfte in Producten erhebliche Nachtheile erlitten haben. Es ist indeß nicht Aufgabe der Staatsgewalt, für das Interesse des Einzelnen gegen dessen Willen, namentlich dann zu sorgen, wenn derselbe sich in lästige und gewagte, gesetzlich aber nicht verpönte Verträge einläßt, — so wie es wieder ausschließlich Sache der Contrahenten ist, zu beurtheilen, ob sie sich gegenseitig das zu leisten vermögen, wozu sie sich für einen späteren Termin wechselseitig verpflichtet haben. Der Schwerpunkt liegt in der Frage, ob die Existenz und die unleugbar nützliche Wirksamkeit für den Großhandel ohne die Mißstände und Nachtheile nöthig sind, welche mit dem Börsenspiel, mit dem Abschluß von Scheingeschäften verbunden sind. Die treffendste Antwort hierauf enthält der Erlaß des Herrn Handelsministers an die k. Regierungen vom 24. October 1855, worin es in Ansehung der Zeitgeschäfte, bei welchen es nicht auf Lieferung effectiver Waare abgesehen ist, wörtlich heißt: „Wünschenswerth würde es freilich sein, solche Scheingeschäfte zu verhindern; es sind jedoch hierzu wirksame Mittel nicht vorhanden, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, neben den fingirten auch die reellen Geschäfte zu treffen und dadurch weit mehr Unheil anzurichten als Nutzen zu stiften.“ Was nun die Mittel betrifft, welche das Hazardgeschäft an hiesiger Börse abschwächen sollen, so halten auch wir es zu 1) für durchaus nothwendig, daß die Makler sich bei Strafe sofortiger Entlassung der Verwendung von vorschriftswidrigen Formularen zum Abschlusse von Geschäften zu enthalten haben. Dagegen hat es 2) seine erheblichen Bedenken, die Mitglieder der Vereinigung unterschriftlich zu verpflichten, sich der Stell- und Differenzgeschäfte, namentlich der letzteren, zu enthalten, weil sich die Natur dieser Geschäfte bei Abschluß derselben im Voraus nicht bestimmen läßt. Das Stellgeschäft findet allerdings in den hiesigen Handelsverhältnissen keine Grundlage und kann als nothwendiges Geschäftsmittel weder formell noch materiell erachtet werden, wenn schon die Legalität solcher Geschäfte nicht ohne Weiteres zu verneinen ist, zumal dem Vernehmen nach eine Gerichtsbehörde die Erfüllbarkeit derselben durch Sentenz bereits festgestellt haben soll. Es sind indeß die in der Kaufmännischen Vereinigung fungirenden Makler zum Abschluß von Stellgeschäften in sofern nicht autorisirt, als ihnen zu diesem Behufe besondere Contractsformulare vom Vorstande nicht übergeben worden sind. Weil dies der Fall, und diese Art von Geschäften nur als Agiotagemittel zu betrachten ist, wäre es wohl wünschenswerth, wenn den Mäklern die Vermittlung und der Abschluß von Stellgeschäften Seitens des Vorstandes untersagt werden möchte. Der Vorschlag zu 3), eine Commission zu ernennen, welche über die Tendenz der zum Abschluß kommenden Geschäfte Urtheil zu sprechen hat, ist unausführbar, weil kein Mitglied der Versammlung eine solche Competenz der Commission wird einräumen wollen, und dieselbe nur selten zu beurtheilen im Stande sein wird, ob es bei diesem oder jenem Geschäfte lediglich auf Zahlung von Differenzen abgesehen ist. Das einzige Mittel wider Ausschreitungen, wenn man das bloße und hazardmäßige Börsenspiel so nennen will, liegt in Handhabung einer strengen Disciplin Seitens des Vorstandes gegen die Mäkler, weil durch diese die Vermittelung aller Geschäfte stattfindet. In der Sache selbst aber glauben wir, daß die Mittheilung unserer hier ausgesprochenen Ansichten hinreichen wird, den Vorstand zur Abstellung der etwa vorhandenen Mißstände zu veranlassen, wogegen wir ein Einschreiten der Polizeibehörde weder für zweckdienlich noch wünschenswerth halten. Posen, 4. Juli 1858. Die Handelskammer. (gez.) Bielefeld.“

Daran schließen wir eine Anschrift des Heidelberger Gewerbevereins an das Großherzoglich Badensche Oberamt eben daselbst, das in diesem Frühjahr den blauen Montag verbot und eine Anzahl übertretender Handwerksgesellen einsperren ließ:

„Bei dem Erlaß der Verordnung vom 5. Mai,“ heißt es in diesem Anschreiben, „kann einem großherzogl. Oberamte die, in den Motiven auch nur gelegentlich berührte, Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit nicht vor Augen gestanden haben. Denn zu Störungen der öffentlichen Ordnung kann jeder Wirthshausbesuch, an welchem Wochentage er auch stattfinde, Veranlassung werden, ohne daß doch aus diesem Grunde ein Verbot des Wirthshausbesuchs je ausgeführt worden oder je zu rechtfertigen wäre. Wird das Wirthshaussitzen zu Excessen mißbraucht, so hat sich zur Unterdrückung und Beseitigung dieser Mißbräuche die hiesige Polizei-Mannschaft, sowohl ihrer Zahl als ihrem Eifer nach, jederzeit als vollständig ausreichend bewährt. Wenn der Wirthshausbesuch unter allen Tagen nur am Montag, und unter allen Klassen nur den Handwerksgesellen untersagt wird, so haben wir die Gründe dieser Ausnahmsmaßregel offenbar nur in Erwägungen zu suchen, die, ganz unabhängig von der Sicherheitspflege, nur aus der Sorge für das Wohl der anbei zunächst betheiligten Klassen und Interessen entsprungen sind. Diese durch das Verbot unmittelbar und mittelbar zunächst betroffenen Klassen und Interessen sind die der Handwerksgesellen und Handwerksmeister: ihr Wohl zu fördern ist die einzige Absicht, die Erreichung dieser Absicht auf dem eingeschlagenen Wege die einzige Rechtfertigung der Verordnung und auch die einzige Frage, bei deren Prüfung sich der Gewerbeverein als Sachverständiger zu betheiligen hat.

„So weit nun aber die Erfahrung und Einsicht der in unserem Vereine vertretenen ehemaligen Gesellen und gegenwärtigen Meister reicht, wird durch das polizeiliche Verbot des blauen Montagmachens nicht der beabsichtigte Zweck, dagegen eine Reihe von Mißständen bewirkt, deren geflissentliche Hervorrufung nie in der Absicht eines großherzogl. Oberamtes gelegen haben kann. Wir begründen diese Ueberzeugung durch folgende Erwägungen:

„Die raschen Fortschritte des allgemeinen Wohlstandes in den letzten Jahrzehnten verdanken wir nicht zum geringen Theile der höheren Ausbildung der Gewerbs-Arbeiter, welche diese Periode des verbesserten Volksschulwesens, der Gewerbeschulen, der reichen practischen Erfahrung auszeichnet. Mit ihrer Bildung und ihren Leistungen ist aber nicht nur der Lohn, sind ganz natürlicher und erfreulicher Weise auch das Selbstgefühl der Gesellen und ihre Ansprüche auf Lebensgenuß gestiegen. Das alte innigere, aber auch abhängigere Verhältniß zur Meisterfamilie ist und bleibt gelockert, und wie alle andern Stände läßt gegenwärtig auch der Gesellenstand mehr Zeit und Geld im geselligen Verkehr daraufgehen. Die einzige Gelegenheit zur Befriedigung dieses Bedürfnisses findet er aber vorläufig noch in dem Zusammensein im Wirthshause. Es ist dies sicher eine sehr bedauerliche Beschränkung; es wäre gewiß höchst wünschenswerth, daß auch der Arbeiter wie der Meister, und der Handwerker wie jeder andere Mann mit dem geistigen Getränke zugleich auch die geistige Nahrung aufzunehmen vermöchte, wozu den vermöglicheren Klassen die weiten Räume ihrer Gesellschaftszimmer und die literarischen Hülfsmittel ihrer Casino's, Museums und anderer Vereine die tägliche und stündliche Gelegenheit bieten. Allein thatsächlich fehlt es den Gesellen noch an diesen unentbehrlichen äußeren Hülfsmitteln zur Verfeinerung ihrer geselligen Sitte, und so lange die Bemühungen der gebildeten Klassen, diesem Mangel abzuhelfen, noch so wenig erfolgreich sind, erscheint es doch hart, daß man dem Gesellenstande die Befriedigung seines geselligen Bedürfnisses verkümmere..... Von polizeilichen Maßregeln ist, dies lehrt uns die Erfahrung am eigenen Leibe, gegen die Sitte und Unsitte des blauen Montags keine Abhülfe zu erwarten. Uns Meistern wird dadurch ein schwunghafter Geschäftsbetrieb nicht erleichtert, sondern nur erschwert; der Geselle wird dadurch nicht zu einer solideren Lebensart erzogen, nur in der angenommenen Gewöhnung verhärtet, zu Widerspen-

stigkeit gegen ein oft unbilliges, stets unwirksames Verbot und zur Mißachtung der Obrigkeit aufgestachelt. Wir verwahren uns ausdrücklich dagegen, als ob wir darum diese Aufsässigkeit rechtfertigen oder den blauen Montag unbedingt in Schutz nehmen wollten Einem großh. Oberamte ward im Gegentheil bereits von den hiesigen Zunftmeistern die Zusicherung, daß sie mit allen den Arbeitgebern zu Gebot stehenden moralischen Zwangsmitteln dem professionellen blauen Montagmachen entgegenwirken würden. Diesen Bemühungen werden sich auch die dem Gewerbeverein zugehörigen Meister anschließen, und der Gewerbeverein wird es sich außerdem zu einem besonderen Anliegen machen, den hiesigen Gesellenstand durch Darbietung unterhaltender Belehrungsmittel von dem übermäßigen Wirthshausbesuche abzuziehen. Um so dringender müssen wir aber wünschen, daß uns diese gemeinnützigen Bemühungen nicht durch Maßregeln erschwert werden, die, in ihrer Absicht noch so löblich, in ihren Folgen nur störend und erbitternd wirken.“

Wir beschränken uns für heut auf den bloßen Abdruck dieser social wichtigen Actenstücke: die Moral daraus haben wir im Eingang angedeutet.

Literatur.

Preußische Militärgeschichte.

Es verdient ernste Aufmerksamkeit, daß man sich in Frankreich gegenwärtig so eingehend mit dem Preußischen Heere, seiner Verfassung und seiner Geschichte, aus welcher die Elemente unserer Kraft und Schwäche am besten erkennbar werden, beschäftigt. Ein Capitän Ed. de la Barre-Duparcq, Professor an der Kaiserl. Militärschule zu St. Cyr, hat bereits seit Jahren seine Studien hauptsächlich unserem Heere gewidmet, und nachdem er im Jahre 1853 einen Commentar des bekannten Clausewitz'schen Buches über den Krieg*) und in den Jahren 1854 — 1856 in zwei Bänden „historische und militärische Studien über Preußen“**) veröffentlicht hatte, tritt er jetzt mit einem ausführlichen Werke über die „militärische Geschichte Preußens von 1756 oder Einleitung in den siebenjährigen Krieg“***) hervor.

Der Verf. sagt in der Einleitung zu seinem Buche, daß allerdings mehrere in französischer Sprache geschriebene Geschichtswerke über den siebenjährigen Krieg, aber keine Militärgeschichte Preußens von 1756 existirt und daß dies für die jüngeren französischen Offiziere eine empfindliche Lücke ausgemacht habe, deren Ausfüllung er versuchen wolle.

Das Werk beginnt mit der Schilderung der ersten kleinen Anfänge der preußischen Monarchie, und nur seine zweite Hälfte beschäftigt sich mit der eigentlichen historisch-militärischen Einleitung in den siebenjährigen Krieg, nämlich mit den kriegerischen Vorbereitungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. und den beiden schlesischen Kriegen Friedrichs des Großen.

Ein besonderes Gewicht legt der Verfasser mit Recht auf die Regierung des großen Kurfürsten, wenn auch Einseitigkeiten und Irrthümer dabei mit

---

*) Commentaires sur le traité de la guerre de Clausewitz. 1853.

**) Études historiques militaires sur la Prusse. 2 Vol. 1854 — 56.

***) Histoire militaire de la Prusse avant 1756 ou Introduction à la guerre de sept-ans. Paris, Tanera (Berlin, Ferd. Schneider) 1858.

Außerdem existirt von demselben Verfasser ein Werk über Friedrich den Großen unter dem Titel: Opinions et maximes de Frédéric le Grand. 1857.

unterlaufen. Die Schilderung dieses großen Fürsten, der in der That stets le premier capitain de son armée war, ist reich an farbigen Zügen. „Der Sieger von Fehrbellin hatte keinen einzigen Militäringenieur in seinem Dienste; er nahm Stralsund, indem er die Stadt mit seinen „rothen Kugeln", einer Art von Wurfgeschossen in Brand steckte, deren Erfindung der Gen.-Lieut. Marquis von Feuguière dem Kurfürsten mit Unrecht zuschreibt, da sich ja schon die Araber (!) 1342 (!!) derselben bei der Belagerung von Algesiras bedienten." Eine andere Bemerkung (S. 126) enthält Falsches: „Der erhabene Geist dieses Fürsten verlangte von demjenigen, der Offizier werden wollte, nicht durchaus den Adel; sein Feldmarschall Derfflinger war der Sohn eines armen österreichischen Bauern, und dieser Fall scheint dafür zu sprechen, obgleich Derfflinger schon schwedischer Obrist war, ehe er als General-Major in brandenburgische Dienste trat" Die folgende Notiz dagegen erscheint begründeter: „Unter diesem Fürsten blieb die Fahne in Aller Augen ein Heiligthum und ihr Träger war von Bestrafungen frei und konnte sogar zu Gunsten eines Schuldigen eintreten; dies Mittel, den Soldaten Zuneigung für das Sammel- und Ehrenzeichen einzuflößen, scheint den Gebräuchen der schwedischen Truppen unter Gustav Adolf entlehnt zu sein." Echt französisch sind die Bemerkungen über Friedrich I. und seine Gemahlin (S. 129). Als Hauptzug des Charakters dieses ersten Königs von Preußen bezeichnet Duparcq la magnificence et la bizarrerie dans les actes de libéralité, „da" — wie er zum Beweise etwas unbeholfen fortfährt — „er eines Tages einen Jäger, der ihn einen Hirsch von hohem Geweih hatte schießen lassen, mit einem Lehn von 40,000 Thalern beglückte." Die allgemein historische Schilderung ist überhaupt die schwächste Seite des vorliegenden Buches, dessen eigentlicher Zweck ja auch ein militärischer ist. In letzterer Beziehung aber ist der Verfasser genauer zu Werke gegangen, als seine Landsleute wohl sonst zu thun gewohnt sind; seine Tabellen über die jedesmalige Stärke der Armee sind genau, die Namen der einzelnen Regimenter meist richtig wiedergegeben, wenn auch mit französischer Orthographie.

Der Einleitung zu der Regierung Friedrich des Großen entnehmen wir noch die Bemerkung des Verfassers, „daß der Sohn, besonders im Hause Brandenburg, Neigungen zeigt, die denen des Vaters entgegengesetzt sind; daß aber dabei alle Herrscher dieses Hauses doch zwei Eigenschaften theilen, sie seien gute Wirthe und ständen im schlechten Einvernehmen mit ihrem Nachfolger." (d'être bons économes et de vivre mal avec leur successeur.)

Recht eindrucksvoll ist die Schilderung dessen, was Friedrich Wilhelm I. für die Armee that, und der Veränderungen, welche dagegen Friedrich II. einführte. Wir finden einen Satz dieser Schilderung bemerkenswerth:

„Die ganze preußische Armee zeichnete sich unter Friedrich Wilhelm durch das Uebermaß im Aeußern der Haltung, welche bis zum Lächerlichen getrieben ward, aus. Nachdem er bei seiner Thronbesteigung eine genaue Ordnung, eine strenge Disciplin und eine gewisse Einfachheit der Uniform bei seinen Truppen eingeführt hatte, beschäftigte sich dieser Monarch in der Mitte eines langen Friedens mit nichts weiter, als die Details noch immer mehr zu verfeinern, indem er dabei bloß etwas auf das äußere Ansehen gab. Der Infanterist mußte sein Gewehr und Lederzeug lackiren; der Cavallerist Zaum, Sattel, Stiefeln und Pferdehufe und die Mähne mit Bändern flechten. Wenn der Friede über das Jahr 1740 hinausgedauert hätte, bemerkt Friedrich II., oder vielmehr, um seinen Gedanken zu ergänzen, wenn ich nicht auf den Thron gekommen wäre, so glaube ich, daß wir jetzt bei Schminke und Schönpflästerchen (au fard et aux mouches) angekommen wären.... Man vernachlässigte damals in Preußen die großen Stücke des Kriegs zu Gunsten des kleinen Details, unter welchem das militärische Genie der preußischen Nation doch nur verkümmern konnte, und diese Gefahr, welche Friedrich der Große vorausfühlte, aber welche er durch einen ernsthaften Krieg zu beseitigen wußte, ist der Grund, warum er in seinen Memoiren in einem oft herben und bittern Styl diese unglückseligen Details charakterisirt."

Die Darstellung der letzten Vorbereitungen, die Friedrich der Große zum siebenjährigen Kriege trifft, ist frisch und verständig. Sechs Schlachtkarten (Fehrbellin, Mollwitz, Czaslau, Hohenfriedberg, Sorr, Kesselsdorf) sind dem Buche beigegeben.

Predigten eines französischen Geistlichen.

„Adolph Monod's Abschiedsworte an seine Freunde und an die Kirche" ist der Titel einer aus dem Französischen übersetzten und im Verlage der Besser'schen Buchhandlung in Berlin erschienenen Broschüre (164 S.). Adolph Monod war französischer Geistlicher und starb im April 1856. Während einer jahrelangen, äußerst schmerzlichen und, wie ihm selbst bewußt, unheilbaren Krankheit hielt er im Kreise seiner Familie und vor einer Versammlung von Freunden und Bekannten, bei Gelegenheit wirklicher häuslicher Gottesdienste, mit denen jedesmal die Abendmahlsfeier verbunden war, eine Anzahl Predigten, die wohl verdienen, empfohlen und bekannt zu werden. Es ist nicht allein der Geist wahrer christlicher Liebe, der in diesen Reden eines sterbenden Priesters sich ausspricht; es ist auch der Geist jenes wahren starken Glaubens, der über die kleinlichen confessionellen Verhältnisse sich hinwegschwingend, alle christlichen Parteien mit gleicher Liebe umfaßt. Herr Monod war Calvinist. Es sind im Ganzen 26 Predigten, die der häuslichen und Familienandacht wohl empfohlen zu werden verdienen.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

— Königin Victoria und ihre Begrüßung in der Presse. —

Die Ankunft der Königin von England am Hofe zu Babelsberg ist das Ereigniß der Woche. Dieser Besuch gewährt, wie überall deutlich zu erkennen ist, dem ganzen Volke, allen seinen Parteien, eine große Genugthuung, und die hauptstädtische Presse hält es für ihre Pflicht, dieser Stimmung, soweit ihr möglich, Ausdruck zu geben. Sogar dasjenige Blatt, welches seine Begeisterung für den beschränkten Unterthanenverstand noch vor Kurzem so weit trieb, daß es uns unpatriotischer, wo möglich revolutionärer Gesinnungen beschuldigte, weil wir uns erkühnt hatten, öffentlich über die bedenkliche Lage des Vaterlandes zu reden und dabei verwegener Weise zu verrathen, daß das Ministerium Manteuffel nicht unser Ideal sei, — sogar dies devote und rechtgläubige Blatt der preußischen Bureaukratie, das seinen officiösen Charakter mit der Miene eines Corporals zur Schau trägt, orakelte gestern Angesichts dieses hohen Besuchs von einer „Stammverwandtschaft zwischen Briten und Preußen, die sich schon auf beiden Seiten in der gleichen Kernhaftigkeit der Anlage, dem Ernst und der Treue der Ueberzeugung und der Gediegenheit des Willens bewährt habe" .... Es zeigen diese Worte eine so erfreuliche Veränderung des Sinnes, daß wir fast zu der Vermuthung kommen, der betreffende Herr oder die betreffenden Herren Schreiber würden den gediegenen Willen entwickeln, auch einem etwa folgenden Ministerium, in welchem die Sympathien für englische Ueberzeugungstreue, selbst abgesehen von besonders feindlichen Gelegenheiten, entschiedener betont werden sollten, mit ihren kernhaften Anlagen zu dienen. Eine recht tröstliche Aussicht.

Auch die „Neue Preußische Zeitung“ widmet der hohen Fürstin einige wohlgemeinte Worte, und auch dies Blatt kann nicht umhin, hervorzuheben, daß „wir Preußen mit dem Staatsleben, dem Recht und der Sitte Englands vorzugsweise verwandt sind.“ Das Wort der Kreuzzeitung in Ehren, aber wir müssen diese Verwandtschaft doch für eine sehr weitläuftige erklären und außerdem bemerken, daß sie gerade in neuester Zeit auf das Stärkste angezweifelt ist. Die „Neue Preuß. Ztg.“ selbst giebt bekanntlich diesen Zweifeln ganz besonders Raum, und es ist nur nöthig, daß wir ihre vorletzte Nummer in die Hand nehmen, um uns daraus über eine Verschiedenartigkeit Englands und Preußens zu belehren, welche allerdings in den ersten Jahren der Reaction, die „nicht die Contrerevolution, sondern das Gegentheil der Revolution“ wollte, noch nicht geahnt oder doch wenigstens nicht zugegeben wurde, heut aber als ausgemacht gilt. In den Jahren 1848 und 1849 und auch noch in späterer Zeit freilich konnte es nicht überraschen, in der Kreuzzeitung von der Mustergültigkeit Englands für die Entwicklung unserer Gesetzgebung zu lesen, und es giebt noch heut keinen ernsthafteren Liebhaber englischer Freiheit als Herrn v. Gerlach. Aber dieselbe Zeitung, in deren Rundschauen dieser edle und hohe Mann so oft es als den Beruf der preußischen Rechten bezeichnet hat, mit kühner Hand Neubildungen deutschen Rechtes nach englischen Analogien zu unternehmen und so die Revolution innerlich zu besiegen, ist heut zu einem „Conservatismus“ gelangt, dem die Ruhe als ein überaus dringendes Bedürfniß erscheint. Die Zeitung geräth dadurch leider in directe Widersprüche mit ihren früheren Aeußerungen, ja es gewinnt den Anschein, als wolle sie eine retrospective Kritik über das Thun und Treiben ihrer eigenen Parteiführer ausüben. Wir verweisen zum Beweise dafür nur auf ihren Leitartikel in Nummer 187, in welchem das Reformwerk, zu welchem sich in einer früheren Session die Männer des organischen Staates vereinigt hatten, so gut wie ganz in Frage gestellt wird und unter dem Anschein einer Vertheidigung des monarchischen Princips einer Beschränkung des Landtages und seiner Rathsertheilung das Wort geredet wird, gegen die Herr v. Gerlach, gestützt auf die königliche Rede, mit welcher die Verfassungsurkunde eingeweiht wurde, oft genug protestirt hat. Wir müssen auf diesen Artikel der „Neuen Preußischen Zeitung“, der noch eine andere auffallende Bemerkung enthält, eines Weiteren zurückkommen und werden das in unserer nächsten Nummer thun.

Das indeß geht aus ihm und vielen ähnlichen Aeußerungen des letzten Jahrganges der Kreuzzeitung hervor, daß ihr nichts ferner liegt, als eine Verwandtschaft zwischen unserem und dem englischen Staatsleben, zwischen unserem Recht und dem englischen anzuerkennen oder zu fördern. Wozu also die Festtagsredensarten, wenn es doch nur hölzerne Schaugerichte sind? Die Zeit ist zu ernst, als daß ein großes politisches Blatt es sich sollte erlauben dürfen, schöne Worte zu machen, die nichts oder ihr Gegentheil bedeuten.

Viel erquicklicher, als in der Presse, sieht es im Volke selbst aus. Mancherlei Anzeichen eines ernsteren Ringens und Strebens nach ehrlich deutscher Freiheit, die sich nur in der Corporation entwickeln kann, treten hervor, und wir wollen hoffen, daß sich bei den nächsten Wahlen diese erfreuliche Bewegung, die auch im Bürgerthum Verbreitung zu gewinnen anfängt, wirksam zeige. Es giebt freilich Leute, die in ihrer Mattheit und aus sehr persönlichen Rücksichten jeder Bewegung abhold sind, und sie scheinen gegenwärtig sogar den Versuch zu machen, alle ernstlichen patriotischen Reformbestrebungen als ein „Rückwärts nach 1848“ zu verdächtigen, aber sie erregen mit ihren Schreckworten nur ein Lächeln. Die Zeit der blinden Furcht vor der Revolution ist vorüber, man weiß heut auf der Rechten am besten, daß Revolutionen nur dann eintreten können, wenn die Reformen stocken.

Vom Rhein, im August.

Die jüdische Bevölkerung am Rhein gewinnt auf eine bemerkenswerthe Weise an Umfang und Einfluß. Während, wie die letzte Kopfzählung in den Zollvereinsstaaten nachgewiesen, in einzelnen Provinzen eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden hat, deren Erklärung zum Theil in der Auswanderung zu suchen ist, hat das numerische Verhältniß der jüdischen Bevölkerung fast überall, besonders aber auf dem linken Rheinufer, bedeutend zugenommen. Und nicht blos der Kopfzahl, sondern auch den Vermögensverhältnissen nach ist das jüdische Element im Zunehmen begriffen. Die jüngste Handelskrisis hat am Rhein eine verhältnißmäßig ganz geringe Anzahl von jüdischen Häusern erschüttert und gezeigt, wie wenig gewagte Speculationen die Juden machen, wie vorsichtig sie im Creditnehmen und Geben sind. Mit Ausnahme der Schifffahrt treiben die Juden am Rhein fast alle übrigen Geschäfte. Die Geldgeschäfte sind ganz in ihren Händen, am zahlreichsten sind sie im Wein- und Getreidehandel vertreten. Wie die alten Hebräer haben sie eine besondere Vorliebe für den Weinbau. Ein bedeutendes Areal von Weinbergen ist in ihrem Besitz. An der großen Industrie, an Actienunternehmungen betheiligen sie sich mit Vorsicht und in der Regel mit Glück; mit dem Betrieb städtischer Kleingewerbe, eigentlicher Handwerke befassen sich nur Wenige. Dagegen machen sie überall den Commissionair, den Vermittler zwischen Groß und Klein. In so weit das Geld eine Macht ist, nimmt der Einfluß der Juden am Rhein von Tag zu Tag zu. Reichthümer materieller Art häufen sich in ihren Händen. Der Luxus der jüdischen Frauen giebt unter Anderem davon Zeugniß. In anderer socialer Beziehung, in der gesellschaftlichen Stellung der Juden, den Christen gegenüber, hat sich dagegen seit Menschenaltern fast gar nichts geändert. Es gehört zu den Seltenheiten, einen Genossen der jüdischen Gemeinde zur Theilnahme an der Leitung des städtischen Haushalts berufen zu sehen. Die intelligentere Judenschaft, welche wohl weiß, daß mit Geld nicht Alles zu erwerben, bemüht sich auch am Rhein vergeblich, die Gleichheit zwischen Juden und Christen anzubahnen. (Wir entnehmen diesen Artikel einem Berliner officiösen Blatte, dessen Redacteur selbst jüdischer Abkunft ist!)

Kopenhagen, den 12. August.

— *Frohe Aussichten. — Verfall des Scandinavismus. — Aristokratische Reaction in Schweden. — Unsgaard und die anderen Minister. — Kriegsflotte. — Bauten.* —

Die jetzt begründete Aussicht auf eine gütliche Schlichtung des unseligen Conflictes mit Deutschland erfüllt alle braven, wohlgesinnten Dänen und die so zahlreich hier lebenden Deutschen, sofern sie nicht zu denen gehören, welche im Trüben zu fischen hoffen, mit aufrichtiger Freude. Und wenn Deutschland in seiner Mäßigung fortfährt und auf die obwaltenden Verhältnisse die nothwendige weise Rücksicht nimmt, so kann die Folge nur die sein, daß der größere bessere Theil des dänischen Volks, der ein Handinhandgehen mit Deutschland und strenge Erfüllung wirklich vorhandener Pflichten als Dänemarks klügste Politik betrachtet, seiner alten nie verloschenen Achtung vor dem Brudervolke wieder offen und willig Raum giebt und die schon bestehende rechtliche gegenseitige Bundesgenossenschaft wieder die sympathetische Wärme erhält, ohne welche sie beiden Theilen eine Last ist, dem mächtigeren als permanente Versuchung zum Mißbrauch seiner Macht, dem schwächeren als beständiger Quell einer nicht immer ungegründeten Furcht. Den scandinavischen Ideen, welche aus dem Hasse gegen Deutschland und der Furcht vor demselben fast ihre einzigste Nahrung sogen, wird letztere ganz entzogen werden, weil das

Bedürfniß nach Allianzen in eben dem Maße abnimmt, als es durch die enge Verbindung mit Deutschland, wenn sie eine aufrichtige, sicherstellende ist und dafür erkannt wird, bereits befriedigt ist.

Uebrigens erhebt sich in Schweden jetzt eine immer stärkere und zwar aristokratische Reaction gegen den demokratischen, revolutionären Scandinavismus. Die Schweden fürchten mit Recht, daß in einer Union das demokratische Norwegen, das mit Dänemark Sprache und mancherlei, z. B. Geschichte und Literatur (Holberg, Tordenskjold waren Norweger) gemeinsam hat, sich in wichtigen Fragen mit dem demokratischen Dänemark verbinden und Schweden zur Aschenbrödel des Bundes machen könnte. Je mehr daher diese Idee von der Fackel nüchterner Vernunft beleuchtet wird, um so schwächer erweist sich ihre reelle Lebenskraft und so hat die plumpe Art und Weise, wie sie durch Scheele in die höhere Politik von der bloßen Zeitungsexistenz eingeführt wurde, doch ihr Gutes gehabt. Daß sie im Sterben ist, fühlen die hiesigen Scandinavisten sehr gut, und deshalb fürchten sie eine gütliche Beilegung des Streites mit Deutschland, während jeder aggressive Schritt Deutschlands gegen Dänemark, ja selbst die ungerechte Besprechung dänischer Zustände in deutschen Blättern, z. B. der Neuen Preuß. und der National-Zeitung, der „Deutsch. Allg.“ ꝛc. das Gemüth manches für den Ruhm seines Vaterlandes so sehr empfindlichen Dänen von Deutschland ab und Schweden zuwendet, dessen Blätter meist vom Lobe der dänischen „Brüder“ überströmen.

Die „Revue“ hat sich übrigens bei Besprechung unsrer so sehr verwickelten Zustände eines freilich höchst verzeihlichen Irrthums schuldig gemacht. Herr Unsgaard (sprich Unsgord) ist nicht Minister des Innern für Holstein geworden, sondern für das „Königreich“, das eigentliche Dänemark. Er ist daneben Minister ad interim für Holstein.

Als Minister für Holstein hat Unsgaard Justiz, Inneres, Kirchen- und Unterrichtswesen, endlich die provinziellen Finanzen, welche sich von den gemeinschaftlichen mit Dänemark-Schleswig trennen. Die holsteinischen Domänen waren nie (was ein Correspondent der „Revue“ aus Holstein berichtete) dem aufgehobenen Ministerium des Innern für die ganze Monarchie übertragen. Zwar beabsichtigte Herr von Scheele dies bei Errichtung dieses mit Recht sehr angefochtenen Ministeriums, allein es unterblieb aus leicht begreiflichen Gründen. Dagegen kommen die Intraden sämmtlicher Domänen den Gesammtstaatsfinanzen zu Gute, in welche auch, freilich als separater Fond, über den jedoch nicht die speciell dänische Vertretung des Provinzialreichstags eine Verfügung hat, die 39 Millionen für die Ablösung des Oeresundzolles kommen. Für ein specielles Ministerium des Innern erscheint Holstein zu klein. Das Königreich hat dagegen specielle Minister für die Justiz und das Innere und das Kirchen- und Unterrichtswesen, lediglich aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, weil der Umfang der Geschäfte für ein Ministerium zu groß sein würde. Dennoch ist es wohl die Absicht, auch diese Ministerien einst unter einem specifisch dänischen Minister zu vereinigen.

Gesammtsstaatsminister sind in Uebereinstimmung mit den Gegenständen, der Finanzminister, der Minister des Auswärtigen (wozu die Colonien), der Kriegsminister und der Marineminister. —

Seit einiger Zeit sehe ich aus meinem Fenster auf dem Sunde dänische Kriegsschiffe manoeuvriren und höre vielfachen Kanonendonner, auch von russischen und preußischen Kriegsschiffen. Es sind die wundervollen Schraubendampfschiffe „Thor“ und „Heimdal“ und die Cadetcorvette „Walkyrie“. Leider sollen dieselben ernstlich aneinander gerathen sein und einige kleine Beschädigungen erlitten haben. (? Dänische Schiffe unter einander? Oder Dänische mit fremden Schiffen? Wir bitten den Hrn. Corresp. um Aufklärung. D. Red.) Das Linienschiff „Skjold“ wird jetzt mit einer Schraube versehen, und auch mit anderen Schiffen soll dasselbe geschehen. Die neue Königsdocke, ein herrliches, kostbares Werk, ist nun fertig und soll nächstens feierlich eingeweiht werden. So denkt man an der Südseite von Kopenhagen scheinbar an Krieg, denn auch die neuen Seeforts sollen an der Südostseite angelegt werden,

an der Nordseite erhebt sich dagegen eine gothische Kirche im strengsten Styl und ein großes Blindeninstitut in demselben Styl. Man könnte daran allerlei Betrachtungen knüpfen. Soviel ist gewiß, Kopenhagen wird immer schöner und auch sauberer, sowie das Königreich denn überhaupt in den letzten 20 Jahren einen fast fabelhaften Aufschwung genommen hat, so daß es nach den sorgfältigen statistischen Tabellen die auch so wohlhabenden und materiell glücklichen Herzogthümer überflügelt hat. Die Durchschnittsbildung und das Lesebedürfniß ist schon jetzt viel größer als in Frankreich und Deutschland, ja auch als in den Herzogthümern, die doch derselben Regierung und deren Fürsorge für Hebung des Unterrichts untergeben waren.

Johanniter-Orden.

Liste

der Ritter des Vereins des Johanniter-Ordens in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. *)

I. Rechtsritter.

1858.

Freiherr v. Sell, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Oberhofmeister und General-Major à la suite, zu Schwerin. Leitender Ritter des Vereins.

II. Ehrenritter.

1812.

1) v. Dewitz, Großh. Mecklenb.-Strelitzscher Staatsminister a. D., zu Neu-Strelitz.

2. Freiherr v. Maltzahn Graf von Plessen, Königl. Preuß. Oberst-Lieutenant auf Ivenack.

1815.

3) v. Plessen, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Ober-Kammerherr und Geh. Rath, zu Schwerin.

1817.

4) v. Lassert, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Ober-Schenk, auf Dammereez bei Boitzenburg.

1818.

5) Freiherr v. Meerheimb, Königl. Preuß. Oberst-Lieutenant a. D., auf Groß-Gnemern bei Bützow.

1820.

6) Freiherr v. Rodde, zu Schwerin.

1822.

7) Freiherr v. Maltzahn, Königl. Preuß. Premier-Lieutenant und Landschafts-Director a. D., auf Vollrathsruhe bei Teterow.

1823.

8) du Trossel, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Oberst-Lieutenant a. D., zu Schwerin.

---

*) Siehe Heft 5, Seite 224.

1825.

9) Graf v. d. Osten-Sacken, Königl. Preuß. Oberst a. D., zu Schwerin.
10) v. Hopfgarten, Großh.-Mecklenb. Schwerinscher General-Major und General-Adjutant.
11) v. Bülow, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Hofmarschall, zu Schwerin.

1826.

12) Graf v. Bassewitz, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr, auf Perlin bei Wittenburg.

1827.

13) Freiherr v. Meerheimb, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerdirector a. D., auf Wokrent bei Bützow.

1830.

14) v. Buch, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Amtshauptmann zu Doberan.

1833.

15) v. Waldow, Großh. Mecklenb.-Strelitzscher Kammerherr auf Dannenwalde bei Fürstenberg.
16) v. Kamptz, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Oberhofmeister und Kammerherr, zu Neu-Strelitz.

1838.

17) v. Warburg, Rittergutsbesitzer auf Quaden-Schönfeld bei Neu-Strelitz.
18) v. Plessen, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Oberst a. D., zu Rostock.

1839.

19) v. Pritzbuer, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher General-Postdirector, zu Schwerin.

1840.

20) v. Dachröden, Großh. Mecklenb.-Strelitzscher Kammerherr und Intendant der Hof-Kapelle, zu Neu-Strelitz.
21) v. Boddien, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Oberstallmeister a. D. und Kammerherr, zu Görlitz.

1841.

22) v. Grävenitz, Großh. Mecklenb.-Strelitzscher Kammerherr und Kammerdirector, zu Neu-Strelitz.

1843.

23) v. Viereck, Königl. Preuß. Kammerherr, auf Weitendorf bei Güstrow.
24) Freiherr v. Stenglin, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr und Hofmarschall, zu Schwerin.
25) v. Wenckstern, Großh. Mecklenb.-Strelitzscher Oberst a. D., zu Neu-Strelitz.

1844.

26) v. Brandenstein, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr und Hofmarschall, zu Ludwigslust.

1845.

27) v. Oertzen, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Staatsminister und Vorsitzender im Staatsministerium, zu Schwerin.

1847.

28) v. Schack, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Geh. Legations-Rath und Kammerherr, auf Brüsewitz bei Schwerin.
29) v. Voß, Großh. Mecklenb.-Strelitzscher Ober-Jägermeister und Kammerherr, zu Neu-Strelitz.
30) v. Zülow, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher General-Major und General-Adjutant.
31) v. Weltzin, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr, auf Klein-Tessin bei Krakow.

32) v. Oertzen, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr und Klosterhauptmann zu Kloster Malchow.

1848.

33) v. Bernstorff, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Oberst und Commandant von Ludwigslust.
34) v. Zülow, Königl. Preuß. Premier-Lieutenant a. D., auf Knorrendorf bei Stavenhagen.

1850.

35) v. Flotow, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr und Intendant des Hoftheaters, zu Schwerin.

1851.

36) v. Boddin, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Forstmeister, zu Schwerin.

1852.

37) v. Dewitz, Rittergutsbesitzer, auf Groß-Miltzow bei Woldeck.
38) v. Oertzen, Rittergutsbesitzer, auf Kittendorf bei Stavenhagen.

1855.

39) Carl Graf v. Schwerin, Königl. Preuß. Premier-Lieutenant a. D., auf Mildenitz bei Neu-Strelitz.
40) Freiherr v. Campe, Königl. Hannoverscher Kammerherr, zu Hannover.
41) Graf v. Blücher, Ritterschaftsdeputirter, auf Blücher bei Wredenhagen.
42) Freiherr v. Bülow, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr, Legations-Rath und Bundestags-Gesandter, zu Frankfurt a. M.

1856.

43) Freiherr v. Rodde, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr, zu Ludwigslust.
44) v. Scheve, Großherzogl. Mecklenb.-Schwerinscher Ministerial-Rath, zu Schwerin.
45) Freiherr v. Bülow, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr und Vice-Canzlei-Director a. D., zu Schwerin.
46) v. Pressentin, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Oberst-Lieutenant und Commandant von Wismar.
47) v. Gundlach, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr, auf Friedrichshof bei Neu-Strelitz.

1857.

48) Wilhelm Graf v. Schwerin, Königl. Preuß. Lieutenant a. D. und Kammerjunker, auf Göhren bei Woldeck.
49) Freiherr v. Maltzan, Vice-Landmarschall, auf Groß-Luckow.

1858.

50) v. Laffert, Großh. Mecklenb.-Schwerinscher Kammerherr, auf Schwechow bei Pritzier.
51) b. d. Lancken, Großh. Mecklenb.-Strelitzscher Kammerherr, auf Galenbeck bei Kleth.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 20. Montag, den 16. August. 1858.

Berlin, 15. August.

Welche Rückwirkung die auswärtige Politik der Staaten auf ihre innere Entwicklung ausübt, davon haben wir in Preußen ein warnendes Beispiel erlebt an der verhängnißvollen Periode, welche mit dem Baseler Frieden begann, um mit der Niederlage bei Jena zu endigen. Neutralität war die Parole jener Politik, Nullität war ihr Wesen.

Der ihm gebührenden Einwirkung auf die europäischen Händel entsagend, zog sich Preußen auf sich selbst zurück, um einer trügerischen Ruhe zu genießen, welche seine inneren Kräfte nicht stärkte, sondern vielmehr abschwächte. Die Energie des Wollens verschwand nicht minder als die Klarheit des Gedankens. Selbstsucht und Genußsucht verbreiteten sich immer weiter in den höheren und gebildeten Ständen, eine moralische Fäulniß ergriff allmälig den ganzen Staatskörper. Muthige, feste und entschiedene Charaktere mußten glatten und geschmeidigen Leuten Platz machen, deren Staatskunst vor allem darin bestand, sich um jeden Preis in ihrer Stellung zu erhalten. Solche Staatsmänner zogen dann untergeordnete Creaturen in ihr Vertrauen, welche dadurch einen factischen Einfluß erlangten, der bis in die höchsten Sphären hineinreichte.

Wer hat nicht von dem Juden Veitel Ephraim gehört, von welchem ein Berichterstatter aus jener Zeit bemerkt:

„Wo man in Berlin geht und steht, allenthalben stößt man auf den Ephraim. Ich habe ihn bei allen preußischen Ministern in Berlin, den Herrn v. Stein ausgenommen, angetroffen. Bei dem Grafen Haugwitz war er fast täglich."

Das waren die Männer der Neutralitätspolitik, deren Früchte wir bei Jena ernteten, und an deren Folgen wir noch heute leiden.

Berlin, 15. August.

Die Königlichen Gäste auf Schloß Babelsberg verlebten, der Sitte des Vaterlandes treu, den heutigen Sonntag in aller Stille. Im Laufe dieser Woche wird Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen eine große Parade anordnen, in welcher die Garnisonen Potsdams und Berlins vor der Majestät von England Revue passiren werden.

Se. Majestät der König werden bekanntlich in Tegernsee noch über diesen Monat hinaus verweilen. Es wird berichtet, daß die Gerüchte über eine bedeutende Verschlimmerung des Befindens des hohen Herrn, welche in letzter Zeit hier im Publicum und eben so in der auswärtigen Presse circulirten, unbegründet seien. Dagegen taucht mit großer Bestimmtheit ein neues Gerücht auf, nach welchem die Häuser des Landtages auf kurze Zeit im Monat October zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen werden würden, um ihre verfassungsmäßige Mitwirkung bei der in Frage kommenden Einrichtung einer Regentschaft eintreten zu lassen. Die „Indépend. B." erwähnt heut dieses Gerüchtes.

— Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen empfing gestern Nachmittag auf Schloß Babelsberg den königl. Bundestags-Gesandten Herrn von Bismarck-Schönhausen, der von Frankfurt a. M. auf dreiwöchentlichen Urlaub hier eingetroffen ist.

— Se. Königl. Hoheit der Graf von Flandern begab sich gestern Abend 6½ Uhr, in Begleitung des belgischen Gesandten, Baron v. Nothomb 2c., nach Schloß Babelsberg und nahm daselbst mit den übrigen hohen Herrschaften an dem Diner Theil, das Abends 8 Uhr stattfand. Se. Königl. Hoheit wird auch heute noch am königl. Hofe zum Besuche verweilen und dann die Rückreise nach Brüssel fortsetzen.

— Mit dem Extrazuge, welcher die Königin von England und den Prinzen-Gemahl nach Potsdam führte, kamen auch Berichterstatter für mehrere Zeitungen an, die, wie die Spen. Zeitung schreibt, während des Verweilens der Allerhöchsten Gäste auf Babelsberg in Potsdam wohnen. Die Begleitung der Königin Victoria und des Prinzen-Gemahls, sowie des Ministers Grafen Malmesbury, besteht aus 36 Personen.

— Während der Anwesenheit der Königin Victoria wird der Park von Babelsberg, welcher bisher Nachmittags wöchentlich dreimal dem Publicum zugänglich war, für derartige Promenaden geschlossen bleiben; eine Maßregel, die bei der bekannten Zudringlichkeit gewisser Klassen unserer hauptstädtischen Bevölkerung nicht mehr als erklärlich ist.

— Ihre Majestät die Königin Victoria wird Sonnabend den 28. d. M. Abends in Köln eintreffen, im Hotel Belle-Vue in Deutz absteigen, am 29. dort verweilen und am 30. Morgens 7 Uhr mit einem Extrazug weiter fahren.

— Wie der „Elb. Ztg." gemeldet wird, beabsichtigen der Oberhofprediger Strauß und der frühere Minister v. Uhden sich nach Tegernsee zum Besuche bei Sr. Majestät dem Könige zu begeben.

— Der Schriftsteller Jacob Venedey hat sich jetzt bei seinem Freunde, dem National-Oekonomen Dr. **Hübner**, ganz ungestört einige Tage aufgehalten. Vor einigen Jahren wurde ihm dies nicht gestattet, sondern er mußte bei seiner Hierherkunft sofort Berlin verlassen. Venedey wohnte in der letzten Zeit bei Heidelberg und siedelt jetzt nach Badenweiler über, wo er ein Landgut erworben hat.

— Die Stadtverordnetenversammlung hatte vor einiger Zeit in geheimer Sitzung den Antrag wegen Verlängerung der Concession der Gesellschaft zur Wasserversorgung Berlins um 25 Jahre abgelehnt. Der Magistrat hatte sich mit diesem Antrage nicht einverstanden erklärt, sondern den Wunsch ausgesprochen, daß die Versammlung die Angelegenheit nochmals in Erwägung nehmen, event. durch eine gemischte Deputation berathen lassen möge. Die Geldbewilligungs-Deputation war der Meinung, daß der Antrag auf Niedersetzung einer gemischten Deputation nicht von der Hand gewiesen werden dürfe, und befürwortete denselben. Inzwischen erhielt der Magistrat ein Schreiben des Herrn Polizeipräsidenten, worin derselbe anzeigt, daß er als Bevollmächtigter der Wassergesellschaft, nachdem er Kenntniß von dem ablehnenden Beschlusse der Versammlung erhalten, den Herrn Minister v. d. Heydt ersucht habe, die Entscheidung über die Interessen der Gesellschaft nicht weiter von dem Beschlusse der Communal-Behörden abhängig zu machen. Der Magistrat hat darauf sofort ein Schreiben an den Herrn Minister gerichtet, in welchem er anführt, daß er dem Beschlusse der Stadtverordnetenversammlung seine Zustimmung nicht ertheilt habe, sondern mit demselben nochmals in Berathung treten werde. Es komme somit auf den ablehnenden Beschluß der Stadtverordnetenversammlung zur Zeit gar nicht an, und ersuche er deshalb den Herrn Minister, die Entscheidung über die Angelegenheit so lange auszusetzen, bis die Differenz zwischen Magistrat und Stadtverordneten erledigt sei.

— Der Gerichtshof zur Entscheidung der Competenz-Conflicte hat erkannt, daß die von den Schau-Commissionen und Schau-Aemtern in der Rheinprovinz getroffenen Anordnungen zur Räumung und Instandhaltung der nicht schiffbaren Flüsse und Abzugsgräben als polizeiliche Verfügungen anzusehen sind, gegen welche eine Possessorienklage unzulässig ist. Weigern sich die betreffenden Grundbesitzer, den Anordnungen der Schau-Commissionen nachzukommen, so können die Kosten der Ausführung durch administrative Execution von ihnen eingezogen werden, ohne daß der Rechtsweg dagegen statthaft ist.

— Die Einberufung der Gläubiger der moldauischen Bank ist wegen der Gerichtsferien von der moldauischen Regierung auf den 2. September c. verlegt und haben die preußischen Gläubiger zu diesem Termin specielle Einladungen erhalten.

— Eine Correspondenz des „Frankfurter Journals" macht darauf aufmerksam, daß in Sachsen die Extreme des Wassermangels und der Ueberschwemmung fortwährend wechseln und daß dieser Uebelstand sich mit jedem Jahre steigern müsse, wenn der alljährlich wachsenden Abholzungswuth nicht energisch entgegengetreten werde. Schon oft sei beklagt worden, daß die Thalwände mit jeder Woche kahler werden. Der Correspondent spricht deshalb die Hoffnung aus, daß die Regierung mit den Kammern eine die Abholzung beschränkende Verordnung erlassen werde.

— Nach übereinstimmenden Mittheilungen frankfurter und wiener Blätter ist es der österreichischen Regierung um den Verkauf der südlichen Staats-Eisenbahn allerdings sehr ernstlich zu thun. Und wenn der Kauf bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen, so liegt die Verzögerung nur daran, daß die unterhandelnden Bankhäuser neuerdings erschwerende Bedingungen gestellt haben, welche man regierungsseitig nicht vermuthet zu haben scheint. Denn außer einer fünfprocentigen Staatsgarantie für den Zinsertrag des Kaufpreises soll Herr v. Rothschild auch noch einen jährlichen Staatszuschuß zur Erhaltung des Semmeringbaues verlangt haben. Ebenso wird auch der beabsichtigte Verkauf der Tyroler Bahnen an Herrn v. Rothschild neuerdings bestätigt. Alle diese Verkäufe sollen dazu dienen, die National-Bank mit Metall zu versorgen. — Auch die Kärnthner-Bahn, welcher die Credit-Anstalt ihre Vorschüsse gekündigt hat, kann mit ihrem Arrangement nicht zu Stande kommen. Herr Oppenheim aus Köln ist schon seit längerer Zeit in Wien anwesend, um die finanziellen Verlegenheiten dieser Gesellschaft zu ordnen. Wenn man die bedeutenden Summen in Anschlag bringt, welche bei diesen vielfach verschlagenen Operationen unfruchtbar als „Provisionen" verloren gehen, so bleibt nur zu beklagen, daß man keine anderen Ressourcen aufzufinden vermag, um diesen ewigen „momentanen" Erfordernissen zu begegnen.

Graudenz, 10. August. Ueber das Aergerniß, welches die Jesuiten durch die Zerstörung der bekannten Kircheninschrift gegeben, berichtet die „D. Z.", indem sie zugleich einen Einblick in die Umstände, unter denen Jesuitenmissionen entstehen, thun läßt, in Folgendem: Auf dem Markte, um die Stelle des Aergernisses und vor dem Rathhause sammelten sich zahlreiche Gruppen anständiger Leute, und der Hauptvorwurf traf, wie man das hier so gewöhnt ist, den Magistrat, weil er die Mission gestattet. Der Bürgermeister erschien und beruhigte die sehr aufgeregte Versammlung, welche die sofortige Entfernung der Jesuiten verlangte, mit der Versicherung, daß sich der Magistrat lange gesträubt und nur nachgegeben habe, um einen Ausbruch Seitens des Pöbels zu vermeiden, und daß dies Bedenken ihn auch jetzt abhalte, gegen die Mission einzuschreiten, daß jedoch sofort an die Regierung berichtet worden sei. Mittlerweile wird natürlich die auf 14 Tage angesetzte Mission zu Ende sein.

Höxter, 10. August. Auf dem Gute Thienhausen, wo im vorigen Jahre die vielbesprochene „Conferenz der Bischöfe“ stattfand, tagte gestern der katholische Adel der Umgegend, um unter dem Vorsitz des Freiherrn August von Harthausen über eine Wiederbelebung des ritterlichen Malteser-Ordens zu berathen. Herr von Harthausen soll sich bereit erklärt haben, eine Pension von 800 Thlrn., welche derselbe dafür bezieht, daß ihm der Charakter eines Geheimen Regierungsrathes verliehen ist, zu Ordenszwecken zu verwenden. (W. Z.)

Wien, 12. August. Die gestern Morgen erfolgte Ankunft des Erzherzogs Stephan in unserer Stadt hat die hiesige Bevölkerung ungemein überrascht. Obwohl die Eventualität schon vor längerer Zeit und insbesondere während der Reise des Erzherzogs Johann am Rhein in Zeitungen besprochen worden war, ist sie doch hier entweder nicht geglaubt, oder für nicht so nahe bevorstehend gehalten worden. Die Ueberraschung war eine freudige; Erzherzog Stephan ist in Wien immer sehr beliebt gewesen, er ist eine hochbegabte Persönlichkeit, und man hofft, daß er, nach neunjähriger Abwesenheit, nunmehr auf einem wichtigen Posten Gelegenheit finden werde, sich den Interessen seines Landes zu weihen. Se. kaiserl. H. ist in der Hofburg abgestiegen und, wie man hört, bereits von Sr. Maj. dem Kaiser in einer Audienz empfangen worden. Erzherzog Stephan (Franz Victor), Sohn des im Jahre 1847 verstorbenen Palatins, Erzherzog Joseph, ist am 14. September 1817 geboren, also 40 Jahre alt. Er ist k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 58. Er hatte eine Zwillingsschwester, Erzherzogin Hermine, die jedoch schon im Jahre 1842 hier in Wien gestorben ist.

Paris, 13. Aug. Der Kaiser und die Kaiserin sind, wie in einer Correspondenz des Moniteur aus Quimper vom Abende des 12. August berichtet wird, auf ihrer Rundreise durch die Bretagne am Morgen des 12. mit einem Gefolge von vier Wagen von Brest abgefahren. — In Quimper, wo die hohen Reisenden bei Glockengeläute durch einen Triumphbogen ihren Einzug hielten, sprach der Maire im Namen der Stadt, „die noch niemals die Ehre gehabt, ihren Herrscher zu empfangen,“ Worte der „Begeisterung“, worin er das gewaltige Genie feierte, welches die Leidenschaften zu bändigen, Alles mit Frieden zu beglücken und Wohlstand und Ruhe des Vaterlandes zu schützen vermocht. Der Kaiser entgegnete, er fühle sich durch den ihm in der Bretagne überhaupt bereiteten Empfang ungemein gerührt; die Aufnahme aber, die ihm in Quimper werde, gehöre zu den angenehmsten Erinnerungen seiner Reise. An der Thür der Kathedrale, wohin der kaiserliche Wagen sofort fuhr, wurden die Majestäten vom Erzbischofe von Quimper begrüßt. Der Prälat machte den Kaiser darauf aufmerksam, daß die Kathedrale von Quimper ihre granitenen Thürme der Initiative seines verehrten Amtsvorgängers, den Spenden der Diözese und der Geschicklichkeit eines quimper'schen Baumeisters zu danken habe, indem weder der Staatsschatz noch eine auswärtige Sammlung in Anspruch genommen worden; ein Beitrag des Kaisers sei jedoch ungebeten eingetroffen. Dieses sei indeß nur eine Kleinigkeit im Vergleiche zu den Wohlthaten, welche die Kirche von Frankreich und der heilige Stuhl dem Kaiser zu danken hätten. Nach dem Domine salvum fac begaben sich JJ. MM. nach dem Stadthause, wo die Civil- und Militär-Behörden der Stadt und 62 Maires aus den Landgemeinden des Arrondissements ihre Aufwartung machten, und der Maire von Quimper, der Gerichts-Präsident und der Rector der Akademie von Rennes Anreden hielten, auf welche der Kaiser mit den gnädigsten und herablassendsten Worten antwortete. Abends wollten JJ. MM., wie der Moniteur schließlich berichtet, einem Feuerwerke und einem Bal champêtre, auf dem die Volkstrachten der alten Armorica eine Rolle spielen sollten, beiwohnen.

Was die Bewohner der Bretagne anbelangt, so bieten dieselben, wie einer der vorliegenden Berichte sagt, einen seltsamen Contrast mit den Bevölkerungen dar, die nach Cherbourg gekommen waren. In letzterer Stadt sahen die Leute lustig und froh aus und überließen sich ohne Rückhalt ihren Eindrücken. Die Bretagner dagegen sind ernst, stolz, und der Ruf: „Vive l'Empereur!“ ertönt so gemessen, so kalt, daß man sich Frankreich ganz fern glauben könnte. Der Ball, der am 10. in Brest stattfand, fiel sehr glänzend aus. Der Kaiser und die Kaiserin blieben bis Mitternacht. Ungefähr 1200 Damen in Ball-Toilette saßen auf sieben Reihen Stühle; 500 Damen, die keine Forderungen an die Tänzer stellten, befanden sich auf den Galerien. Um 10½ Uhr erschienen die 50 Paare in Nationaltracht. Die jungen Burschen trugen Banner, auf denen der Name ihrer Gemeinde verzeichnet war. Sie machten zweimal die Runde durch den Saal und tanzten dann nach dem Binion, einem schrecklichen Instrument, ihren Nationaltanz, der viele Aehnlichkeit mit der Gavotte hat. Zugleich ertönten von außen Nationalgesänge, die von den Landbewohnern, welche keinen Zulaß gefunden, gesungen wurden. Der Kaiser und die Kaiserin sahen dem Tanze mit großem Wohlgefallen zu. Die Uniform war auf dem Balle stark vertreten. Man bemerkte mehrere russische Marine-Officiere. Dieselben gehören einer russischen Fregatte an, die auf der Rhede von Brest liegt.

— Die Conferenz, die sich mit Organisirung der Donau-Fürstenthümer beschäftigt, hat gestern ihre sechszehnte Sitzung gehalten. Am Sonnabend wird, dem Vernehmen nach, die siebenzehnte, und wahrscheinlich am Montag der nächsten Woche bereits die achtzehnte Sitzung und in dieser die Unterzeichnung der Uebereinkunft erfolgen, welche

einen Anhang zu dem Friedensvertrage vom 30. März bilden soll. Die „Convention“, wie dieses Actenstück officiell bezeichnet wird, trägt demnach nicht, wie bisher gesagt wurde, das Datum des 15. August.

— Von den 56 Artikeln des Organisations-Reglements bezüglich der Fürstenthümer sind 40 definitiv angenommen worden, und dasselbe wird morgen mit den 16 noch übrigen geschehen. In der vorgestern gehaltenen Sitzung haben Frankreich und Rußland, unterstützt von Preußen, einen letzten Versuch zu Gunsten der Einen Fahne in beiden Fürstenthümern im Falle eines Krieges gemacht, allein die drei Bevollmächtigten wurden von den andern Mächten mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

— Eine Broschüre, welche vorgestern bei Dentu unter dem Titel: „Werden wir mit England Krieg bekommen?“ erschienen, ist mit gleich heftigen Ausfällen gegen die englische Regierung wie gegen die britische Aristokratie gespickt. Gestern folgte obiger Flugschrift im Verlage derselben Buchhandlung bereits eine andere, die den Titel führt: „Cherbourg und England.“ Daß Herr v. Laguerronnière nicht, wie man hat behaupten wollen, Verfasser dieser Schrift sei, will man aus einer Stelle, welche dieser Schriftsteller, der sich stets (?) als Mann von gutem Ton erwiesen, nicht geschrieben haben könne, schließen. Dieser Ausfall gegen „das Unglück in der Verbannung“, der bei Erwähnung des Prinzen von Joinville erfolgt, lautet: „Die Engländer kennen die Gewohnheiten politischer Poltronerie dieser Familie viel zu gut, als daß sie jemals von derselben etwas befürchten sollten.“ In Betreff des englischen Volksgeistes äußert der Verfasser unter Anderem: „Mit Stolz berichten englische Blätter, daß ein englisches Parlaments-Mitglied die Eisenbahn von Paris nach Cherbourg baute. Auch Sebastopol war von Engländern gebaut worden, und Engländer bauen es jetzt wieder auf. (Unrichtig; Sebastopol liegt noch in Trümmern.) Die Engländer bereiten mit eigener Hand vor, was zu Englands Erniedrigung führen kann. In der That, es ist dies der Verfall des alten Englands.“

Diese Broschüre bildet einen seltsamen Contrast mit den Friedens-Artikeln fast aller ausländischen Blätter. Sie greift England aufs heftigste an und sagt geradezu, daß Frankreich England zwingen werde, gegen seine Verbündeten gerecht zu sein. Wenn England nicht gerecht sein könne, ohne dabei unterzugehen, so möge es untergehen. Zugleich wird darin angekündigt, daß Frankreich, wenn es den Degen ziehen werde, zugleich einen Appel an das englische Volk machen werde, das von den privilegirten Classen unterdrückt sei. Die Franzosen würden in England landen mit dem allgemeinen Stimmrecht in der einen, mit dem Code Napoleon in der anderen Hand. Von heute an wird — so heißt es in der Broschüre — der englische Arbeiter nicht allein nach dem Himmel blicken, sondern auch nach Cherbourg hin, um am fernen Horizonte zu entdecken, ob die Flotte der Befreiung herannaht. (!)

— Die „Diana“, welche zahlreiche Reisende, die zu den Brester Festlichkeiten eilten, an Bord hatte, ist in der Einfahrt zum Brester Hafen auf einen Felsen gelaufen und gesunken, doch wurden sämmtliche Passagiere gerettet.

S. M. **London**, 13. August. Die bemerkenswerthesten und beiläufig ergötzlichsten von all den zahlreichen Commentaren, die seit einer Woche tagtäglich in den Zeitungen über das „Fest“ von Cherbourg und alle seine acta und gesta erschienen, sind wohl ohne Zweifel diejenigen, welche den Hauptstoff zweier Reden bildeten, mit denen die beiden wohlbekannten sehr ehrenwerthen M. P. (Mitglieder des Parlaments), Mr. Roebuck und Mr. Lindsay, am vergangenen Dienstag in North-Shields bei Gelegenheit der Eröffnung und Einweihung der neu erbauten prächtigen Halle des dortigen Mechanic's Institute ihr zahlreiches Auditorium unterhielten und erheiterten. Erheiterten — denn es war, verherrlicht schon ohnehin durch die Anwesenheit vieler Damen, ein heiteres Fest, obgleich zum Leidwesen Aller „Sam Slick“ nicht erschienen war, er, der freilich mehr denn Einer die Gabe besitzt und die Kunst, zu belehren, indem er erheitert. Der beliebte Schriftsteller hatte sich ebenfalls auf den Weg gemacht, dem Feste beizuwohnen: aber, ach! in York war er von einem alten Freunde, oder, wie der Mayor verbessernd bemerkte, Feinde, heimgesucht worden, der ihn an der großen Zehe gewaltsam ergriff und ihn nicht weiter von der Stelle ließ. Es war ein Anfall von Gicht. Die beiden ehrenwerthen Mitglieder nun erzählten, was sie in Cherbourg gesehen hatten und nicht gesehen. Doch es sei nur das Urtheil des sachkundigen Mr. Lindsay in Bezug auf Frankreich als Seemacht erwähnt. Dasselbe geht dahin, daß, wenn auch die Ueberlegenheit Englands an Zahl und Werth der Schiffe, an Tüchtigkeit und Geschick der Seeleute und überhaupt in jeder andern dahin gehörenden Beziehung ganz unverkennbar ist und England immer diese Ueberlegenheit bewahren werde und innerer Ursachen wegen bewahren müsse, doch die französische Seemacht „durchaus nicht zu verachten sei“. Und das ist in der That wohl die allgemeine Ansicht. Was übrigens die Allianz betrifft, so darf dieselbe nach allen äußeren Anzeichen wohl als virtuell aufgelöst betrachtet werden, und nach dem ganzen Geist und Charakter der Sprache der englischen Presse zu urtheilen, ist die Stimmung in England in Bezug auf Frankreich durch das Cherbourger „Friedensfest“ keineswegs eine freundlichere und freundschaftlichere geworden, obgleich man in die Aufrichtigkeit der Protestationen des französischen Kaisers keinen Zweifel setzt und seinen Wünschen und Absichten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und wie könnte es anders sein? Cherbourg ist da, — ein ewiger Gegenprotest, für England

immer ein Dorn im Auge, und ein Dorn, dessen Schmerz durch den theuren Balsam einer „Channel-Fleet“ nicht gemildert wird, noch durch die Trostesspenden des — witzigen „Punch“.

Der wohlbekannte Mr. Walter Savage Landor hat es in seinem (wenn ich nicht irre) 84sten Jahre noch dahin gebracht, England „räumen“ zu müssen, um einer Klage schwerer Verleumdung und ihren Folgen sich zu entziehen. Wohl schwerlich wird derselbe eine Zufluchtsstätte bei seinem „Freunde“, dem Kaiser Napoleon, gesucht haben.

Der Erzbischof von Canterbury, die Bischöfe von London und Winchester und 250 Londoner Geistliche haben eine „Erklärung“ unterzeichnet, des Inhalts, daß die Eröffnung des Krystallpalastes an Sonntagen in ihrer Meinung unter moralischem und religiösem Gesichtspunkte in hohem Grade ungeeignet sei, und daß sie das Vertrauen hegen, die Actionäre werden sich bewogen finden, ihre betreffende Entschließung noch einmal in Erwägung zu ziehen und zurückzunehmen. Diese Erklärung soll jedem einzelnen Actionär in einem Abdrucke zugestellt werden. Ob und welchen Eindruck dieselbe machen werde, muß dahin gestellt bleiben: ein gerichtlicher Austrag scheint bis jetzt, vielleicht in Rücksicht auf diese geistliche Mahnung, noch nicht eingeleitet zu sein.

Lord John Russell hat in der That, wie wir von seinem hohen politischen Tact erwartet hatten, das ihm jüdischer Seits zugedachte Geschenk abgelehnt, bez. die Sache rückgängig gemacht.

Die betreffenden Preisrichter haben von den in Chester kürzlich ausgestellt gewesenen Dampfpflügen demjenigen des Fabrikanten Fowler den höchsten Preis von 500 Pfd. Sterl. einstimmig zuerkannt. Diese Maschine bewirkt nach dem Bericht der Preisrichter im Vergleich zur Pferdearbeit eine Ersparniß: auf leichtem Boden von 2½ bis 25 Procent; auf schwerem Boden von 25 bis 30 Procent und im Furchenziehen (trenching) von 80 bis 85 Procent, während in allen Fällen der Boden einen für alle Ackerbauzwecke geeigneteren Zustand erlangt.

Auch hier fangen die Schullehrer, oder eigentlich die Schulen auf dem Lande an, und wie es scheint, mit bestem Erfolge, ihre Freistunden der nützlichen und ersprießlichen Beschäftigung der Cultur der Seidenwürmer zu widmen. So haben die Kinder der St. Paulsschule in Belchamp (Essex) in diesem Jahre 3—4000 Seidenwürmer aufgezogen, und ein kleines Mädchen allein hat 1000—1500 Cocons erzielt.

Sir C. B. Phipps, dessen mehr als sonderbarer Brief an einen Deutschen in Hull, der, sich einer deutschen Sitte (?) erinnernd, den Prinz-Gemahl ersucht hatte, der Pathe seines „sechsten“ Sohnes zu sein, noch im Gedächtniß ist, scheint nun auch, vermuthlich sich jener bekannten symbolischen Kriegserklärung des Alterthums erinnernd, seine Correspondenz zuweilen in ähnlicher Sprache führen zu wollen. Mr. Walpole, der Staatssecretair des Innern, hatte ihn um Auskunft über die Wünsche und Befehle Ihrer Majestät in Bezug auf deren Einschiffung in Gravesend ersucht: zur Antwort empfing der Minister von Sir ꝛc. Phipps unter Briefcouvert ein kleines Packet mit — Kleesamen! Weder der Minister, noch die Autoritäten in Gravesend, unbewandert in dieser Art Hermeneutik, vermochten den Sinn in Anwendung auf die gestellte Frage zu „fassen“.

— Lord Stanley hat offenbar begriffen, daß die sogenannte Wiedereroberung Indiens mehr eine politische als eine militärische Aufgabe ist, und daß die englische Herrschaft im Osten nur auf der Grundlage eines toleranten, gerechten und menschlichen Verwaltungssystems dauernd beruhen kann. Die Antwort, welche er am Samstag einer Deputation von Missionären ertheilte, liefert einen neuen und erfreulichen Beleg dafür. „Es giebt gewisse Principien,“ sagte der Präsident des Controlamts, „die vielleicht älter sind als irgend eine der bestehenden Religionen; z. B. das Princip gleicher Strafe für gleiche Verbrechen. Solchen Principien müssen wir in Indien gemäß handeln, unbekümmert um die Vorurtheile der Eingebornen, aber doch ohne die Rücksichten der Klugheit außer Augen zu lassen. Was die religiöse Neutralität betrifft, welche die Regierung in Indien zu beobachten gesonnen ist, so verstehe ich sie so: daß weder direct noch indirect Schritte gethan werden sollen, um den Meinungen Europa's vor denen, die wir in Indien gefunden haben, einen scheinbaren Vorzug zu sichern. Es ist nicht genug, daß die Regierung die religiöse Gleichheit aller Unterthanen decretirt, sondern die Behörden müssen auch nach dem Geist der Gesetze handeln, und sie dürfen ihre Macht nicht im Intresse ihrer eignen Meinungen und gegen die Meinungen der Indier benutzen. Mit Bezug auf frühere Gesetzesänderungen will ich bemerken, daß sie gerechtfertigt sind, wenn sie in den unwandelbaren Principien der Gerechtigkeit ihren Ursprung hatten. Gingen sie aber auf der andern Seite aus dem Bestreben hervor, das Christenthum auszubreiten und die Religion der Eingebornen über den Haufen zu werfen, so sind sie nicht zu rechtfertigen. Die Sphäre der Regierung und die Sphäre des theologischen Glaubens sind durchaus von einander zu trennen. Dieser Grundsatz ist freilich noch nicht allgemein anerkannt. Aber er ist in England wenigstens zur Geltung gelangt. Wir haben ihn in unseren Colonien befolgt, und gerade in einem Lande wie Indien scheint es mir doppelt nöthig, ihn zur Herrschaft zu bringen.“ Ich weiß nicht, wie die Deputation mit den Erklärungen Lord Stanley's zufrieden war. Jedenfalls werden sie bei einem Theil der staatskirchlichen Eiferer großen Anstoß erregen, aber wenn sie auch in England zu bitterer Opposition führen dürften, so sind sie doch für Indien „eine Botschaft des Friedens und der Eintracht“. Freilich, um das indische Volk zu gewinnen, hat die Regierung mehr zu thun, als seine religiösen Befürchtungen zu zerstreuen. Sie muß ihm auch auf politischem Feld die Hand der

Versöhnung reichen, und es davon überzeugen, daß ihr sein materielles Wohl wirklich am Herzen liegt. Das ist schwer, aber gewiß nicht unmöglich. Lord Stanley's Persönlichkeit verbürgt uns, daß er nichts versäumen wird, was in seinen Kräften ist, und unter solchen Umständen hegen wir die besten Hoffnungen von der Proclamation, die er nächstens an das indische Volk erlassen wird.

— Der Pariser Correspondent des „Herald“ und „Standard“ ergeht sich von Zeit zu Zeit in giftigen Angriffen auf Deutschland, besonders mit Bezug auf die dänische Frage. Heute behauptet er alles Ernstes: vor zweihundert Jahren sei es bei uns Sitte gewesen, Kinder in neue Häuser einzumauern, um dem Gebäude so wie den Einwohnern „langes Leben“ zu sichern!

— Die Actionäre der Great Eastern Dampfschifffahrts-Gesellschaft haben auf einem Meeting den Entschluß gefaßt, das Riesen-Dampfschiff Great Eastern oder Leviathan durch öffentliche Versteigerung an den Meistbietenden zu verkaufen.

— Die seit Anfang des Monats August nach Indien abgeschickten Verstärkungen belaufen sich auf etwas mehr als 5000 Mann Cavallerie und Infanterie.

— Die Nachrichten aus Kilkenny von vorgestern Abends lauten beruhigend. Mehrere der Ruhestörer waren in der Umgegend von dem gegen sie entsandten Militair verhaftet worden.

Brüssel, 12. August. Die Verwerfung des Gesetzentwurfs über die Befestigung Antwerpens ist allerdings ein Ereigniß, dessen Bedeutung aber, für den Augenblick wenigstens, größer ist für unsere inneren Verhältnisse als für die äußeren Beziehungen Belgiens. Es liegt durchaus in der Natur der Dinge, daß die Frage in einer nicht zu fernen Zukunft wieder aufgenommen werden muß. Die Coalition der heterogensten politischen Elemente, Parteileidenschaft, Local- und Privatinteressen können, wie es eben jetzt der Fall gewesen ist, ihre Lösung wohl verschieben, aber die Sache selbst zu beseitigen oder auf die Dauer in dem Zustande zu lassen, in den sie das Votum der Kammer gebracht hat, ist unmöglich, wenn das Land seine Stellung in Europa behaupten will. Und daß trotz allen Haders, trotz aller zersetzenden Element, die der unaufhörliche Streit der Parteien in unsere innern Zustände einführt, die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit, einer selbstständigen Nationalität, um jeden Preis, mit allen Opfern, die dazu nöthig werden können, einen Grundzug des öffentlichen Bewußtseins bilden, daran kann niemand zweifeln, der Belgien einigermaßen kennt. Nach dieser Seite hin sind also die Folgen des neulichen Votums weniger zu fürchten, umsomehr als die Friedenslage, in der sich Europa befindet, allem Anschein nach Zeit übrig läßt, auf die Sache zurückzukommen, und mit Benutzung der jetzt gemachten Erfahrungen das Nöthige ins Leben zu führen. Anders aber stellt sich die Sache im Hinblick auf unsere innern Verhältnisse. Obgleich die Minister, einer sehr weisen Inspiration folgend, die Fortexistenz des Cabinets nicht an die Annahme des Projects geknüpft haben, und die Gerüchte von ihrem Rücktritt der Begründung entbehren, so ist doch nicht zu leugnen, daß die liberale Majorität durch die letzten Vorgänge einen Riß bekommen hat, der, wenn er nicht geheilt wird, ihr kaum erlauben würde, die Leitung der Geschäfte während der nächsten Session in Händen zu behalten. Man wird daher zunächst an die Heilung dieses Risses zu denken haben, und zu diesem Zweck wahrscheinlich zu einem Mittel greifen, das mehremals schon die auseinandergehenden Fractionen des Liberalismus zu gemeinschaftlichem Handeln zusammengehalten hat, zu einem Feldzug nämlich gegen die conservative Partei über eine jener organischen Fragen, die von jeher dem Meinungsstreit bei uns seine Hauptnahrung lieferten. Die Wiederaufnahme der Organisation der öffentlichen Wohlthätigkeit könnte unter der einen oder der andern Form leicht das Material dazu hergeben. Für eine Frage dieser Art läßt sich die augenblicklich gesprengte liberale Majorität in der Kammer wenigstens wiederherstellen, im Lande selbst aber und in der Presse dürfte es doch schwerer sein, da, abgesehen von der Antwerpener Angelegenheit, der Liberalismus in der letzten Zeit sehr tiefgehenden principiellen Spaltungen ausgesetzt gewesen ist, die lange noch nicht überwunden sind. Die Verhältnisse der conservativen Partei, deren Opposition gegen den Entwurf hauptsächlich das Scheitern desselben verursacht hat, sind anders, aber nicht besser. Sie mag die Sache in den Kammerreden ihrer Leiter und in ihren Journalen drehen wie sie will, es ist unverkennbar, daß sie ihrer Vergangenheit untreu geworden ist, und zum erstenmale vielleicht in ihrer langen politischen Laufbahn die Pflichten, die ihr gegen sehr wesentliche Interessen Europa's auferliegen, nicht erfüllt hat. Der Haß gegen die Leiter der gegenwärtigen Verwaltung, der, wenn man an die Ereignisse des vorigen Jahres zurückdenkt, allerdings begreiflich ist, hat offenbar bei ihr alle anderen Erwägungen beseitigt. Man muß wünschen, daß spätere Ereignisse, die immerhin zu den möglichen Ereignissen gehören, sie nicht zwingen, ihr jetziges Verfahren zu bereuen. Einstweilen ist die Partei ohne Einfluß auf die Geschäfte und aller Wahrscheinlichkeit nach harten Angriffen ihrer Gegner ausgesetzt. Am schlimmsten jedoch dürfte unstreitig die gute Stadt Antwerpen daran sein. Trotz allem Anschein ist das Votum der Kammer für die Interessen, die sie mit einer so extremen Beeiferung vertheidigt hat, nothwendig von sehr unangenehmen Folgen begleitet. Man hat eben in der Hitze des Streits nicht gesehen, daß man, indem alle und jede Mittel aufgeboten wurden, um die Verwerfung des Projects der Regierung herbeizuführen, weit über das Ziel hinausschoß. Die große Enceinte, welche die Wünsche und Specu-

lationen der Antwerpner so heftig anstrebten, ist nicht allein unmöglich geworden, sondern auch jede andere in bescheideneren Grenzen sich haltende, durch andere Umstände gewiß gebotene Vergrößerung des städtischen Areals in weite Ferne gerückt, nicht zu gedenken, daß der neue maritime Stadttheil, den der Entwurf der Regierung brachte, mit allen seinen großartigen Bassins, Docks, Entrepots und anderen zur Ausdehnung und Erleichterung des Handels bestimmten Etablissements, ebenfalls gänzlich ins Wasser gefallen ist. Antwerpen behält seinen jetzigen Umfang und kann über den ihn beengenden eisernen Gürtel klagen und schreien so viel es mag, fürs erste ist nicht abzusehen, wer oder wie man ihm zu Hülfe kommen könnte. Vorgethan und nachbedacht hat eben schon manchen zu Schaden gebracht.

Telegraphische Depeschen.

Paris, den 14. August, 10 Uhr Morgens.

Börse vom 14.

4½ % Rente	00 00
3 % Rente	00 00
Franz.-Oesterr. E.-A.	000 00
Mobiliar-Credit-Ges.	000 00
1 % span. Schuld	00 00
3 % dito	00 00
Schluß-Course vom 13.	
4½ % Rente	96 75
3 % Rente	68 95
Franz.-Oesterr. E.-A.	640 00
Mobiliar-Credit-Ges.	670 00
1 % span. Schuld	$27\frac{7}{8}$
3 % dito	$38\frac{5}{8}$

London, den 14. August, 10 Uhr Morgens. Aus New-York ist der Dampfer Star mit 602,000 Dollars und Nachrichten bis zum 31. Juli eingetroffen. Herr Jerez war als Bevollmächtigter von Nicaragua in Washingten angelangt, um die Unterhandlungen wegen der Transit-Route über Panama zu Ende zu bringen. — Wechselcours auf London in New-York $109\frac{3}{8}$, $109\frac{1}{4}$ à 110; Illinois-Actien $74\frac{1}{2}$; Baumwolle $11\frac{3}{4}$ C.; Zucker $\frac{1}{8}$ C. gestiegen. — Der Dampfer Hammonia war aus Europa in New-York angekommen.

Landwirthschaft.

Die Trauben hangen von Walporzheim die Ahr aufwärts so erfreulich vollkommen und in solcher Menge an den Rebenstöcken, daß sich die ältesten Winzer eines ähnlichen Segens nicht erinnern; auch ist der an wenigen, meistens von der Ahr zurückgelegenen Bergen vorgekommene sogenannte Brand an Blättern ziemlich ausgewachsen, was der Winzer dem seit einigen Tagen sehr vortheilhaft gefallenen Regen verdankt. Der Winzer auf der oberen Ahr sieht einem in jeder Hinsicht vollkommenen Herbste und guten Bleichart entgegen. Schade nur, daß Liebhaber von rothem Ahrwein nicht, wie früher, ihren Weinbedarf selbst ankaufen kommen, und dieses den Herumläufern mit Gott weiß welchem Getränke zugeschrieben wird, wodurch der reine rothe Wein leider beim Winzer im Keller liegen bleibt.

Vermischtes.

Köln, 14. August. Die Serenade mit Fackelzug, womit die heutige, dem Dom-Baumeister, Geheimen Regierungs- und Baurath Zwirner geltende Jubelfeier am Vorabende eingeleitet werden sollte, wurde gestern Abends in solennester Weise ausgeführt. Vom Rathhausplatze aus, auf welchem die zahlreichen Theilnehmer der Festlichkeit sich versammelt hatten, setzte sich der Zug um 9 Uhr in Bewegung. An der Spitze desselben schritt eine Anzahl Fackelträger. Diesen folgte zunächst ein Musik-Corps, das seine rauschenden Klänge durch den schönen Sommerabend erschallen ließ, dann abermals Fackelträger und hinter ihnen der Vorstand des Central-Dombau-Vereins, dem sich wieder Fackelträger anschlossen. Hierauf folgte der die Serenade ausführende Kölner Männergesang-Verein und weiterhin in langer Reihe als Fackelträger die Genossen der Dom-Bauhütte und zahlreiche Freunde und Verehrer des Baumeisters. Zwirner richtete an die jubelnde Menge, nachdem ihm die Glückwünsche des Dombauvorstandes überbracht worden waren, eine Rede, aus der wir Folgendes entnehmen:

„Sechshundert und zehn Jahre sind es nun, daß die Grundfesten zu diesem Dome, der Zierde der altehrwürdigen Stadt, der Metropole der schönen Rheinlande, gelegt worden sind. Welche Schicksale über diesem Werke gewaltet, das sagt uns die Geschichte, und Sie wissen es, wie der Anfang des 19. Jahrhunderts den Dom uns überbracht. Man nannte ihn nur den alten Bettler am Rheine, der vergebens seine Arme nach Hülfe ausgestreckt hatte, bis der hochselige König Friedrich Wilhelm III. das feste Wort Erhaltung aussprach. Als das Erhaltungswerk seiner Vollendung nahte, wurde, nach dem Regierungs-Antritte Sr. Majestät Friedrich Wilhelms IV., der Fortbau beschlossen. Dieses war das Losungswort zur Bildung der Dombau-Vereine, welche in uneigennütziger Hingebung so Großes geleistet und den Gottesbau so glücklich gefördert haben. — Die Theilnahme, welche Sie an dem glücklichen Gelingen des Dombaues bekundet, haben Sie auch auf mich übertragen, der ich bereits ein Viertel-Jahrhundert dem Unternehmen vorgestanden und es mit Freude, aber auch mit gewissenhafter Ueberlegung redlich gefördert habe. — Empfangen Sie daher meinen Dank für die Anerkennung meines Bestrebens. Lassen Sie uns aber auch ferner thatkräftig zusammenhalten, damit wir unser nächstes Ziel, die Vollendung der Kirche, bald erreichen. Nur wenige Jahre sind dazu erforderlich, und dann wollen wir noch weiter an den Thürmen unsere Kräfte erproben, damit die Vollendung des Domes herbeigeführt und die Kreuzblume errichtet werde, zu Ihrer Freude, zur Zierde der Stadt, zur Ehre Gottes. Mit diesem Wunsche bringe ich Ihnen ein dreimaliges Lebehoch!"

Wien, 12. August. Die im Januar bei der österreichischen Nationalbank entdeckte Unterschlagung von 65,745 fl. in Coupons des National-Anlehens Seitens eines Bankbeamten Mn. machte damals viel reden von sich. Der Verbrecher war flüchtig, später wurde er und seine Maitresse verhaftet. Der Theilnahme, resp. Verleitung zum Verbrechen war ein Börsenagent Sch. angeklagt. Beide standen jetzt vor den Schranken des Gerichts. Wir entnehmen der heutigen Verhandlung vor dem k. k. Landesgericht kurz Folgendes:

Im Jahre 1856 ließ sich M von der Sucht nach Reichthum fortreißen, er spielte an der Börse. Die Gewinnste, welche er dadurch anfangs erzielte, verlockten ihn zu größerem Aufwande, zu dem Aufsuchen leichter Gesellschaften. Während M. in den Banden einer

Dirne Tausende vergeudete, hatte sowohl er, als auch der Agent Moritz Sch., welcher M's Börsengeschäfte besorgte, große Summen durch Differenzen verloren. Die Verluste des Letzteren waren bereits im November 1856 so bedeutend, daß er daran war, seine Zahlungen einzustellen. Nachdem er sich an mehrere Bankbeamte vergebens um Hülfe gewendet hatte, erklärte sich Theodor M. bereit, in seine Bitte einzugehen und ihm 10,000 fl. zu leihen.

Theodor M. stand bei der Bank gemeinschaftlich mit Ignaz W. bei dem Geschäfte der Escomptirung von Coupons in Verwendung. M. gesteht nun, daß er die in seine Verwahrung gelangten Coupons, indem er sie der Vorschrift zuwider nicht sämmtlich durchschlug, sich zu wiederholten Malen in größeren Partien zugeeignet hat. Im November 1856 gab er an Moritz Sch. von den in seiner amtlichen Verwahrung befindlichen Coupons 10,000 fl. und erhielt von Sch., als eine Art Deckung, Wechsel im Nennwerthe von 20,000 fl., die dieser augenblicklich zu verwerthen nicht in der Lage war. Die Rückzahlung erfolgte nicht, dagegen erhielt Sch. im Verlaufe des Jahres 1857 weitere Darlehen, und hat ihm M. nach und nach unter Zueignung der in seiner amtlichen Verwahrung befindlichen und nicht durchschlagenen Coupons von National-Anlehens-Obligationen laut seiner Berechnung Werthbeträge von mindestens 133,775 fl. C.-M. vorgestreckt. Auf diese Darlehen hat Sch. im Ganzen die Summe von 106,510 fl. zurückerstattet, welche M. zur theilweisen Deckung der veruntreueten Beträge verwendete, so daß Sch. noch mit einem Reste von 27,265 fl. C.-M. im Rückstande ist.

M. hat außerdem 38,480 fl. 30 kr. sich um seines eigenen Vortheils willen zugeeignet. Nachdem er bis 1857 alle Veruntreuungen im Interesse des Moritz Sch. verübte, hat er von Mitte Juli angefangen, Silber-Coupons pr. 25 fl. in größeren Partien zu 4000 fl. bis 3000 fl. u. dgl., mit der Absicht, sie für sich zu verwenden, aus der amtlichen Verwahrung genommen.

Ein Theil des von der Bank nachgewiesenen Deficits, welches M. mit 12—13,000 fl. berechnet, ist nach seinem Geständnisse dadurch entstanden, daß er die Münzverwechslungskasse mittelst falscher Consignationen irre führte, indem er zu drei verschiedenen Malen die von dem Wechselhause Schn. eingesendeten Consignationen vernichtete, neue Consignationen unter Aufführung von Coupons, die gar nicht überreicht worden waren, verfaßte, die auf Grund dieser Falsificate mit höheren Beträgen geschriebenen Zahlungs-Anweisungen dem ihm aus seiner Dienstleistung bei Schn. bekannten Scontisten Johann P. unter dem Vorgeben, er habe selbst Coupons, zu escomptiren übergab, und von letzterem den von der Münzverwechslungskasse ausbezahlten Mehrbetrag übernahm.

Mit außerordentlichem Uebermuth, für welchen die Schneider-Conti für seine Person allein mit 2000 fl für Jahresfrist, die Rechnung des Fiakers für 2 Monate mit 420 fl hinreichende Belege liefern, hat Theodor M. bei 30,000 fl. binnen wenigen Monaten verschwendet. Am 23. Jänner 1858 flüchtete er mit seiner Geliebten Leopoldine K. unter falschem Namen und unter Mitnahme von 9000 fl. an veruntreuten Geldern nach Amerika, kehrte jedoch nach einem zehnwöchentlichen Aufenthalte in Newyork nach Europa zurück, und nachdem Leopoldine K. in Bodenbach festgenommen war, wurde er am 27. Mai, nachdem er ü er 3000 fl. für sich und seine Begleiterin auf der Reise ausgegeben, um 350 Dollars Baustellen in Texas gekauft und zur Speculation mit einer Ladung Reis nach Californien verwendet hatte, in Stuttgart angehalten, so daß er ohne alle Mittel hierher kam, und abgerechnet einiger Forderungen an seine Freunde im Betrage von beiläufig 3000 fl. aus dem binnen 6 Monaten in verbrecherischer Weise sich zugewendeten Betrage gar nichts mehr vorhanden ist.

Moritz Sch., seit vier Jahren mit Patent bestellter Börsen-Agent, leugnet zwar den verbrecherischen Ursprung der Darlehen gekannt zu haben, allein alle näheren Umstände bei Uebernahme, Verkauf und Rückzahlung der Coupons, welche Manipulationen immer mit der größten Heimlichkeit und Vermeidung eines jeden Zeugen betrieben wurden, und vorzüglich die lügenhaften Angaben des Sch. nach der Flucht des Beamten hinsichtlich seines Verhältnisses zum Flüchtigen machen höchst wahrscheinlich, daß Sch. sich zum Mitschuldigen an der Veruntreuung des Theodor M. gemacht habe, ja, daß er als der gleichzeitig intellectuelle Urheber des Verbrechens betrachtet werden müsse. Mn. hat in seinem Schlußverhöre erwähnt: „Sch. hat positiv gewußt, daß alle Coupons, die ich ihm nach und nach gab, nicht mein Eigenthum sind, wenn ich ihm auch nie ausdrücklich sagte, daß ich sie aus der Bank nehme." Sonach wird Moritz Sch. angeklagt des Verbrechens der Mitschuld an der Veruntreuung des Theodor Mn. nach den §§. 5, 183 St. G., strafbar nach §. 184 des St. G. mit dem höchsten Strafsatze zwischen 5 und 10 Jahren schweren Kerkers, da die besonders erschwerenden Umstände vorliegen, daß er der intellectuelle Urheber des Verbrechens des Theodor Mn. ist, dasselbe durch ein Jahr fortgesetzt wurde und die Summen der veruntreuten Beträge und des verursachten Schadens bedeutend sind.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch). — Redacteur: H. Keipp in Berlin.

Der deutsche Dualismus und Pangermanismus.

Wie es immer zu geschehen pflegt, wenn irgend ein großes Unternehmen durch widerstrebende Kräfte vereitelt wird, daß dann diese Gegenkräfte nicht in ihrer früheren Stellung verbleiben, sondern ihre Action weit darüber hinaus erweitern und nach Herrschaft streben, so war es ganz natürlich, daß nach dem Scheitern der kleindeutschen Projecte, eines unter preußischer Hegenomie zu errichtenden parlamentarischen Bundesstaates, die großdeutschen Ideen emporkamen, welche auf ein mitteleuropäisches Reich unter österreichischer Hegemonie hinauslaufen. Die Eifersucht der deutschen Mittelstaaten gegen Preußen, die Macht der katholischen Kirche und die Zollprojecte des Herrn von Bruck dienen diesen Ideen als Hebel und Agitationsmittel, deren Kräfte man durchaus nicht gering anschlagen darf. Gleichwohl müssen diese Ideen ganz eben so gewiß an dem Widerstand Preußens scheitern, wie die Unions-Ideen an dem Widerstand Oesterreichs scheiterten, und werden daher nur auf's Neue die Wahrheit bestätigen, daß der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich, anlehnend an den Dualismus der Confessionen, die thatsächliche und nicht zu umgehende Grundlage der heutigen deutschen Verhältnisse bildet.

Wenn es also unmöglich ist, eines der beiden Glieder dieses Dualismus zu überwältigen oder zu beseitigen, so müssen wir endlich zu der Einsicht gelangen, daß die deutsche Zukunft nothwendig auf einem Compromiß dieser beiden Glieder beruht, der das Gefährliche ihrer gegenseitigen Rivalität aufhebt und wenn auch keine innere Lebensgemeinschaft hervorruft, doch wenigstens ein fruchtbares Zusammenwirken nach Außen hin ermöglicht. An einem solchen Compromiß zu arbeiten, muß der Grundgedanke jedes deutschen Patrioten sein, der sich nicht in eine Traumwelt verlieren, sondern auf den Boden der Wirklichkeit stellen will.

Dieses vorausgesetzt und zugestanden, kommt es darauf an, eine Sphäre zu gewinnen, welche Preußen und Oesterreich gemeinsam ist, und zugleich über Beide hinausreicht, denn Gegensätze neutralisiren sich nur in einem höheren Dritten. Ein solches Dritte ist der Pangermanismus, d. h. eine allgemeine Allianz der germanischen Staaten. Es liegt darin eine fortschreitende Entwicklung des Gedankens, wie eine stufenmäßige Erweiterung der Aufgabe. Die kleindeutschen Entwürfe waren zu eng.

Die großdeutschen sind ohne Frage viel weitreichender, und Manchen erscheinen sie vielleicht schon zu weit, wir aber meinen, sie sind eben noch nicht weit genug. Denn erst durch den Pangermanismus werden sie zu einer europäischen Combination, und gerade diese Erweiterung giebt ihnen einen practischen Werth, weil es nach der heutigen Weltlage eben gerade auf eine europäische Combination ankommt.

Hat doch die Politik schon seit 60 Jahren immer auf großen europäischen Combinationen beruht. Auf die Coalitionen, welche die französische Revolution hervorrief, folgte die heilige Allianz zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland, und dann die Quadrupelallianz von 1834 zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal, welche noch heute in der englisch-französischen Allianz fortwirkt. Wenn also einerseits Preußen, Oesterreich und Rußland, und andrerseits Frankreich, England, Spanien und Portugal zusammentreten konnten, warum sollte jetzt nicht eine Verbindung der germanischen Staaten zu Stande kommen können, welche doch jedenfalls viel naturgemäßer erscheint als eine Verkoppelung Deutschlands mit Rußland, wie Englands mit Frankreich? Und wenn der Impuls zu jenen Combinationen einerseits von Rußland, andrerseits von Frankreich ausging, warum kann es nicht auch einmal Deutschland sein, welches eine politische Combination hervorruft? Soll denn Deutschland immer nur ein Object der Politik bilden, und niemals ein Subject? Soll es niemals eine spontane Thätigkeit entwickeln, sondern sich immer nur durch die Ereignisse drängen und schieben lassen? Das ist die Quelle aller Schmach, die wir seit zwei Jahrhunderten erlebt, und wodurch Deutschland, welches naturgemäß die leitende und entscheidende Macht des Continents sein müßte, zum allgemeinen Schlachtfeld gemacht und von den Fremden zertreten worden ist, und noch bis diesen Tag gehänselt und gehöhnt wird. Und endlich, worauf beruht denn der gegenwärtige Zustand der deutschen Passivität und Neutralität, wenn nicht eben darauf, daß wir einerseits aus der heiligen Allianz geschieden und andererseits in keine neue Allianz eingetreten sind, und folglich mit unsrer freien Hand einstweilen isolirt bleiben? Handelt es sich nun um eine Combination, welche von Deutschland selbst ausgehen und in Deutschland ihren Schwerpunkt finden soll, so kann dies keine andere sein als die germanische Allianz.

Es bedarf dazu keines förmlichen Vertrages, wodurch im Voraus ein bestimmter Zweck und die gegenseitigen Leistungen stipulirt werden, sondern es bedarf einstweilen nur eines thatsächlichen Zusammengehens, woraus sich dann im gegebenen Falle ganz von selbst eine förmliche Allianz entwickeln wird. Daß die Errichtung einer solchen Allianz ein practisch erreichbares Ziel ist, liegt in den gegenwärtigen Verhältnissen Europa's, wonach die germanischen Staaten in ihren vornehmsten Interessen zur Zeit nicht collidiren. Nur Dänemark macht in dieser Hinsicht eine Ausnahme, da es seit hundert Jahren in das Netz der russisch-

französischen Politik gerathen und eine antigermanische Politik führt. Die Hauptsache bleibt immer, daß die germanischen Staaten von Westen wie von Osten her von gemeinsamen Gefahren bedroht werden, so daß ein Zusammenwirken für alle gleich ersprießlich erscheint.

Indem wir aber unsere Absicht auf eine so großartige Combination richten, versteht es sich ganz von selbst, daß dabei nur an ein Zusammenwirken in Beziehung auf die großen europäischen Fragen gedacht werden kann, welches Differenzen in Nebenfragen nicht ausschließt, und jedenfalls die Unabhängigkeit der einzelnen Glieder ganz unberührt läßt. Es wäre also eine rein internationale Combination, die vielleicht zwar auf den ersten Blick unseren deutsch-nationalen Aufgaben ganz fern zu liegen scheint, allein grade diese rein internationale Verbindung würde die wichtige Wirkung haben, daß sie den deutschen Staaten eine gegenseitige Achtung ihrer Unabhängigkeit einflößte und eventuell eine neue Garantie derselben darböte. So verschwände dann jeder Gedanke, sich gegenseitig zu verdrängen oder zu mediatisiren, wodurch den deutschen Rivalitäten die Spitze abgebrochen würde. Lehrt doch die Erfahrung, daß sich Preußen und Oesterreich nur so lange gegenseitig vertragen, als sich beide in einer großen europäischen Allianz befinden, wie seiner Zeit in der heiligen Allianz. Diese ist nun zerfallen, und sofort sind die widerwärtigsten Zerwürfnisse ausgebrochen. Erst die germanische Allianz wird die Eintracht wieder herstellen. Ja sie wird nicht blos die preußisch-österreichischen, sondern auch die mittelstaatlichen und kleinstaatlichen Rivalitäten beschwichtigen. Denn alle deutschen Staaten, von dem Größten bis zum Kleinsten, würden an dieser Combination Theil nehmen, und wie darin Jeder nach dem Maße seiner Kräfte eine Wirkungssphäre fände, so würde er zugleich eine Gewähr seiner Unabhängigkeit darin erblicken, welche alle die gegenseitigen Anfeindungen und Gehässigkeiten, welche das deutsche Staatensystem seit Jahrhunderten zerrüttet haben, allmälig zu beseitigen verspräche. Dazu würde Deutschland, auf die Bühne der europäischen Politik gestellt, aus seiner Passivität herausgerissen, in der es je länger je mehr geistig versumpfen muß, und die selbst grade der eigentliche Brütheerd der deutschen Rivalitäten sein dürfte. Denn je weniger die Deutschen in die großen Welthändel eingriffen, um so hitziger haben sie sich an sich selbst zerarbeitet, weil sie immer eine zu streitbare Nation gewesen sind, als daß sie des Kampfes ganz entbehren könnten.

Wie sehr ein solches Zusammenwirken nach Außen hin mittelbar auch die innere Einigung der deutschen Staaten und die Entwicklung des inneren Staatslebens fördern würde, bedarf keines Nachweises, und es scheint uns außer Zweifel, daß grade von diesen mittelbaren Wirkungen viel mehr zu erwarten steht als von allen direct darauf gerichteten Anstrengungen. Ist doch der parlamentarische Einigungsversuch nicht nur vollständig gescheitert, sondern hat selbst neue Disharmonien hervorge-

rufen, und was die parlamentarische Entwicklung in den Einzelstaaten anbetrifft, so zeigt sie uns überall dieselbe Kleinlichkeit, Mattherzigkeit und Charakterlosigkeit, in welchen die Deutschen seit lange versunken sind, und die sie nur überwinden werden, wenn sie selbstthätig die Bühne der großen Welt betreten.

Eine centralisirte Einheit und territoriale Abrundung, ähnlich wie sie Frankreich, England oder Rußland darstellen, kann freilich in dieser Weise für Deutschland nie erreicht werden. Allein sie wird überhaupt in keiner Weise erreichbar sein, sondern immer wird man auf eine Föderation beschränkt bleiben, und die deutsche Föderation wird immer Factoren enthalten, welche über die Grenze des eigentlichen Deutschlands hinausreichen. Ist es doch selbst in den glorreichsten Kaiserzeiten nicht wesentlich anders gewesen. Das Reich ging über sich selbst hinaus durch die Lehnsherrschaft über Italien, Ungarn, Polen und Dänemark, wie in den deutschen Ordens-Colonien von der Weichsel bis zum Peipussee, denn dies Alles waren wesentliche Elemente der deutschen Machtstellung, und mit ihrem Verlorengehen sank das Kaiserthum nach seiner inneren wie nach seiner äußeren Bedeutung. Und so wird es auch in Zukunft sein.

Immer wird Deutschland über seine eigentlichen Grenzen hinausgreifen müssen, um etwas Wirkliches zu bedeuten. Das folgt schon aus seiner geographischen Lage. Eingekeilt zwischen romanischen und slavischen Völkern, im Süden vom Meere abgeschlossen, nördlich in seiner Küstenentwicklung durch Dänemark unterbrochen, — muß es entweder ohnmächtig sein, oder es muß diese Schranken sprengen; es muß sich Nachbarländer assimiliren, oder mit denselben in eine freie Allianz treten. Dazu sind unsere östlichen Nachbarländer, wie namentlich Polen und Ungarn, wesentlich auf deutsche Culturelemente angewiesen, und muß es als ein wesentlicher Beruf Deutschlands angesehen werden, diese Länder in den germanischen Entwicklungs-Proceß hineinzuziehen. Wir dürfen daher unsere Blicke nicht auf unsere Sprach-Grenzen beschränken, und unsere Nationalität nicht materiell auffassen, sondern im freieren und großartigeren Sinne, als das *germanische Bildungs-Princip*, zu dessen Träger wir auf dem europäischen Continent bestimmt sind.

Auf dieselbe Nothwendigkeit führt uns sogar der gegenwärtige Bestand des deutschen Bundes selbst. Preußen und Oesterreich sind seine Grundpfeiler, aber beide reichen mit ihrer territorialen Basis über das Bundesgebiet hinaus und sind zugleich europäische Staaten. Ihre Eintracht im Bunde ist darum unmöglich, wenn sie nicht zugleich nach ihrem ganzen Besitzstande als europäische Staaten einig sind. Daraus folgt unmittelbar zweierlei. Nämlich 1) daß die gewünschte Einigung niemals in einer Gemeinschaft des innern Staatslebens zu suchen ist (denn was haben wir mit Galizien, Ungarn, Dalmatien u. s. w. gemein?), sondern lediglich in einem Allianzverhältnisse für die europäische Politik. 2) Daß es sinnlos sein würde, diese Allianz auf die deutschen Bundesstaaten zu

beschränken. Denn wenn z. B. Ungarn allerdings mit Oesterreich verwachsen ist, und dadurch unleugbar mit dem ganzen südlichen Deutschland in realen Beziehungen steht, so sind hingegen für das nördliche Deutschland ohne Frage Holland, England und Skandinavien sehr viel wichtiger, in politischer, wie in commerzieller und geistiger Beziehung. Wir geben zu, daß für das südliche Deutschland das gesammte Donaugebiet, wie selbst Mailand und Venedig, einen wirklichen Werth haben, und daß wir darauf Rücksicht nehmen müssen, aber für das nördliche Deutschland haben die nördlichen germanischen Staaten einen noch viel höheren Werth, und wenn für uns Norddeutsche z. B. schon der Handel mit England allerwenigstens dreimal so wichtig ist als der Handel mit Oesterreich, so kann kein Gedanke daran sein, daß wir uns in unserem Handelssystem irgendwie nach österreichischen Ideen accommodiren. Will man demnach eine Combination, an der das gesammte Oesterreich Theil nehmen soll, so muß dieselbe auch die nicht deutschen nordgermanischen Staaten umfassen, und muß sich lediglich auf die Fragen der europäischen Politik richten, alle anderen Fragen aber, wie z. B. auf den Handel, ganz unberührt lassen.

So zeigt sich, wie eine preußisch-österreichische Allianz nur möglich ist, wenn sie sich zu einer allgemeinen germanischen erweitert, und nur unter dieser Voraussetzung ist sie für Norddeutschland zu empfehlen und zu erstreben. Wollten wir uns auf die deutschen Bundesstaaten beschränken, so würde der Schwerpunkt des Ganzen nach Wien fallen und das südliche Element durchaus dominiren, wie dies ohne Zweifel der Hintergedanke der großdeutschen Projecte ist. Erweitert sich aber Großdeutschland zur germanischen Allianz, welche auch die Niederlande, England und Skandinavien mit umfaßt, so entsteht ein naturgemäßes Verhältniß, indem dann das norddeutsche Element, welches den bei weitem größeren Theil der deutschen Nation darstellt, vorherrschen wird. Preußen wäre dann gewissermaßen die Klammer, welche das Ganze zusammenhielte. Es wird eine ähnliche Stellung einnehmen, wie Holland zur Zeit der Coalitionen gegen Ludwig XIV., welche das Cabinet von Haag zum Mittelpunkte aller politischen Verhandlungen machten. Aber wie haben sich seitdem die Verhältnisse geändert, und wie sind die Verhältnisse gewachsen! Heute kommt es nicht auf eine Coalition gegen Frankreich an, sondern auf eine politische Combination, welche zugleich gegen Westen wie gegen Osten hin Front macht. Sie muß darum von überwiegend continentalem Charakter sein, und ihr Schwerpunkt rückt von Westen nach Osten, d. h., von Haag nach Berlin. Die vermittelnde Macht muß selbst gegen Westen wie gegen Osten gerichtet sein, wie das damalige Holland, da es sich heute um ein viel stärkeres Gegengewicht handelt. Dies Alles ist klar, man kann sagen, es hat eine mathematische Evidenz. Und nicht minder klar ist, daß gerade Preußen für eine solche Stellung wie geschaffen, und daß es gerade Preußens Beruf ist, eine solche Combination zu begründen.

Man hat so viel von dem deutschen Beruf Preußens gesprochen, und durch alle dies Gerede ist es dahin gekommen, daß Preußen immer mehr seines europäischen Berufs vergaß und sich endlich in die Unionspolitik verirrte, welche einen so unglücklichen Ausgang nahm und als eine unvermeidliche Reaction die großdeutschen Projecte hervorrief, welche Oesterreich ein entschiedenes Uebergewicht gaben und Preußen je länger je mehr herunterdrücken mußten. Hieraus, wie aus unserer Neutralität in der orientalischen Frage, ist die mißliche Lage entsprungen, in der sich Preußen zur Zeit befindet. Es bedarf eines neuen Princips für Preußen, um sich aus dieser Lage zu erheben, und das muß ein Princip sein, welches über den Gegensatz von Groß- und Kleindeutschland hinausreicht, dabei deutsch und europäisch zugleich, wie das germanische Princip ist.

„Wirf die lähmende Deutschheit weg
Und sei ein Germanien!"

sagt schon Herder. Denn nicht das deutsche Princip, sondern das germanische Princip ist eine Weltmacht. Darum wird die germanische Allianz die doppelte Wirkung haben, daß sie Deutschland in sich selbst kräftigt und zugleich in die große Welt einführt, und Preußen wird dem gesammten deutschen Vaterlande wie sich selbst am besten dienen, wenn es seine Anstrengungen auf die Begründung dieser germanischen Allianz richtet. Das ist sein germanischer, und darum erst recht sein deutscher Beruf.

Die Judenbill und die britischen Pairs.

Es war im Jahre 1740, wo die ersten Stimmen für die Juden sich im Parlament erhoben, und seitdem tauchte die Angelegenheit in langen Zeitabschnitten, mehr oder weniger bestimmt, immer wieder auf, um bis zuletzt stets an derselben Klippe zu scheitern, am Oberhause. Weshalb? Das Folgende dürfte darüber einige Aufklärung geben.

Es giebt in England kein Statut und keine Norm des Gewohnheitsrechtes, welche den Juden das Parlament verschließen. Als die Verfassung sich gründete und die Nation Rechte erhielt, waren keine Juden im Lande. Nach ihrer Einwanderung geduldet und schutzlos, war ihre Stellung wie in der ganzen Christenwelt von der Art, daß wohl Niemand für möglich hielt, daß sie jemals politische Rechte fordern und erhalten könnten. Das einzige zufällige Hinderniß in der neueren Zeit seit ungefähr zweihundert Jahren war, abgesehen von den zwei, zu Recht bestehenden Bedingungen, geborner Engländer und Grundbesitzer zu

sein, der vorgeschriebene Eid auf den wahren Glauben eines Christen, den der Jude nach bestem Gewissen nicht leisten konnte. Dabei war es aber keineswegs auf die Juden abgesehen, der Staat war ein christlicher, es verstand sich von selbst, daß seine Legislatur eine christliche bliebe, an Juden, wie an jede andere nichtchristliche Kirche war nicht gedacht. Jene Formel des Eides ist die nach kanonischem Rechte in den christlichen Staaten allgemein gebräuchliche, deren sich ein Jeder bedient, der zum Eide gelassen wird. Selbst die Krone schwört ihn in dieser Weise, und es war bis dahin kein Grund, davon abzugehen, wenn der Eid für Christen ein religiöser Act sein und bindende Kraft haben sollte. Die alte gedrückte und erniedrigende Stellung der Juden hat indessen in allen civilisirten Ländern seit 1815 einer besseren und günstigeren Platz gemacht. Sie sind in Folge des freigegebenen Verkehrs, des größeren Umlaufs von Papiergeld, der vielen Staatsanleihen und Finanzoperationen, an denen sie sich betheiligten, und nicht minder ihres eigenthümlichen Scharfblicks in Geldsachen und ihrer unbeschreiblichen Thätigkeit so reiche und mächtige und so nothwendige Leute geworden, daß ihre Ansprüche nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit sich auch steigerten, und sie sich nicht mehr mit den bürgerlichen Rechten begnügen wollten, sondern nunmehr auch die politischen für sich in Anspruch nahmen. Sie hatten in der That auch eine Stellung eingenommen, welche die weite, Christen und Juden trennende Kluft einigermaßen zu füllen schien, und viele mit ihnen im Geschäft Verbundene oder gar von ihnen Abhängige den Unterschied der Bekenntnisse und die alte Abneigung vergessen ließ. Beide Religionen, so wesentlich verschieden und bis dahin so grollend und feindlich gesinnt, standen jetzt bei Seite, und man traf zusammen in einem Punkt, der heut zu Tage höher zu stehen scheint als der religiöse, nämlich in dem Geldpunkt, der die Welt beherrscht, und von dem Große und Kleine sich bestimmen lassen. Es konnte daher nicht fehlen und war für die Londoner City von großer Wichtigkeit, daß dieselbe zu wiederholten Malen einen Mann in das Parlament zu bringen suchte, der, der reichste in der Stadt und der Repräsentant eines Capitals von mindestens fünfzig Millionen Pfd. St., seinen Mitbürgern die größten Dienste leisten und in Geldsachen, welche im Parlament immer die Hauptsachen sind, der City mit Rath und That zur Seite sein konnte. Gute Finanziers, und dafür werden reiche Leute, besonders wenn sie es durch sich selbst wurden, immer gehalten, sind als Freunde der Ordnung und des Bestehenden in Nationalversammlungen stets willkommen; auch traut man ihnen mit Grund denjenigen Grad von Selbstständigkeit zu, der sie der Mühe des Hofirens und Petitionirens in den Vorzimmern der Minister überhebt. Unabhängigkeit durch Besitz, wodurch dem Manne erlaubt ist, der Ueberzeugung zu folgen und Nebenrücksichten unbeachtet zu lassen, war bis jetzt in England ein Haupterforderniß zur Wahl, und es ist Thatsache, daß seine größten Staatsmänner im Parlament die unabhängigsten

waren. Die fragliche Angelegenheit ist demnach zuerst von diesem Standpunkte zu betrachten, die City wollte einen einflußreichen Mann zu ihrem Vertreter im Unterhause, und eine freisinnige, wenn auch an Zahl nicht bedeutende Partei unterstützte sie aus Gründen allgemeiner Toleranz, deren Zeit endlich, wie man glaubte, gekommen sein sollte.

Seit Wilberforce der Emancipation der Sclaven in den Colonien sein Wort geliehen und den Menschenhandel gebrandmarkt hatte, verbreitete sich in England durch seine und seiner Freunde Bemühungen eine Menge philanthropischer Projecte, worunter die Angelegenheit der Juden, nach langem Ruhen von frischem aufgeregt, den ersten Rang einnahm. Diese Bemühungen redlicher Männer, die sich vielleicht zu viel zutraueten und Manchem eine Wichtigkeit beilegten, die es nicht hatte, scheiterten damals an der Gleichgültigkeit der Nation, an den jüdischen Zuständen selbst und an dem Widerstande der Legislatur, welche bei dem geringen Interesse, den die Sache einflößte, dieselbe als eine nationale zu betrachten Anstand nahm. Die Zeit war in der That dazu nicht günstig. England hatte Wichtigeres zu berathen, und die jüdische Gemeinde, wenig bemerkt und beachtet, hatte keine Persönlichkeit zu stellen, die von der liberalen Partei hätte hervorgehoben und mit dem erforderlichen Nachdruck hätte auftreten können. Es kam hier besonders darauf an, wenn man richtig argumentiren wollte, die Israeliten überall als solche aufzuführen und zu bezeichnen, welche durch Bildung, Vermögen und Beziehungen jeder Art den Christen gleichständen und mit ihnen vernünftiger Weise gleiche sociale Rechte hätten; arme, unbekannte, in der Menge verlorene Juden hätten dazu nichts getaugt. Jene nothwendige Persönlichkeit fand sich in neuerer Zeit, jener Forderung entsprechend, in Baron v. Rothschild. Derselbe gehört zur jüdischen Gemeinde, man kann ihn selbst als das Haupt derselben betrachten; das ungeheuere Vermögen seines Hauses macht ihn zum Könige der Börse, er hat in London einen mächtigen Anhang und Einfluß, die meisten Bankhäuser sind mit ihm engagirt, viele von ihm abhängig. Schwerlich dürfte in den Finanzen des Staates sich etwas zutragen, wobei er fremd bliebe. Seine Verbindungen verbreiten sich über ganz Europa, ja über die ganze Welt. Seine Bildung und Lebensweise, seine Erhebung in den Adelstand, seine ganze Erscheinung nach englischer Art und Sitte, machen vergessen, daß er ein Jude, es läßt sich von ihm auf Andere schließen, sein Ansehen theilt sich der Gemeinde mit, welche er mit Pomp repräsentirt und die mehrentheils ihm ihre hohe Stellung in der Geschäftswelt verdankt, mit einem Worte, er ist eine Geldmacht, höchst respectabel und in jedem Betracht der Mann, die Interessen der Juden in die Hand zu nehmen und ihnen neue Rechte auszuwirken. Die Partei der allgemeinen Toleranz konnte keinen Besseren finden, um mit ihm in den Kampfplatz zu treten, denn daß es unter dem obwaltenden Umstande noch einen harten Kampf bis zur vollen Emancipation geben würde, darüber

konnte die Partei sich nicht täuschen. Vorläufig setzte sie die Wahl des Baron R. in der City von London glücklich durch, ein Beweis, daß kein Gesetz besteht, das die Juden vom Parlament ausschließt, im entgegengesetzten Fall wäre von vornherein die Wahl gesetzwidrig und nichtig gewesen.

Die Kluft, welche in England Christen und Juden in socialer und bürgerlicher Hinsicht von einander hält, ist bei Weitem größer als auf unserm Festlande. Die Engländer sind orthodoxe Protestanten und nicht ohne einige Uebertreibung, da noch Manches in ihrem Kirchenrechte besteht, das wir bereits aus dem unsrigen entfernt haben. Ihre Geschichte, ihre Verfassung und Freiheit mahnen sie, strenge Protestanten zu bleiben, weil in ihren Augen jede andere Kirche nur der absoluten Gewalt dienen und staatsgefährlich sein würde, was hinlänglich begründet ist. Wir erinnern an die Emancipation der Katholiken, die kaum durchzuführen war. Die englische Kirche ist ganz Englands Heiligthum, um so mehr, da die Würdenträger derselben als Barone und Lehnsherren im Oberhause Sitz und Stimme haben und zu den drei Factoren der legislativen Gewalt gehören, in deren Hände die Nation ihre Freiheit, ihre Rechte und mit denselben ihre ganze Existenz legt. Die Zahl der Juden in England ist heute nicht groß und war es niemals. Um das Jahr 1290 aus dem Lande getrieben, nachdem sie mit großer Grausamkeit und Barbarei behandelt worden, erhielten sie die Erlaubniß zur Rückkehr erst unter Cromwell, erschienen aber nicht zahlreich. Es scheint, sie haben sich in der älteren Periode vor der Strenge der englischen Gesetze im Handel und Wandel, namentlich der Wuchergesetze, und vor den Unruhen im Lande gefürchtet, sie zogen es vor in Portugal, in Holland, in Deutschland zu bleiben, wo man sie ruhig ließ, weil man ihr Geld brauchte, und wo ihre Etablissements im größten Flor standen. Christen und Juden kamen daher wenig zusammen, beide lernten sich nicht kennen, sich nicht brauchen und helfen, beide behielten ihren Haß und ihre abstoßende Schroffheit. Auch konnten die Juden die Träger und Factoren des Handels und Verkehrs, wie sonst überall, nicht sein, da die Engländer denselben selbst in die Hand nahmen und ihn sich fast ausschließlich vorbehielten; die insularische Lage forderte sie dazu auf, die ungleiche Vertheilung des Bodens nöthigte sie dazu. Vom Uebergange zum Christenthum, wodurch die Familien sich vermengen und sich ertragen, und das Eckige und Scharfe in den Formen und Gesinnungen sich wohl abschleift, war kein Beispiel. Weltliche Güter und Vortheile waren damit, weil Alles der Verfassung unterliegt, nicht zu erlangen, und kein Bischof, der katholische so wenig wie der anglicanische, hätte einen Juden aufgenommen, der nicht erweislich aus Ueberzeugung, ohne Nebenabsicht, Christ geworden wäre, was bei der Denkungsart der Juden unmöglich war. In den Grafschaften und auf dem flachen Lande wußte man nichts von ihnen, denn sie konnten bei den bestehenden Rechten und Einrichtungen kein

Landeigenthum erwerben und nicht mit diesem Ansehen und Einfluß gewinnen. Der Grund und Boden Englands, mit Einschluß der geistlichen Güter, befindet sich in den Händen von sechs und zwanzigtausend Familien; er ist fast durchgängig fideicommissarischer Natur und im Besitz einer abgeschlossenen, festzusammenhaltenden, auf ihre Rechte sehr eifersüchtigen Ritterschaft. Der conservative Geist, der Wunsch eine Familie zu gründen, sind bei den Engländern so groß, daß schon der kleinste Besitz ungetheilt bleibt und als Stammgut betrachtet wird. Selbst Häuser in der Stadt sind nach und nach Stiftungen und eine Art bürgerlicher Lehne geworden, damit sie der Familie verbleiben, und weil die Staats-Verfassung zuerst die Vertretung des Grundbesitzes ist, würde jüdisches Besitzthum, da der Grundherr bis dahin nicht wählbar, von der Landesvertretung ausgeschlossen sein, was ein anomales Verhältniß geben würde und nicht zulässig ist. Nur in den größeren Städten, wo Geschäfte zu machen waren, ließen sich die Juden nieder, in den kleineren dagegen, in den Boroughs und in den unter dem Patronate des Adels stehenden Flecken, wo weniger Aussicht für sie war, blieben sie unbekannt. Dadurch erklärt sich, wie jüngst bei Gelegenheit der Russell'schen Bill dem Parlament nur zwei Petitionen für dieselbe zugekommen waren, beide aus Fabrikstädten, aus den erwähnten Orten dagegen nicht Eine. Keine Wählerschaft hat sich veranlaßt gesehen, die Sache der Juden in ihr Programm aufzunehmen. So war denn die Folge aller dieser Umstände, die Trennung, bis auf unsere Tage dieselbe geblieben, ohne eigentliches Medium, das die Extreme hätte binden und die Gegensätze hätte ausgleichen können. Von Staats-Aemtern und Offices under the Crown konnte schon für Israeliten aus dem Grunde keine Rede sein, weil die möglichst vereinfachte Verwaltung nur wenige dergleichen bietet, und die vorhandenen sich mehrentheils in den Händen einer privilegirten Klasse der Nachgebornen befinden, welche durch Aemter und Pfründen für die Nachtheile des Erstgeburts-Rechtes entschädigt werden. Die Verwaltung ist wie der Staat eine Aristokratie und von demselben Geiste beseelt, die höheren Stellungen in derselben sind aber den parlamentarischen Combinationen unterworfen und schwanken und wechseln mit diesen. Da war für Israeliten keine Aussicht, und auch hier mußte ja nach Vorschrift geschworen sein. Nur auf der Börse, wo Geschäfte gemacht werden, die mit dem Glauben nichts gemein haben, treffen Christen und Juden, weil beide gewinnen wollen, zusammen, nach Abmachung des Geschäftes tritt das unfreundliche Verhältniß wieder hervor, desto mächtiger vielleicht, je mehr der Jude im Vortheil ist. Selbst in der City von London, wo doch in neuerer Zeit jüdischen Hausbesitzern und reichen Leuten die ersten Communal- und Magistrats-Aemter übertragen wurden, welche sie mit großer Rechtlichkeit und Geschicklichkeit verwalteten, war es dem Lauf der Ereignisse und der fortschreitenden Entwicklung nicht möglich, eine Annäherung hervorzubringen, die mehr gewesen wäre, als die noth-

dürftigste Anerkennung gut geleisteter Dienste, obschon der Umstand, daß schon einmal ein Israelit Lord Mayor war, und Andere Aldermen- und Sheriffsstellen würdig bekleidet hatten, den jetzigen Bestrebungen der liberalen Partei ein kräftiges Argument bot.

Die socialen Beziehungen entsprechen diesen allgemeinen Umrissen. In keiner Gesellschaft der aristokratischen Welt, nicht einmal im höheren Mittelstande, wird man einem jüdischen Gast begegnen. Auch drängen sich die Juden dazu nicht, einestheils und hauptsächlich aus Gehorsam für das alte Gesetz, das ihnen den Umgang mit den Abtrünnigen verwehrt, dann aber weil sie wohl fühlen, daß sie nicht willkommen sind, und sie sich lieber fern halten und sich abschließen, als sich kalt aufnehmen und scheel anblicken lassen. Hier sind es namentlich die Frauen, im geselligen Leben so wohlthuend und so unentbehrlich, welche sich schroff gegenüberstehen und die Zerklüftung vermehren, und freilich die jüdische Frau ist noch weit davon, sich der christlichen gleich zu stellen, sie spielt hier eine ganz untergeordnete, unsichtbare Rolle, während die Christin die Societät beherrscht; sie ist ganz Jüdin im strengsten Sinne des Wortes, versäumt kein Fest, keinen Sabbath, keine Ceremonie ihres Glaubens und meidet als sündhaft jede Gemeinschaft mit Christen, selbst da, wo die Männer sich dieser nicht ganz entziehen mögen. Größer vielleicht als in der christlichen Ehe ist der Einfluß der jüdischen Frau, da, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, die wahren Juden die Ehe strenger halten und es unter ihnen fast niemals, wenigstens nicht aus leichtfertigen Motiven, zur Scheidung kommt, obschon das mosaische Gesetz dieselbe ganz in die Willkür der Männer gegeben. Alle diese Gründe, deren weitere Ausführung über die Grenzen dieses Aufsatzes gehen würde, haben aber für die englischen Juden die Folge gehabt, daß die Gemeinde in ihrem Aeußern nicht vorrückte, und, mit Ausnahme Einzelner, an den Ereignissen und Veränderungen in ihrer nächsten Nähe wenig oder keinen Antheil nahm. Da man die Israeliten für sich ließ, da die Staatsverfassung ihnen keinen Spielraum ließ, da sie überall auf Gewohnheitsrecht und auf wesentlich christliche Einrichtungen stießen, da die gelehrte Bildung ihnen schwer gemacht war; (die Universitäten werden von ihnen nicht besucht, vielleicht sind sie ihnen verschlossen,) so grenzten sie sich ab, erhielten die Familie, duldeten keine Mischung, entzogen sich dem Dienste in Heer und Flotte, um nicht mit Christen für christliche Sachen zu streiten, und erwarten in allem Ernste den Messias im alttestamentarischen Glauben, da alsdann die Reihe an sie kommen und Alles anders werden wird. So finden wir unter ihnen keine berühmten Namen, keinen Dichter, keinen Schriftsteller und Künstler, keinem jüdischen Arzte begegnen wir, Malerei, Bildhauerkunst, Musik haben keine Jünger unter ihnen, Alles beschränkt sich für sie auf das Geschäft, als wäre jeder höhere Beruf ihnen fremd und materielles Gut des Daseins Zweck. So sind sie noch

zur Stunde in Folge dieser Isolirung und gänzlicher Absperrung von milderen und edleren Beziehungen, strenge Talmudisten, und achten es als eine Pflicht, wie die Väter, an jedem Sabbath in der Synagoge das Anathem über die Christen zu sprechen, die letzte ohnmächtige Waffe einer besiegten Kirche, wie der vom Papste in Rom alljährig geschleuderte Fluch über die Protestanten. Die Festigkeit der Anglicaner von der einen, das starre formelle Gesetz der Israeliten von der andern Seite, geben das beste Bild der gegenseitigen Stellung und erklären, abgesehen von der Politik, die wir gleich berühren wollen, die Indifferenz der Nation, die entschiedene Abneigung der Meisten und die Schwierigkeit des liberalen Unternehmens. Eine Gleichberechtigung der Juden unter solchen Umständen war in der That kaum begreiflich.

Wie anders stehen die Juden in Preußen! Verfolgt und vertrieben wie überall durch Fanatismus und Unwissenheit in einer rohen Zeit, kamen sie wieder unter dem großen Kurfürsten, und von da an hatten sie Ruhe und benutzten sie unter dem Schutze milder Gesetze, um sich ganz dem Handel und den Geldgeschäften hinzugeben, da ihnen die staatliche Laufbahn das eigene Gesetz verschloß. Das Christenthum war Religion und Bedürfniß des Staates, mit ihm die Lehre des Talmud nicht zu verbinden. Beamte in dieser Lehre erzogen wollte der Staat nicht brauchen und konnte es nicht. Nicht Richter konnte der Jude sein über den Christen, keine vollziehende Gewalt durfte ihm gegeben sein, denn der Christ wäre nicht gefolgt, der Staat aber in Widerspruch mit sich selbst gerathen. Auch die Juden, gelehrte Bildung noch verschmähend, welche doch auf christliches Wissen aus christlichen Büchern und Werken gegründet ist, fanden sich nicht bewogen, nach Aemtern zu streben, die sie genöthigt hätten, christlich zu denken und mit dem eigenen Glauben zu transigiren. Halb Jude und halb Christ wollte noch Keiner sein. So leben sie eine lange Zeit im Stillen, unangefochten, harmlos, wenn auch im Volke ein Spiel seiner Spottlust. Indeß verbessert sich ihre Lage zusehends, Alles begünstigt sie, selbst die Stürme im Staat, seine Kämpfe, sein Frieden, sein Glück und Unglück bringen ihnen Vortheil. Sie werden reiche Leute, weil sie nichts anders thun, als sammeln und sparen, sie treten dreister auf in Haltung und Sprache, werden stark durch Zusammenhalten, gewinnen Ansehen und Einfluß bei der Regierung und unterstützen sie in Krieg und Frieden mit ihren Reichthümern, wenn schon zunächst im eigenen Interesse. Sehr bald nehmen sie auf Antrag des Staates, der ihre Verhältnisse regeln will, christliche Namen an, sie verfeinern sich, ändern die Formen, tragen sich wie die Christen, wetteifern mit ihnen in Luxus und in den Annehmlichkeiten des Lebens und zeigen sich oft als denkende Köpfe und Förderer der Wissenschaft. Mendelssohn steht hoch in unserer Literaturentwickelung. So schreiten sie fort, sie sind nunmehr ganz selbständig. Mit

ihrem Wohlleben mildert sich die Sitte, und seit sie die jüdischen Namen abgelegt, der Begriff alten Judenthums. Die Synagoge ist nicht mehr der alleinige Sammelplatz, das starre Gesetz nicht mehr Regel des Lebens, auch das Theater, sonst so große Sünde, zählt Freunde und Gönner unter ihnen, wie jede Vergnügungslust, und man spricht nicht mehr allein von christlicher Frivolität. Die Feste werden gehalten, die Gebräuche beobachtet, aber eine gewisse Lauheit ist bemerkbar, und schon hört man Stimmen, daß eine Reform wünschenswerth. Sie sind so sehr Träger und Vermittler des Handels und der Industrie, und zeigen darin so viel Umsicht und Kenntniß, daß der Staat kein Bedenken trägt, Einigen aus ihrer Mitte die wichtigsten Zweige der Finanzverwaltung, wie man sie damals verstand, anzuvertrauen. Wir erinnern uns noch des Hof-Agenten Liepmann Meier Wulff, der, die rechte Hand des Ministers Grafen Schulenburg, seiner Familie eine hervorragende Stellung hinterließ. Kein Parlament lähmte die Regierung, sie durfte sich einrichten, wie sie für dienlich hielt, und keine inneren Stürme hatten die Religion in so enge Grenzen gezogen, daß ein fremdes Bekenntniß für staatsgefährlich gegolten hätte. Nun aber erhebt sich der Staat von seinem tiefen Fall und verjüngt sich wunderbar. Viele alte Schranken verschwinden, Gewerbefreiheit, freie Erwerbung und Theilung des Bodens, Abschaffung der Privilegien und Monopole bringen ihnen großen Vortheil. Denn sie haben Geld, können Alles unternehmen, an Allem sich betheiligen. Wir denken noch an das Erstaunen eines Engländers, dem wir sagten, daß bei uns Israeliten Rittergüter erwerben könnten; er vermochte sich gar nicht darin zu finden. Heute endlich, nach so entschiedener Revolution, finden wir unter unsern Juden bedeutende Aerzte, Gelehrte und Künstler, populäre Schriftsteller, vielbegabte Frauen, von denen es heißt, daß wir Christen sie vorzugsweise auszeichnen und gern zum Altar führen, wenn sie mit uns glauben, denken und fühlen wollen. In den glänzenden Abendgesellschaften, welche im letztverflossenen Winter in unserer Residenz allen Ständen geöffnet waren und die der königliche Hof mit seiner Gegenwart beehrte, gehörte die Hälfte der Anwesenden zu unseren jüdischen Familien. Wir sehen, wie sie, wenigstens in unseren Hauptstädten, christliche Titel und Würden, ja selbst den Adel und Orden annehmen, wie sie ihre Kinder taufen lassen, die Töchter gern an Edelleute vermählen, am liebsten mit Christen verkehren, nach und nach alles Hebräische ablegen und kaum mehr in der Sprache, wenn auch noch in den Gesichtszügen, den Orientalen erkennen lassen. Mit dem alten Stockjudenthum hat es bei uns wohl ein Ende, da ein Rückschritt hier nicht möglich ist und die Juden Antheil haben an der allgemeinen Bildung der Zeit. Aber dennoch und eben darum will man den Gedanken kaum fassen, daß es in unserer Mitte, mit uns lebend und verkehrend, eine Gesellschaft giebt, welche den Glauben und die Bedingung der Gemeinschaft von einer Beschädigung und von einem großen Schmerze im zartesten

Kindesalter abhängig macht, und sich auf diesem Wege dem allgütigen Schöpfer zu nahen wähnt, und wir halten in besonderem Hinblick auf England unmaßgeblich dafür, daß dieser altjüdische Brauch in unsern Tagen viel dazu beiträgt, die Stellung der Juden zu erschweren. Die große Masse im Volke, man kann es nicht verkennen, betrachtet die Juden noch immer als eine besondere, tief unter uns stehende Race von Menschen, mit der nach Willkür zu verfahren ist. Auf dem flachen Lande, in den kleinern Städten ist es gerade dieser Umstand, der die Juden dem Spott der Menge preisgiebt und sie ihren Landsleuten entfremdet. Wer Gelegenheit gehabt hat, ihr Verhältniß in Rußland, in Oesterreich, in Polen, in Spanien, in Italien, in Süddeutschland zu beobachten, wird mich verstehen. Hier stehen sie noch auf der untersten Stufe des bürgerlichen Zusammenlebens. Namentlich in England ist der erwähnte Brauch ein Greuel, man hält ihn daselbst für heidnisch und ganz verwerflich; kein Freund des Anstandes, der sich selbst bei den Männern bis zu einer Art Prüderie erhebt, würde nur wagen, davon zu sprechen. Die Schriften Newton's, Herbert's, Toland's, Bolingbroke's und Anderer verbreiten sich hier ausführlich über den Cultus der Isis und des Osiris und unterwerfen die Geschichte der ersten Juden, die doch aus Aegypten kamen, einer allerdings oft einseitigen Prüfung, welche jener viel von ihrem Nimbus genommen und allerhand kritische Zweifel darüber in die gelehrte Welt gebracht hat, namentlich bei den Universitäten, die dem alten Judenthum nicht viel wollen gelten lassen. So ist es denn natürlich, daß es für das englische Volk keinen gleichgültigeren Gegenstand, als diese parlamentarische Debatte giebt. Verläßt man nur den Rayon der Londoner City, so hört der Antheil daran auf, und schon in den anderen Theilen der ungeheuren Stadt ist man entschieden dagegen. Den Juden selbst scheint sie wenig Sorge zu machen; sie verhalten sich passiv, sind fleißige und rechtliche Geschäftsleute, politisiren wenig und haben im Allgemeinen den Ehrgeiz nicht, eine Rolle im Staate zu übernehmen, wozu doch außer einem stattlichen Vermögen — die Kosten einer Wahl werden auf sechstausend Pfd. St. angeschlagen — auch Sprachkenntniß, Redekunst und Talent erforderlich sind, wodurch man dem Lande bekannt wird. Auch haben sie selbst wegen Uebertragung der parlamentarischen Rechte nicht petitionirt, viele unter ihnen aber das Auftreten des Baron v. R., als gegen die alten Satzungen streitend, ungern gesehen und gemißbilligt. Die überwiegende Majorität im Unterhause für die Bill dürfte daher keineswegs weder als der Ausdruck der Volksmeinung, noch als ein Drängen von Seiten der Juden anzusehen sein; es ist dies die Situation aller parlamentarischen Staaten, in welchen die Vertreter der Nation, ihren Führern folgend, nicht selten ihre individuelle Ansicht für die ihrer Committenten ausgeben, während sie oftmals nicht einmal in dem Fall waren, dieselbe zu kennen und danach zu fragen, was auch für jede specielle Sache nicht thunlich ist. Wie oft hat nicht auf diesem

Wege ein Volk Tendenz und Parteigesetze erhalten, die es nicht im Sinn hatte, und wie oft sind ihm nicht Erschütterungen zugeschrieben worden, die lediglich seinen Vertretern zur Last fallen.

Was nun den Gang der im Parlamente stattgehabten Verhandlungen betrifft, so hält sich derselbe in den Grenzen der Verfassung. Das Unterhaus hat, indem es die Form des gesetzlichen Eides neu feststellte, einen fünften Artikel hinzugefügt, durch welchen die Juden ermächtigt sein sollen, den Eid der Treue ohne die Worte auf den wahren christlichen Glauben zu leisten. Auf solche Weise werden sie wählbar und können ohne Weiteres Sitz und Stimme im Unterhause haben. Da aber jedes Gesetz die Mitwirkung der drei Factoren der Gesetzgebung voraussetzt, so wurde verfassungsmäßig der Vorschlag dem Oberhause zur Beistimmung zugeschickt und von ihm der besagte fünfte Artikel mit einer Majorität von vierzig Stimmen verworfen. Dadurch wurden selbstredend die Juden wieder ausgeschlossen. Nun folgte der gewöhnliche Geschäftsgang. Die Pairs wurden vom Unterhause zu einer Besprechung eingeladen, und von beiden Seiten wird dazu eine Commission ernannt. Die Gründe, welche die Pairs bestimmten, so und nicht anders zu votiren, waren eine Folge ihrer Stellung, die sie nicht opfern wollten und nicht konnten. Was sollte aber das Unterhaus beginnen? Daß es den Baron v. R. zum Mitgliede der Commission ernannte, war schon ein sehr gewagtes anomales Verfahren, da bis jetzt nur recipirte Mitglieder des Parlamentes zu den Ausschüssen gehören konnten. Es deutete an, daß man die Wahl um jeden Preis durchzusetzen entschlossen war. Der dafür von einem Mitgliede eingeführte Präcedenzfall scheint sich auf einen Quäker zu beziehen, und war hier strenge genommen nicht analog. Die Quäker schwören überhaupt nicht, weder im Civil noch im Criminal. Sie sind von der Eidesleistung unter Karl I. durch einen Spruch des höchsten Gerichtshofes entbunden, und als sie reiche Leute und Grundbesitzer wurden (viele ansehnliche Fabrikanten in England sind Quäker) und Eingang fanden in's Parlament, wurde ihnen auch hier, auf Grund des Gewohnheitsrechtes, der Eid nachgelassen, den sie durch einen Handschlag ersetzen. Mit den Juden aber verhält es sich anders, sie schwören vor Gericht so gut wie die Christen, sie schwören ihren jüdischen Eid im Beisein des Rabbiners oder seines Stellvertreters, und sind durch keinen Rechtspruch davon ausgenommen, ihre Verpflichtung besteht wie zuvor und der Sprecher des Hauses hätte von ihnen wie von jedem Mitgliede den gesetzlichen Eid fordern müssen.

Das Oberhaus wurde in seiner abweisenden Haltung durch zwei gleich starke Motive bestimmt, durch ein politisches und ein persönliches, welches letztere aber doch mit dem ersteren eng verbunden ist. Schon seit längerer Zeit bemerken die Pairs in der Omnipotenz der Gemeinen, in den Forderungen der sogenannten liberalen Partei, in der von den demokratischen Tagesblättern angeregten weiteren Parlamentsreform eine, wenn auch

entfernte Gefahr für die Aristokratie des Landes, und als mittelbare Folge davon, für Krone und Verfassung. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seit der Reform des Jahres 1833, durch welche so viele Städte und Flecken das Vertretungsrecht erhielten, und viele verfallene unter dem Patronat des Adels stehende Burgen dasselbe verloren, das demokratische Princip in der Constitution eine Stärkung und Consistenz gewonnen hat, welche dem alten Einflusse der Ritterschaft in wichtigen Fällen mehr oder weniger nachtheilig gewesen ist und die Ritterschaft überhaupt dort mehr in den Hintergrund gestellt hat, wo sie früher die erste Stelle einnahm. Unter den liberalen Vertretern dieser die eigentliche Demokratie repräsentirenden Städte befinden sich schon einige dreißig bis vierzig Radicale, die überhaupt diesen Einfluß der Aristokratie nicht mehr wollen und die Macht des großen Grundbesitzes zu brechen streben *). Daß diese Richtung, wenn sie Zeit und volle Freiheit hätte sich zu entwickeln und zur Geltung zu kommen, der Verfassung einen von dem bisherigen ganz verschiedenen Charakter imprimiren und das Unterhaus, als den Repräsentanten der Nation, zur herrschenden Macht im Staate erheben würde, ist heute für Englands Staatsmänner ein Gegenstand ernster Besorgniß, und gewiß mit Recht, wenn man sich erinnert, wie schon einmal das Uebergewicht der Communen und die Abschwächung der Pairie den ersten Grund zur furchtbarsten Revolution legten. Die Pairs, als Vermittler zwischen Krone und Volk, und besonders berufen, den Thron gegen die Ausschreitungen der Wahlkammer zu schützen, verdoppeln heute ihre Aufmerksamkeit, wozu sie noch außerdem durch die Licenz einer kritischen, zügellosen, Alles herabziehenden und auflösenden Presse, sowie durch den besondern Umstand, daß vielleicht auf lange Zeit die Krone Englands keine Armee in Europa zum eigenen Schutz wird haben können, mächtig aufgefordert werden. Auch Frankreichs Revolutionen sind nicht ohne Einfluß auf England geblieben. Haben sie auch nicht den Kern des Staates und seinen innern Organismus durchdrungen, so ist doch die Oberfläche von ihnen gestreift und vielfach berührt worden.

Es liegt ja in der Natur der Sache und entsteht ganz von selbst, daß in einem freien Staate demokratische Ansichten sich vieler Köpfe bemeistern, und Manchem die demokratische Freiheit die bessere dünkt,

*) Wir dürfen nicht vergessen, daß die englische Verfassung niemals direkt auf Arealgröße und Bevölkerung fundirt war, sondern daß sie lediglich die Vertretung der Corporation der Grundeigenthümer ist. Man hat in England immer geglaubt, daß Diejenigen, die den Grund und Boden des Landes besitzen, die ersten und natürlichsten Vertreter desselben seien. Die neuere französische Theorie, so viel Einwohner, so viel Vertreter, ist, da die Demokratie immer die größere Zahl ist, eine demokratische Einrichtung, die zu den sogenannten freien Volkswahlen führt, das heißt, die zuletzt das Regieren nach monarchischen Principien unmöglich macht. Frankreich verdankt dieser Einrichtung vier demokratische Erhebungen nach einander und sucht Rettung im Militair-Despotismus.

während er in den alten Institutionen nur lästige Fesseln erblickt. Die von der liberalen Partei angeregte Aufhebung des Wahlcensus, wodurch den Wahlen jede Bürgschaft genommen ist, und jeder Schönsprecher und Volksredner, jeder Charlatan und Glücksritter Mitglied des Parlaments werden könnte, gehört in die Kategorie dieser demokratischen Projecte, die vielleicht tiefer liegen und weiter verbreitet sind als man glaubt. Es widerspricht aber so sehr allen Principien der Politik und der Staatsökonomie, die doch bis jetzt in England so gründlich durchdacht und befolgt waren, das Hauptgeschäft einer Volksvertretung, die Finanz nämlich und das Abgabensystem, in die Hände von Leuten legen zu wollen, die nichts besitzen und keine Abgaben zahlen, daß hoffentlich Oberhaus und Krone niemals dazu ihre Zustimmung geben werden. Wehe dem Volke, das in dieser Weise besteuert wird, es wird erliegen unter der Last seiner Steuern. Hier ist nun die Pairie das Bollwerk der Monarchie, gegen welches alle dergleichen Versuche und Principien scheitern müssen. Die Ablehnung der liberalen von den Gemeinen so trotzend und peremptorisch geforderten Judenbill ist demnach für sie insofern ein politischer Act gewesen, als sie diese Gelegenheit gern ergriffen hat, dem Unterhause zu zeigen, wie wenig sie gesonnen ist, allen und jeden Vorschlag desselben ohne Weiteres anzunehmen und sich ihm unbedingt zu überliefern. Diese Demonstration, wenn wir es so nennen dürfen, war ihr geboten. Die socialen Verhältnisse haben sich in England seit fünfzig Jahren wesentlich verändert, und ein neuer Geist durchdringt die Mittelklassen. Ungeheuere Vermögen sind angehäuft seit der Erfindung der Maschinen und der Eisenwege, durch welche Handel und Industrie einen Aufschwung erhalten haben wie niemals zuvor. Der handelnde und industrielle Mittelstand rivalisirt mit den reichsten Ständen der Aristokratie, er ist nicht frei vom Ehrgeiz, den das Capital erzeugt, er kennt seine Wichtigkeit und macht kein Hehl daraus, daß er einen Antheil haben will an der Regierung des Landes. Die Pairie darf sich keinen Augenblick vergessen und, wie die Engländer sagen, sich schlafen legen, mehr denn je wird sie bedacht sein müssen, ihre Stellung in der Legislatur zu behaupten, will sie nicht nach und nach zur politischen Nullität herabsinken, soll nicht alsbald ein Kampf entstehen zwischen Aristokratie und Demokratie, der die alten Institutionen in ihren tiefsten Gründen erschüttern würde. Nun aber ein Hauptumstand. Für die geistlichen Mitglieder des Oberhauses (zwei Erzbischöfe und vier und zwanzig Bischöfe) ist noch außerdem in der Mehrheit die Sache der Juden eine kirchliche und von hoher Bedeutung. Der streng christliche englische Clerus, festhaltend an den Satzungen der Reformation, begreift nicht, wie man Aemter, Würden und politische Rechte einer Gemeinde geben kann, die über uns Christen regelmäßig am Sabbath das Anathem ausspricht, die uns Abtrünnige und Unreine schilt, die jeden Verkehr mit uns verwirft, die ihre eigenen Lebensmittel, ja ihre eigene

Zubereitung derselben haben muß, nur um nichts mit uns zu theilen und gemein zu haben. Er sieht darin das alte Herkommen der mystisch-ägyptischen Zeit, und fragt mit Recht, was sich wohl von Gesetzgebern und Richtern aus dieser Gemeinde erwarten lasse bei so fanatischen, gehässigen und unbarmherzigen Vorschriften, und ob ihre Aufnahme denn gefahrlos und unabweislich sei, daß man Alles darüber vergessen dürfe? Die gebildeten Juden, deren wir vorhin erwähnten, sind immer nur die kleinere Zahl, und die Russell'sche Bill spricht nicht von eine Klasse von Juden, sondern von den Juden überhaupt, das Gesetz soll sie alle mit gleicher Liebe umfassen, es kann keine Klassification feststellen, wenn es die Sache der Toleranz sein soll, und auch die gebildeten Juden dürfen ja, wenn sie sich zur Gemeinde zählen, den Talmud nicht verläugnen, mögen sie auch bedauern, daß sie nicht können. Die Toleranz ist eine schöne Sache, sagen die Bischöfe und ganz zeitgemäß, wer aber ist hier tolerant, wer nicht, und werden die Juden toleranter sein, wenn sie politische Rechte erhalten? Darin daß sie solche nicht haben, liegt doch nicht der alte tausendjährige Haß, er liegt eigenthümlich im Glauben, der von Parlament und von Politik nichts weiß; unmöglich ist anzunehmen, daß mit diesen Rechten der Talmud seine bindende Kraft und Heiligkeit verlieren werde, und welche Conflicte dürften hier entstehen zwischen dem Juden, der gegen sein Gesetz spricht, und dem Christen, der das seine zu wahren hat. Wie könnte zum Beispiel der Jude in den so häufig vorkommenden Kirchentischen ein Votum abgeben, und welch ein Werth dürfte demselben beizulegen sein, und doch hat er als Mitglied des Hauses ein Recht zu allen Verhandlungen ohne Unterschied; Einiges davon abzweigen, um ihm eine Verlegenheit zu ersparen, ist nicht zulässig. So denkt der englische Clerus, der für die Kirche sorgt, die Staatsinstitut ist. Nicht verfolgen will er die Juden ihrer Intoleranz wegen, diese Zeit ist vorüber, aber er trägt Bedenken, ihnen, die so gesinnt, Rechte zu geben, die mit den Rechten der Nation und mit Allem, was daran hängt, sich nicht vertragen, alles Andere mögen sie erwerben und ungestört besitzen; ja selbst das Anathem am Sabbath, obgleich sehr unstatthaft, kann man sich gefallen lassen, da das Christenthum vom Judenthum wohl nichts zu fürchten hat, eben so wenig, als die maledictio papalis uns Evangelische kümmern darf. Nur begreift sich nicht, wie unter dem Druck solcher Vorschriften die Israeliten nach Beziehungen streben können, die sie doch nothwendig mit ihren größten Feinden zusammenbringen müssen. Hoffen sie zu herrschen, so täuschen sie sich; ist es ihnen Ernst, sich der christlichen Welt zu nähern, so bleibt ihnen der sicherste Ausweg, der Schooß der Kirche. Ein Zusammengehen als Talmudisten mit Christen ist auf die Länge der Zeit nicht möglich. So sprachen besonders die Bischöfe.

Das persönliche Motiv der Pairs hat für den Staat dieselbe Wichtigkeit nicht, steht aber doch mit der Stellung des Adels und seinem Berufe in engster Verbindung. Das Unterhaus nämlich ist das Vor-

zimmer des Oberhauses. Haben die Juden erst Aufnahme im ersteren, so ist die Möglichkeit für sie vorhanden, daß sie Lords werden. Nun muß man aber den englischen Adel näher kennen, muß mit ihm gelebt und verkehrt haben, um zu begreifen, wie wenig Freude die Herzöge von Norfolk, von Northumberland, von Gloster und Sussex, die Earls of Buckingham, of Surrey und die andern haben würden, mit Lord Moses, Lord Josua oder Jonathan am grünen Tische zu sitzen. Da die Möglichkeit nicht apodictisch zu bestreiten ist, da der Israelit im Unterhause eine bedeutende Stellung einnehmen könnte, die ihn der Krone empfehlen würde, so wollten sich die Pairs dieser für sie unerfreulichen Aussicht dadurch entledigen, daß sie von vorne weg den Faden durchschnitten, um die Aufnahme der Juden ein für allemal unmöglich zu machen. Der englische Adel ist nicht drückend und oppressiv, wie es der altfränkische vor der ersten Revolution war, er trägt mit dem Volke gleiche Lasten, er hat sich niemals, wie der fränkische, vom Volke getrennt, vielmehr hat er in seinen Verträgen mit der Krone in der Lehnszeit für seine Hintersassen stets dieselben Rechte verlangt, die er für sich selbst forderte, ein Umstand, der der Grund ist zu der Achtung und Ehrfurcht, welche die Lords im Volke besitzen; aber der Adel ist stolz, nicht in seinem Betragen, sondern in seiner Gesinnung, das heißt, er hat den Stolz der Ehre und das Gefühl seiner Würde wie in keinem Lande der Welt, weil er sich sagen darf, daß die Vorfahren es waren, welche die Magna Charta erkämpften und dem Volke die Freiheit gaben, als die Gemeinen noch keine Rechte hatten und in der Verfassang noch nicht erschienen waren. (Magna Charta 1215, erstes Erscheinen der Communen 1287.)

Unter King John neigte sich der Staat zur Despotie. Pairs und Ritterschaft retteten ihn mit ihren Leuten, das weiß jedes Kind in England. Die alten Pairs sind meist gefallen in den Lehnskriegen, in den Kriegen mit Frankreich und den beiden Rosen, in den vielen Revolutionen, in denen viel adliges Blut geflossen ist, aber die Pairie ist auf Agnaten und Ritterschaft übergegangen und hat den alten Geist bewahrt, der wie die Güter sich in den Familien erhält und vererbt. Man darf es dem britischen Adel nachrühmen, daß ihm die schönste Rolle in der Geschichte des Landes gebührt. Ihm in dieser Sache Unrecht geben, wäre unbillig, sein Verfahren ist ganz regelrecht. Als einer der Factoren der Gesetzgebung hat er das Recht der Negative in allen Fällen, wo er anderer Meinung ist, und daß er keine fremdartigen Elemente selbst in ferner Aussicht neben sich dulden und aufnehmen will, liegt in seinem Beruf und in seiner Bestimmung, eine Corporation zu sein, höher stehend als das Volk, niedriger als die Krone, eben dadurch, daß sie zu beiden nicht gehört, beide schützend. . . . .

So lagen die Dinge, als die Angelegenheit unerwartet eine Wendung nahm, die nach dem Votum der Pairs zwei Monate vorher kaum möglich schien. Das conservative Ministerium Lord Derby's veranlaßte das Ober-

haus, ein Compromiß mit dem Hause der Gemeinen abzuschließen, wonach dasselbe berechtigt (nicht verpflichtet) sein soll, wenn die Volkswahl auf einen Israeliten fällt, demselben durch eine specielle Resolution die Eidesleistung auf den wahren Christenglauben zu erlassen. Der Israelit ist folglich wählbar und aufgenommen, jedoch nicht in Folge einer Emancipation und eines allgemeinen Principes, sondern bedingter Weise auf jedesmaligen Beschluß des Hauses, das immer noch formell das Recht behält, Nein zu sagen. Die Wahl allein genügt nicht, sie muß von der Legislatur genehmigt werden. Das Oberhaus vindicirt für sich ein gleiches Recht; da aber seine Mitglieder erbliche sind, oder von der Krone zur Pairie promovirt werden, so könnte der Fall hier nur eintreten, wenn die Krone einen Juden zum Pair erheben wollte, was noch in weiter Ferne liegt. Die Pairs haben sich mit dem Principe des Antrages der Gemeinen nicht identificiren mögen, sondern das Ansinnen der Gemeinen in einer Weise limitirt, die den gegenwärtigen Fall auf sich beschränken zu wollen scheint und jede andere Wahl noch immer ungewiß und bedenklich macht. Das Oberhaus rettet dadurch sein Ansehen, giebt dem Unterhause eine Weisung und nimmt ihm die Sache aus der Hand, um selbst sie zu ordnen, und zwar in einem andern Sinne, indem die Gemeinen von ihm eine Berechtigung erhalten, die sie sich selber in einem größeren Umfange geben wollten. Wir betrachten diesen Ausweg als einen ächtstaatsmännischen von Seiten Lord Derby's, er wird den Radicalen zu verstehen geben, daß die englische Pairie noch immer das feste Bollwerk sein will gegen jede Ueberhebung und Ausschreitung der Communen.

Es bedarf nur noch der Sanction der Krone. Gebrauch ist seit langer Zeit, daß die von beiden Häusern beschlossenen Anträge von der Krone angenommen werden. Hier aber ist zu erwägen, daß dieselbe als Oberhaupt der Staatskirche eine besondere Stellung einnimmt, die ihr ein besonderes Recht giebt. Daß die Königin von ihrem la Reine s'advisera Gebrauch machen werde, ist indeß nicht wahrscheinlich.*)

Daß unter diesen Restrictionen und Einschränkungen die Israeliten sich viel zu den Wahlen drängen werden, ist aber auch nicht anzunehmen.

*) Die französischen Formeln in der Legislatur datiren von der normännischen Zeit und werden fortgebraucht, damit, wie Blackstone sich äußert, wir niemals vergessen, daß wir erobert wurden.

Schleiermacher.

Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Erster Band. Von Schleiermachers Kindheit, bis zu seiner Anstellung in Halle, October 1804. Zweiter Band. Von Schleiermachers Anstellung in Halle, October 1804, bis an sein Lebensende, den 12. Februar, 1834. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1858.

Einer der werthvollsten Beiträge zur innern Geschichte der neuesten Zeit und des in ihr herrschenden Geistes wird uns in diesem Buche, dessen Herausgeber sich nicht genannt hat, geboten. Durch die meisten der Formen, welche der deutsche Geist vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Julirevolution und bis zu der auf sie folgenden Reaction durchlief, führt der Inhalt dieser reichen Briefsammlung dahin; aus einem schlichtfrommen Pfarrhause in Schlesien treten wir in die „Chöre" der Herrnhuter und ihres ernsten und kindlichen Pietismus, und als Folie muß ihm die Universität Halle Ende der achtziger und in den neunziger Jahren dienen, „diese Akademie, wo jetzt so mancher rechtschaffene Jüngling seine ganze Gemüthsruhe einbüßt, mit Zweifeln und leeren Speculationen oder unnützer Kritik belastet wird und das, was ihm das Schätzbarste war, verliert, ohne hinlänglichen Ersatz." (Worte des Professor Stubenrauch, des Onkels Schleiermachers, an diesen, vom 10. November 1785). Außerdem dringt selbst in die stillen Herrnhuterseminarien Niesky und Barby, wo der junge Schleiermacher zuerst theologischen Studien obliegt, ein trüber Schimmer der neuen „Aufklärung". Trotz aller Vorsicht, die die vorstehenden „Brüder" anwenden, wird dort die Bekanntschaft mit Kants „Prolegomena", mit Nicolai's Deutscher allgemeiner Bibliothek, mit Bahrdt, mit Mendelssohn ermöglicht. Es war eine Zeit des Kampfes, der damals schon auch in die Tagesblätter drang. So stand nach Mendelssohns Tode in der Zeitung folgendes Distichon:

„Es ist ein Gott. Das lehrte Moses schon;
Doch den Beweis davon gab Moses Mendelssohn."

Darauf antwortete ein Anderer parodirend:

„Der Weise glaubt es Mosi schon,
Dem Narrn bewies es Mendelssohn."

Der vorliegende Briefwechsel führt uns dann weiter in das Dachkämmerchen des zweifelnden Hallischen Studenten — man zeigt, nahe der Moritzkirche, diese Mansarde noch heut — führt uns dann in eine preußische Provinzialstadt (Drossen) nahe Frankfurt a. O., der alternden Universität, in der es damals nicht einmal mehr hinlänglich Bücher für einen strebenden Candidaten gab, dann nach Berlin, wo Hofprediger Sack den jungen Schleiermacher bemerkt und seiner Zukunft eine neue Richtung giebt, — das Berlin der damaligen Zeit hatte es zu einer

Blüthe der literarischen Geselligkeit, gelehrter Anmuth oder anmuthiger Gelehrsamkeit und des geistvollen Verkehrs gebracht, von welcher der durcheilende Schleiermacher erst einige Jahre später eine Ahnung erhalten sollte, — dann auf das gräfliche Gut Schlobitten, wo Daniel Schleiermacher den Kindern des Grafen Dohna den ersten Unterricht, der edlen Gräfin etwas unpassende Antworten und endlich seiner Hauslehrerstellung den Abschied giebt. Und so wandelt das kleine und doch so reiche Leben, das in diesem Briefwechsel angedeutet und in mancher seiner geheimsten Tiefen erschlossen wird, weiter und weiter, und je weiter wir darin fortlesen, desto höher steigen wir, desto weiter wird unser Gesichtskreis über das Leben und Streben am Eingange des neunzehnten Jahrhunderts.....

Solche Menschen, wie Schleiermacher, sind allerdings nicht selten, wie die Kometen, die erst nach langen Jahrhunderten der staunenden Erde wiederkehren, aber sie sind eben so merkwürdig, wie jene Genien ersten Ranges, und ein Zauber ruht auf ihnen, der Jeden ergreift, dem es, wenn auch in geistig niedererem Kreise, ein Ernst um die Wahrheit ist. Und darum weilen wir gern länger bei den Briefen, welche die Charaktergestaltung des edlen Mannes so hingebend enthüllen.

Zuerst ein Wort über und von seiner Mutter, deren Wesen seiner ganzen Art von Bedeutung ward, dann Einiges über seinen Vater. Da der Friedrich Daniel Ernst noch ein Kind ist, schreibt die treue Mutter an ihren Bruder, den Prof. Stubenrauch zu Halle, einen Brief, in dem sich folgende Stelle findet:

„Nun, mein herzlich geliebter Bruder, ich weiß garnicht, ob und was Du für eine Vorstellung von der Brüdergemeinde hast, ich versichere Dich aber, daß ich selbige von Herzen liebe und ehre und daß meiner Seele dabei ganz wohl ist, daß es der barmherzige Gott so gefügt hat, daß wir unsere Knaben haben zu ihnen geben können; denn ich habe für die armen Kinder schon recht gezittert wegen der seelenverderbenden Meinungen, Grundsätze und Sitten unserer gegenwärtigen Zeiten, ach! wie hätten wir sie für dem feinen Gift der jetzigen Zeiten bewahren können. Da danken wir es denn unserm lieben Herrn von ganzem Herzen, daß er ihren noch zarten Herzen den Sinn gegeben, daß sie nicht mit der Welt in's Verderben laufen wollen, ach! Herr erhalte sie in Deiner Wahrheit, daß sie in Deiner Liebe allein können glückliche und selige Menschen sein.“

In diesem Ton ist Alles geschrieben, was uns von der frommen Frau in diesem Briefwechsel aufbewahrt ist. Das weiche Herz des Sohnes bringt den Wiederhall dieser Segnungen der Mutter; wir sehen dies aus einem andern Briefe derselben, in dem es heißt:

„Es freut mich herzlich, daß auch Dir, mein lieber Sohn, die Friedensgedanken unseres treuen Hirten über Dich immer klarer werden; ja wir können seine Gnade und Barmherzigkeit zu unserem Seelenheil gar nicht verkennen, wenn wir nur bedenken, wie er uns seit einigen Jahren geführt hat.“

Die Mutter stirbt früh, sie, deren Augen so oft „Thränen der Freude und der Dankbarkeit über dem, was der Herr an Dir (dem jungen Schleiermacher) that, entrannen“ (Worte des Vaters an Schl.),

sollte nicht mehr erfahren, daß ihr Sohn seinen Mangel an Glauben bekannte. Dem Vater schrieb er über seinen Geisteszustand aus dem Brüderseminar zu Barby darüber offen. Der neunzehnjährige Jüngling (der Brief ist vom 21. Jan. 1787, Schl. ward geboren am 21. Nov. 1768), der es wagt, mit diesem Schreiben vor seinen Vater zu treten, hat seit Jahren tiefe Kämpfe bestanden, und er spricht sich von Gefühlen des Eigendünkels, die ihn dabei begleiteten, selbst nicht frei. Seiner vielgeliebten Schwester Charlotte freilich hatte er noch, wie es scheint, nicht lange vorher Folgendes geschrieben:

„Zu Deinem bevorstehenden Geburtstage, dem ersten in der Gemeinde, will ich Dir eine ganz besondere Ruhe des Heilandes und vielen Segen wünschen; ich werde an dem Tage besonders an Dich denken; ach, erfüllte Jesu Liebe unsere Herzen Tag und Nacht! Wären wir ihm nur ganz zur Freude, stünden wir immer in einem ganz ungestörten Umgang mit ihm, könnte uns nichts auch nicht einen Augenblick von ihm abbringen! Mit diesem Wunsche für uns beide schließe ich; denke an mich und liebe Deinen Dich in Jesu liebenden Bruder.“

Aber er selbst spricht sich in einer kurzen Selbstbiographie, welche er 1794 auf amtliche Veranlassung schrieb, über seinen damaligen Zustand deutlich genug aus. Wir lesen dort Folgendes über den Eintritt des Knaben in das Brüderseminar zu Niesky, wohin ihn, er mochte kaum vierzehn Jahre zählen, seine Eltern zur weiteren Erziehung gebracht hatten:

„Ich hatte schon mancherlei religiöse Kämpfe bestanden. Die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen hatte schon meine kindische Phantasie auf eine äußerst beängstigende Art beschäftigt, und in meinem elften Jahre kostete es mich mehrere schlaflose Nächte, daß ich bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte. Jetzt ging ein neuer Kampf an, der durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt und fast in jeden Vortrag verwebt wird, veranlaßt wurde und fast so lange gedauert hat, als ich ein Mitglied derselben gewesen bin. Meine eigene Erfahrung gab mir zu den ersten dieser beiden Hauptstützen des ascetisch-mystischen Systems Belege genug und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung als verdächtig oder als ein bloßes Werk der Umstände erschien. So war ich also in dem qualvollen Zustande, den man unseren Reformanten so häufig als ihr Werk vorwirft; es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eigenen moralischen Vermögen des Menschen, und noch nichts zum Ersatze gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst mit Hinsicht auf die Lehre von dem künftigen Vergeltungs-Zustande überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir mich jeder Vortrag und jeder Gesang, ja jeder Anblick dieser bei einer solchen Stimmung so einnehmenden Menschen überredete und die nur von mir zu fliehen schienen. Denn wenn ich auch einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich doch bald als mein eigenes Werk, als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Vergeblich bestrebte sich meine vortreffliche Mutter, richtigere Begriffe von jenen beiden Lehrsätzen mit dem, was ich in der Gemeide davon hörte, zu vereinigen und mein Herz zu beruhigen. Daß ich bei diesem Zustande eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeinde bekam und es für ein großes Unglück angesehen hätte kein Mitglied derselben zu werden, ist sehr natürlich; ich faßte sogar den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte,

lieber in der Gemeinde eine ehrbare Handthierung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten.“

Schleiermacher beschreibt darauf eine Jugendfreundschaft, die er dort gemacht, die des späteren Bischofs der Brüdergemeinde, Albertini, der gleich ihm und mit ihm „sich in kolossalischen und abenteuerlichen Unternehmungen“ des Geistes schon als Knabe bewegte. Derselbe Freund begleitet ihn auch weiter, und er ist im Folgenden gemeint:

„Das Seminarum zu Barby, auf welches ich mit meinem Freunde zugleich anno 1785 versetzt wurde, ist eigentlich die Universität der Brüdergemeinde. Wir beide wurden ungewöhnlich jung dorthin befördert, aber die Freude über diese Auszeichnung wurde durch viel Angst und Trübsal verbittert. Wir gingen dorthin, um nach einigen Jahren als Lehrer angestellt zu werden. Sollten wir nur Lehrer der Wissenschaften werden, so schien es uns ein unerträglicher Cirkel, etwas zu lernen, um es Anderen zu lehren, die es wieder nur um des Lehrens willen lernten. Denn wir sahen in der Brüdergemeinde keine recht sich auf das Leben verbreitende, der Mühe lohnende Anwendung der Wissenschaften. Sollten wir Lehrer und Vorsteher der Gemeinde werden, so waren wir überzeugt, daß uns alles dazu fehle und wahrscheinlich noch lange fehlen werde. So glücklich wir bei unserer gemeinschaftlichen Thätigkeit und im Gefühl unserer Freundschaft waren, so unglücklich machte uns jeder Augenblick eines strengen Nachdenkes. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache jener Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß; die gewaltsamen Anstrengungen unserer Phantasie waren unfruchtbar und die freiwilligen Hülfsleistungen derselben zeigten sich immer als Betrug. Bisher hatten wir uns in griechischen Versen getröstet und das war ein herrliches Solamen; nun aber wurde uns die Sache immer näher gelegt. Aber bald wendete sich das Blatt. Wir ruhten auf den Trophäen unsers allgemein verbreiteten philosophischen Ruhmes und fingen an zu philosophiren. Die Vermehrung der äußeren Freiheit schien auch unsere inneren Fesseln zu lösen. Die elende Logik, die wir hörten, die eingeschränkte Lectüre, die wir genossen, und das Beispiel einiger älteren Cameraden, welche den Freigeist spielten, war es gewiß nicht, was unsern Untersuchungsgeist weckte. Der Knoten des psychologischen Dramas war so fest geschürzt als möglich: er mußte anfangen sich zu lösen und er konnte sich nicht anders lösen, als wie es unseren inneren Verhältnissen gemäß war. Die Untersuchungen der neueren Theologen über das System, und der Philosophen über die menschliche Seele kamen uns nicht zu Statten, denn wir hörten wohl beiläufig, daß so etwas in der Welt geschah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus dem, was wir selbst entdeckten, errathen. Wir frevelten wohl, indem wir uns durch meilenweite heimliche Gänge oder durch verbotene Correspondenz Bücher aus dem Index verschafften, aber es waren nur Wieland's Gedichte und Goethe's Werther, wonach wir lüstern waren — nur unser Empfinden wollten wir von außen nähren — was das Denken betraf, so waren wir zu sehr in Gährung und in Selbstbeobachtung über diese Gährung vertieft, als daß wir für etwas Anderes hätten empfänglich sein können. Je größer die Versuchung für mich ist, diese erste Blüthe des Geistes zu schildern, desto weniger darf ich in Blättern, welche nicht für mich bestimmt sind, es wagen, von allen den Erinnerungen, welche sich mir aufdrängen, einige zu zeichnen. Meine Begriffe gingen bald so weit von dem System der Brüdergemeinde ab, daß ich nicht länger glaubte mit gutem Gewissen ein Mitglied derselben bleiben zu können.“

Damit ist Schleiermacher denn plötzlich in eine ganz neue Welt hinausgestoßen, aus dem Hafen ins tobende Meer.

(Schluß folgt.)

Aus der Berliner Presse.

— Neue Preußische Zeitung. — Preußisches Wochenblatt —

Die Berliner Zeitungen versuchen sich, soweit sie Parteiorgane sind, Angesichts der herannahenden Wahlen, in Aufstellung von Programmen, und sie kommen zu dem Ende auf die Vergangenheit, insbesondere auf die ihrer Partei zurück, damit die acta die agenda erklären und verbürgen.

Die demokratische Presse hat dabei das leichteste Spiel, und zwar einfach darum, weil ihre Partei seit 1849 eben nichts gethan und sich der Wahlen und alles daraus Folgenden enthalten hat. Die Parteien der Rechten und des Centrums haben eine schwierigere Aufgabe, sie müssen einen Weg von zehn Jahren, unter Mühen und Verlegenheiten aller Art zurückgelegt, von Neuem betreten und Schritt für Schritt durchmachen, um eine Geschichte ihrer Partei zu Stande zu bringen, welche natürlich zu einer Apologie und damit der beste Theil des neuen Wahlprogramms wird. „Die preußischen Jahrbücher" haben in ihrem Maihefte diese Arbeit durchgeführt, und das Preußische Wochenblatt lieferte neuerdings in seinen Artikeln „die Legislaturperiode 1855—58 und ihre Ergebnisse" (Nr. 28—31) wenigstens eine Uebersicht über die bedeutsamste Epoche der Geschichte seiner Partei.

Die Neue Preußische Zeitung dagegen hat sich die Arbeit leichter gemacht und in drei Leitartikeln, überschrieben „Die Parteistellungen" (Nr. 185—187) in einzelnen mehr oder weniger abstracten Sätzen ein Programm der eigentlichen Rechten aufgestellt, das, in sofern es seinen Schlüssel in dem letzten Worte der Artikel („Kein Rückwärts nach 1848") zu finden hat, den alten, seit zehn Jahren nicht mehr in den verfassungsmäßigen Kämpfen des Landes hervorgetretenen Gegensatz zum Jahre 1848, zur demokratischen Partei ins Leben zu rufen sucht, also sich begnügt, eine negative Charakterisirung — und zwar negativ, dürftig und unkenntlich im höchsten Maße — für die eigentliche Rechte, für die Partei des contraire de la révolution in Anspruch zu nehmen. Sie verflüchtigt dabei den Charakter ihrer Partei zu einer Allgemeinheit des Gegensatzes, welcher in der That nur mitten im Sturme der Revolution seine Berechtigung in Anspruch nehmen durfte, seitdem aber längst nach den verschiedensten Seiten hin feiner nüancirt, durch das Hervortreten von vielen Einzelfragen näher bestimmt und besonders von der Herrschaft der Phrase befreit worden war. Daß solch ein Programm nicht im Stande sein kann, neue Wahlkreise zu erobern, wird wohl ohne Weiteres zugegeben werden, denn diese Wahlkreise haben ebenfalls ihre zehnjährige Verfassungsgeschichte und sind mehr oder minder

mit der Person und den politischen Anschauungen ihrer Vertreter verknüpft und dürfen, sollen sie anderen Männern, denen von der eigentlichen Rechten, ihre Stimme geben, doch erst Anklage und Beweis gegen ihre bisherigen weniger oder entschiedener linken Vertreter erwarten. Aber das Programm der Kreuzzeitung kann auch denjenigen Wahlkreisen, in denen bisher die eigentliche Rechte siegreich bestanden hat, durchaus nicht genügen, denn auch in ihnen gehen die Ankläger dieser Rechten bereits zahlreich um, und solche Anklage verlangt nach eben so bestimmter Widerlegung. (Daß dazu die rasche Widerrede, welche die Kreuzzeitung vor zwei Monaten gegen die preußischen Jahrbücher brachte, nicht dienen kann, ist schon daraus ersichtlich, daß sich jene Skizze — auch ganz abgesehen von ihrer Form und ihrem Inhalte — doch nur gegen eine kleine Nüance der Gegner der Rechten wendet.)

Noch bedenklicher aber wird das Verfahren der Kreuzzeitung dadurch, daß aus ihren Programmartikeln eine gewisse Mißbilligung des bisherigen Verhaltens ihrer Parteigenossen hervorgeht, eine Mißbilligung, die nicht in deutlicher Schrift gegeben wird, sondern durch Anerkennung eines Standpunktes, dem die Stahl, v. Below, v. Gerlach mehrfach in ihren glänzendsten Reden entgegengetreten sind.

Wir bitten unsere Leser, selbst zu entscheiden, ob wir Recht haben, ob nicht.

Eine Reform der Grundlagen unserer Verfassung wird bekanntlich seit Längerem von allen denkenden Conservativen empfohlen, und die „Berliner Revue" namentlich hat in jedem ihrer Hefte immer wieder von Neuem auf die Nothwendigkeit einer solchen Reform hingewiesen. Sie hat dabei die Gefahren aufgezählt, welche aus der bisherigen Organisation unserer Regierungen entstehen müssen. Sie hat dazu u. A. den Wunsch nach Beseitigung der jetzigen Bezirks-Regierungen ausgesprochen, und sie ist stets der Ansicht gewesen, daß die Wahlen nur dann, wenn sie aus wiederhergestellten freien Corporationen, den mannichfaltigsten städtischen und ländlichen, hervorgingen, ein genügendes und der Monarchie günstiges Resultat haben könnten. In zahllosen Reden haben die Wortführer der Rechten diese großen Grundsätze entwickelt, und unvergessen sind in dieser Hinsicht, um nur eins zu erwähnen, die Anträge, welche der Abgeordnete Stahl in der ersten Kammer zur Umgestaltung der zweiten wie der ersten Kammer stellte.

Dagegen schreibt die Kreuz-Zeitung (Nr. 187) vor wenigen Tagen, am 13. August 1858 wörtlich Folgendes:

„Ueberhaupt liegen Meinungsverschiedenheiten über Fragen dieser Art außer dem Wirkungskreise einer gewählten Versammlung. Sie würde sich mit ihrer Herkunft und Legitimation in Widerspruch setzen, wenn sie, unveranlaßt von der Königlichen Staatsregierung, darüber in Berathung treten wollte, wie sie angemessener hätte gewählt werden können oder sollen.

„Ueberzeugt die gewählten Vertreter ihr Zusammenwirken, daß es ihnen gegenseitig an dem nöthigen Verständnisse und an der unerläßlichen Einigkeit

der Gesinnungen zu einer dem Lande ersprießlichen Wahrnehmung seiner Interessen fehle, daß unter ihnen nicht das Gewicht der Erfahrung und die Macht der Einsicht, sondern nur Parteiwesen oder Zufall der Majoritäten den Ausschlag gebe; zeigt sich, daß die Minoritäten sich nicht als sachlich überwunden anerkennen, sondern nur unzufrieden dem arithmetischen Princip der Entscheidung fügen: dann hat eine solche Vertretung keine innere Haltbarkeit. Alsdann ist es an der Zeit, es wird alsdann Gewissenspflicht der Vertreter, daß sie unumwunden die ihnen obliegende Aufgabe als eine für sie unerfüllbare anerkennen; daß sie der Weisheit des Landesherrn, der sie berufen hat, um eine wahre Stimme des Landes zu hören, vertrauensvoll anheim stellen, welche Mittel er finden werde, um ausreichender als durch sie über die Landesbedürfnisse berathen und in der Ausübung seiner Majestätsrechte unterstützt zu werden. Auf die gleiche Pflichttreue einer neu berufenen Vertretung würde es in einem solchen Falle ankommen, zu prüfen, ob sie sich den an sie gestellten Anforderungen besser als ihre Vorgängerin gewachsen fühle.

„Niemals kann in der Monarchie eine gewählte Vertretung auf ihre eigene Umbildung ausgehen; hat sie gleich durch die Verfassung, auf die sie gewählt ist, die Vollmacht, Verfassungsänderungen zu beschließen, so würde es wenigstens die bedenklichste Ausübung dieser Befugniß sein, wenn sie mit positiven Vorschlägen an ihre eigene Existenz herantreten wollte." (Folgt eine Verweisung auf das entgegengesetzte Beispiel Englands, dann fährt der Artikel fort:)

„Die Reinheit des in Preußens Verfassungs-Urkunde unberührt gebliebenen monarchischen Princips dagegen rechtfertigt es, und es ist der trefflichste Beweis des Verständnisses der eigenen Stellung, wenn die früheren Kammern es in den Rathschluß ihres Königlichen Herrn gestellt haben, in der Bildung des Herrenhauses nach eigener Ueberzeugung der seinem Willen entsprungenen Verfassung das moderirende und erhaltende Element einzufügen, das die nur provisorisch gewählte Erste Kammer nicht darstellen konnte, und das bleibend zu ersetzen auch die in der Verfassungs-Urkunde enthaltenen Bestimmungen als ungeeignet befunden wurden. Der gesunde und loyale Sinn, welcher bei dieser Angelegenheit geleitet und an der einträchtigen Wirksamkeit beider Häuser sich als das Richtigste bewährt gefunden hat, wird hoffentlich, wenn es einer Wahlreform früher oder später bedürfen sollte, den darüber befragten Häusern nicht abgehen."

Der Inhalt dieses Artikels läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: „Niemals kann in einer Monarchie eine gewählte Vertretung auf ihre eigene Umänderung ausgehen. Ist die Vertretungsform ungenügend, so ist es Sache des Monarchen, eine andere zu bestimmen. So thaten auch die früheren Kammern, indem sie die Bildung des Herrenhauses dem König übergaben."

Wir legen jetzt die Kreuz-Zeitung aus der Hand und schlagen die Stenographischen Berichte der ersten Kammer (Band II. 1852) auf. Wir finden dort (S. 689—714) in der Sitzung vom 5. März 1852 die Berathung der Anträge über die Bildung der ersten Kammer, darunter den bekannten Antrag der Herren Graf Alvensleben, Dr. Stahl und Freiherr von Gaffron, welcher eine ganz bestimmt detaillirte Neuorganisation der ersten Kammer vorschlägt. Dr. Stahl sagte damals, vor sechs Jahren, zur Vertheidigung dieses nachher zurückgezogenen Antrags a. A., indem er sich gegen die Anträge (Heffters ꝛc.) wandte, welche dem König allein die Neubildung der ersten Kammer übertragen wissen wollten, Folgendes:

„Meine Herren! Es ist heute ganz besonders, daß ich im Auftrage meiner politischen Freunde hier das Wort ergreife. Wir werden gegen die Anträge stimmen, welche anscheinend die königl. Prärogative erweitern, und wir halten es deshalb für eine Pflicht der Pietät gegen den König und für eine Pflicht der Achtung gegen das Land, nicht stillschweigend zu stimmen, sondern unsere Motive in der ganzen Vollständigkeit auszubreiten.“

„Gegen den Antrag Heffter's vollständig entscheidend ist der eine Grund, daß eine Kammer, die ganz und gar von der Krone ernannt wird, nicht den Eindruck der Unabhängigkeit im Lande, und damit nicht das Gewicht und das Ansehen hat, das ihr gebührt. Die Unabhängigkeit hat ihren letzten Grund allerdings nicht in äußeren Dingen, nicht in der königl. Ernennung oder in der Wahl, nicht in Besitz oder Geburt, sie hat ihren Grund allein im Gewissen, das allein ist die Burg, welche keiner äußeren Macht zugänglich ist. Allein, wenn man Institutionen gründet, so kommt es darauf an, auch die äußeren Stützen der Unabhängigkeit und vor Allem das Zutrauen zu der Unabhängigkeit zu gewinnen; das aber wird nicht erreicht, wenn die sämmtlichen Mitglieder der ersten Kammer von der Regierung ausgelesen werden, und wenn die sämmtlichen Mitglieder der ersten Kammer der gegenwärtigen Regierung für ihre Ernennung zu Dank verpflichtet sind.“

„Wer wäre geneigter als wir, die Prärogative der Krone zu erweitern? Wir gönnen dem Könige von Preußen nicht blos, wie der Herr Minister-Präsident heute es aussprach, die Macht der Königin von England; wir gönnen ihm eine unendlich größere Macht. Was kann es aber helfen, ihm die rechtliche Gewalt für etwas einzuräumen, wofür eine thatsächliche Gewalt nicht möglich ist? Der König kann mit allem Recht nicht eine Kammer gründen, die zugleich von ihm allein berufen ist und dennoch den Eindruck einer unabhängigen Stimme des Landes hat.“

Und zum Schluß:

„Unsere Motive sind also: Wir wollen eine selbstständige und im Lande als durchaus selbstständig anerkannte Kammer erhalten zum Schutz der Krone. Wir wollen die Aristokratie erhalten als ein mächtiges conservatives Element zum Schutze des Thrones und zum Schutze des Landes. Dagegen (was man zwar nicht in diesem Hause, aber vielfach in Kreisen außer diesem Hause in neuerer Zeit geredet hat) eine Adels-Opposition gegen die Krone liegt nicht im entferntesten in unserem Verfahren. Wir opponiren nicht gegen die Krone, wir opponiren nur gegen das, was die Krone schwach und wehrlos macht.“

„Wir können aber unmöglich nach Pflicht und Gewissen ein bestehendes Gut aufgeben gegen eine bloße unsichere und, wie wir es ansehen, unwahrscheinliche Hoffnung. Wir berufen uns dabei auf jenen alten Spruch: „Was nicht widersteht, das stützt auch nicht.“ Wir berufen uns auf die Geschichte dieser Kammer in den drei Jahren ihres Bestandes. Sollten die Annalen derselben geschrieben werden, so werden unsere Namen nicht als die Namen der Gegner der Krone aufgeführt werden, und wenn wir heute gegen die Prärogative der Krone und gegen die Erklärungen der Minister der Krone stimmen, so glauben wir das als unser gutes Recht beanspruchen zu dürfen, daß solches uns nicht ausgelegt werde als Gegnerschaft gegen die Krone, sondern als Treue gegen die Krone.“

Aus diesen Anführungen wird es klar, daß die Partei, welche einst die Kreuz-Zeitung zu ihrem Organe wählte, es nicht für das Rechte hält, ohne Weiteres an die Weisheit des Landesherrn zu appelliren, daß die Männer der Rechten sehr weit entfernt sind von „einem gesunden und loyalen Sinn“, der das in den Rathschluß ihres königlichen Herrn stellt, wofür eben doch ein König bei aller rechtlichen Gewalt nicht die entsprechende thatsächliche hat (Worte Stahls), daß sie eine Stärkung der Monarchie

durch ihre freiwillige Bethätigung an der Reform der Verfassung, des Wahlgesetzes und der Wahlkörper, glauben herbeiführen zu können, daß sie endlich jene Freunde der Krone, welche letztere von den in jenen Debatten erwähnten bindenden Bestimmungen befreien wollen, für sehr gefährliche Freunde des Königsthums halten. Dr. Stahl spricht sich in jener merkwürdigen Debatte auch darüber offen aus. Er sagt:

„Wir kämpfen auch heute bei dem Antrage Hefftter nicht gegen die Krone, sondern für die Krone. Dieser Antrag ist gleich bei seinem Erscheinen von den Blättern der liberalen Farbe mit Jubel begrüßt worden. Das scheint mir eine Thatsache zu sein, die vielleicht mehr wiegt, als meine Gründe. Der Erfolg des Antrages Hefftter — ich bin davon überzeugt, der nicht beabsichtigte Erfolg — wird das freie Königthum sein, welches mein Vorredner auch heute wieder angepriesen hat. Der Antrag, wenn er erfüllt wird, wird das Königthum befreien von der „aristokratischen Partei", die bis jetzt als eine Phalanx um dasselbe gestanden hat; er wird es befreien von seinen Wällen, befreien von seinem Panzer, damit es ohne Wall, ungewappnet, herabsteige auf die Arena des parlamentarischen Kampfes. Dies zu verhüten, ist die Bedeutung unserer Adels-Opposition."

Was Dr. Stahl in Betreff des Herrenhauses, machte er, ein Jahr später, umgeben von seinen Freunden, den eigentlichen Vorfechtern der Rechten in Preußen, auch in Betreff der zweiten Kammer geltend. Es war dies in der Sitzung der ersten Kammer vom 7. Februar 1853. Es handelte sich damals um eine Gesetzesvorlage, betreffend die Bildung der ersten Kammer, in welcher die Regierung ebenfalls dem König die Anordnung und Zusammensetzung der ersten Kammer vorbehielt. Seitens der Rechten, die immer noch an ihrer von Stahl so beredt verfochtenen Ansicht über die Mitwirkung der Kammer an ihrer Neubildung festhielt, war zu dieser Vorlage ein Amendement eingebracht worden, in welchem eine Abtheilung der bisherigen ersten Kammer, die bisherigen (gewählten) hundert und zwanzig Abgeordneten erhalten werden und künftig in die zweite Kammer eintreten sollten. Die Mehrheit verwarf damals mit 66 gegen 48 Stimmen diesen Antrag und erklärte sich für die Neubildung durch den König mit 70 gegen 42 Stimmen, ein Beschluß, dem dann auch bald die zweite Kammer beitrat. Je jener denkwürdigen Sitzung rief Dr. Stahl unter dem Beifallsruf seiner Partei die Worte aus:

„Wenn endlich der Herr Minister selbst neulich auf unseren Patriotismus provocirt hat für die Annahme der Regierungs-Vorlage, so erkenne ich das patriotische Motiv hierfür vollständig an; für mich aber ist die Zukunft des Königs und seines Hauses eine noch höhere Anforderung des Patriotismus, als der gegenwärtige Wunsch der Staats-Regierung, und die reale Erhaltung der Macht der Krone ist mir eine höhere Anforderung, als ihre bloße scheinbare Erweiterung."

Schon damals suchte übrigens die Regierung die eigentliche Rechte dadurch zu beruhigen, daß sie andeutete, sie habe bereits eine vollkommene Bildung der zweiten Kammer aus organischen Principien beschlossen, aber dennoch „beharrte" die Rechte, wie Stahl in ihrem Namen ausführte, auf ihren wenn auch nur verhältnißmäßigen Verbesserungen

(Sten. Ber. Verh. der I. Kammer 1852—53. Bd. 1. S. 262), und er warf dabei mit siegreicher Ironie die Frage auf:

Meine Herren! Kann das Staatsministerium die organische Bildung einer Kammer in eben der Weise beschließen, wie es etwa die Führung einer Eisenbahn oder die Aufnahme eines Anlehens beschließt? Wenn aber auch wirklich der Stein der Weisen, den wir gemeinsam suchen, die vollkommene Bildung der Kammer, gefunden wäre, ist sie damit auch schon durchgesetzt? Man meint, ein Vorschlag, der in der That die Stärkung der conservativen Sache bewirkt, werde eben so leicht in beiden Kammern durchgehen, als der Versuch, der ihre Schwächung in sich trägt? Der richtige Weg ist der, von den bestehenden Zuständen aus allmälig zur ständischen und organischen Bildung überzugehen, keinen Schritt aber zu thun nach richtiger Theorie, der nicht zugleich die Sicherheit des praktischen Erfolgs gewährte. Ein solcher Weg — unter mehreren möglichen gebe ich zu — ist der von uns vorgeschlagene.

Wir könnten diese Citate noch eine geraume Weile fortsetzen, wir könnten ihnen ähnliche aus den Reden der übrigen Wortführer, aus den Rundschauen, die Herr von Gerlach in der Kreuzzeitung schrieb, aus vielen der kurzen, schlagenden Leitartikel der Kreuzzeitung hinzufügen, alle gleich schlagend, alle im gleichen Gegensatz gegen die Aeußerungen, welche wir im Eingange dieser Zeilen demselben Organe entnahmen.

Wir baten unsere Leser, zu entscheiden, ob wir Recht hatten oder Unrecht, wenn wir vorher sagten, daß das neueste Wahlprogramm der Kreuzzeitung die bisherige Haltung ihrer Parteigenossen mißbillige. Die Leser haben jetzt entschieden.

Welch eine Wirkung dieser Gegensatz auf die Wahlkreise und besonders auf diejenigen Punkte derselben, wo eine gewisse Bedenklichkeit sich bereits kundgiebt, machen muß, liegt auf der Hand. Uns freilich kümmert diese Wirkung nicht groß, denn wir sind des Glaubens, daß, schlimmsten Falls beim Eintreffen von Niederlagen, die Männer der Rechten, denen Freiheit und innerliche Ordnung des Volkes wirklich am Herzen liegen, zu einer ernstlicheren Prüfung ihrer Grundsätze und der Kraftanstrengung, mit der sie bisher an der Verwirklichung derselben gearbeitet haben, kommen werden. Und von solch einer Verinnerlichung erwarten wir viel.

Schon jetzt aber dürfen wir darauf rechnen, daß stärkere Stimmen als die unsrige sich erheben werden, um einen so unmotivirten, so naiven und so tactlosen Appel an den Absolutismus, wie die „Neue Preuß. Z." ihn gegenwärtig erhebt, zurückzuweisen. Der Absolutismus ist der Abhang, auf den nur die Götter des Abgrundes wünschen können das deutsche Königthum gestellt zu sehen! Und es hieße einer langen, unter den Sorgen und dem Schweiße der besten und adligsten Männer gewordenen Geschichte Preußens ins Gesicht schlagen, wenn man nach ihm so kühl und apathisch, wie ein Schlaftrunkener nach dem Kopfkissen, die matte Hand ausstreckte! Und die Kreuzzeitung, wenn sie noch eine Ahnung von der Geschichte der ständischen Entwicklung in Preußen, eine Ahnung von dem hohen Fluge der den König umgebenden Geister in

den vierziger Jahren, eine Ahnung von den geistigen Kämpfen hat, die von 1848 bis auf diesen Tag in ihrer Partei geführt wurden, sollte am wenigsten sich Wünschen und Plänen öffnen, welche die Hand des Bureaukraten nur zu rasch verrathen. —

Das Preußische Wochenblatt ist natürlich viel zu besorgt um seinen echtconstitutionellen Ruf, um sich zu solchen Auslassungen und Appellationen, wie die „N. Pr. Z.", fortreißen zu lassen. Allerdings ist es in neuester Zeit in einen sehr bedenklichen Conflict mit den eigentlichen Parlamentariern gekommen, welche ihm in Bezug auf den Umfang der Königlichen Gewalt ebenfalls eine bedenkliche Frage vorlegten, aber es hat dabei das Zeug und Geschick, solchen Thematen aus dem Wege zu gehen und statt dessen die Klapperjagd auf die Schlagadodro's der Feudalität fortzusetzen. Es herrscht in seinen Artikeln über diesen zeitgemäßen und unterhaltenden Gegenstand ein solches Durcheinander und der Gegner wird so verschiedenartiger Dinge beschuldigt, daß selbst dem gemüthlichsten Leser der Gedanke kommen muß, das Wochenblatt habe sich den Popanz, gegen den es kämpfen wollte, erst aus dem verschiedenartigsten Zeuge, aus dieser und jener Partei hergenommen, zusammengeflickt, um nur eine recht schauerliche Vogelscheuche sich gegenüber zu haben. Es ist das eine eigene Art, seinen Muth zu beweisen. Hier nur so viel, daß die Grundsätze, welche wir öffentlich als die unsrigen aufgestellt haben, noch keinesweges erlegen sind, sondern daß sich der Geist derselben mächtig Bahn zu brechen beginnt, daß selbst die Regierung sich der Anerkennung derselben in mehreren wichtigen Punkten, z. B. was Befestigung des Grund und Bodens, Schützung des Waldes rc. anbetrifft, nicht mehr entziehen kann, daß auch in den Städten die Regungen nach Herstellung fester Corporationen sich immer deutlicher zeigen. Nur in den leider nicht kleinen Kreisen, wo Mattigkeit des Charakters und der Ehrgeiz des Höflings nach den Fleischtöpfen des Cäsarismus schmachtet, ahnt man von dieser tiefen Bewegung der Zeit, welche uns allein vor den Präfekten und dem Imperatorenthum retten kann, nichts. Eine ausführliche Widerlegung kann ein Artikel, der hauptsächlich auf den ästhetischen Reiz berechnet ist, nicht erwarten.

Ein Gang durch Kaulbach's Atelier.

Ich wollte diesmal München nicht verlassen, ohne wenigstens das Atelier des Weitberühmtesten unter meinen Landsleuten, den Westfalen, gesehen zu haben. Kaulbach empfing mich mit gewohnter Güte, gegen die Genossen seiner alten Heimath ist er besonders freundlich. Ein eigenes Gefühl der Ehrerbietung überkommt den Laien, wenn er in die Werkstätte des Genies tritt: da stehen rings umher, angefangen oder halb oder fast vollendet, die Werke, an denen sich die Menschen noch viele Hundert Jahre erfreuen und erheben werden. Kaulbach's hochräumiges Atelier war angefüllt mit Cartons, sein sprühender Geist kann sich nur genug thun, indem er fort und fort an großen Entwürfen schafft. Jetzt malte er an der Salamis-Schlacht, welche als ein Hauptbild das großartige Prachtgebäude schmücken wird am Ende der neuen Maximiliansstraße, zu welchem König Max eine Reihe auszuführender Gemälde an die münchener Künstler vertheilt hat. Das Kaulbach'sche Bild hat eine Ausdehnung von 33 Fuß Länge und 19 Fuß Höhe. Vollendet wird es eine gewaltige Wirkung machen. Die Tiefe des Bildes füllt die tosende Schlacht, Schiffe werden geentert, Matrosen stürzen aus den Mastkörben. Alles vor sich niederschmetternd fährt einher das Admiralschiff, auf ihm die hohe Heldengestalt des Themistokles, der klaren, festen Blickes seine Siegesschlacht leitet. Aeschylus kämpft an seiner Seite, im Vordergrunde rechts landet Aristides siegreich auf dem Eiland des Pan, aus den Tempelpforten drängen sich zu den Göttern Flehende, unter ihnen der junge Sophokles. Dieser Gruppe gegenüber links im Vordergrunde wird das Auge ferner gefesselt durch ein sinkendes Schiff mit den schönen Ionerinnen des Perserkönigs, eine Perlenkette wundervoller Frauenschönheit. Hinter ihnen auf hohem Felsenufer sieht man Xerxes, umringt von Furchtzitternden, die unter seinem Tritt sich schmiegen, im rasenden Zorn springt er vom Throne und droht seinen weichenden Kriegern. Allein was vermag der sterbliche Tyrann gegen den Willen der Götter? Zu seinen Füßen steigt Poseidon aus dem Meere und zeigt ihm lächelnd die Fesseln, welche Xerxes in die Fluthen warf, um im tollen Hochmuthe sich seinen zahllosen Völkern als den Gebieter selbst des Meeres zu zeigen. Poseidon weiset auf die Griechen, denn den Hohn, welcher den Göttern angethan ist, rächen schon hier edle Menschen, die Werkzeuge der Himmlischen. Ueber Salamis und den Griechen aufsteigend schweben über das Meer Achill, Peleus und Ajax, welche nach der Sage im Plutarch ihrem Volke zu helfen kamen. Sie umgiebt heller Lichtglanz, auf Xerxes aber drängen dunkle Sturmwolken ein, welche sich hinter ihm zum finstern Abgrunde ballen. Jede dieser vielen Gruppen ist für sich allein klar und vollständig, und doch bilden sie alle harmonisch das große einige Ganze. Echte Menschen sind es, die wir sehen, in ihrer Schönheit und Furchtbarkeit, in ihrem Adel und ihrer Schreckensnoth, aber über ihnen — das spricht uns aus diesem Gemälde noch vernehmlicher an als der Schlachtendonner — webt eine Stunde des Weltgerichts, das frevelnde Völker zermalmt und aus edlerem Stamme wieder ein Blüthenalter der Menschheit sich entfalten läßt.

Unter einer Menge Portraits und neben Farbenskizzen der allbekannten großen Werke Kaulbach's — der Hunnenschlacht, des babylonischen Thurmbaues, der Zerstörung Jerusalems — sah ich in dem Atelier noch eine Menge Cartons, die mich anzogen. Auf einem steigt Otto III. in die Gruft Karl's des Großen zu Aachen, der große Kaiser sitzt noch immer da wie ein Leu, vor dessen Todesmajestät Alles in den Staub stürzt. Ein anderes Bild zeigte die Kreuzfahrer vor Jerusalem, im Moment, als sich der erste Kreuzzug entschied mit seinen weitgreifenden Folgen. All diesen Werken Kaulbach's hängt etwas an von den Silberblicken der Weltgeschichte. Sobald der Beschauer vor sie hintritt, steht er plötzlich mit seiner ganzen Anschauung an einem der Wendepunkte der großen Culturströmung und schaut mit ahnendem Geiste die Jahrhunderte hinauf und hinab. Es wäre nicht ohne Interesse, zu den Quellen

aufzusteigen, woher gerade unserer Zeit die Neigung kommt zu vorzugsweise culturgeschichtlicher Betrachtung: Kaulbach's fein organisirte Natur wurde zuerst von dieser leisen Strömung erfaßt, und daß sie so mächtig und selbstbewußt unter seinen Zeitgenossen anschwoll, dazu haben seine Gemälde nicht wenig beigetragen, — die redende Gewalt und Schönheit seines Styls mußte freilich dazu kommen.

Diese Gedanken kamen mir insbesondere vor einem großen Carton, der mich als Westfalen nicht wenig anzog, und auf welchem des Meisters Hand ersichtlich mit besonderer Liebe und wiederholt geweilt hatte. Man blickte in das Diemelthal bei Stadtberge und auf die Anhöhen, zwischen welchen Essentho liegt und Kaulbach seine Kinderjahre verlebte. Karl der Große, ein herrlicher Held und König, pflanzt auf den Trümmern der Irmensäule das Kreuz Christi auf, hinter ihm steigt der Dombau in die Höhe und drängen sich die fränkischen Ritter. Unter diesen läßt der Meister mit seinem historischen Sinne die sagenhaften Paladine erscheinen, welche dem großen Krieger und Gesetzgeber an dem Staats- und Kirchenbau halfen, auf welchem sein Bild so riesenhaft und ehern sich vor den Augen der Menschen erhob, daß dessen Schatten noch über das ganze Mittelalter fiel. Wir sehen also Roland, Oliver, die Haimonskinder, Bischof Turpin. Der letztere streckt zwei gefangenen sächsischen Priestern, deren Kränze welk geworden, das Evangelium entgegen; zwei andere Heidenpriester stürzen verzweifelnd auf die zerschlagene Irmensäule. Die Blicke aller fränkischen und sächsischen Krieger aber sind auf die Plattform vor dem Dome gerichtet, denn dort tritt zu Karl dem Großen Widukind. Sein Schwert hat er dem Frankenkönig zu Füßen geworfen, an der linken Hand führt er seine trauernde Frau, Tochter und Schwester, edle Frauengestalten voll rührender Hoheit und Schönheit, sie sind alles, was von Widukind's Hause nach so furchtbaren Kriegen übrig geblieben. Karl bietet ihm die ritterliche Rechte, und Widukind? Hört er nicht die Flüche und Verwünschungen seiner Krieger, die da unten in ihrem Blute liegen und verderben? Sieht er nicht die drohenden Fäuste der sächsischen Wittwen, die von ihm ihre Männer und Brüder wieder fordern, wenn er sich nun doch versöhnen wolle? Widukind weiß das alles, die Schmach der Niederlage wühlt in ihm wie fressendes Feuer, mißtrauisch nähert er sich dem großen Sachsenschlächter, der grimme Sachsenheld, — aber dennoch tritt Widukind aufrecht auf, dennoch schlägt er endlich ein in die dargebotene Rechte des Christenkönigs. Der gewaltige Recke ist nicht von Menschen, er ist von einer höheren Gewalt besiegt. Das ist über die bloß menschliche Kraft und List der Sieg des Göttlichen, das Gestalt und Geist zugleich adelt. Es ist ein großer weltgeschichtlicher Moment: der wilde Grimm des Heidenthums ist gebrochen, eine schönere Zeit bricht an, eine Zeit der Humanität und christlichen Begeisterung. Noch einmal zeigt uns der Künstler die ganze Größe der altgermanischen Welt. Das sind die eisernen Herzen der Sachsen, die noch im Tode ihren Göttern die Treue halten, das ist der Adel germanischer Frauen, denen Mannesstolz das Edelste dünkt auf Erden, das sind die Priester, welche in Ehrfurcht opfern den erhabenen Naturgewalten. Aber diese germanische Welt muß verbleichen vor dem göttlichen Lichte des Christenthums, mit welchem Macht, Bildung und Einigung unter die kämpfenden Völker Deutschlands einzieht. Mit Recht läßt uns der Künstler auf einem Berge im Hintergrunde eine heidnische Priesterin und Lehrerin erblicken, welche vor Zorn und Wuth über das Bündniß zwischen Sachsen und Christen ihren Zauberstab zerbricht und sich in die Flammen stürzt. Dieser große historische Vorgang ist uns aber nicht bloß durch Ideen verkörpert, in dünnen, durchsichtigen Gestalten, sondern all diese Krieger und Fürsten sind so real und leibhaft, als sie jemals ihre Streitäxte wider einander geschwungen haben. Vielleicht nur das heidnische Priester-Costume abgerechnet, das etwas fraglich, wird jeder Geschichtsforscher, der die Chroniken der Sachsen- und Frankenkriege genau kennt, vor dem Kaulbach'schen Bilde sich darüber wundern, mit welcher eminenten Anschauungskraft der geniale Künstler das historische Leben treu und wahr zu erfassen vermag.

Ob wir aber diese wunderbar ergreifende Composition jemals in der Pracht und Klarheit Kaulbach'scher Farben erblicken? Wir zweifeln sehr. Sie wird Carton bleiben, wie so viele andere. Kaulbach kann nur wenig darin bewältigen, da ihm so viele glänzende Bestellungen zukommen. Sollte aber nicht Westfalen jenes Meisterstück seines berühmten Landsmannes in der Vollendung sich zu verschaffen suchen? Könnte Westfalen sich höher ehren, als indem er durch Erwerbung des Kaulbach'schen Bildes von Karl dem Großen und Widukind zeigte, daß nicht bloß sein alter historischer und industrieller Sinn wieder in Blüthe steht, sondern daß auch der Kunstsinn wieder aufgelebt ist, der unsere Kirchen und Rathhäuser einst so herrlich schmückte? (Köln. Ztg.)

Correspondenzen.

Kopenhagen, 19. Aug.

— Einweihung der Docke. — Aufschwung in Dänemark. — Ein Wort für die Dänen. — Die dänische Literatur und die dänische Tagespresse. —

So haben wir denn gestern auch unser Cherbourg im Kleinen gehabt. Freilich, es ist nicht drohend nach irgend einer Seite hin, es blickt nach keinem andern Lande mit Gedanken der Eroberung hinüber, die Zeiten sind für Dänemark vorbei, aber es ist doch ein kräftiges Lebenszeichen des Staates, wie der Marine insbesondere. — Je mehr man das hiesige Land und Volk studirt und seine Hülfsquellen ergründet, um desto lebenskräftiger erscheint es, und die Gesundheit des Volkes, die Frische des Interesses am politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben zeugen von einer noch jugendkräftigen Seele der Nation, die bei guter Regierung die schönsten Früchte tragen muß. Der Aufschwung des Ackerbaues und des Handels, wenn die gegenwärtige Pause abgerechnet wird, und der sichtlich zunehmende Privatwohlstand lassen auch das Beste hoffen.

Die Einweihung der neuen Docke ging gestern Morgen um 11 Uhr vor sich. Eine ungeheure Zuschauermenge hatte sich eingefunden und malerisch gelagert. Schon der Kriegshafen selbst, an der einen Seite die Stadt, an der andern die Marinewerften mit ihren hohen Krähnen, und nach Osten die freie blaue Rhede mit den unzähligen Schiffen aller Nationen, und ganz im Hintergrunde die blaue schwedische Küste, gewährt einen herrlichen Anblick. Auf einer Tribune sah man die eingeladenen Gäste, den Erbprinzen Ferdinand, den Prinzen von Dänemark, den Prinzen Friedrich von Hessen, die Minister, die fremden Diplomaten und andere Würdenträger. Der König setzte über den Hafen von der Stadt und öffnete eigenhändig die Schleuse, und als nach Verlauf von 50 Minuten die Docke mit Wasser gefüllt war, wurde die Schraubenfregatte „Seeland“ hineingezogen, um verkupfert zu werden. Ein photographischer Apparat nahm den Moment auf, in welchem der König die Schleuse öffnete.

„Flyveposten“ giebt folgende Beschreibung des großartigen Werkes: „Die neue Docke ist eine ausgezeichnet schöne Arbeit; die Zeichnungen dazu sind von Herrn Alfred Gibes aus London entworfen. Sie ist 250 Fuß lang und 29 Fuß 6 Zoll tief, die Breite der Schleuse beträgt 58 Fuß, und diese hat eine Wasserhöhe von 20 Fuß. Die Arbeit fing an im September 1854, ist also in fast 4 Jahren vollendet worden. Die Grundsteine, Treppen, Schleusensteine ꝛc. sind von Granit. Zwei Dampfmaschinen von 22 Pferdekraft können in 5 Stunden die Docke vom Wasser leeren. Dänemark hat so endlich ein Werk erhalten, welches eben so nothwendig als nützlich ist und Jahrhunderte Dauer verspricht. Die Ausgaben belaufen sich auf mehrere Millionen, die

jedoch das Land nicht drücken und auch der Vermehrung der Flotte nicht hinderlich gewesen sind.“

Am Donnerstag soll die neue Landbau-Hochschule eine Viertelmeile vor der Stadt feierlich eingeweiht werden. Sie ist gleich der Docke ebenfalls ein Werk des constitutionellen Dänemark. Dabei vergißt man doch die Wohlthaten der absoluten Könige nicht; die Reiterstatue Friedrichs V. auf dem Amalienplatz, eines der schönsten Meisterwerke, ist einer Hauptrestauration unterworfen worden, gleichzeitig mit dem Obelisken zur Aufhebung der Leibeigenschaft, die dieser König durch Bernstoff begann, und ehestens soll eine Statue Friedrichs VI., an dessen Namen sich viele Erinnerungen mit Beziehung auf die freiheitliche Entwicklung der Nation knüpfen, unter dessen Regierung sich das gediegene Unterrichtswesen bildete, das die dänische Nation zu einer der aufgeklärtesten der Erde macht, im Friedrichsberger Park (¼ Meile vor Kopenhagen) entschleiert werden. Unter Friedrich VI. lebten Thorwaldsen, Oehlenschläger und der Physiker Oersted, der Entdecker des Electromagnetismus, und endlich der noch lebende große Jurist Oersted, dem die dänische Nation verdankt, daß das Studium der Jurisprudenz eine solche Höhe erreichte.

Sie fragten mich in einem Ihrer gütigen Briefe nach der Bildung der hiesigen Literaten. Ich will mich bemühen, Ihnen davon ein Bild zu geben. Eigentliche Literaten im deutschen Sinne giebt es hier wenig. Hier ist nämlich Alles, was am öffentlichen Leben Theil nimmt, so zu sagen, Literat. Minister nicht weniger als Handwerker benutzen die Presse, um auf ihre Mitbürger zu wirken, und ein Ignoriren der Presse ist nur statthaft, wo persönliche hämische Angriffe schweigende Verachtung erfordern. Von den Redacteuren der hiesigen Hauptblätter ist zunächst der alte Nathanson, der die in 10,000 Exemplaren verbreitete Berlingsche Zeitung redigirt, zu betrachten. Er ist eigentlich Kaufmann, aber als Verfasser eines national-ökonomischen Werkes sehr geachtet. Als Politiker ist er nicht bedeutend und läßt sich selten in selbständigen Artikeln vernehmen. Von den beiden Redacteuren des „Faedrelandet“ ist der Eine, Hr. Ploug, Candidat der Philosophie, der Andere, Hr. Gjödwad, cand. juris. Hr. Ploug ist ein guter Gelegenheitsdichter, aber eben zu sehr Dichter, um ein guter Politiker sein zu können. Er und sein Vatt sind die Hauptvertreter des Skandinavismus und der Dänenthümelei, welche sich so gut wie überlebt haben. Die Redacteure der in 7000 Exemplaren verbreiteten „Flyvepost“, Hr. Siesby und Hr. Davidson, sind beide Autodidakten, aber als solche sehr achtungswerth und im Ganzen dem Rechten, und der Vernunft zugethan. Sie nehmen eine vermittelnde Stellung zwischen dem Deutschthum und Dänenthum ein und Hr. Davidson speciell weist in recht witzigen, mit „Gevollmächtigter Petersen“ unterzeichneten satyrischen Briefen allerlei Extravaganzen in verschiedenen Gebieten unter dem lebhaftesten Beifall des Publikums, das in Entzücken geräth, wenn ein solcher Brief im Blatte steht, in ihre rechten Schranken zurück und übt so unter der Maske des philisterhaften Humors bedeutende Wirkung auf das Publikum aus. „Flyveposten“ enthält oft gediegene leitende Artikel, welche von bekannten Reichstags-Abgeordneten geschrieben werden. — „Kjöbenhavnsposten“ ist das nobelste dänische Blatt, hat aber keine große Abonnentenzahl (600—800). Sein Redacteur, Hr. Grüne, ist Autodidakt. Als Handwerker, Drechslergeselle, durchreiste er Europa und erwarb sich eine bedeutende Bildung. Sein Urtheil ist das klarste, tiefste und treffendste, sein Standpunkt der eines ächten Staatsmannes, seine Form sauber, moderat, aber für den Getroffenen nicht ohne den heftigsten Stachel. Er ist von Charakter ein ächter Gentleman und der Liebling unserer Aristokratie, soweit davon bei uns die Rede sein kann. „Dagbladets“ Redacteur ist cand. juris, ein talentvoller Mensch, aber ohne Achtung vor der Wahrheit, dabei boshaft und nicht Herr über die knabenhaftesten Regungen. Bei einer Fülle von Worten fehlt es ihm doch an originalen Gedanken, und er wird so von blinder Leidenschaft geführt, daß er nicht sehen kann, wie ein Mann, welcher Andere von ihrem Urtheil ab zu seinem bekehren und von ihrem etwaigen Unrecht über-

zeugen will, nicht damit anfangen darf, ihnen Ohrfeigen zu geben oder sie Dummköpfe zu schelten. Er ist in Parteitreiben und Kameraderie ziemlich verkommen und hat nur einiges Verdienst dadurch, daß er mit vielem Muthe stets communale Mängel rügt, obgleich er auch hier seinen gerechten Tadel durch zu großen Ungestüm und eine gewisse Freude am Verletzen Anderer abstumpft. Nächstens mehr über diese Verhältnisse.

Johanniter-Orden.

Nachdem nunmehr das von der Balley Brandenburg in Sonnenburg — der früheren Residenz der Herrenmeister derselben — gegründete Kranken- und Siechenhaus zu 48 Betten, dessen Bau im Laufe des Sommers 1856 begonnen wurde, auch in seiner innern Einrichtung vollendet ist, wird der Durchlauchtigste Herrenmeister Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit dasselbe am 29. September c. dem Gebrauche übergeben. Die kirchliche Einweihung der Kapelle des Hauses findet am selben Tage durch den General-Superintendenten Dr. Büchsel statt.

Zu Curatoren der Anstalt sind der Rechtsritter Graf Rudolph Finck von Finckenstein auf Reitwein, Kreis Lebus, und der Ehrenritter Regierungs-Präsident von Selchow zu Frankfurt a. O. vom Durchlauchtigsten Herrenmeister ernannt worden, während die specielle Leitung der Anstalt zweien Diaconissinnen des Diaconissen-Mutterhauses Bethanien hierselbst übertragen worden ist.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 21. Montag, den 23. August. 1858.

Berlin, 22. August.

Die holsteinische Angelegenheit am Bundestag hat seit der vorigen Woche keinen Schritt vorwärts gemacht. Wir erfahren nur, daß der (herzoglich holsteinische) dänische Gesandte sich allerdings bereit erklärt hat, in den Executionsausschuß einzutreten, zugleich aber dabei als Bedingung aufgestellt hat, daß er nicht etwa als Angeklagter dort zu erscheinen habe. „Derselbe betrachtet", wie eine offiz. Correspondenz sagt, „seine Zuziehung als eine Gelegenheit zu vertraulichen Eröffnungen und Erörterungen." Wie von demjenigen Standpunkte aus, den nun einmal der deutsche Bundestag Dänemark gegenüber eingenommen hat, diese Bedingung des dänischen Gesandten — dem wir es übrigens durchaus nicht verdenken können, daß er sie gestellt hat —, acceptirt werden konnte, ist uns ein Räthsel. Verklagt ist Dänemark vor dem deutschen Bundestag allerdings seit Langem, und der Bund hat sich zur Verhandlung und Entscheidung dieser Klage competent erklärt. Er hat auch bereits das Urtheil gesprochen und schickt sich, wie er selbst sagt, so eben an, dasselbe zu vollstrecken. Die Mehrheit desselben scheut es indeß, der sothanen Sachlage ins Auge zu sehen, und wir wollen nur wünschen, daß die vorherrschende Neigung zum Vermitteln Erfolg habe, und daß die unglückselige Spaltung zwischen Deutschland und Dänemark endlich beseitigt werde. Die Stürme, die da kommen werden, verlangen Einheit aller germanischen Staaten, und auch Dänemark gehört zu ihnen.

In der Bundestagsversammlung bestanden in Bezug auf die dänisch-deutsche Frage bekanntlich drei Parteien: Oesterreich-Baiern, welche zuerst einen Bundesbeschlußentwurf fertig hatten und dem Ausschuß, der mit Berathung der jüngsten dänischen Concessionen beauftragt war, übergaben, ihn aber zurückzogen, als ein anderer ähnlicher Entwurf (der preußische) vorgelegt ward; 2) Preußen, dessen Entwurf in der Abstimmung gesiegt hat; 3) Hannover, das gegen Zulassung des dänischen Gesandten in den Executionsausschuß protestirte. Diese Parteien theilten sich bei der Abstimmung über den Ausschußantrag, wie wir jetzt vernehmen, gar in fünf, oder wenn man will sechs Parteien: 1) Preußen, Oesterreich, Baden und Mecklenburg nahmen den Antrag an, verwahrten sich aber gegen die Motive; 2) Baiern, Sachsen, Württemberg, die beiden Hessen, Braunschweig, Nassau und die 16. Curie nahmen den Antrag ohne weitere Erklärung über die Motive an; 3) die sächsischen Herzogthümer ebenso, betonten aber die Motive besonders, indem sie auch erklärten, sie stimmten in der Voraussetzung zu, daß der Ausschuß sich von Dänemark nicht unnütz würde hinhalten lassen; 4) Hannover mit seinem Minoritätsantrag, dem die vier freien Städte zustimmten; 5) die 15. Curie, in der noch Meinungsverschiedenheiten bestehen und in der außerdem der oldenburgische Gesandte ohne Instruction war; 6) der holsteinisch-dänische Gesandte, der ja im Bundestage noch Sitz und Stimme hat und natürlich gegen alle Anträge ist. Das ist die deutsche Einigkeit.

Das Borsig'sche Fest der Berliner Industrie erregt mit Recht die größte Theilnahme des Publikums. Es feiert eine Thatsache, auf welche Berlin und Preußen stolz sein dürfen. Eine Verbindung von Kraft und Geschicklichkeit, welche sonst England für sein Privilegium zu halten geneigt ist, hat hier ein Resultat gewirkt, das sich kühn den höchsten Triumphen der Industrie von Manchester und Birmingham an die Seite stellen kann. Und welche Hindernisse, von denen der Brite keine Ahnung hat, waren von der diesseitigen Fabrik zu überwinden, um zu dem glänzenden Ziele zu kommen? Dort in England bietet sich, freundnachbarlich neben einander in der Erde gelagert, dem Maschinenbauer Kohle und Eisen zu billigstem Preise, Zollschranken hindern ihn nicht, Banken aller Art sind vorhanden, die ihm Credit gewähren und seinen Erfindungseifer beleben, ein unendlicher Absatzmarkt liegt vor ihm, Canäle und Zweigbahnen stehen für seine Transporte in Menge bereit. Borsig fand wenig von solchen Hülfsmitteln beim Beginn seiner Thätigkeit vor, aber zum Theil wußte er sie zu beschaffen, zum Theil — zu entbehren, und in letzterem Umstande zeigte sich vielleicht noch mehr sein Genie, als in ersterem. Der Gang seiner Entwickelung und der Ausdehnung seiner Fabrik ist äußerst lehrreich; wir können, indem wir denselben verfolgen, tiefe Blicke in das Wesen unserer Gesellschaft, ihrer steigenden und ihrer schwindenden Potenzen thun, wir stoßen dabei ferner auf manche im Allgemeinen noch ungelöste, aber äußerst wichtige sociale Frage über Association, über die Stellung des Fabrikanten zum Arbeiter rc., welche

Borsig für den einzelnen Fall auf eigene Hand überwunden zu haben scheint.

Aber so bedeutsam die Sache ist, der die gestrige Feier galt, so ziehen es doch alle unsre großen Zeitungen vor, ihre Leitartikel dem Bombardement von Dscheddah oder den Farbigen im spanischen Amerika zu widmen, statt eines Ereignisses zu gedenken, das durch und durch berlinisch und preußisch ist. Sie möchten gern, aber sie können es nicht; eine seltsame Ungelenkigkeit und Steifigkeit hält sie ab, sich wie gewöhnliche Menschen zu gebehrden und ihr Interesse so recht mitten im Interesse des dichtesten Volkshaufens zu suchen. Es ist die alte Geschichte, und unsre Presse, mit Ausnahme der kleinen, leider so exaltirten Volkszeitung, ist kaum weiter als anno 30, wo die Preußische Staatszeitung an dem Tage, wo hier die Nachricht von der Julirevolution eintraf, einen Leitartikel brachte, der die Ueberschrift trug: „Etwas über Schmetterlinge.“

Einer längeren Mittheilung über das Borsigsche Arbeiterfest entnehmen wir Folgendes: Wie es heißt, war schon im Testamente des alten Borsig festgesetzt, daß an dem Tage, wo die tausendste Locomotive der Eisenbahn übergeben werden würde, den Arbeitern ein großes Fest bereitet werden sollte. Der Sohn hat mit großer Liberalität den Willen des Vaters ausgeführt und zugleich versprochen, beim Auslaufen der zweitausendsten Maschine ein gleiches Fest zu geben. Die erste Locomotive wurde vor siebenzehn Jahren in der Borsigschen Fabrik fertig. Die Zeit der Herstellung einer Maschine ist inzwischen eine immer kürzere geworden, und gegenwärtig werden in einer Woche deren zwei vollendet. Der Durchschnittspreis einer Locomotive ist 15,000 Thaler, also beträgt der Umsatz der Fabrik seit 1841 funfzehn Millionen Thaler. Gegenwärtig sind 2600 Arbeiter in der Borsigschen Fabrik beschäftigt. Jeder von ihnen erhielt bei der Festfeier Bons im Betrage von drei Thalern, von denen er in den Wirthshäusern Moabits Gebrauch machen konnte.

In Moabit konnte man bereits seit den letzten Tagen eine erhöhte Thätigkeit und Lebendigkeit bemerken. Eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern war damit beschäftigt, den Weg von dem Chausseehause bis zum Eisenwerke in eine Feststraße umzuwandeln. Dicht bei dem Chausseehause war eine Ehrenpforte errichtet worden, welche aus einem Mittelportal und zwei Seitenportalen bestand und nach der Kirche zu mit den Bildnissen von James Watt und Stephenson, nach der Fabrik zu mit denen von Beuth und von Borsig (dem Vater) geschmückt war; über den erstgenannten Portraits las man die Inschrift: „Arbeit ist des Bürgers Zierde“, über den letztgenannten die Worte: „Segen ist der Mühe Preis.“ Das Ganze krönte eine Locomotive. Von dieser Pforte aus zog sich eine Allee von Masten, welche mit Fahnen und Wimpeln in den preußischen, bairischen und englischen Nationalfarben geziert und durch Guirlanden verbunden waren; zwischen je zwei Masten befand sich ein Ständer zur Illumination, und eine gleiche Vorrichtung war an jedem Mast angebracht. Der sogenannte kleine Thiergarten, der freie Platz zwischen der Thurmstraße und der Hauptstraße, war gleichsam in einen Festsaal umgewandelt. Masten mit ähnlichen Verzierungen, wie oben beschrieben, umgaben den ganzen Platz, auf welchem sich zahlreiche Buden zur Verabreichung von Speisen und Getränken, ferner Vorrichtungen zu Schaustellungen und Spielen aller Art, ein gedielter Tanzplatz, Kletterstangen, Schießstände, Schaukeln 2c. befanden. Aus der Mitte erhob sich, von einer Tribüne umgeben, ein von zwei Karyatiden getragener Tempel, in dessen Mitte auf hohem Postamente und von blühenden Topfgewächsen umgeben, die lorbeerbekränzte kolossale Büste des verewigten Borsig prangte. Auf dem Platze begann um 3 Uhr Nachmittags die eigentliche Feier des Festes, zu welchem seit den frühen Tagesstunden eine ungeheure Menschenmenge herbei gekommen war, welche im breiten Strom den ganzen Festschauplatz durchwogte.

Zu dieser Feier hatten sich auf besondere Einladung zahlreiche Personen auf der Tribüne vor der Wiese eingefunden, während sich auf der letzteren die Arbeiter und ihre Familien aufgestellt hatten. Unter den Eingeladenen bemerkte man Se. Excellenz den Handelsminister von der Heydt, den General-Baudirector Mellin, den Polizei-Präsidenten v. Zedlitz, den Polizei-Oberst Patzke, den Geh. Ober-Regierungsrath Lüdemann, den Bürgermeister Naunyn, den Professor Waagen und viele hervorragende Persönlichkeiten aus den industriellen und Handelskreisen. Die Akademie für Männergesang leitete die Feier durch eine Hymne ein. Dem Gesange folgte die von dem Commerzienrath Borsig gehaltene Festrede. Dieselbe galt zunächst und zumeist dem Gedächtniß des verstorbenen Geheimen Raths Borsig. Sein Verdienst sei es, daß man Das, was man vor 21 Jahren noch als ein Wunder des Auslandes angestaunt habe, jetzt aus den eigenen Werkstätten beschaffen könne. Die Borsig'schen Maschinenbau-Anstalten seien 1837 gegründet und darin die erste Locomotive im Zeitraum eines Jahres, 1841, gebaut worden. Die hundertste sei am 20. September 1846, die fünfhundertste am 25. März 1854 (dem Todesjahre Borsig's) und die tausendste am 21. August 1858 vollendet worden. Das Eisenwerk sei 1847 begonnen und seit 1850 im Betriebe; dasselbe lieferte 1854 bereits 130,000 Centner Eisen und 1855 bis 1857 250,000 Centner Schmiedeeisen. Es folgte ein Hinweis auf die immense Thätigkeit der Maschinenbau-Anstalt in Moabit. „Keine Fabrik in Frankreich, England und Belgien“, fuhr der Redner fort, „kann sich einer gleichen Wirksamkeit rühmen. Wir haben unsere Lehrmeister überflügelt und unsere Lehrmeister haben

dies anerkannt, indem sie in Paris unsere sechshundertste Locomotive mit der goldenen Medaille gekrönt haben. Deshalb feiern wir heut mit diesem neuen Abschnitt ein Fest von cultur-historischer Bedeutung.“ Herr Borsig brachte dann Sr. Majestät dem König ein mit Jubel aufgenommenes Hoch aus.

Hierauf vertheilte sich die bis dahin vor der Tribüne und auf derselben zusammengehaltene Masse nach allen Seiten, und es begann nun mit den Volksbelustigungen die allgemeine Freude.

Um 6 Uhr erschien von dem Eisenwerke aus der Festzug: „Die Wunder des Dampfes“. Von allen Seiten strömten die Massen herbei und bildeten zu beiden Seiten der Straße Spalier. Unter Böllerschüssen nahte der äußerst sinnreiche und imposant ausgestattete Zug (man sagte nach einer Zeichnung von Wilhelm Scholz entworfen). Zwei Herolde zu Pferde, welche Banner mit dem preußischen Adler trugen, eröffneten den Zug, auf prachtvoll geschirrten Pferden folgten acht Trompeter in Bergmannstracht; hinter diesen erschien Neptun, in einer von zwei Schwänen gezogenen Muschel ruhend, auf einer Wagenplatte, deren Zwiegespann von Meergöttern geführt wurde. Vier Schimmel, welche Berg-Geister leiteten, brachten nunmehr, auf hohen Felsen thronend, Vulkan heran, zu dessen Füßen Gnomen hämmerten, während hinter ihm fleischgewordene Werkzeuge: Hammer, Zange und Ambos einherschritten. Ein folgender Wagen brachte eine Schmiede, welche an Crinolinen Reparaturen vornahm, während Kladderadatsch und ein Panama-Hut mit einem Cavalier zu Pferde diese seltsame Werkstatt umgaben. Jetzt galt es, die Entwickelung der Verkehrsmittel darzustellen. „Fechtende Wanderburschen“ eröffneten den Reigen, mit tausend Kisten und Kasten schwer beladen holperte eine alte Postchaise, mit drei nebeneinander laufenden Pferden bespannt, hinterdrein, und an diesen schloß sich gar ein von zweien Ochsen gezogener Wagen lustiger Bierfiedler an. Nun kam der Gegensatz: ein Riese versinnlichte die „Murphy-Schritte“ mit denen die Industrie fortschritt zur Erfindung des Dampfes, dessen Kraft von Theeschwestern an dem Heben des Deckels einer Theemaschine bemerkt wurde. Auch diese Scene wurde auf einem Wagen dargestellt. Nun folgte eine Dampfmaschine und wandernde Schornsteine, dann Hoch- und Niederdruck, durch menschliche Fäuste versinnlicht, dann die Börse, dargestellt durch ein steigendes und fallendes Brett, zwei Wechselreiter und eine gemüthliche Prügelei unter obligatem Leierkasten-Vortrag der bekannten Wecker-Polka, dann die in der Zukunft durch Dampf getriebene Musik, die durch Dampf erzielten großartigen Resultate der Berliner Actien-Brod-Bäckerei, dann gar ein Straßen-Sprengwagen und eine zu Wagen recht possirlich veranschaulichte Darstellung der Dampf-Wasch- und Bade-Anstalt. Einen Zug im Zuge und zugleich das Finale bildete die tausendste Locomotive Borussia. Darauf nahm wieder das Volksfest seinen Fortgang, und mit der Dunkelheit begann die Illumination. Die ganze Feststraße schwamm in einem Meer von bunten Lampen und Lämpchen, welche an den Masten in Sternform befestigt waren und mit den großen Flambeaux auf den Ständern abwechselten. Ein Feuerwerk beschloß das Fest.

Berlin, 22. August.

Ihre Majestät die Königin von England, Ihre königl. Hoheiten der Prinz und die Frau Prinzessin von Preußen, der Prinz-Gemahl von England, der Prinz und die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm und die übrigen Mitglieder des hohen Königshauses begaben sich gestern Mittag nach Schloß Glienicke und nahmen daselbst bei Ihren königl. Hoheiten dem Prinzen und der Frau Prinzessin Carl das Dejeuner ein. Abends 8 Uhr fand im Schlosse Babelsberg das Diner statt; an demselben nahmen die hohen Herrschaften insgesammt Theil und hatte auch der Minister-Präsident v. Manteuffel, der Handels-Minister v. d. Heydt, der Justizminister Simons und einige andere hochgestellte Personen, welche sich um 6½ Uhr nach Potsdam begaben, Einladungen erhalten.

— Der österreichische Vertreter am hiesigen Hofe, Baron v. Koller, fuhr gestern Nachmittag 2 Uhr nach Schloß Babelsberg und kehrte um 6 Uhr von dort nach Berlin zurück.

— Heute Vormittag fand auf Schloß Babelsberg Gottesdienst nach dem Ritus der anglikanischen Kirche statt, wobei ein Theil des königl. Domchors die liturgischen Gesänge, bestehend in dem 23. Psalm, einem Matricale, einer Hymne und einem Choral mit englischem Text, ausführten. Der Prediger der anglikanischen Kirche, Hr. Bellson, hielt den Gottesdienst ab.

— Ein Buch, das Aufsehen, vielleicht auch Skandal machen wird, ist unter der Presse. Es rührt von dem Redacteur einer früheren hiesigen Börsenzeitung her und führt den Titel: „Hinter den Coulissen, oder sämmtliche Papiere der Berliner Börse, parteilos gewürdigt von Eli Samter. Mit Beweisstücken. Lieferung I. Einleitung: Die Antheile der Berliner Handelsgesellschaft.“

— Wie verlautet, hatte sich gegen den am 18. d. früh verstorbenen Postdieb Wasserlein während seiner Haft der dringende Verdacht eines zweiten schweren Verbrechens herausgestellt. W. besaß ein Grundstück in der Nähe von Schweidnitz, das vor zwei Jahren vollständig niederbrannte. Der Verdacht, daß das Feuer angelegt sei, war sofort rege, doch wagte Niemand, den Eigenthümer des Grundstückes, als eine angesehene Persönlichkeit, des Verbrechens zu zeihen, und die Behörde ließ einen Knecht, als der That verdächtig, in Haft nehmen; doch mußte Letzterer, nach mehrmonatlicher Einsperrung, wegen Mangels an Beweisen entlassen werden. Nach der letzten That Wasserlein's sollte die gedachte Affaire, namentlich auf Betrieb der dabei betheiligten stettiner

Versicherungs-Gesellschaft, einer neuen Untersuchung unterworfen werden, und die hiesige Criminal-Behörde hatte schon die nöthigen Recherchen begonnen, als der Verhaftete plötzlich durch den Tod dem irdischen Richter entzogen wurde.

— In den benachbarten Dörfern Zehlendorf, Lichterfelde, Giesensdorf ꝛc. treten seit einiger Zeit die Pocken heftig auf, und mehrere Personen, namentlich Erwachsene, sind schon daran gestorben.

— Aus Helgoland, dessen Frequenz von Badegästen in letzter Zeit sehr zugenommen hat, wird gemeldet, daß die Insel in freudigster Aufregung sei, indem sich das Gerücht verbreitet habe, die Königin Victoria werde auf ihrer Rückreise auch Helgoland besuchen.

— Bei Gelegenheit der Vermählungsfeier und des Einzugs II. kk. HH. des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen gab sich bekanntlich auch unter den jüngeren Mitgliedern des hiesigen Handelsstandes der Wunsch kund, den freudigen Gefühlen über dieses Ereigniß Ausdruck zu geben. Unter den verschiedenen zu diesem Behufe gemachten Vorschlägen ist nun der eine, eine Stiftung für alte, durch außerordentliche Unglücksfälle hülfsbedürftig gewordene Handlungsgehülfen zu gründen, in der Weise zur Ausführung gekommen, daß ein Capital zusammengebracht und dessen Verwaltung im Sinne der Stiftung dem seit längerer Zeit bestehenden Vereine junger Kaufleute übertragen ist. Das Vermögen dieses Vereins betrug nach dem jetzt veröffentlichten Abschlusse pro 1857 am Schlusse des Jahres 21,863 Thlr. 20 Sgr. 9 Pf. Mitglieder zählte der Verein 614. Die Einnahmen beliefen sich auf 3322 Thlr. 12½ Sgr., die Ausgaben auf 1973 Thlr. 11 Sgr.

— In der Zeit vom 1. bis 15. August wurden nach Berlin an Brennmaterialien eingeführt: 113,641 Tonnen Steinkohlen, Braunkohlen und Coaks, davon 93,265 T. zu Wasser und 20,376 T. per Eisenbahn, ferner 11,204 Klafter Torf, wovon 4½ Kl. per Eisenbahn, und 11,619 Kl. Brennholz, davon 45½ Kl. per Eisenbahn. In derselben Zeit wurden von hier ausgeführt: 2157 Tonnen Steinkohlen, Braunkohlen und Coaks, und zwar 951 Tonnen per Eisenbahn.

Köln, 21. August. Wie bereits mitgetheilt, wird Ihre Majestät die Königin Victoria auf Ihrer Rückreise von Schloß Babelsberg nach England am 28. d. wahrscheinlich zu ziemlich später Abendstunde hier eintreffen, am 29. hier verweilen und am 30. früh die Reise fortsetzen. Obwohl Ihre Majestät jeden officiellen Empfang abgelehnt, hat die städtische Verwaltung doch geglaubt, den die Bürgerschaft beseelenden Gesinnungen hoher Verehrung durch eine der erlauchten Fürstin darzubringende Huldigung Ausdruck verleihen zu müssen. Wie wir hören, soll namentlich am 29. Abends eine glänzende Beleuchtung der Rheinseite der Stadt Köln und des Domes veranstaltet werden.

München, 17. August. Der münchener Correspondent des „Schwäb. Mercur“ hält der „Neuen Münchener Ztg.“ gegenüber seine Behauptung aufrecht: daß ein dem König ursprünglich vorgelegter Wahlgesetzentwurf die Allerhöchste Genehmigung nicht erhalten habe. Inzwischen sei allerdings dem Entwurf in modificirter Gestalt die Zustimmung Sr. Majestät zu Theil geworden. Festzustehen scheint — und das bleibt die Hauptsache —, daß den Kammern ein neues Wahlgesetz unterbreitet werden soll.

Aus Oesterreich, 19. August. Die „österreichische Zeitung“ hat eine Reihe von Artikeln über das Finanzbudget vom Jahre 1857 veröffentlicht, welche nicht nur um ihres Inhaltes willen, sondern auch wegen der Quelle, aus der sie augenscheinlich fließen, Beachtung verdienen. Das Blatt wird nämlich allgemein für das Organ unseres Finanzministers gehalten, der als Protestant unseren clericalen Ultra's ein Dorn im Auge ist. Die „Oesterr. Ztg.“ unternimmt es, auf die politischen, socialen und national-ökonomischen Bedingungen hinzuweisen, an welche sich die von dem Frhrn. v. Bruck erstrebte Vermehrung der Staatseinnahmen knüpft. Sie führt aus, daß das volkswirthschaftliche System des Ministers ein organisches, wohlgegliedertes Ganzes ist, und daß es eine Täuschung wäre zu glauben, dasselbe könne auch theilweise und mit Hinweglassung einiger mißliebiger Punkte verwirklicht werden. Indem sie solcher Gestalt das „entweder, oder“ pointirt, giebt sie zu verstehen, daß unter die Reformen, auf welche der Minister nicht verzichten zu dürfen glaubt, auch die freie Concurrenz im Gewerbewesen und die Zulassung der Protestanten und Juden zum Besitze unbeweglichen Vermögens gehören. Aus der Art und Weise, wie sie diese Fragen behandelt, ist deutlich zu entnehmen, daß der Widerstand gegen die Aufhebung des Innungs- und Zunftzwanges, der Wuchergesetze und jener Principien, die nur den Katholiken zum Grundeigenthum zulassen möchten, vorzüglich in ultramontanen Kreisen zu finden ist und mit großer Entschiedenheit festgehalten wird. Daß Hrn. v. Bruck's Organ von dieser Opposition Act nimmt und sie im Namen des materiellen Fortschrittes beklagt, wirkt herabstimmend auf die Bevölkerung, welche darnach der Durchführung der Bruck'schen Grundsätze eine üble Prognose stellt. Es ist beachtenswerth, daß gerade die „Oesterreichische Zeitung“ in Artikeln, die freilich nur zwischen den Zeilen eine Beziehung auf hiesige Zustände erkennen lassen, überhaupt gegen den exclusiven Geist des modernen Kirchenthums zu Felde zieht. Allein die religiöse Duldung ist, zumal in Oesterreich, eine Bedingung der national-ökonomischen Wohlfahrt, und das Publikum weiß sehr wohl, warum Aufsätze, wie über „Kirche und Staat in England“, gerade in dem Blatte des Finanzministers erscheinen. (Spen. Z.)

†† **Aus Holstein**, 21. August. Die Haltung Hannovers in der holsteinschen Angelegenheit und ihrer Behandlung Seitens des Bundes giebt hier viel Anlaß zum Nachdenken. Man übersieht hier nicht, daß Hannover gerade in neuester Zeit durch eine mechanisch-bureaukratische Umformung seiner Zustände (vergl. das neue Staatsdienergesetz, bei dessen Ausarbeitung leider auch ein preußischer „Conservativer“ thätig gewesen ist) dem Geiste norddeutscher Freiheit und

dem norddeutschen Unabhängigkeitssinn auf das Schärfste und Nachsichtsloseste entgegengetreten ist, und man weiß damit die Begeisterung, die seine Regierung gegenwärtig für Holstein zur Schau trägt, nicht zu vereinigen. Das arme Holstein und Schleswig haben seit zehn Jahren nur zu oft schon sich Advokaten gefallen lassen müssen, von denen man mit gutem Recht sagen kann, sie haben damit nur Uebungen am Phantom vorgenommen. Es wird übrigens auch behauptet, die hannoverschen Schriftstücke, auch die Artikel in der N. H. Z. in Bezug auf die holsteinsche Angelegenheit seien verfaßt von Gustav Zimmermann, früher Professor in Kiel (und jetzt im hannoverschen Dienst) also auch dem Verfasser von dem 1854 erschienenen Buch: „Das wahre Rechtsverhältniß der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu einander, zu Deutschland und zu Dänemark.“ Das scheint mir aber fast ganz unglaublich. Am Bundestage ist freilich bisher immer nur von Holstein und Lauenburg die Rede; wer aber in dieser Sache heftig gegen Dänemark auftritt, besonders von „alten, verbrieften, hundertjährigen Rechten“ spricht, der meint nicht Holstein, sondern „Schleswig-Holstein“, denn Holsteins Verfassungsrechte können nur datirt werden von den Verordnungen von 1831 und 1834 über Einrichtung der Provinzialstände.

Nun hat aber Herr Professor Zimmermann in jenem Buche mit großer Umsicht und Klarheit dargethan, daß es mit jenen „uralten Rechten“ gar nichts ist, und wie er, wenigstens damals, überhaupt über die Schleswig-Holsteiner dachte, das geht schon hervor aus dem Schlusse der Vorrede zu jener Schrift, der also lautet: „Daß die Ultra's der schleswig-holsteinschen Partei meine Schrift unbedingt verdammen werden, versteht sich von selbst; für sie weiß ich keinen andern Rath, als nur die Schriftsteller ihrer Partei, oder was sie selbst schreiben, zu lesen, dann bekommen sie weder Kopfweh noch Migräne. Dagegen hoffe ich, daß die Mäßigen doch wenigstens Einzelnes in der Schrift finden, was ihnen bisher entgangen war, oder was noch einer anderen Auffassung und Deutung fähig ist, als bisher gelehrt wurde.“ Alles hat seine Grenzen, sagt man, und so, denke ich, auch der Satz: Die Zeiten ändern sich, und wir uns mit ihnen.

Jeden, der über das gedrückte, geknechtete Holstein schreit, möchte ich bitten, eine Reise dahin zu machen, um mit eigenen Augen und Ohren sich von der Richtigkeit oder vielleicht Unrichtigkeit einer solchen Klage zu überzeugen. Weit ins Land hinein zu reisen hat er nicht nöthig; wenn er an einem beliebigen Abend einen Bierkeller in Altona besucht und dort hört, wie das bekanntlich verbotene Lied „Schleswig-Holstein“ gespielt und gesungen, und dabei frei gesprochen wird über den König, die Gräfin Danner, die Minister, die Dänen ꝛc., so kann er, glaube ich, wieder nach Hause fahren und Bescheid wissen, wenn — er anders will.

In den „Hamb. Nachrichten“ finden sich seit einiger Zeit eine Menge Artikel für oder gegen den „Kirchentag“. Schon der Ort, wo, und (im Allgemeinen) die Art, wie sich darüber ausgesprochen, ist wohl gerade nicht der Sache angemessen zu nennen. Wenn aber die „freien Bürger“ Hamburgs sogar aufgefordert werden, sich ferne zu halten vom Kirchentage, und es gerühmt wird, daß demselben ein paar Kirchen verschlossen bleiben sollen, so ist doch sehr zu fürchten, daß eine solche Aufforderung falsch verstanden werden, und das „Fernehalten“ sich in ein „Entgegentreten“ verwandeln könnte. Mir scheint daher, die „freien Bürger“ sollten dafür bestrebt sein, daß Fremde bei ihnen für einen jedenfalls doch nicht schlechten Zweck (um recht bescheiden mich auszudrücken) sich frei bewegen dürfen.

---

* **Paris**, 20. August. Der Kaiser und die Kaiserin auf Reisen, die Conferenzen am Ende ihrer Thätigkeit, die Zeitungen inhaltslos, das ist die Situation. Wäre das Geschimpfe gegen England nicht noch wenigstens an der Tagesordnung, so müßte man vor Langerweile vergehen. Das Bombardement von Dscheddah, allerdings bis jetzt noch nicht erklärlich, wird in nächster Zeit dazu Stoff geben.

— Der Moniteur ist sehr wortkarg in seinen Mittheilungen über das Bombardement von Dscheddah; doch läßt sich bei aller Zartheit und Zahmheit dieses Artikelchens, das über die Thatsachen auch nicht Eine Zeile Neues bringt, leicht herauslesen, daß das Tuilerien-Cabinet gerade nicht entzückt über diesen Handstreich britischer Rache ist.

— Unter den Rechten, die den beiden Wahlversammlungen der Donaufürstenthümer laut der Convention zustehen, befindet sich auch das der Budget-Verweigerung und das Recht, die Minister in Anklage-Zustand versetzen zu können. Die beiden Fürstenthümer haben verschiedene Fahnen, doch sollen, wenn die Hospodaren beisammen sind, beide ein blaues Band als gemeinschaftliches Zeichen und Symbol der türkischen Suzerainetät führen. Die Pforte hat auf Berufung von Seiten der Hospodaren das Interventionsrecht; sie soll jedoch ohne Einwilligung der Unterzeichner der Convention keine Veränderungen in der Verfassung vornehmen dürfen.

— Rußland und Oesterreich haben bei folgenden drei Anlässen mit einander gestimmt: 1) Sowohl Rußland als Oesterreich haben für den gegenwärtigen hohen Wahlcensus gestimmt; 2) beide Mächte haben die auch angenommenen, jüngst mitgetheilten Kategorien befürwortet, in welchen die Hospodarats-Candidaten zu suchen sind; 3) sowohl Graf Kisselew als Baron Hübner haben sich gegen die Bezeichnung Assemblées représentatives gewehrt und die Umänderung in Assemblées électives durchgesetzt. —

— Die Bevollmächtigten, welche sich schon reisefertig machten, um ihre Ferien zu beginnen, werden nun wieder durch die Morse-Angelegenheit

zurückgehalten. Es soll demnächst eine Berathung der Gesandten sämmtlicher Staaten, die sich bei ihren Telegraphen des Morse'schen Systems bedienen, Statt finden, damit die dem genialen Erfinder zugedachte und wohlverdiente Belohnung festgesetzt werden könne. —

Paris, Mitte August. Es wäre Ihrem Berichterstatter lieb gewesen, dem großen Strome folgen und den Cherbourger Festen beiwohnen zu können. Nicht etwa, weil das Schauspiel militärischer Kraftentwickelung irgend welche Anziehungskraft auf ihn übt, oder weil er in der officiellen Loyalität und Cordialität bei fürstlichen Reisen und Besuchen eine Bürgschaft der Ordnung und des Friedens erblickt — sondern lediglich um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, in wie weit die Kräfte, welche den Menschen zum Schaffen, zum friedlichen Fortschritt gegeben sind, in den Werken der Zerstörung und des Krieges vergeudet werden. — Man erzählt sich hier Wunder über die Anzahl und Vorzüglichkeit der Kriegsschiffe im Hafen von Cherbourg, über die Befestigungswerke, die Fülle des in den Zeughäusern angehäuften Kriegsmaterials — und neulich las ich in halbamtlichen Zeitungen, daß die Regierung die nächste Sitzung des Corps législatif mit neuen Credit-Anfragen für die Seerüstungen eröffnen wird, und man erzählte mir von großen Ankäufen von Kanonen neuester Erfindung. — — Es ist merkwürdig, wie die Erfindungsgabe sich gerade in der Fabrikation von Kriegsbedarf am glänzendsten zeigt, und wie die hochcivilisirten Völker Europa's sich am meisten anstrengen, um dasjenige zu schaffen und mit stets größerer Wirkungskraft zu versehen, was keinen anderen Zweck hat, denn Alles zu zerstören, was zu den mannigfaltigen, nützlichen, häufig unentbehrlichen Zwecken des Lebens dient. Und wenn man, angesichts der „großartigen" Resultate, welche die Neuzeit in dieser Hinsicht erworben hat, die Fortschritte der Wissenschaft und der Technik erhebt, so ist es mir unerklärlich, wie man in dem Fortschritte auf dieser Bahn nicht vielmehr ein großes Uebel erblickt. Ich für meinen Theil kenne kein traurigeres Schauspiel, als die menschlichen Kräfte so schnurgerade gegen ihren einzigen, stets wohlthätigen Zweck angewandt zu sehen. Aber sogar für die Männer des Krieges dürften die Fortschritte der Mordwerkzeuge-Industrie etwas Unheimliches haben. Denn abgesehen von den furchtbaren Verheerungen, welche dadurch ein allgemeiner Krieg im Herzen Europa's zur Folge haben würde — und wer leugnet jetzt noch die Möglichkeit eines derartigen, vielleicht in nächster Zukunft bevorstehenden Krieges? — abgesehen davon, zwingt jede neue Erfindung auf diesem Gebiete sofort die Regierungen, das Vorhandene bei Seite zu schaffen, wenn es auch, nach seiner materiellen Beschaffenheit, noch mehrere Jahre hindurch „brauchbar" gewesen wäre, und sich das neue Material anzueignen, damit man nicht bei plötzlich losbrechendem Kriege dem Feinde wehrlos gegenüberstehe. Es braucht wohl nicht dargethan zu werden, welche Vergeudung der Staatseinkünfte dies Verfahren zur nothwendigen Folge hat, und wenn die Budgets der Kriegsministerien immer und immer mehr anwachsen, so bedarf dies nach dem Gesagten wohl kaum mehr einer Erörterung.

Eine Geldfrage also. O ja, nur eine Geldfrage, — ich gestehe es, nicht ohne Furcht, daß man von gewisser Seite her Klage darüber führen wird, daß nun auch die Sorge für die Wehrbarkeit der Staaten den materiellen Tendenzen unserer Zeit geopfert werden soll. — Die Liberalität Einzelner — es seien nun Minister oder Kammermajoritäten — wenn es sich um das Eigenthum Aller, um den Ertrag der am meisten die unteren Klassen drückenden Steuern handelt, hat doch etwas Lächerliches, und wer eine Reducirung des Kriegsbudgets empfehlen möchte, um auch in der Armenpflege und in der Criminaljustiz eine Besserung zu erzielen, für den sind derartige Geldfragen eben keine materiellen Fragen. —

Wenn man hier, in den nächsten Tagen wenigstens, diese friedlichen Ergüsse liest, so wird man sie für ziemlich überflüssig halten. Ist doch Alles hier schon so friedlich gestimmt! Nie — heißt es überall — war uns der Frieden so verbürgt, als gerade jetzt. Und doch habe ich wirklich Nichts übertrieben, wie ich von den großen Kriegsrüstungen der hiesigen Regierung sprach, und sind diese Rüstungen für Niemand ein Geheimniß. Dieser Widerspruch erklärt sich aber leicht, denn „Cherbourg" — besagt der Titel einer bekanntlich hier erschienenen Broschüre — „Cherbourg, c'est la paix." Sie vermuthen, der Verfasser dieser Broschüre sei ein versteckter Feind des kaiserlichen Regiments, der durch diesen Titel recht schlagend daran hat erinnern wollen, wie das „l'Empire, c'est la paix" in Erfüllung gegangen ist. Möglich, ich habe aber keinen Grund, es anzunehmen. Jedenfalls hat man hier das neue Stichwort nicht so gedeutet, es vielmehr in gutem Glauben aufgenommen. Unleugbar ist die allgemeine Stimmung seit den letzten Tagen in Bezug auf die Frage: Krieg oder Friede? bedeutend beruhigt, und was entscheidend ist, an der Börse hatte die Hausse zum ersten Male nach langer Zeit einen kurzen Sieg wieder davongetragen. — Ich möchte nicht gern Jemand beunruhigen, und Niemand kann die Fortdauer des Friedens so feurig wünschen als ich — aber es beweist dies Alles doch, wie sehr man berechtigt ist, den Franzosen auf ihr: „c'est avec des mots que l'on gouverne le monde" das „Parlez pour vous, messieurs" zurufen.

Es ist gewiß merkwürdig, daß eben in denselben Tagen, wo die unumschränkte kaiserliche Regierung in Frankreich die Anlage eines gewaltigen Kriegshafens vollendet hat, das parlamentarische Belgien sich geweigert hat, seinen wichtigsten Handelsplatz in ein Netz von Befestigungen einzuengen. Ich habe mich aufrichtig über das Votum der Brüsseler Kammer gefreut, denn wirft Frankreich sich je auf Belgien — und diese Even-

tualität berücksichtigt das Regierungsproject doch wohl hauptsächlich — so würde das wie auch befestigte Antwerpen es wirklich nicht aufgehalten haben.

S. M. **London**, 20. Aug. Einen auffallenden Contrast bieten seit acht Tagen in den hiesigen Zeitungen die Berichte einerseits über den „Triumphzug“ des Kaisers der Franzosen und andererseits den Besuch der Königin Victoria in Preußen. Während seit 14 Tagen schon täglich 3 bis 4 der gigantischen Spalten der hiesigen Blätter mit Berichten über jenen bis in die kleinsten Kleinheiten hinein gefüllt sind, erscheinen über diesen nichts als dann und wann spärliche, magere, abgerissene „Notizen“, meist aus preußischen Zeitungen entlehnt; und von den zahlreichen englischen Correspondenten und Berichterstattern, die nach Angabe der Berliner Blätter plötzlich in oder auf Potsdam sich niedergelassen haben sollten, ist bis jetzt noch keine Spur des Daseins in den Londoner Zeitungen zu entdecken gewesen. Im Grunde hat sich bisher nur ein englischer Correspondent bemerkbar gemacht, und das ist kein anderer, als Lord Malmesbury, I. Maj. Minister des Auswärtigen, der mit diplomatischer Genauigkeit seinem Collegen, dem Minister des Innern, officiell berichtete, daß I. Maj. und der Prinz-Gemahl jetzt auf der „Babelsburg“ residirten mit dem Prinzen „Friedrich“ von Preußen und der „Princeß Royal“, und daß die Königin Sr. k. H. dem Prinzen Carl auf Höchstdessen schönem Landsitze „Glenecke“ einen Besuch abgestattet; — vielleicht soll Letzteres verhochdeutscht sein. Zur Vermeidung von Mißverständnissen beeile ich mich übrigens, hinzuzufügen, daß, was Correspondenz betrifft, der edle Graf seinem berühmten Vorfahren anerkanntermaßen durchaus nicht nachsteht. In obiger Beziehung nun zeichnet sich insbesondere die „Times“ aus: in einer Nummer zuweilen bringt sie von ihren Correspondenten, regulären und irregulären, eigentlichen und uneigentlichen, ihren „owns“ und „specials“, lange Berichte aus Frankreich — aus Paris und aus den Pyrenäen und der Bretagne, wo der Kaiser ist und wo er sein wird, — während Preußen, wo selbst die Königin von England in seiner Hauptstadt sich befindet, kaum erwähnt wird; sie hat den Bann gesprochen über Preußen — und Preußen wird sich trösten darob. Uebrigens sind jene kurzen Notizen beredter und eindrucksvoller, als diese langen Berichte, und nicht die Schuld des preußischen Volkes würde es sein, wenn Preußen und England politisch nicht immer und überall befreundet und vereint sein sollten.

In welchem immer ausgedehnteren Maße **Ackerbau-Maschinen** Seitens englischer Landwirthe in Anwendung kommen, erhellt u. a. aus der Thatsache, daß eine Fabrik allein (in Brentwood, Norfolk) von den sog. M'Cormick'schen verbesserten Ernte-Maschinen im J. 1855 nur 20, im J. 1857 aber schon 200 und in diesem Jahre bereits 700 anfertigte, von denen auch eine Anzahl nach außerhalb ging. Wie ersprießlich in der That für den Ackerbau und insbesondere die Ertragsfähigkeit des Bodens sich die Anwendung derartiger Maschinen erweist, stellt sich mit jedem Jahre augenscheinlicher heraus; so erzielt ein Landwirth, nachdem er auf sein Pachtgut 4000 Pfd. St. für Maschinen verauslagt und allerdings statt der früheren 5 Pfd. St. jetzt 25 Pfd. St. pro Woche an Arbeitskosten darauf zu verwenden hat, dagegen einen dreimal größeren Fruchtertrag als früher und unterhält eine viermal größere Anzahl von Vieh. Dessenungeachtet findet die Einführung von Maschinen noch vielfachen Widerstand, wenn auch nur passiven, unter der englischen Arbeiterbevölkerung auf dem Lande, obgleich erwiesen ist, daß auch der Arbeiter sich besser dabei steht und durch den höheren Ertrag des Bodens auch ein in mindestens gleichem Verhältnisse größeres Quantum menschlicher Arbeitskraft erfordert wird, wie denn auch noch nirgends ein Ueberfluß an Letzterer, vielmehr hie und da das Gegentheil hervorgetreten ist, und im Ganzen die Lage der ländlichen Arbeiterbevölkerung in den letzteren Jahren eine sichtlich bessere geworden ist. Noch mehr waltet diese Abneigung bei der irischen Landbevölkerung ob, und dort bleibt sie nicht immer passiv, wie die jüngsten Ereignisse in Kilkenny beweisen. Als eine Episode dieser Unruhen und zur Veranschaulichung des modus operandi erzählt ein irisches Blatt, daß eine Abtheilung der Aufrührer sich auf den Acker eines Pächters begab und, „ohne um Erlaubniß zu fragen“, das Getreide heruntermähte, alsdann aber peremtorisch „Zahlung“ verlangte; am andern Morgen fingen sie an, ebenso motu proprio das gemähte Getreide aufzustellen, räumten aber, buchstäblich, schleunigst das Feld, da sie hörten, daß die Cavallerie hinter ihnen sei; das Mähen (durch Mähmaschinen) geschieht jetzt in der Gegend „unter dem Schutze der Polizei“.

Die Mittheilung eines irischen Blattes, daß Lord Palmerston gesonnen sei, sich ganz vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, scheint noch sehr der Bestätigung zu bedürfen.

Im nächsten Monat sollen endlich die zwei ersten Bände der Geschichte Friedrichs des Großen von Thomas Carlyle erscheinen. Man sieht ihnen natürlich mit äußerster Spannung entgegen.

— Die „Times“ findet das Bombardement von Dschedдah durchaus nicht in der Ordnung.

— „Daily-News“ bemerken in einem Leitartikel über Dscheddah, daß die Fortsetzung des Bombardements nach Namik Pascha's Besuch an Bord des Cyclops einiger Aufklärung bedürfe. Nach dem Tansimat sei die früher oft mißbrauchte Gewalt über Leben und Tod allen örtlichen Behörden des ottomanischen Reiches entzogen worden, und kein Unterthan des Sultans könne mit dem Tode bestraft werden, bevor das über ihn gefällte Urtheil von Konstantinopel aus bestätigt

worden sei. Der Capitän des Cyclops müsse dieses Gesetz gekannt und daher gewußt haben, daß Namik Pascha keine leeren Ausflüchte gebrauchte.

Asien. Der indische Times-Correspondent, W. Russell, hat sich von Futtyghur nach Simla begeben und schreibt aus letzterem Orte unter dem 24. Juni: „Von Sir Colin Campbell darf man mit Recht sagen: Cavendo restituit rem. Der orientalische Instict der Schlauheit lehrt die Neutralen und Lauwarmen endlich, daß der Tag unser ist, und an ihrer Sympathie und Cooperation läßt sich hinfort nicht mehr zweifeln. Mit Ausnahme des Nena Sahib hat der Feind jetzt keinen hervorragenden Führer mehr. Tantia Topi ist nichts weiter als ein bloßes Werkzeug. Der Mulwi ist durch die Verrätherei unseres Freundes, des Radschah von Powayna, gefallen — denn Verrätherei war es, wenn der Fanatiker wirklich, wie ich gehört habe, während einer Unterhandlung erschossen wurde. Die Rani von Jhansi ist als Heldin gestorben; denn es scheint mir, daß die Art ihres Todes, da sie an der Spitze ihrer Schaaren fiel, in der That einen gewissen Anspruch auf Bewunderung hat, eine so blutdürstige und wilde und grausame Tigerin sie auch gewesen sein mag. Khan Bahadur Khan soll unser Gefangener sein, und die Begum hat in Aubd alle Energie und allen Einfluß verloren. Der Herrscher von Kaschmir liefert uns die flüchtigen Mörder aus oder vertreibt sie aus seinem Gebiete.

Telegraphische Depeschen.

Wien, 22. August, Morgens 5 Uhr. So eben verkünden 101 Kanonenschüsse die gestern 10 Uhr Abends in Laxenburg erfolgte glückliche Entbindung der Kaiserin von einem Kronprinzen.

Paris, 21. August, 2 Uhr Nachm.
Börse vom 21.

4½ % Rente	00 00
3 % Rente	69 50
Franz.-Oesterr. E.-A.	641 25
Mobiliar-Credit-Ges.	722 50
1 % span. Schuld	00 00
3 % dito	00 00

London, 21. August. (W. T. B.) Gestern Abend ist vermittelst des atlantischen Telegraphen die Nachricht eingetroffen, daß die englischen Dampfer „Europa“ und „Arabia“ am vergangenen Sonnabend bei Cap Race zusammengestoßen seien. Die „Arabia“, die nach New-York segelte, blieb fast unbeschädigt; die „Europa“, nach Liverpool bestimmt, hingegen verlor ihren Bugspriet und ihr Stern erhielt einen Sprung; sie bleibt behufs ihrer Ausbesserung bis zum 26. d. M. in Saint-Johns in Newfoundland. Der Verlust eines Menschenlebens ist bei dem Zusammenstoß nicht zu beklagen. Die „Persia“ wird die Briefe und die Passagiere von St.-Johns abholen.

Petersburg, 21. August, Nachmittags. Durch einen Courier, der die Reise aus China zu Lande in 50 Tagen zurückgelegt, ist die Nachricht eingegangen, das am 1. Juni ein Friedensvertrag zwischen Rußland und China abgeschlossen worden sei. Später erfolgten Friedensabschlüsse Seitens Chinas mit Amerika, dann mit Frankreich und England. Durch dieselben ist China dem Verkehr geöffnet. Am 16. Mai war bereits ein Vertrag durch den General Murawjeff unterzeichnet worden, welcher das linke Ufer des Amur als Grenze zwischen Rußland und China festsetzt.

Briefkasten.

S. M. Brief in Betreff des Verlages abgegangen. G. Z. Erhalten. Herzlichster Gruß. Morgen Abend verreise ich auf kurze Zeit nach Thüringen 2c. E. L. Erhalten. Ch. n. Weiteres erwarte ich der Verabredung gemäß.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch). — Redacteur: H. Keipp in Berlin.

Preußen und das europäische Gleichgewicht.

Bei keinem Staate tritt es so deutlich hervor, daß er ein Product der Geschichte ist, wie bei Preußen. Es bildet kein strategisches oder ökonomisches Ganze, es hat weder eine nationale Basis noch eine geographische Abrundung, ja nicht einmal einen geographischen Zusammenhang, sondern man könnte auf den ersten Blick versucht sein, es für einen durch den Zufall zusammengebrachten Ländercomplex zu halten. Und wie viel mehr noch hatte es diesen Anschein zur Zeit des großen Kurfürsten, wo Preußen nur aus zerrissenen Landpartikeln bestand, von denen damals wohl Niemand vorausgesehen hat, daß sich daraus eine europäische Macht entwickeln würde. Ist dies also gleichwohl geschehen, so kann es nur durch besondere Umstände ermöglicht sein, und dieselben Umstände, welche die Bildung der preußischen Macht erklären, werden uns zugleich erkennen lassen, welche Stellung diese Macht in dem europäischen Staatensystem einnimmt und einnehmen soll. Es wird daher nicht ohne Interesse sein, diese Umstände hier in der Kürze hervorzuheben.

Das Erste war die Zersetzung des deutschen Reiches nach dem westphälischen Frieden, in Folge dessen die deutschen Territorien sich allmählich zu unabhängigen Staaten entwickeln konnten. Doch wirklich erreicht wurde diese Unabhängigkeit vorerst nur in dem damals unter polnischer Oberhoheit stehenden Herzogthum Preußen, und daß dies möglich war, und daraus eine Macht hervorging, beruhte auf dem Verfall Polens. Denn ein mächtiges Polen hätte eine preußische Machtentwickelung unmöglich gemacht. Davon überzeugt uns ein Blick auf die Landkarte. Dies waren also die beiden Hauptursachen, der Verfall des deutschen und des polnischen Reiches, welche das Emporkommen der preußischen Macht ermöglichten. Was dann aber dieser jungen Macht ihre hohe Bedeutung gab, das war vor Allem das gleichzeitige Anschwellen der französischen Macht seit Ludwig XIV. wie der russischen Macht seit Peter dem Großen, denn seitdem wurde Preußen nach beiden Richtungen hin zur Barrière, und erhielt dadurch ein hohes Interesse für die europäische Politik. Dazu kam andererseits noch das gleichzeitige Sinken der schwedischen wie der holländischen Macht, welches sehr wesentlich dazu beitrug, der preußischen Macht eine neue Wichtigkeit für den Norden wie für den Westen zu geben.

Demnach waren es vorzugsweise außerdeutsche europäische Verhältnisse, welche das Emporkommen Preußens bedingten. Und so sah man desgleichen, als Preußen nach der Schlacht bei Jena darniedergeworfen war, daß es sich nur durch eine große europäische Combination wieder aufrichten konnte. Es folgt also daraus, wie sehr unrichtig es ist, wenn man den Beruf Preußens vorzugsweise in Deutschland finden will, wie uns die Gothaer bis diesen Tag glauben machen wollen. Wir behaupten im Gegentheil, daß Preußens Beruf gerade vorzugsweise auf die europäische Politik hinweist, in welcher es die Fundamente seiner Machtstellung zu suchen hat.

Dies springt noch mehr in die Augen, wenn wir die centrale Lage Preußens erwägen. Offenbar nämlich liegt es in der Mitte zwischen dem europäischen Westen und Osten, und die Geschichte zeigt, wie erst seit dem Emporkommen Preußens ein lebhaftes Ineinanderwirken des östlichen und westlichen Staatensystems stattgefunden hat. Man kann aber auch sagen, daß es eben so zwischen dem Süden und dem Norden liegt, und überhaupt in der Mitte Europa's. Fassen wir nur die politischen Knotenpunkte in's Auge, und ziehen Linien von Petersburg oder Moskau nach Paris, wie von London nach Konstantinopel; oder nehmen wir rein physische Punkte, und ziehen Linien von dem Nordcap nach Sicilien, wie von dem nördlichen Ausläufer des Ural nach dem Cap Vincente, oder von der Donaumündung, wie von der Spitze der Adria und dem Golf von Genua nach der Ost- und Nordsee, — immer gehen diese Linien durch Preußen hindurch. So central ist seine Lage, und eben darum war das Emporkommen der preußischen Macht von hoher Wichtigkeit für das ganze europäische Staatensystem. Aber aus demselben Grunde konnte diese neue Macht auch nur durch gewaltige Kämpfe zur vollen Anerkennung gelangen. Es geschah durch den siebenjährigen Krieg, in welchen, wie man weiß, fast ganz Europa verwickelt wurde.

Kann es nach dem Allen zweifelhaft sein, welche Bedeutung diesem Staate für das europäische Staatensystem zukommt? Er ist offenbar zur Vermittlung, d. h. zur Erhaltung des Gleichgewichts bestimmt. Und gerade seine künstliche Zusammensetzung, wie sein weitgestrecktes und zerrissenes Territorium, welches an und für sich betrachtet so viele Schwierigkeiten hervorruft, macht ihn eben dazu wie geschaffen, indem es ihm gewissermaßen die Gestalt eines Balanciers giebt und seine Berührungspunkte mit dem Auslande unendlich vermehrt. Kein Staat hat verhältnißmäßig so ausgedehnte Grenzen und so viele Nachbaren, worunter drei Großmächte, was eben nur bei Preußen der Fall ist. Es wird darum nothwendig von allen großen Fragen mit berührt, ja es kann sich, selbst wenn es wollte, nur schwer isoliren, und dies zu thun wäre eben so naturwidrig als gefährlich für Preußen. Dazu folgt aus seiner inneren Structur, daß seine Macht nothwendig sehr beweglich sein muß, um sich mit gleicher Leichtigkeit nach rechts oder links zu wenden, wozu ein schlag-

fertiges Heer und gefüllte Kassen gehören. Zu großen Anstrengungen genöthigt, bei von Natur geringen Mitteln, muß es seine Mittel künstlich steigern, und muß daher eine hohe geistige Regsamkeit entwickeln, wie es auch gerade seinem protestantischen Charakter entspricht. Wie es also geographisch in der Mitte liegt, so ist es auch in geistiger Beziehung zur Ausgleichung und Vermittelung bestimmt, und muß daher allen geistigen Richtungen freien Raum geben; es muß der Geistesfreiheit dienen, oder es schadet sich selbst. Für dies Alles spricht die Erfahrung, und dies Alles muß man zusammenfassen, um den politischen Beruf Preußens zu verstehen, und Alles dies läuft auf eine Gleichgewichtspolitik hinaus.

Den deutlichsten Beweis für diese Behauptung liefert schon die Politik des großen Friedrich, wenn man dabei nur berücksichtigt, daß damals Preußen selbst noch um seine Anerkennung zu kämpfen hatte, die, wie gesagt, erst durch den siebenjährigen Krieg vollkommen erreicht wurde. Bis dahin mußte daher Friedrich vor Allem Feldherr sein, aber in der zweiten Hälfte seiner Regierung war er vorzugsweise Politiker und machte Preußen zum Regulator der europäischen Politik. Er gewann dadurch ein Ansehen, welches im Verhältniß zu seinen geringen materiellen Mitteln fast wunderbar erscheinen mußte. In dieser Schule hatte sich Herzberg gebildet, durch dessen Einfluß sich diese Gleichgewichtspolitik noch in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms II. erhielt. Aber nach Herzberg's Rücktritt verlor man diese Idee, und die Folgen davon waren verhängnißvoll.

Preußen verfehlte seitdem seinen Beruf und verlor damit sein Ansehen und fast seine Existenz. Es konnte nicht anders sein. Denn wir wiederholen: wenn ein so künstlicher Ländercomplex, wie der preußische, zu einer europäischen Macht geworden ist, so kann dies nur auf besonderen Umständen beruhen, und nur ein besonderer Beruf kann es sein, welcher dieser Macht einen Werth für das europäische Staatensystem giebt. Preußen kann darum sehr viel bedeuten, wenn es in diesem Berufe seine Kräfte anstrengt, aber durch sein blos passives Dasein bedeutet es nur wenig, und bei einem längeren Versinken in solchem Zustand würde es die Bedeutung einer europäischen Macht allmählich wieder verlieren.

Die französische Revolution bedrohte das europäische Gleichgewicht, und so wäre es Preußens Beruf gewesen, dieser Gefahr mit seiner Macht entgegen zu treten, allein es zog sich durch den Separatfrieden von Basel zurück, und gerieth dadurch selbst an den Rand des Untergangs. Jedermann kennt den Zusammenhang zwischen Basel und Jena, aber um so schmerzlicher ist es zu sehen, daß dieses Beispiel keine Lehren hinterlassen hat, und daß Preußen jüngsthin im orientalischen Kriege abermals seinen Beruf verfehlen konnte, eben so zum Nachtheil für Europa wie für sich selbst. Denn wäre Preußen bei den drohenden Verwickelungen der orien-

talischen Frage von vornherein mit Entschiedenheit aufgetreten, so wäre es wahrscheinlich gar nicht zum Kriege gekommen, oder wenn doch, so würde dieser Krieg viel geringere Opfer gekostet und viel entscheidendere Resultate geliefert haben, und Preußen stände jetzt anders in Europa als es wirklich steht. Um so mehr wird es nun darauf ankommen, das Versäumte nachzuholen. Darum muß sich Preußen auf sich selbst besinnen, um durch die Erkenntniß seines wahren Berufs sich wieder zu der politischen Regsamkeit zu erheben, die es seit lange verloren zu haben scheint.

Drei Hauptursachen waren es, welche Preußen über ein Menschenalter hindurch von seinem wahren Beruf abgelenkt haben. Zuvörderst nämlich die sich aus den Freiheitskriegen entwickelnde Deutschthümelei, welche die Ansicht hervorrief, daß Preußen sich vorzugsweise mit deutschen Angelegenheiten zu beschäftigen und respective die Aufgabe habe, ein neues deutsches Reich zu gründen, — eine Aufgabe, die natürlich nicht erfüllt werden konnte, die aber lange genug die besten Kräfte absorbirt hat. Noch immer ist diese deutschthümliche Politik nicht überwunden, vielmehr scheint man in gewissem Sinne sich um so mehr darin verstricken zu wollen, wodurch man seinen Horizont nur immer mehr beschränkt. Wahrlich, es kennzeichnet diese Politik, welche sich in den großen europäischen Conflicten neutral erklärte, und dann andrerseits in so geringfügigen Dingen, wie z. B. der Rastatter Frage, mit einer unleugbaren Animosität auftritt, die um so mehr etwas Auffallendes hat, als es sich in diesem Falle nicht einmal um ein praktisches Interesse für Preußen handelt.

Das Zweite war die heilige Allianz, welche Preußen allmählich um alle politische Action in Europa brachte. Denn es wurde dadurch zu einem blos passiven Gewicht in der Waage der russischen Politik, und als solches konnte es für Europa nicht viel bedeuten. Seitdem schien es wohl, als ob auswärtige Politik überhaupt nur wenig zu dem Berufe Preußens gehörte, während sich doch der große Friedrich ganz vorzugsweise damit beschäftigt hatte. Die Interessen unserer politischen Machtstellung traten je mehr und mehr zurück. Bedeutende Diplomaten gab es nicht, und da bei einer passiven Politik sich keine bilden konnten, so mußte die preußische Diplomatie je mehr und mehr in Verfall gerathen, indem sie demselben bureaukratischen Geiste erlag, welcher sich der inneren Angelegenheiten bemächtigte und welchem es für die großen europäischen Combinationen gleicherweise an Neigung wie an Verständniß fehlt.

Endlich kam dazu noch eine unklare Restaurationsphilosophie, welche die preußische Politik in unfreie und mystische Richtungen verwickelte. Danach sollte Preußens Beruf nicht sowohl in der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, als vielmehr in dem Kampfe für das sogenannte göttliche Recht liegen, welches angeblich von Rußland vertreten wurde. Es ging daraus eine Tendenzpolitik hervor, welche der Natur und Lage des preußischen Staates so sehr widerspricht, daß sie von klaren poli-

tischen Köpfen jeder Zeit perhorrescirt worden ist, die aber doch immerhin so viel Einfluß gewann, daß sie insbesondere die Neutralität in dem jüngsten Kriege sehr wesentlich mit herbeigeführt haben dürfte.

Möchten nun alle diese Irrthümer für immer vergessen und beseitigt sein. Wenn aber daraus unleugbar unsere dermalige isolirte und deprimirte Stellung hervorgegangen ist, welche alle ächten Preußen mit Betrübniß erfüllt, so leben wir der frohen Hoffnung, daß auf den Abend ein Morgen folgt, und daß Preußen noch immer Mittel genug hat, die ihm gebührende Stellung einzunehmen, sobald es nur seinen Beruf ergreift, der es heute wie gestern auf die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts hinweist. Auch an Veranlassung, diesen Beruf geltend zu machen, fehlt es heute so wenig wie gestern. Oder ist das europäische Gleichgewicht nicht fortwährend bedroht? Und wenn sich dereinst diese Drohungen in Ernst verwandelten, würde es nicht gerade Preußen sein, über welches die Wellen von links oder rechts zuerst herschlügen? Und sollte sich also Preußen nicht dadurch veranlaßt fühlen, diese Eventualitäten schon jetzt in's Auge zu fassen?

Wie schwankend und gespannt müssen doch die europäischen Verhältnisse sein, wenn die hohe Diplomatie ängstlich darauf lauscht, welche Worte etwa in Cherbourg oder in Brest den kaiserlichen Lippen entfließen werden, wie wenn dies über Krieg oder Frieden entschiede. Ist's nicht ein unwürdiger und geradezu unerträglicher Zustand, wenn die Sicherheit Europa's von den freundlichen oder feindlichen Intentionen abhängen soll, die man in den Tuilerien hegt? Oder bietet etwa die englisch-französische Allianz eine Gewähr des Friedens, indem sie vorkommenden Falls die kriegerischen Intentionen im Zaum zu halten vermöchte, während doch diese Allianz selbst schon so unkräftig und erstorben ist, daß es immer neuer Spectakelstücke bedarf, um ihr den Schein des Lebens zu geben? Sie ist wohl keine bessere Garantie als die berühmte Phrase, daß das Kaiserthum der Friede sei, — so lange nämlich, als ihm der Krieg keine Aussicht auf Erfolg zu bieten scheint, und keinen Augenblick länger. Und wie das Kaiserthum der Friede ist, gerade so ist Rußland die Enthaltsamkeit. Denn freilich besiegt, und noch an den Nachwehen eines opferreichen Krieges leidend, hat Rußland seine aggressive Politik gegen Europa einstweilen aufgegeben, aber um deswillen so wenig seinen Vergrößerungsplänen entsagt, daß es vielmehr um so eifriger seine Herrschaft am Amur ausbreitet und dadurch einen neuen Länderzuwachs vorbereitet, so groß wie ganz Deutschland. Und wenn es in seinem europäischen Theile jetzt ausschließlich den Arbeiten des Friedens obliegt, so ist ja nichts so sehr geeignet, seine Kriegsmittel zu vermehren, als eben diese zeitweilige Friedenspolitik, welche ihm Eisenbahnen, wie einen Zuwachs an Capitalien und Menschen verspricht, der in Zukunft seine Kriegsführung nur um so nachhaltiger und energischer machen wird. Wahrlich, wenn Rußland dem civilisirten Europa jemals

gefährlich war, so hat der Krimkrieg diese Gefahren nicht beseitigt, sondern kaum auf ein Jahrzehnt zurückgedrängt, während dessen sich neue und größere Gefahren vorbereiten. Hat es also jemals einen Sinn gehabt, eine Coalition zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts zu bilden, wie zur Zeit Ludwig's XIV., so hat es heut zu Tage um so viel mehr Sinn, seitdem das europäische Gleichgewicht von Osten wie von Westen her mit viel größeren Kräften bedroht wird. Damals war es der Oranier, welcher jene Coalition zu Stande brachte, — möchte es heute ein Hohenzoller sein, welcher ein solches Werk vollbringt. Die Coalition aber, um die es sich handelt, um das von Westen wie von Osten her bedrohte Gleichgewicht zu sichern, ist nichts anderes als die germanische Allianz.

Noch ist dieses große Ziel fern, und doch vielleicht auch nahe, da seine Erreichung vielleicht nur von uns selbst abhängt. Ein muthiger Entschluß, und es ist erreicht, und eine gedrückte Gegenwart wird uns wie eine längst entschwundene Vergangenheit erscheinen. Oder sollte man wohl annehmen, daß der Zustand von politischer Unklarheit, Zerfahrenheit und Torpidität, der sich zur Zeit über ganz Europa lagert, noch längere Zeit bestehen könne? Wir unsererseits sind des festen Glaubens, er kann den nächsten Winter nicht überdauern. Die heilige Allianz ist untergegangen, die westmächtliche Allianz im Erlöschen, und schon das neue Jahr wird neue Combinationen hervorrufen, welche der europäischen Politik eine neue Richtung geben werden. Die Frage ist aber für Preußen, ob es inzwischen die Hände in den Schooß legen soll, um sich hinterher von den Ereignissen drängen und schieben zu lassen, wie es Seiner Majestät dem Zufall gefällt, oder ob es nicht würdiger und vortheilhafter zugleich wäre, muthig in die Welt hineinzugreifen, um selbstthätig eine Combination zu bilden, welche seine eigenen Geschicke mit denen Europa's verknüpfen wird.

Schon wiederholt ist dieses Project einer germanischen Allianz in diesen Blättern besprochen worden, allein man wird es nicht unpassend finden, wenn wir den einen und selben Gedanken unter immer neuen Gesichtspunkten beleuchten, damit er nach allen Beziehungen um so deutlicher werde. Auch ist die Aufgabe so groß, daß man niemals zu viel davon reden kann, denn es ist die Zukunft Preußens, Deutschlands und Europa's, welche daran hängt.

Es handelt sich darum, ob es auf dem Continent zwischen dem Imperatorenthum und Czarenthum noch eine germanische Welt von eigenthümlichem und selbstthätigem Leben geben soll. Es handelt sich darum, ob wir zu einer Nation von Professoren, Clavierspielern, Spekulanten und Kellnern herabsinken sollen, welche von der Geschichte als bloßes Material verarbeitet wird, oder ob wir uns die Ehre retten wollen, an dem großen Bau der Weltgeschichte selbst als ein Werkmeister mit zu arbeiten, wovon leider schon seit lange nichts wahrzunehmen war. Es

handelt sich darum, ob es auf dem europäischen Continent in Zukunft noch eine Stätte der Geistesfreiheit geben, oder ob sich der europäische Geist nach der kosackischen oder gallischen Schablone formiren soll. Und wenn es sich um dies Alles handelt, so handelt es sich gewiß auch um die Zukunft Preußens.

Es handelt sich zugleich um die Zukunft der Presse, und man wird uns verzeihen, wenn wir schließlich auch noch einige Worte von unserem eigenen Metier sprechen.

Berlin ist vermöge seiner geographischen Lage wie seiner geistigen Hülfsmittel vortrefflich geeignet, um sich zu einem Centralpunkt der Publicistik zu entwickeln, und wenn dies bisher noch nicht hervortreten konnte, so lag es einerseits an der mangelnden Preßfreiheit, andrerseits an dem Mangel einer activen preußischen Politik. Das Eine haben wir nun wohl errungen, und leben der tröstlichen Aussicht, daß die administrativen Bemaßregelungen der Presse wie der Schriftsteller allgemach bei uns aus der Mode kommen werden, aber noch fehlt es gänzlich an einer activen Politik, ohne welche eine schwungvolle Publicistik nicht aufkommen kann. Erst die germanische Allianz wird eine active Politik für Preußen eröffnen. Und nicht nur dies, sondern es liegt dann in der Natur der Dinge, daß Preußen das Mittelstück in dieser Allianz wäre, was Berlin zum Mittelpunkt der europäischen Diplomatie machen würde. Welch einen Aufschwung müßte dies unserer Publicistik geben! Berücksichtigt man dann zugleich, daß, wie die Dinge jetzt liegen, von allen großen Hauptstädten des Continents nur Berlin die Aussicht zu einer freien Meinungsäußerung hat, so scheint es außer Frage, daß die Berliner Presse bald die tonangebende für den ganzen Continent werden dürfte. Sie würde also die politische Debatte für den ganzen Continent reguliren, wie Preußen das politische Gleichgewicht. Beides würde im innigsten Zusammenhang stehen, und darum meinen wir, daß gerade die preußische Presse um so mehr Veranlassung hätte, diesen Gedanken immer weiter auszubilden und zu verbreiten. Möge er denn der Theilnahme unserer Collegen empfohlen sein.

Die preußischen Beamten.

Daß der preußische Beamtenstand, im Vergleich mit demjenigen anderer großer Staaten, durch wissenschaftliche und geschäftliche Bildung wie durch Integrität des Charakters hervorragt, ist allgemein anerkannt. Preußen darf in dieser Hinsicht auf seinen Beamtenstand stolz sein und wird nie vergessen können, daß es nächst seiner Armee vorzugsweise dieser Beamtenstand ist, welchem es sein Emporkommen verdankt. Aber andererseits tritt doch auch immer mehr die Wahrnehmung hervor und läßt sich gar nicht mehr verbergen, daß eben dieses Preußen, trotz seiner hochentwickelten Intelligenz und seines so wohlgeschulten Beamtenstandes, einen Mangel an staatsmännischen Capacitäten und an politischen Charakteren manifestirt, der einen fast niederschlagenden Contrast dazu bildet. Woher kommt dieser scheinbare Widerspruch? Und muß nicht eben diese so hochstehende Intelligenz und dieses so wohlgeschulte Beamtenthum doch an sehr wesentlichen Mängeln leiden?

Es hat einen vortrefflichen Sinn, daß man von einer Staatskunst spricht, womit also angedeutet wird, daß es dazu angeborener Fähigkeiten bedarf, und daß diese Fähigkeiten nicht sowohl durch theoretisches Studium, als durch practische Uebung ausgebildet werden müssen, ähnlich wie sich ein Jünger der Kunst in dem Atelier eines Meisters ausbildet. War nun in Preußen bisher fast nur das Beamtenthum mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, so war es eine natürliche Folge, daß Staatsmänner auch fast nur aus dem Beamtenthum hervorgehen konnten. Unsere gegenwärtige Repräsentativ-Verfassung wird dies einigermaßen ändern, aber täuschen wir uns nicht darüber, daß der Beamtenstand auch in Zukunft immer noch dasjenige Element bilden wird, worauf man, zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend, angewiesen sein dürfte, wenn es sich um Männer für politische Stellungen handelt. Denn man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Schwerpunkt unseres Staatswesens in der Verwaltung liegt, und trotz aller Fortschritte, welche wir dem Princip der Selbstverwaltung in Gemeinden und Kreisen wünschen, wird es doch kaum zu ändern sein, daß in der Provinzial- und Centralverwaltung das eigentliche Beamtenelement immer vorherrscht. Ist es aber an dem, so wird dieses Element auch dann noch immer die vornehmste Pflanzschule für Staatsmänner sein, und wir werden darauf Bedacht nehmen müssen, den Verwaltungsorganismus dergestalt einzurichten, daß dadurch die Entwickelung staatsmännischer Fähigkeiten befördert wird.

Wir behaupten nun, daß der gegenwärtige Verwaltungsorganismus die Wirkung hat, die in den Beamten etwa vorhandenen staatsmännischen Fähigkeiten nicht nur nicht auszubilden, sondern dieselben vielmehr

zu ersticken, und daß diese Wirkung insbesondere von den Bezirksregierungen ausgeht. Sie bilden den Beamten nicht zum Staatsmann, sondern zum Bureaukraten, und wie sie einerseits selbst die eigentlichen Festungen des bureaukratischen Systems sind, so sind sie andererseits zugleich die eigentliche Pflanzschule des bureaukratischen Geistes.

Am auffallendsten tritt dies zuvörderst in ihrem Verhältniß zu den Oberpräsidien hervor, welche doch nach der heutigen Lage der Dinge fast die alleinigen Stellungen sind, in denen sich energische, auf große Lebenskreise einwirkende Persönlichkeiten entwickeln könnten. Ein Ober-Präsidium bedeutet in dieser Beziehung mehr als ein Ministerium, seitdem unsere Minister immer mehr zu bloßen Fachbeamten geworden sind. Allein die Oberpräsidien werden durch die Bezirksregierungen gewissermaßen lahm gelegt, weil die Hauptzweige der Verwaltung in der That nicht nach Provinzen, sondern nach Bezirken organisirt sind, so daß der Oberpräsident nicht selbst die Verwaltung dirigiren kann, sondern gewissermaßen nur darüber hinwegschwebt, indem die effective Macht sich nicht in seiner Persönlichkeit, sondern in den Bezirkscollegien concentrirt. Zwischen diesen beiden Theilen wird dabei fast immer eine gewisse Spannung herrschen, und wenn jener nur wenig Raum zu unmittelbaren persönlichen Handlungen hat, so bleibt ihm nur übrig, diese Collegien so zu sagen zu meistern, wogegen andererseits diese sich wiederum abwehrend verhalten werden. Das liegt in der Natur menschlicher Dinge, und so wird es der Regel nach sein, weil es aus der beiderseitigen Stellung folgt. Man hemmt sich also gegenseitig und es entsteht eine gebrochene Thätigkeit daraus, welche am Ende auch die Geister brechen muß. Ein voller Entschluß, ein penetranter Gedanke, eine frische That werden selten, sondern es muß vielmehr ein ausweichendes und mattherziges Wesen vorherrschend werden. So verhalten sich die Bezirksregierungen in ihrer Wirkung nach oben hin.

Nach unten hin sind sie mit einer entschiedenen Superiorität bekleidet. Es steht ihnen keine ebenbürtige Macht zur Seite, denn es giebt keine Bezirksvertretung, sondern die Bezirksregierungen sind als lediglich auf sich selbst angewiesene Beamtencorporationen anzusehen, die an ihrem grünen Tisch man möchte sagen souverain sind, die immer nur sich selbst vernehmen und immer Recht haben, ähnlich wie der Lehrer auf dem Katheder. Es ist aber ein Naturgesetz, daß eine jede Kraft, um sich zu stählen, einer Gegenkraft bedarf, an der sie sich reibt, und an einer solchen Gegenkraft fehlt es hier gänzlich. Darum können sich in den Bezirksregierungen keine staatsmännischen Fähigkeiten und am allerwenigsten politische Charaktere entwickeln. Vielmehr ist selbst der geringste Magistrat dazu geeigneter, wie eine Bezirksregierung, denn er steht im unmittelbaren Verkehr mit den Menschen, während die Bezirksregierungen fast nur mit Acten verkehren, und er hat an der Gemeindevertretung eine Gegenkraft, mit welcher er sich selbst messen muß.

Um in dem öffentlichen Leben eine wirkliche Stellung zu gewinnen, muß man vor Allem den Muth einer Meinung haben und dazu die Kraft, seine Meinung zu verfechten. Was bedeuten aber die Meinungskämpfe, die etwa zwischen den einzelnen Mitgliedern eines Beamtencollegiums am grünen Tisch geführt werden? So viel als nichts. Sie bewegen sich immer in ein und demselben Medium, und es ist kein Kampf, sondern ein bloßes Kampfspiel, welches die Bureaukratie zu ihrer eigenen Selbstverherrlichung aufführt, denn bei dem Allen bleibt doch die hohe Weisheit des Collegiums für die Streitenden selbst ein unbezweifelbares Dogma. Wie man nun an Schulmännern beobachten kann, daß die Gewohnheit, sich immer überlegen zu fühlen, da ihnen in der Schule Niemand widersprechen darf, allermeist eine große Selbstgefälligkeit erzeugt, womit sich andererseits nur allzu häufig eine eben so große Beschränktheit der Lebensansichten verbindet, so muß es der Bureaukratie ähnlich ergehen. Der grüne Tisch wird ein Seitenstück des Katheders, und in der Verwaltung spiegelt sich der Schematismus und die Pedanterie der Doctrin, mit ihrer arroganten Selbstgefälligkeit und unleugbaren Sterilität im Gefolge.

Das ist der Geist der Bureaukratie, der vor Allem in den Bezirksregierungen groß gezogen wird und von da aus die ganze Staatsverwaltung durchdringt. Um diesen Geist zu überwinden und zu beseitigen, ist daher nichts nothwendiger, als die Aufhebung eben dieser Bezirksregierungen durch Einrichtung von Provinzialregierungen, deren Organismus an einer anderen Stelle (13. Bd. 12. Heft) dargelegt wurde.

Dann wird sich die Provinzialverwaltung in einer Persönlichkeit concentriren, die sich voll und kräftig entwickeln kann, wie es unseren Oberpräsidenten ganz unmöglich ist, so lange doch der Schwerpunkt der Verwaltung in die Bezirksregierungen fällt. Die Provinzialregierung selbst tritt in einen lebendigen und fortwährenden Contact mit den Provinzialständen, und die Exclusivität des grünen Tisches ist gebrochen. Es verschwindet zugleich der Wall zwischen Kreis- und Provinzialbehörden, welchen jetzt die Bezirksregierungen bilden. Die Kreisstände, wie von einem drückenden Alp befreit, communiciren mit den Provinzialständen, und wie sie dadurch selbst gekräftigt werden, wirken sie kräftigend auf die Gemeindevertretung zurück. In jeder Sphäre tritt die lebendige Persönlichkeit in ihre Rechte, und durch das freie Spiel lebendiger Kräfte werden sich in der Verwaltung staatsmännische Fähigkeiten und politische Charaktere entwickeln, welche in dem bisherigen Systeme der Bezirksregierungen nicht sowohl ihre Schule als vielmehr ihr Grab fanden.

Die englisch-ostindischen Besitzungen mit besonderer Beziehung auf den letzten Aufstand.

Gewöhnlich nennt man alle europäischen überseeischen Besitzungen Colonien, gleichviel ob Ansiedelungen stattgefunden haben oder nicht, und ohne jede Rücksicht auf ihre Erwerbung und Verwaltung. Dem richtigen Sinne nach müssen jedoch diese Länder in folgende Klassen getheilt werden, nämlich:

1) Wirkliche Colonien, wie Canada, die englischen Besitzungen am Cap und in Neuholland und die französischen in Algier ꝛc.

2) Große Staats-Domänen, wie die ostindischen Besitzungen der Engländer, Holländer und anderer Nationen.

3) Handels-Etablissements, d. h. Länder, die dem Namen und der Flagge nach zwar an einen oder den andern Staat gehören, die aber im Grunde genommen nur durch Handel ausgebeutet werden, und deren Eroberung man gescheut hat, entweder weil die Bevölkerung für eine kostspielige Administration und Bewachung zu gering war, oder aus anderen Ursachen, wie dies mit einigen sundischen Inseln der Fall ist. Borneo ist z. B. ein solches Handels-Etablissement. Holland hat nur die Küsten dieser großen Insel besetzt; die Völker des Innern sind ganz unabhängig, und auch in den besetzten Küstenländern werden weder Steuern erhoben, noch werden Frohndienste durch die Bevölkerung verrichtet, noch Plantagen gezogen. Die Nachbar-Insel Java hingegen ist eine große Staats-Domäne, deren Bevölkerung zu allen Frohndiensten verpflichtet ist, und die eine Menge unmittelbarer und mittelbarer Steuern entrichtet.

Kein Name ist für die englischen und niederländischen Besitzungen in Ostindien bezeichnender, als der großer Staats-Domänen, wenn man davon absieht, daß diese Länder durch eine Gesellschaft Kaufleute erworben wurden. Große Domänen, in denen eine Bevölkerung von beinahe 200 Millionen seit einigen Jahrhunderten für ihre europäischen Herren arbeitet, Steuern bezahlt und durch Handelsmonopole ausgeplündert wird.

Man kann zwar nicht sagen, daß diese Art von Leibeigenschaft durch die Europäer eingeführt wurde, sie wurde vielmehr mit der Eroberung oder Erwerbung übernommen; sie ging aus der Hand der eingeborenen Fürsten in die der Europäer über, doch läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß die Frohndienste*) und unmittelbaren Abgaben seitdem verdoppelt

*) Was die Frohndienste anbelangt, so bezieht sich dies hauptsächlich auf die niederländischen Colonien.

und eine Menge mittelbarer Abgaben durch die verschiedensten Handels- und Pachtmonopole geschaffen wurden, daß diese Völker unter ihren früheren Fürsten zwar in mancher Hinsicht despotisch und willkürlich behandelt wurden, dagegen ihr materielles Wohl größer war.

Es wäre auch bewunderungswürdig, wenn eine Kaufmannsgesellschaft noch ein anderes Ziel vor Augen gehabt hätte, als das des höchsten materiellen Gewinnes. Vielleicht daß jenen Völkern ein besseres Loos zu Theil geworden wäre, wenn sie, anstatt militärischen Kaufleuten mit unbeschränkter Macht anheimzufallen, gleich von Anbeginn unter die Herrschaft der englischen und niederländischen Regierung gelangt wären; doch die Geschichte lehrt, daß alle christliche Staaten von den frühesten Zeiten an ihre über Heidenvölker erlangte Macht mißbrauchten, durch religiösen Fanatismus oder Habsucht ganze Welttheile entvölkerten, oder den unterworfenen Völkern Laster lehrten, die diese früher nicht kannten. Man hat die Urbewohner Amerika's durch den Branntwein theilweise vertilgt, theilweise zu einem verkrüppelten Geschlecht gemacht; das den Asiaten gereichte Opium wird nicht weniger verderbend wirken. Doch es sind nicht nur die besiegten Heidenvölker, welche auf diese Weise körperlich und geistig durch ihre christlichen Herren verdorben werden; leider alle Länder, die mit den Christen in Verkehr treten, alle Küsten, wo ihre Schiffe landen, theilen dasselbe Loos. Es ist eine traurige und tief beschämende Wahrheit, aber sie läßt sich in keiner Weise beschönigen; die Christenheit, von Gott bestimmt, allen übrigen Völkern der Erde zum Segen zu gereichen, ist ihnen ein Fluch geworden. Der Neger wird in seiner Heimath wie ein Stück Wild gejagt, um auf christlichen Märkten verkauft zu werden, der Indianer Amerika's wird durch Branntwein vernichtet oder muß endlich verhungern, der Asiate wird mit der Zeit dem Opium erliegen. Tröstet man sich vielleicht damit, daß es während einiger hundert Jahre Tausenden von Missionaren gelungen ist, hier 10, dort 100 und an einer andern Stelle einige Tausend Heiden zu bekehren? Größer sind die Ziffern nicht, doch was sind sie gegen doppelt so viele Millionen, die man mit dem Gift des Branntweins und Opiums vernichtete, oder in die Sklaverei schleppte?

Doch ist den ostindischen Völkern insofern unter englischer und niederländischer Herrschaft nicht das ungünstigste Loos zu Theil geworden, als wenigstens nicht der Fanatismus, sondern nur die Habsucht über sie herrschte. Man müßte ungerecht sein, wenn man nicht eingestehen wollte, daß, obschon vielleicht ärmer und gedrückter als unter ihren eigenen Despoten, ihnen auch eine Menge Wohlthaten zu Theil geworden sind, die sie früher entbehrten. Es sind viele gräuliche Mißbräuche abgeschafft, die persönliche Sicherheit ist ziemlich hergestellt worden. Doch kann nicht unbemerkt bleiben, daß namentlich im englischen Ostindien diese ins Auge fallenden Wohlthaten hauptsächlich nur einem kleinen Theile, vielleicht $\frac{1}{16}$ der ganzen Bevölkerung, den Reichen und Wohlhabenden zu Theil

geworden sind; was kümmerte sich der Arme um persönliche Sicherheit, weder die Räuber von Profession, noch die Habsucht der Fürsten konnten ihn berauben. Doch soll hiermit nicht gesagt sein, daß die ärmere Klasse bei den vielen vortrefflichen Einrichtungen leer ausging; sie nahm auch ihren Antheil, aber er war verhältnißmäßig sehr gering.

Wer wollte ferner die Augen verschließen vor all den edlen Bestrebungen der englischen Regierung, die Hindus für europäische Cultur und Schulbildung zugänglich zu machen und für das Christenthum zu gewinnen? Doch die einsichtsvollsten Staatsmänner Englands wußten bereits seit langer Zeit, daß Indien ein goldener Koloß auf thönernen Füßen war, und es konnte Vielen von ihnen eben so wenig verborgen sein, daß gerade diese Bestrebungen, europäische Cultur und Bildung nach Indien zu verpflanzen, den Sturz des Kolosses beschleunigen mußten.

Man hat unter den Eingebornen ein Heer von Philosophen ausgebildet, die so weit gelangt sind, ihre Religion lächerlich, die christliche recht schön, aber unbequem zu finden. Glauben und Wissen sind zwei ganz verschiedene Dinge.

England hat edel aber verkehrt gehandelt, denn weder den ihrer Macht beraubten Mahomedanern, die nur ⅕ der ganzen Bevölkerung ausmachen, noch den Hindus mit ihrem gänzlichen Mangel an Gemeinsinn und Theilnahme am öffentlichen Leben, ohne Liebe zum Vaterlande und zu ihren eigenen Fürsten, nicht diesen gehorsamen und ruhigen Leuten, deren Patriotismus über ihre eigene Feldmark nicht hinausreicht, hat England den letzten Aufstand zu verdanken, sondern jenen Philosophen, die es sich selbst in der edelsten Absicht geschaffen hat, jenen Philosophen, die im Hindu-Gewande den Shakspeare lesen und für Byron schwärmen, und hierbei unmöglich stehen bleiben konnten, sondern von demselben Freiheitsschwindel ergriffen werden mußten, wie unsere durch Theater Romane und Zeitungen bearbeiteten christlichen Bürger.

„Nicht die Empörung der Hindus“, sagt ein britischer Staatsmann, „nicht die längst gesunkene Macht der mahomedanischen Fürsten haben die Briten zu fürchten, wohl aber die heranwachsende Macht ihrer eigenen Mischlings-Nachkommenschaft, deren Jugend nach England zur Erziehung geschickt, mit den Künsten und Kenntnissen der Europäer ausgerüstet zurückkehrt und, von ihrer zahlreichen hindostanischen Verwandtschaft in jeder Hinsicht unterstützt, dann nothgedrungen Handel und Gewerbe ergreift, und in der Kaufmannswelt, die den Colonien-Staaten das Gepräge giebt, den größten Einfluß erringt.“ Diese zwischen Europäern und Hindus stehende unglückselige Mischrace — man nennt sie, die Wörter Europa und Asien zusammenziehend, *Eurasier* — aus der Vermischung von Europäern mit eingeborenen Weibern entstanden, beträgt, wenn man die von älterer portugiesischer Abstammung hinzuzählt, über 1 Million. Ohne die Sitten und ohne die Rechte der Europäer und Hindus, ohne irgend ein Amt oder eine Würde im Staat bekleiden zu dürfen, konnte es nicht fehlen,

daß sie, mit Bitterkeit erfüllt, die Keime der Revolution pflegten und unter den ihnen sehr nahestehenden Hindus langsam und unbemerkt ausbreiteten. Ohne die Energie, noch die Geisteskraft der Europäer zu besitzen, haben sie doch deren Ehrgeiz, während ihnen von mütterlicher Seite der schlaue, schmiegsame Sinn des Hindu geblieben ist.

Alle christlichen Völker, die über Heidenvölker herrschten, haben sich mit diesen Völkern vermischt. Das Verbot, welches in dieser Hinsicht Gott den Juden gab, war sehr streng, und Gott strafte, wie uns das alte Testament lehrt, das ganze Volk der Juden, wenn diese Sünde begangen wurde, stets sehr hart; er strafte nie die einzelnen Juden, die das Gebot übertreten hatten, sondern stets das ganze Volk. Es liegt, wie gegenwärtig in England von Neuem darauf aufmerksam gemacht wird, in diesem Verbote ein tiefer Sinn.

Stets macht sich auch in der Geschichte der verderbenschwangere Einfluß der einzelnen erobernden Kreise, welche Brutalität und Laster in das unterworfene Volk einführen, auf das Ganze ihrer eigenen Nation schnell geltend. Spanien wurde nach den Greueln seiner Eroberungen in Amerika von dem Gipfel seiner Macht herabgestürzt; möge England vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt bleiben. Doch um auf die bisher wenig verstandenen und nicht genugsam gewürdigten Ursachen des indischen Aufstandes zurückzukommen, muß wiederholt werden, daß jener Aufstand im Grunde durch keine anderen Keime zur Reife kam, als unsere christlichen Revolutionen, wenn auch der Hindu von Natur behutsamer und schweigsamer ist, und die Fäden des Aufruhrs nicht so offen am Tage liegen, als bei uns. Dieselbe Philosophenschule, die in dem christlichen Europa es für gar zu abgeschmackt hält, mehr als einen Stand gelten zu lassen, die das goldene Zeitalter gewiß erwartet, wenn der letzte König entthront sein wird; dieselbe Philosophenschule, durch die Engländer unter den Hindus hervorgerufen, schwärmt dort jetzt für die uralte Geschichte ihres Vaterlandes, schwärmt für ein indisches Kaiserreich. Man gedenke jener Hindu-Petitionen mit zahlreichen Unterschriften aus verschiedenen Städten Indiens an das englische Parlament, worin man wiederholt um freiere Verfassung bat und sich poetisch und gelehrt genug auf die uralte Geschichte Indiens berief. Von wem gingen diese Petitionen aus? War es die arme, durch schwere Abgaben und Arbeiten gedrückte Klasse des Volks? — Nein, es waren die reichen und vornehmen Mischlinge und Hindus, die, nicht zufrieden mit ihren Reichthümern, mit dem Wohlleben, das ihnen der englische Schutz gewährte, gar zu gern auch mitregiert hätten. Salomo sagt: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.“ Wir haben in Europa dasselbe Schauspiel gehabt.

— —

„Die Demuth ist der jungen Ehrsucht Leiter,“ sagt Shakspeare, und diese Worte passen wohl vorzüglich auf die Geschichte aller europäi-

schen Erwerbungen in Ostindien, namentlich auf die Geschichte der englischen Compagnie. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Länderbesitz der bekanntlich im Jahre 1600 gegründeten Compagnie sehr unbedeutend. Was man an den Küsten besaß, war nicht mit den Waffen erobert, sondern nur durch Kauf und Abtretung erworben. Also in dem kurzen Zeitraum von 100 Jahren erstieg sie den beispiellosen Gipfel von Macht und Herrlichkeit, um dessen Erhaltung man jetzt kämpft.

Es wird nicht uninteressant sein, hier eine Anekdote zu erzählen, die sehr charakteristisch die geringe Macht der Compagnie zu Ende des 17ten Jahrhunderts schildert und die demüthige Stellung, die sie in jener Zeit noch einnahm. Im Jahre 1689, also nachdem die Compagnie beinahe ein Jahrhundert bestanden hatte, zog sich der damalige General-Gouverneur, Child, durch Geiz, Uebermuth und beinahe offenbare Räubereien den gerechten Zorn des Sultans Aurengzeb zu. Um Bombay zu retten, mußten sich die Engländer zu einer schimpflichen Gesandtschaft entschließen. Durch viele Bitten und Geschenke erlangten sie endlich eine Audienz: doch mit gebundenen Händen, knieend und mit der Stirn den Boden berührend, erschienen sie vor dem Thron des Sultans. Aurengzeb, sonst tyrannisch genug, war diesmal nicht unerbittlich. Er hatte sich Genugthuung verschafft und wollte die Handelsverhältnisse, die für seine Unterthanen vortheilhaft waren, nicht zerstören. Er erneuerte seinen Firman unter der Bedingung, daß der General Child, der bald darauf starb, aus Indien entfernt werde. Das Niederwerfen vor den Monarchen ist asiatische Sitte, aber das Fesseln der Hände war allerdings eine unerfreuliche Zugabe. Englischen Geschichtschreibern ist es nicht zu verargen, daß sie über so unangenehme Erinnerungen leise hinweggleiten; Raynal hingegen hat seine Rhetorik nicht daran gespart und die Scene sogar in Kupfer stechen lassen.

Man hat es der ostindischen Compagnie häufig verdacht, daß sie, ihres kaufmännischen Berufs uneingedenk, sich in Eroberungen eingelassen, zu einer Territorialmacht erhoben und dadurch eine Verwaltungslast auf sich gezogen, die ihre Geldkräfte erschöpft und sie ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet hat. Doch trifft sie dieser Vorwurf nicht, Sir John Malcolm, früher Gouverneur von Bombay, thut in seiner The political history from 1783 to 1823 (London, 1826) klar dar, daß nur unabänderliche Nothwendigkeit und von menschlichen Vorsätzen nicht abhängende Verkettungen von Umständen und Begebenheiten die Engländer zur Alleinherrschaft getrieben haben.

Die ganze Bevölkerung des westlichen Festlandes von Indien nebst den verschiedenen Inseln (65,750 Quadratmeilen) beträgt circa 160 Millionen Einwohner, wovon 120 Millionen Hindus und 20 Millionen Mahomedaner sind. Eingewanderte Völker sind 15 Millionen Mongolen, 1 Million Afghanen und Rohillas, 1 Million Parsen, 150,000 Araber, 50,000 Armenier, 100,000 Juden, 30,000 Tataren und Chinesen,

1 Million Mischlinge, von Portugiesen und Engländern abstammend, 20,000 Zigeuner und Afrikaner, 5000 Franzosen, Dänen, Niederländer ꝛc., und 50,000 Briten (wovon ¾ auf das Militär). Das britische Vorderindien besteht theils aus mittelbarem, theils aus unmittelbarem Gebiet. Auf das unmittelbare Gebiet rechnet man 35,000 Quadratmeilen mit 103 Millionen Einwohnern. Von den mittelbaren Gebieten giebt es manche Abstufungen, gewöhnlich aber auf Offensiv- und Defensiv-Tractate basirt.

Die gewöhnliche Sprache der Hindus theilt sich in zahlreiche Dialekte, wie das Tumulische, Hindostanische, Guzurotische ꝛc., jedes mit eigener Schrift. Die Hof- und Gerichtssprache war bisher die persische, an deren Stelle die britische Regierung jetzt die englische einführen will, obwohl sie amtlich die Sprache der Eingebornen an die Stelle des Persischen gesetzt hat. Die heilige und gelehrte Sprache ist das uralte Sanskrit, jetzt nur eine Büchersprache, jedoch die Stammmutter aller indischen Dialekte.

Noch jetzt gehören die meisten indischen Fürsten zur mahomedanischen Religion. Die mahomedanische Bevölkerung ist in den nordöstlichen Provinzen am zahlreichsten. Sie sind den Hindus an Bildung überlegen.

Mit Ausnahme der unmittelbar unter der Krone stehenden Insel Ceylon gehörte bisher das britische Indien (auch der nordwestliche Theil von Hinterindien) der englisch-ostindischen Compagnie, welche unter Ober-Aufsicht der britischen Staatsregierung die höchste Souverainetät ausübt. Ihre Macht mußte von 20 zu 20 Jahren von der Krone bestätigt werden, und ihre Statthalter in Indien waren dem britischen Parlamente für die Verwaltung dieser Besitzung verantwortlich. 24 Directoren, durch 2600 Mitglieder der Compagnie gewählt, bildeten die oberste Verwaltung in London, standen jedoch unter der Controle einer durch die britische Regierung eingesetzten Behörde. Diese Control-Behörde bestand größtentheils aus Gliedern des britischen Ministeriums. Unter dieser Gesammt-Oberbehörde stehen in Indien die Gouverneure der 3 Präsidentschaften Bengalen (Calcutta), Madras und Bombay, von denen der zu Calcutta zugleich General-Gouverneur ist. Dieser kann unter gewissen Umständen die übrigen Gouverneure suspendiren. Allen Gouverneuren sind mehrere Staatsräthe (3 bis 5) beigegeben. Als Justizbehörden bestehen in jeder Präsidentschaft ein Obergericht, Provinzial- und Districtsgerichte. Die meisten Richter sind Eingeborne. Außerdem bestehen besondere Ober- und Unterbehörden für das Kriegswesen, die Finanzen ꝛc.

Die Eintheilung des Landes ist folgende: Mehrere Dörfer (Mauza) bilden einen District (Pergunnah), der etwa den Umfang eines deutschen Kirchspiels hat. Mehrere Districte bilden einen Kreis (Chukla), mehrere Kreise eine Provinz (Circar), und mehrere Provinzen einen Staat (Subah), deren es unzählige, große und kleine giebt, theils nebeneinan-

der, theils im Vasallenverhältniß zu einander stehend, die jetzt jedoch alle der englischen Regierung tributpflichtig sind. Der Ortsvorstand jedes Dorfes zieht die Abgaben ein. Die Unterthanen der den Engländern unmittelbar unterworfenen Districte sind jedenfalls besser daran, als die der tributpflichtigen Fürsten, welche außer den Kosten ihres eigenen schwelgerischen Hoflebens auch noch den zu zahlenden Tribut erpressen. Die Abgaben in den englischen Landestheilen bestehen hauptsächlich in Grundsteuern. Verbrauchssteuern werden nur für wenige Gegenstände erhoben, als: Salz, Opium, die sogenannte Abkarry (Abgabe auf geistige Getränke), ferner Stempeltaxen und Zölle. Um eine Uebersicht zu geben, in welchem Verhältniß ungefähr diese Einnahmen zu einander stehen, mögen hier einige Ziffern, die aus v. Orlich's Werk entnommen sind, dienen.

In der Präsidentschaft Bengalen betrug die Einnahme im Jahre 1809—10 die Summe von 8,445,601 Pfd. St., und zwar: die Landtaxe und Abkarry 5,980,802 Pfd. St., der Zoll 444,932 Pfd. St., Salz 1,284,334 Pfd. St., Opium 646,485 Pfd. St., Stempel 52,980 Pfd. St., Post 38,707 Pfd. St. Nach Abzug der Verwaltungskosten ergab sich eine reine Einnahme von 7,817,981 Pfd. St.

Im Jahre 1839 — 40 ergab sich eine Einnahme von 10,606,627 Pfd. St., netto von 9,527,984 Pfd. St.

Die ganze Einnahme der Compagnie belief sich im Jahre 1851 bis 1852 auf 19,927,039 Pfd. St., und die Ausgaben auf 17,901,666 Pfd. St. Den Werth des im Jahre 1844 in Vorderindien producirten Opiums schätzte man auf circa 35 Millionen Thlr. preuß., und den daraus erwachsenen Gewinn auf 17 Millionen Thlr. preuß.

Großer Länderbesitz ist selten, weil kein Erstgeburtsrecht gilt, sondern alle Söhne zu gleichen Theilen erben, die Töchter gar nicht. Die Mehrzahl der größeren Gutsbesitzer (Zemindhar) entzieht sich dem Betriebe der Landwirthschaft und lebt in großen Städten. Uebrigens wird der Ackerbau nachlässig betrieben, gedüngt wird der Boden gar nicht, den Dünger verbraucht man in vielen Gegenden als Brennmaterial; dennoch giebt die überaus fruchtbare Natur zwei Ernten jährlich, im Frühjahr und im Herbst.

Der größte Theil des kulturfähigen Bodens, sowohl Krondomänen als Privateigenthum, wird in Grundstücken von einigen Morgen zeitweise verpachtet. Diese kleinen Pächter bilden den eigentlichen Bauernstand. Die Ungewißheit ihrer Lage, die zu weit getriebene Parzellirung des Bodens und die im Verhältniß hohe Pacht läßt sie zu keinem Wohlstand gelangen. Zum Glück sind die Bedürfnisse dieser armen Leute nicht groß. Im Essen äußerst mäßig, kennt der Hindu keinen Branntwein, und trägt für gewöhnlich nur einige baumwollene Fetzen am Leibe, so weit es der äußerste Anstand erfordert. Seine Hütte, aus Lehm und Bambus, bauet er sich selbst ohne fremde Hülfe und theilt sie mit sei-

nem Vieh. Trotz dieser geringen Bedürfnisse ist der indische Landmann so arm, daß er bei Mißernten häufig seine Kinder verkaufen muß. Dadurch entsteht eine Klasse unfreier Menschen im Lande, die durch die Einführung von Sklaven aus den benachbarten Ländern noch vermehrt wird. Der Zustand dieser Sklaven ist nicht zu beklagen; ihr Loos ist weit besser als das der Neger. Die polizeiliche Verwaltung steht in enger Verbindung mit der Revenue-Controle. Jedem District ist ein Magistrat oder Collector der Landrevenue vorgesetzt, dem alle Criminalfälle in erster Instanz zufallen, und welcher bis zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilen kann; unmittelbar unter demselben fungirt der joint Magistrate mit gleicher Justizmacht, welchem ein Assistent Magistrate beigegeben ist, in dessen Händen eine Strafgewalt bis zu 7 Monat Gefängniß liegt. In jedem District befindet sich eine Polizeiabtheilung, Thennah genannt, aus einem Oberpolizei-Officier (Thennadar), einem Schreiber (Moharer), einem Jemadar oder Assistenten und einer gewissen Anzahl Polizeidiener (Suwar) bestehend. Zur Unterstützung dieser Polizeibehörden befinden sich in jedem Dorfe noch besondere Wächter (Schaukidari), welche dem Thennadar die nöthigen Mittheilungen machen müssen. Außer dieser regulären Polizei bestehen noch zwei andere Zweige mit besonderer Beziehung auf die Einziehung der Abgaben.

Jeder District wird von einem Revenue-Collector beaufsichtigt, unter dem ein Covenanted Deputy Collector und ein Uncovenanted Deputy Collector steht; letztere nicht im unmittelbaren Dienste der Regierung. Die Revenue wird von Eingeborenen (Tersildars) eingezogen, welche dabei von eingeborenen Officieren (Tscheprassys) unterstützt werden. Der Zemindar des Dorfs, als der eigentliche Landbesitzer, ist für die richtige Einzahlung der Abgabe verantwortlich und muß sich an seine Landpächter halten. Von der an ihn gezahlten Rente kommt $\frac{2}{3}$ des Betrages der Regierung zu, und wenn Nachlässigkeit die Ursache der Zahlungsunfähigkeit ist, wird sein Besitzthum öffentlich ausgeboten.

Wenn man die mannigfachen Greuel erzählt, die bei dem Einziehen von Steuern vorkommen, so wird einer der schmutzigsten Flecken der anglo-indischen Regierung aufgedeckt. Indessen muß gesagt werden, daß solche Greuelerpressungen durch die eingeborenen Beamten ohne Wissen der englischen Beamten verübt wurden. Indien hat leider zu wenig englische Beamten, so daß auf 7000 englische Quadratmeilen mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner nur durchschnittlich 6 europäische Finanz- und Polizei Beamte kommen. Die Untersuchungen über die bei Gelegenheit von Steuereinziehung verübten Torturen haben gezeigt, daß die Mißbräuche um so schreiender wurden, je ferner sich die Gegenden von dem Wohnsitz der englischen Beamten befanden, und man kann es nicht genug anerkennen, daß die englische Presse mit rücksichtsloser Wahrheit solche Dinge ans Licht bringt. Nach v. Orlich befanden sich in den Jahren von 1840 bis 1845 circa 25,000 verurtheilte Verbrecher in Bengalen, diese lebten

in luftigen, von hohen Wällen eingeschlossenen Räumen; die Mörder gesondert und eng geschlossen. Die anderen tragen eiserne Ringe um die Knöchel, welche durch eine Kette verbunden sind, die in dem Leibgürtel befestigt wird. Sie werden mit Arbeiten im Locale selbst oder mit Ausbesserung der Wege beschäftigt.

Die Landmacht, welche diese ausgedehnten Besitzungen bewachen muß, bestand im Jahre 1852 aus 160,000 Mann Sepoys und 26,000 Mann britischer Truppen. Es muß hierbei jedoch bemerkt werden, daß diesen Ziffern durchaus nicht zu trauen ist; es verhält sich vielmehr so, daß, dem ausgesetzten Etat nach, die Armee allerdings diese Stärke haben soll, in Wirklichkeit aber kaum $\frac{2}{3}$ derselben hat. Es verhält sich z. B. mit der holländischen Armee auf den indischen Inseln eben so. Der amtlichen Angabe und dem Etat nach soll diese stets zwischen 16—17,000 Mann stark sein, während ihre wirkliche Stärke noch nicht 10,000 Mann beträgt.

Das Leben der reichen und angesehenen Engländer in Indien hat noch einen europäischen Anstrich, ist aber doch schon orientalischer Art.

Es ist nicht zu leugnen, daß die englischen Beamten, wollen sie in den Augen der Eingeborenen etwas gelten, sich mit Luxus und Flitterstaat umgeben müssen. Der Orientale ist es nicht anders gewöhnt. Der äußere Pomp, das feierliche, glänzende Ceremoniel, mit dem der General-Gouverneur bei öffentlichen Gelegenheiten auftritt, wo ihm goldene Stäbe, silberne Keulen, Speere und Pfauenfedern als Attribute der höchsten Gewalt vorangetragen werden, ist durchaus nothwendig; nur nach dieser äußern Erscheinung legt der Hindu seinen Maßstab in Beurtheilung der Macht und Gewalt desselben an. Der äußere Luxus der übrigen britischen Beamten ist allerdings größer, als es Noth thut; er ist das Hauptverderben der höheren Klassen britischer Bewohner, wodurch die jungen, aus England ankommenden Beamten nicht selten sehr früh in die drückendste Abhängigkeit, ihren hindostanischen Wechslern gegenüber, gerathen.

Die Geselligkeit der europäischen Bevölkerung ist in Indien ungemein groß. In den größeren Städten fehlt es keinen Tag an Einladungen zu Diners und Bällen. Um 1 Uhr frühstückt man und vor Sonnenuntergang wird nicht zu Mittag gespeist — Abends Visiten, Theater und Assembleen. Kein Europäer, der einigermaßen auf Anstand hält, geht zu Fuß; er läßt sich im Palakin tragen oder fährt.

Der Kastengeist scheint übrigens die Europäer angesteckt zu haben, denn nirgends hält man mehr auf Rang und Stand, als in Ostindien, und es ist dies nicht allein in britisch Indien, sondern auch in den spanischen und niederländischen Besitzungen der Fall. Die Europäer haben ganz den Maßstab der Eingeborenen hinsichtlich der verschiedenen Rangstufen angenommen, und auch die Frauen haben hierin alle europäischen Begriffe abgelegt. Jede Dame würde sich für höchst beleidigt

halten, wenn ihr bei festlichen Gelegenheiten der Arm eines Mannes angeboten würde, der eine Stufe niedriger stände, als ihr Gemahl. Eine peinlich strenge Rangordnung wird bei Diners und Festen beobachtet. Eine schöne Ausnahme machen die Assembleen des General-Gouverneurs, wo jeder Gebildete Zutritt hat. Seine Stellung ist die eines regierenden Fürsten. Seine Levers und Cours sind so glänzend als möglich. Engländer, Parsen, Mohamedaner und Hindus, sämmtlich in Gallakleidern, bewegen sich durch die Säle. Der König, der Raija, der Nabob legen für diesen Tag ihren Stolz ab und nähern sich unterwürfig dem Stadthalter, ihrem unbekannten Herrn. Sie werden mit Huld empfangen und nach Landessitte mit Geschenken an Ehrenkleidern und dergleichen entlassen. Einen eigenthümlichen Begriff hat das gemeine Volk von der ostindischen Compagnie. Von einer herrschenden Kaufmannsgesellschaft kann es sich keinen Begriff machen, und glaubt, da es von der Compagnie stets im Femininum reden hört, dieselbe sei eine mächtige Prinzessin im Westen, die uralt sei und außerordentlich viel Geld für Juwelen und Schmuck verbrauche. Lord Valentia erzählt, daß bei Gelegenheit der feierlichen Audienzen, die er während seiner Reisen bei verschiedenen indischen Prinzen und Prinzessinen hatte, die Herolde seinen Titeln auch den Titel „Enkel der Königin Compagnie" beifügten, weil Lord Wellesley, der damalige General-Gouverneur, sein Onkel war.

Bereits im Vorhergehenden habe ich über die Bestrebungen der Briten gesprochen, europäische Bildung und Cultur nach Indien zu verpflanzen. Ich lasse hier eine kurze Uebersicht von dem folgen, was in dieser Hinsicht geschehen ist, wobei ich die statistischen Nachrichten aus v. Orlichs Werk zur Grundlage nehme.

Erst seit 40 bis 50 Jahren hat man angefangen für Schulbildung und Volksunterricht Sorge zu tragen. Man hoffte auf diesem Wege die Hindus mit leichterer Mühe zu Christen zn machen, und ging mit einem Eifer ans Werk, der in Betreff der edlen Absicht, die zum Grunde lag, gewiß bewunderungswürdig und lobenswerth ist. Selbst die Directoren der ostindischen Compagnie waren für den Plan ganz begeistert. „Wir wünschen," schreibt die Direction, „daß Sie ganz von unserm Eifer überzeugt sein mögen, mit welchem wir die Erziehung und Bildung der Eingeborenen Indiens gefördert wissen wollen, nnd daß wir bereit sind, beträchtliche Opfer für diesen Gegenstand zu bringen &c."

Hätte man sich damit begnügt, in allen Districten Volksschulen anzulegen, um in diesen nur die einfachsten Elementargegenstände zu lehren, so wäre dies dem Bedürfnisse des Volks angemessen und entsprechend gewesen: hiermit begnügte man sich aber nicht, man legte außer den Volksschulen auch Collegien und Hochschulen an. Im Jahre 1843 bestanden bereits 10 Collegien und 31 Schulen, welche von 8609 Schülern besucht wurden. War es der Hauptzweck der englischen Regierung, durch diese höhere Schulbildung die Hindus für den christlichen Glauben

empfänglicher zu machen, so ist dieser Zweck hierdurch eben so wenig erreicht worden, als früher ohne Schulen, dagegen hat man im Laufe von 50 Jahren einige tausend Philosophen herangebildet, die nicht umhin konnten, über die demüthige Abhängigkeit ihres großen Vaterlandes von einem verhältnißmäßig nur unbedeutenden Reiche nachzudenken, und ihre Gedanken Andern mitzutheilen.

Der innerste Gedanke dieser „aufgeklärten" Hindu's ist schon in den hindostanischen Zeitungen bei Beginn des Krieges von Eingebornen und Eurasiern ausgesprochen worden. Als der allgemeine Bußtag in allen Besitzungen Englands abgehalten wurde, sprachen sich die eigentlichen Häupter der gebildeten Hindu's also aus:

„Wir haben allen Grund," — solche schlau ersonnene Worte sind damals in den verschiedenen Sprachen Hindostans gedruckt und im ganzen Lande verbreitet worden, — „ja wir haben allen Grund, Gott zu bitten, daß er die Waffen Großbritanniens segnen möge. Sind wir doch in Wahrheit kein erobertes, kein unterdrücktes Volk, welches den Untergang seinen Gebietern herbeiwünscht."

„Zur Zeit der Eroberung Bengalens, und mehr oder weniger ist dies in allen asiatischen Ländern der Fall, sind die moralischen Bande, welche Fürsten und Unterthanen zu einem Ganzen verbinden, längst zerrissen gewesen. Die Fürsten waren grausam, schwelgerisch und übertraten die den Unterthanen schuldigen Pflichten. Mit Recht hielten sich diese jeder Verbindlichkeit baar, standen auf gegen ihre Unterdrücker und suchten den Beistand der Engländer. Diese gewährten ihn, unser Volk focht an ihrer Seite. Die Engländer sind keine fremden Eroberer, sondern die Gehülfen unserer Revolution. Spricht man, Bengalen sei durch die Schlacht bei Plassey erobert worden, so könnte man mit demselben Grunde sagen, Wilhelm von Oranien hat mittelst der Schlacht an der Boyne England erobert. In beiden Fällen hatten die regierenden Dynastien ihre Herrscherrechte verwirkt; das Volk griff zu seinem angebornen Rechte und setzte sich andere, menschlichere Gebieter. Die Engländer haben anfänglich den Bundesgenossen zur Belohnung ihrer Hülfe einen Antheil an der Landesregierung gegeben. Nach und nach haben sie mittelst allerlei schlauer Künste die vollständige Herrschaft über unser Vaterland errungen. Wir müssen dies ändern. Wir wollen suchen die Usurpation abzuschütteln, aber nur durch friedliche, löbliche Mittel. Wir wollen von unsern englischen Mitbürgern das wieder zu erlangen suchen, was uns gebührt von Gott und Rechtswegen. Wie könnten wir aber gegen diese unsere englischen Mitbürger den mindesten Groll hegen? Helfen sie denn nicht uns selbst zur Erlangung unserer Rechte, zur Heranbildung des Volkes, damit es einstens sich selbst regieren könne?"

Man bemerke wohl das Wort: „Das Volk soll sich dereinst selbst

regieren." Oeffnet es nicht mit einem Schlag die Aussicht auf eine vollständige Parallele mit europäischen Agitationen?

Zu übersehen ist übrigens auch nicht, daß die „Aufklärung" Indiens vorzüglich ein Werk des rationalistischen Liberalismus ist, der in den dreißiger Jahren in England an's Ruder kam. Die Mündigkeitserklärung der Katholiken und der Sieg der Reformanträge Russell's sind gleichzeitig mit dem Verbot der Wittwenverbrennung und mit der Erweiterung der Rechte der Hindu's und Muselmänner. Grey's Reform-Ministerium in England und Bentinck's Reformregierung in Indien sind innig verwandte Erscheinungen.

Schleiermacher.

(Schluß.)

Der Vater Schleiermacher's, ein reformirter Prediger, ursprünglich zu Breslau, dann zu Anhalt bei Pleß in Oberschlesien, war über die Veränderung im Innern seines Sohnes auf das Tiefste erschüttert. Unter dem 8. Februar 1787 schreibt er, nachdem ihm der Sohn sein offenes Geständniß abgelegt hatte, einen wirklich ergreifenden Brief, aus dem wir folgende Stelle entnehmen:

„O Du unverständiger Sohn! wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest? welchem Christus Jesus vor die Augen gemalet war, und nun von Dir gekreuzigt wird. Du liefest fein, wer hat Dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch' Ueberreden ist nicht von dem, der Dich berufen hat; aber ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Das nämliche Verderben Deines Herzens, welches vor vier Jahren Dir Bange machte, daß Du mit demselben in der Welt werdest ganz verloren gehen, und Dich damals zur Gemeine hintrieb, ach! davon hast Du leider noch immer etwas bei Dir geheget, das hat nun Dein ganzes Wesen durchsäuert und treibt Dich wieder aus der Gemeine. Ach mein Sohn, mein Sohn! wie tief beugst Du mich! welche Seufzer pressest Du aus meiner Seele! und wenn Abgeschiedene einige Notiz von uns nehmen, o welch' grausamer Störer der Ruhe Deiner seligen Mutter bist Du dann jetzt, da selbst Deine Dir fremde Stiefmutter mit mir Dich beweint."

Indessen beruhigt sich die Sorge des frommen Vaters allmälig. Er ist kein Fanatiker seiner Sache, und die Ereignisse jener Tage, wo nach langer Zeit wieder einmal von oben die positive Theologie mit Mitteln äußerer Gewalt unterstützt wurde, waren ihm nicht genehm. Er schreibt (7. Mai 1790): „Die Art und Weise, wie man den Katechismus hat aufdringen wollen, ist mir selbst verhaßt." Dabei erkannte er indeß die Nothwendigkeit einer festen und allgemein anerkannten regula fidei vollständig an. Bezeichnend für seine eigene Entwickelung und

zugleich für die kirchlichen Zustände unter Friedrich dem Großen ist folgendes Geständniß, das er seinem Sohn später ablegt:

„Ich habe wenigstens zwölf Jahr lang als ein wirklich Ungläubiger gepredigt; ich war völlig damals überzeugt, daß Jesus in seinen Reden sich den Vorstellungen und den Vorurtheilen der Juden accommodirt hätte; aber diese Meinung leitete mich dahin, daß ich glaubte, ich müsse ebenso bescheiden gegen Volkslehre sein; nie habe ich mir es können erlauben, den Artikel von der Gottheit Jesu und seiner Versöhnung zu bestreiten, weil ich es aus der Kirchengeschichte und aus eigener Erfahrung an andern Menschen wußte, daß diese Lehre vom Entstehen des Christenthums an Millionen Menschen Trost und Lebensbesserung gegeben hatte, und pflegte sie auch allemal, wo es das Thema erlaubte, obschon ich selbst nicht von ihrer Wahrheit überzeugt war, auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menschen anzuwenden. Ich wünschte, wenn Du auch von der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens Dich nicht überzeugen kannst, daß Du wenigstens doch jene Lehre nie öffentlich bestreiten möchtest.“

Dabei aber verlangt er von seinem Sohn, daß er für sich immer weiter nach der Wahrheit forsche: „Nimm lieber keine Partei, auch nicht die der Orthodoxen, sondern suche und ehre die Wahrheit, wo du sie findest.“ Der Vater scheint ein Mann voll Eifer für das Studium gewesen zu sein, er wendet noch in späteren Jahren mehr Geld auf den Ankauf von Büchern, als seine Verhältnisse erlauben, und geräth darüber in Schulden, und wirklich rührend ist es, wie er einst seinem Sohn schreibt, er möchte so gern ein bestimmtes Buch lesen, habe aber nicht Geld, um es zu kaufen, der Sohn möge es in der Stadt zu leihen suchen und ihm dann brieflich den Inhalt mittheilen.

Der junge Schleiermacher wandte die wenigen Jahre seines Aufenthaltes in Halle zu ernsten Studien an, auch die neueren Sprachen und Mathematik cultivirte er eifrig und wurde dann Hofmeister beim Grafen Dohna-Schlobitten. Er rühmt die edle Familie ihrer häuslichen Tugenden wegen sehr; aber daß er dort keine festere Stätte gewinnen konnte, wurde ihm bald klar. Sein Wesen ist überaus entschieden, er will überall nach Principien handeln und hält seine Meinung unerbittlich fest. Auch auf das politische Gebiet schweift sein Geist herüber. Am 14. Febr. 1793, kurz nach der Hinrichtung König Ludwig's XVI. von Frankreich, schreibt er seinem Vater:

„Offen wie ich mit allen meinen Gesinnungen gegen Sie herausgehe, scheue ich mich gar nicht, Ihnen zu gestehn, daß ich die französische Revolution im ganzen genommen sehr liebe, freilich, wie Sie es ohnehin von mir denken werden, ohne alles, was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan haben, und was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mit zu loben, und noch vielmehr ohne den unseligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünschen und alles über den Leisten schlagen zu wollen — ich habe sie eben unparteiisch geliebt, aber dies hat mich von ganzer Seele mit Traurigkeit erfüllt, da ich den guten König als sehr unschuldig ansehe und jede Barberei gar herzlich verabscheue. Aber fast eben so sehr, als ich mich an der Sache selbst geärgert habe, habe ich mich über die Art geärgert, wie ich so viele Menschen habe darüber urtheilen hören. Manche verdammen die Handlung nur deswegen, weil er ein gesalbtes Haupt ist, andere entschuldigen die Sache selbst mit der Politik, und ihr Abscheu betrifft nur das verfehlte decorum, und was dergleichen schiefe Urtheile mehr sind. Ich habe mich da-

bei oft aufgeführt, wie die Stimme des Predigers in der Wüsten, und ist mir auch gerade so gegangen. Wenn ich den Leuten das wahre vorhielt, daß keine Politik der Welt zu einem Morde berechtige und daß es infam sei einen Menschen zu verdammen, dem nichts erwiesen sei, so hatten sie dazu keine Ohren; wenn ich ihnen aber das falsche ihrer Gründe vorhielt, daß, wenn die Todesstrafe überhaupt etwas rechtmäßiges sei und Ludwig etwas verbrochen hätte, was sie den Gesetzen gemäß verdiente, das Gesalbtsein seiner Verdammung weiter nicht hinderlich wäre; wenn ich ihnen sagte, daß das decorum im Grunde nur eine Kleinigkeit sei und nichts darauf ankomme, wer ihm die Haare abgeschnitten habe, so wollen sie sich kreuzigen und segnen und schreien mich wohl gar für gefühllos aus. So ist es mir in der ganzen französischen Sache schon bei tausend malen gegangen. Indem ich mich nicht enthalten kann die Parteilichkeit und Einseitigkeit der Menschen nach bestem Wissen und Gewissen zu bestreiten und ihnen zu dem audiatur et altera pars hie und da practisch Anleitung zu geben, so verderbe ich es mit allen und ich armer Mensch, der ich selten über einzelne Dinge eine Meinung habe, und also noch viel weniger im ganzen einer Partei gehören kann, gelte bei den Demokraten nicht selten für einen Vertheidiger des Despotismus und für einen Anhänger des alten Schlendrians, bei den Brauseköpfen für einen Politicus, der den Mantel nach dem Winde hängt, und mit der Sprache nicht heraus will, bei den Royalisten für einen Jacobiner und bei den klugen Leuten für einen leichtsinnigen Menschen, dem die Zunge zu lang ist.«

Die ganze Eigenthümlichkeit des jungen Schleiermacher tritt in diesen Zeilen hervor. Abgewandt der geschichtlichen Betrachtung, sucht er sein Urtheil aus allgemeinen Maximen heraus zu gewinnen, und selbst sein sonst so großer Scharfsinn darf bei solcher Gelegenheit nicht gegen seine Neigung aufkommen. Wie nahe lag hier die Frage, was denn das „Gesetz" sei und wo denn jemals ordentliche Richter für den König unter den Revolutionairs, also einer Partei des Kampfes, hätten gefunden werden können?

Eine gewisse Strenge und Kälte des Verstandes tritt überhaupt jetzt bereits in Schleiermacher hervor, und wenn sie auch durch einen feinen Sinn für Form und Haltung beschönigt wird, so scheint damals eine warme hingebende Herzlichkeit doch neben ihr nur schwer und seltener aufgekommen zu sein. Auch sein Trostbrief an die Schwester, nachdem der Vater gestorben war, giebt davon, trotz der Ausdrücke ehrlichen Kummers, die darin vorkommen, Zeugniß. Eine ganz eigenthümliche, auf einem gewissen künstlerischen Wohlgefallen beruhende Freundschaft mit seiner bis an ihren Tod in der Brüdergemeinde verbliebenen Schwester Charlotte, zeigt sich übrigens jetzt deutlicher. Schleiermacher wird inzwischen Prediger zu Landsberg, dann zu Stolpe, endlich als Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen. In Berlin, wo er in den letzten neunziger Jahren und bis 1802 lebte, schloß er mit Friedrich Schlegel, Henriette Herz und anderen hervorragenden Menschen Freundschaft. In diesen Zeitraum fällt ferner, wie der Herausgeber der Briefe bemerkt, „Schleiermacher's Verhältniß zu Eleonore G—, die definitive Auflösung desselben aber erst ein Jahr später. Eleonore G— lebte in einer kinderlosen Ehe, in einer Verbindung, welche nach Schleiermacher's Urtheil keine Ehe zu sein verdiente,

weil ihr die wesentlichsten inneren Bedingungen einer wahren Ehe fehlten. Er glaubte, daß ihr inneres Leben in jener Verbindung, wenn sie fortdauere, zu Grunde gehen müsse, und seine Ansicht war damals die (worüber er sich anderweitig wiederholt bestimmt ausgesprochen hat), daß die Auflösung eines solchen innerlich unwahren Verhältnisses, wenn es die bürgerlichen Einrichtungen, die er dabei in ihrem vollen Umfang respectirt wissen wollte, möglich machen, eine sittliche Pflicht sei, indem er das äußerlich bestehende als ein unsittliches ansah, welches niemals hätte eingegangen werden sollen. Diese Ansicht, die mit seiner damaligen Anschauungsweise überhaupt und derjenigen geistigen Richtung jener Zeit, in welcher er sich damals bewegte, sehr eng zusammenhing, und schon deshalb wenigstens gewiß nicht erst durch seine persönliche Stellung zu diesem Fall entstand, traf indessen bei Schleiermacher mit der innigsten Zuneigung zu Eleonore G— zusammen, und wiewohl er die Trennung ihrer Ehe auch an und für sich für sittlich geboten hielt, und deshalb schlechterdings nicht von irgend einer Eventualität abhängig gemacht wissen wollte, so war es doch ausgesprochen, daß er später, wenn sie frei sein würde, sich mit ihr verbinden werde. Eleonore G— konnte aber niemals mit voller Zustimmung ihrer Ueberzeugung auf diese Ansicht eingehen, und nach einem langen Kampf und vielfachem Schwanken zwischen verschiedenen Entschlüssen, was Schleiermacher als eine Schwäche erschien, siegte endlich ein entschiedener Entschluß der Entsagung (Herbst 1805), und von da ab brachen beide auch den Verkehr der Freundschaft völlig und für immer ab. — Das freiwillige Exil in Stolpe, wohin Schleiermacher, Berlin verlassend, sich begeben hatte, war durch dieses Verhältniß veranlaßt gewesen. Vierzehn Jahre später (1819) — so erzählt eine noch lebende Augenzeugin — als Schleiermacher in einer größeren Gesellschaft mit Eleonore G— zufällig zusammentraf, hat er sich ihr genähert, ihr die Hand gereicht und die Worte zu ihr gesagt: „Liebe E—, Gott hat es doch gut mit uns gemacht." —

Aus dem Briefwechsel Schleiermacher's mit Eleonore G— ist in dieses Buch so gut wie Nichts aufgenommen. Daß er bedenklicher Art sein muß, geht aus den Bemerkungen des Herausgebers deutlich hervor. Er schreibt darüber:

„Dagegen hat man sich nicht entschließen können, diese Briefe vollständiger zu geben (namentlich die späteren nicht, aus der Periode des Kampfes, die vorzugsweise das persönliche Verhältniß betreffen), mit allem dem Detail dieser Angelegenheit, weil ein solches Eingehen auf diesen für Schleiermacher so schmerzensreichen Kampf, bei einem Verhältniß, welchem denn doch von seiner Seite unleugbar ein großer Irrthum zum Grunde lag, in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Sammlung, dem Gefühl der Seinigen zu entschieden widerstrebte, und weil auch diese größere Vollständigkeit zum Verständniß der damaligen Stimmungen Schleiermacher's und des Zusammenhanges in denselben nicht wesentlich nöthig erschien, da seine innere Stellung in dieser Beziehung und das tiefe Seelenleiden, das ihm daraus auf längere Zeit entstehen sollte, auch in anderen Briefen erkennbar genug hervortreten."

Aeußerst wichtig war diese Zeit sittlicher Schwäche für ihn darum,

weil in sie seine literarischen Bekanntschaften und die Grundlegung seines Schriftstellerthums fällt. Ein Brief aus jener Zeit läßt einen Blick in sein damaliges Leben thun. Er wohnte damals, als Prediger der Charité, in jenem Gebäude, und es war den 21. November 1797, sein Geburtstag, als er, spät Abends heimgekehrt, an seine Schwester schreibt:

„Ich hatte eigentlich beschlossen, diesen Tag ganz still und sehr fleißig in meiner Klause zu verbringen, und nur Abends war ich zum Thee bei gemeinschaftlichen Freunden von mir und Schlegel gebeten, die aber von meinem Geburtstag gar nichts wissen konnten, bei einer Tochter nämlich von Moses Mendelssohn, die hier an einen Banquier verheirathet ist. So saß ich des Morgens um 10 Uhr im tiefsten Negligé an meinem Tisch, als — der älteste Dohna erschien, der mich freilich seit meiner Rückkunft noch nicht besucht hatte. Er hielt sich aber ungewöhnlich auf, sah manchmal ängstlich nach dem Fenster, so daß ich fast argwohnte, daß etwas vor sein müßte, — doch ohne begreifen zu können, was. Endlich kam sein Bruder nach, und fing mit einer Gratulation an, so daß ich merkte, mein Geburtstag wäre verrathen, und nicht lange darauf kam angefahren Madame Herz — bei der ich sehr oft mit Dohna's bin — und Madame Veit, bei der ich auch den Abend sein sollte, mit Schlegel. Die Männer der beiden Frauen entschuldigten sich mit Geschäften. Plötzlich war auch mein Tisch abgeräumt und mit Chocolade und Kuchen besetzt, den Dohna besorgt hatte. Die freundlichsten Glückwünsche strömten mir auf allen Seiten zu, und kleine Geschenke, um mir die Erinnerung an diese freundliche Feier fest zu halten. Die Herz schenkte mir ein Uhrband, weil meine Kette im deplorabelsten Zustande war, die Veit ein Paar Handschuhe und ein Weinglas, um den Burgunder, den sie mir für meinen Magen verordnet hat, daraus zu trinken, und Schlegel ein Fläschchen Parfüm für meine Wäsche, wovon ich, wie er weiß, ein großer Freund bin. Du kannst denken, wie ich mich über die Theilnahme von fünf Menschen, die mir alle in einem hohen Grade werth sind, herzlich gefreut habe, und wie wenig ich eben deswegen dazu sagen konnte. Schlegel spielte mir zwar einen kleinen Possen, indem er sie aufhetzte, in choro in seinen alten Wunsch einzustimmen, daß ich nämlich nun auch fleißig sein, d. h. Bücher schreiben sollte. 29 Jahr und noch nichts gemacht, damit konnte er gar nicht aufhören, und ich mußte ihm wirklich feierlich die Hand darauf geben, daß ich noch in diesem Jahr etwas eigenes schreiben wollte — ein Versprechen, was mich schwer drückt, weil ich zur Schriftstellerei gar keine Neigung habe. Zum Ersatz dafür wurde aber etwas herrliches beschlossen, wovon schon seit einigen Tagen die Rede gewesen war, daß nämlich Schlegel den Winter über zu mir herausziehn sollte. Ich habe eine Stube, die ich ihm abtreten kann, und heute ist alles arrangirt worden.

Von Friedrich Schlegel giebt Schleiermacher in einem andern Brief folgende enthusiastische, aber nicht unwahre Schilderung:

„Ich lernte ihn zuerst in einer geschlossenen Gesellschaft kennen, von der ich ein Mitglied bin, wo man zusammenkommt, um sich Aufsätze vorzulesen, schöne schriftstellerische Werke zu beherzigen, literarische Neuigkeiten mitzutheilen u. s. w. Ich weiß nicht, ob ich Dir von dieser Gesellschaft, unter dem Namen der Mittwochsgesellschaft, schon etwas geschrieben habe; wo nicht, so soll Dir nächstens eine nähere Nachricht zu Diensten stehen. Hier lernte ich Schlegel zuerst kennen, dann sah ich ihn öfters bei Herz, und Brinkmann, der seine Bekanntschaft schon vor einigen Jahren gemacht hatte, brachte uns näher zusammen. Er ist ein junger Mann von 25 Jahren, von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente giebt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hin kommt, wegen seines Witzes sowohl, als wegen seiner Unbefangenheit der an-

genehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem, wesentlichem Nutzen. Ich bin zwar hier nie ohne gelehrten Umgang gewesen, und für jede einzelne Wissenschaft, die mich interessirt, hatte ich einen Mann, mit dem ich darüber reden konnte. Aber doch fehlte es mir gänzlich an einem, dem ich meine philosophischen Ideen so recht mittheilen konnte, und der in die tiefsten Abstractionen mit mir hineinging. Diese große Lücke füllt er nun auf's herrlichste aus; ich kann ihm nicht nur, was schon in mir ist, ausschütten, sondern durch den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wir auch in mir manches in Bewegung gesetzt, was geschlummert hatte. Kurz für mein Dasein in der philosophischen und literarischen Welt geht seit meiner näheren Bekanntschaft mit ihm gleichsam eine neue Periode an. Ich sage: seit meiner näheren Bekanntschaft, denn obgleich ich seine Philosophie und seine Talente weit eher bewundern lernte, so ist es doch eine Eigenheit von mir, daß ich auch in das innere meines Verstandes niemand hineinführen kann, wenn ich nicht zugleich von der Unverdorbenheit und Rechtschaffenheit seines Gemüths überzeugt bin. Ich kann mit niemand philosophiren, dessen Gesinnungen mir nicht gefallen. Nur erst, nachdem ich hiervon soviel Gewißheit hatte, als man mit gesunden Sinnen aus dem Umgang und den kleinen Aeußerungen eines Menschen schöpfen kann, gab ich mich ihm näher und bin jetzt sehr viel mit ihm Er hat keine sogenannte Brodwissenschaft studirt, will auch kein Amt bekleiden, sondern, so lange es geht, spärlich aber unabhängig von dem Ertrag seiner Schriftstellerei leben, die lauter wichtige Gegenstände umfaßt und sich nicht so weit erniedrigt, um des Brodes willen etwas mittelmäßiges zu Markte zu bringen. An mir rupft er beständig, ich müßte auch schreiben, es gebe tausend Dinge, die gesagt werden müßten und die gerade ich sagen könnte; und besonders, seit er mich in der erwähnten Gesellschaft eine kleine Abhandlung hat vorlesen hören, läßt er mir keinen Tag Ruhe. Wir kauen jetzt an einem Project, daß er auf Neujahr zu mir ziehen soll und ich würde mich königlich freuen, wenn das zu Stande käme; denn jetzt kostet mich jeder Gang zu ihm hin und zurück immer eine Stunde Weges. Nota bene den Vornamen hat er von mir, er heißt Friedrich; er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln, er ist nicht musikalisch, zeichnet nicht, liebt das französische nicht und hat schlechte Augen. Seit 8 Tagen habe ich einen großen Theil meiner Vormittage, die ich sonst sehr heilig halte, bei ihm zugebracht, um eine philosophische Lectüre mit ihm zu machen, die er nicht gut aus den Händen geben konnte."

Doch scheint es, daß Schleiermacher gerade durch seinen Umgang mit Fr. Schlegel zu dem Bewußtsein von der Ungenügendheit des abstract-genialischen Wesens kam, und die schlummernden Gefühle, welche einst die Mutter in ihm gepflegt hatte, wurden wieder in ihm wach. Darauf deutet ein Wort leisen Tadels, den er gegen seinen neuen Freund ausspricht, von dem er sagt, daß er, „was seinen Geist anbeträfe, ihm durchaus supérieur sei, so daß er nur mit Ehrfurcht zu ihm aufblicken könne. Was ich aber doch vermisse", fährt dann Schleiermacher fort, „ist das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen". Der tiefe vorausschauende Blick, den wir überhaupt an Schleiermacher bewundern müssen, zeigt sich auch in dieser Schilderung, welche direct auf die Fäden weist, aus denen das spätere Geschick Fr. Schlegel's gewebt wurde. Auch Aug. Wilh. Schlegel lernt Schleiermacher kennen, auch ihn durchschaut er sogleich: „Dieser Bruder hat weder die Tiefe noch die Innigkeit Friedrichs, er ist ein feiner, eleganter Mann, hat sehr viel

Kenntnisse und künstlerisches Geschick und sprudelt von Witz, das ist aber auch Alles."

Diese und andere Schöngeister traf Schleiermacher zuerst in den großen jüdischen Häusern Berlins, besonders bei Henriette Herz, der Frau des berühmten Arztes Marcus Herz, deren Leben uns ihr Glaubensgenosse Fürst neulich sehr hübsch beschrieben hat, und bei Madame Veit. Schleiermacher sagt über diese Häuser, in welchen man damals Adel, Elegants und Gelehrte aller Art traf, Folgendes:

"Daß junge Gelehrte und Elegants die hiesigen großen jüdischen Häuser fleißig besuchen, ist sehr natürlich, denn es sind bei weitem die reichsten bürgerlichen Familien hier, fast die einzigen, die ein offenes Haus halten, und bei denen man wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern Fremde von allen Ständen antrifft. Wer also auf eine recht ungenirte Art gute Gesellschaft sehen will, läßt sich in solchen Häusern einführen, wo natürlich jeder Mensch von Talenten, wenn es auch nur gesellige Talente sind, gern gesehen wird und sich auch gewiß amüsirt, weil die jüdischen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel gestürzt — sehr gebildet sind, von Allem zu sprechen wissen und gewöhnlich eine oder die andere schöne Kunst in einem hohen Grade besitzen."

Ernstere, ältere Geistliche verdachten Schleiermacher diesen seinen Verkehr in den jüdischen Salons. Er schreibt seiner Schwester darüber:

"Mit Sack habe ich auch dieser Tage eine Herzenserleichterung über meinen jüdischen Umgang gehabt. Er sagte mir offenherzig, er hätte auch deswegen gewünscht, daß ich nach Schwedt gegangen wäre, weil er fürchte, meine Art zu existiren möchte meiner Beförderung hier hinderlich sein, und ein paar Jahre Abwesenheit würden das besser gut machen, was sich sonst vielleicht nicht ändern ließe. Er sei, wie ich wisse, nicht pedantisch genug, gegen den Umgang mit Juden zu sein (wie denn auch sein Vater und sein Schwiegervater mit Mendelssohn viel umgegangen sind), aber für diese bureaux d'esprit habe er doch keinen Sinn, und wenn es gar zu bekannt wäre, daß ich so ganz unter diesen Menschen lebte, so müßte das doch auf viele Leute einen nachtheiligen Eindruck machen, und er selbst besorge, der Ton, den man nach und nach in diesen Gesellschaften annehme, würde mir mit der Zeit Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen mein Amt geben. Ueber den letzten Punkt suchte ich ihn denn zu beruhigen, und ihn über das Erste eines Besseren zu überzeugen."

Teller und Zöllner, damals zwei der angesehensten Geistlichen Berlin's, kamen freilich ebenfalls oft in's Herz'sche Haus, und Henriette Herz ist als Christin im Glauben gestorben.

Durch sein ganzes Leben hindurch hatte Schleiermacher das Bedürfniß eines vertrauten Verkehrs mit Freundinnen. „Es liegt tief in meiner Natur, liebe Lotte," schreibt er an seine Lieblingsschwester, „daß ich immer genauer an Frauen mich anschließen werde, als an Männer; denn es ist so Vieles in meinem Gemüth, was diese selten verstehen. Ich muß also, wenn ich nicht auf wahre Freundschaft Verzicht thun will, was Du denn doch auch nicht fordern wirst, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkt stehen bleiben, der aber eben deswegen, weil ich so darauf stehe, nicht so gefährlich ist." Bis an sein Lebensende genoß auch Schleiermacher das Glück solcher Freundschaften, (mit einer Ausnahme vielleicht) der edelsten und zartesten, welche die Erde kennt. Eine wunderbare Macht war ihm gegeben, den Frauen in rechter Art zu be-

gegnen, ihr Herz zu erschließen und ihren Sinn zu lenken und zu heben; ein zauberisches Talent der Rede und der Gedankenwendung und des Schweigens selbst war ihm geworden, das empfindsame Frauenseelen entzücken und überwältigen mußte. Die Briefe, welche er an die Gattin seines Freundes Ehrenfried von Willich schrieb, der als Prediger in Stralsund starb, als sein Weib erst 20 Jahre zählte, sind dafür ein leuchtendes Zeugniß. Schleiermacher heirathete zwei Jahre nach des Freundes Tode Henriette von Willich, eine regsame, geistvolle Dame aus altfranzösischer Familie*), und jeder Versuch, in Farben oder in Tönen die leisen und unaufhörlichen Uebergänge, in denen Freundschaft sich endlich in Liebe verwandelt, wiederzugeben, ist hier vergeblich. In allen seinen Schriften Meister in gedanklicher Entwickelung, im Styl und in einer krystallisch reinen Form, die durch die melodische Wortfügung und Wortstellung der Griechen gebildet war, — hat gleichwohl Schleiermacher sich in diesen Briefen, die man in der zweiten Hälfte des ersten Bandes findet, selbst übertroffen. Kein vollendetes Gedicht kann größere Schönheit athmen, kann durch den Reiz seiner Gedanken, durch die Grazie, in die sie gekleidet sind, und durch die tactvolle Benutzung der äußern Anlässe des Lebens mehr ergreifen, als dieser Theil des Briefwechsels. Wie lassen uns, damit verglichen, die klangvollen Sonnette Petrarca's kalt, und was wollen selbst die Schilderungen und Geständnisse der Liebe, die Goethe uns aus dem Leben und aus seiner Phantasie giebt, dagegen bedeuten? Keuschheit und Wärme vermählen sich in diesen Briefen in

*) Sie war eine geborene v. Mühlenfels, und schon durch die Mutter, in einer leichtfertigen Zeit, auf die Bahn der Religion gelenkt. Mit welcher Zuversicht diese Mutter, welche im Jahre 1797 starb, der Todesstunde entgegensah, davon zeugen auch die folgenden noch erhaltenen Worte, welche sie ihrer Mutter, der hochbetagten Frau v. Campagne in Berlin, die sie überleben sollte, damals (im gewissen Vorgefühl ihres ganz nahen Endes) schrieb. Sie sind französisch geschrieben, wie auch sonst die Briefe an Frau v. Campagne, da diese wenig deutsch verstand:

Quand vous recevrez ceci, ma chère mère, j'aurai vaincu et vous vous rejouirez de mon bien-être. Vous êtes trop Chretienne et trop raisonable, ma chère mère, pour vous chagriner. J'espère, par la grâce de Dieu, pouvoir me présenter avec assurance et confiance devant mon Juge. J'ai eu le tems de mettre ma maison dans un ordre, où je ne crois pas, que mon ménage ni mes enfans suffriront de mon absence, et le bon Dieu daignera pourvoir au reste. Ma plus grande peine est de consoler mes deux filles ainées; les autres enfans sont accoutumés à me voir souffrir et alitée et n'ont encore pas beaucoup l'usage de la réflexion; leur attendrissement n'est que momentané.

Der einzige Bruder der Frau v. Mühlenfels hatte sich, nachdem er seine Offizierstelle bei der Garde in Berlin aufgegeben und den größten Theil seines Vermögens seinen Verwandten überlassen hatte, nach dem Canton St. Gallen in der Schweiz zurückgezogen, wo er, ähnlich einem Einsiedler alter Zeiten, in frommer Abgeschiedenheit von der Welt ganz für die Armen lebte — welchen Schritt indeß die Schwester nicht gebilligt hatte — wo er, sehr geliebt und verehrt, ein hohes Alter erreichte. Auch Schleiermacher hat noch die alte Großmutter seiner Frau kurze Zeit gekannt und geliebt und auch mit deren Sohn noch, wenigstens schriftlich, in herzlicher Verbindung gestanden.

glücklichster Mischung; alle natürlichen Verhältnisse verklären sich im Lichte religiöser Innigkeit, und die Liebe wird gleichsam von einem Höheren, von einer Durchdringung von Liebe und Freundschaft übertroffen. Sokratische Weisheit und edelste männliche Neigung von seiner, zarte Rückhaltung und vornehmes Maaß, verbunden mit einer unaussprechlichen Liebesbegeisterung und Hingabe von ihrer Seite, bilden das Grundgewebe dieser oft von einem gewissen schalkhaften Ernst gewürzten Idylle, die eben nur noch der rechten, redigirenden Hand wartet, um, zu einem Musterstück deutscher prosaischer Dichtung verwandelt, ein Lieblingsbüchlein deutscher Frauen, Jungfrauen und Jünglinge zu werden. Geständnisse von beiden Seiten, Herzenseröffnungen der tiefsten und frommsten Art, die stets nur dazu dienen, in dem also geöffneten Erdreich der Seele ein neues schönes Reis einzupflanzen, neue Gedanken auszusäen, neue Hoffnungen zu wecken. Freilich auch diese Form ist nicht ohne Nebelflecke, und unklar bleibt uns, die wir dabei an Schleiermachers Dogmatik und viele ebenfalls entgegengesetzte Stellen seiner Predigten denken, was er darunter meint, als er von der Güte der Menschennatur, wie sie geboren ward, redet, eine hingeworfene Bemerkung, die er nachher selbst, wenn auch ungenügend, wieder beschränkt.

Diesen Theil des Briefwechsels durch eine Probe anschaulich zu machen, ist unmöglich, und schwer wird es uns selbst, einen Klang seiner symphonischen Schönheit auszuwählen. Kurz nach der Verlobung schreibt ihm Henriette:

„Sage es mir, mein geliebter Vater, ist Dir das auch lieb an mir, daß ich mich so ganz hingebe dem Gefühl des Glücklichseins und der Freude? Wenn ich an unsern theuren E. (ihren verstorbenen Mann) denke und ein leises Weh mir durch die Seele zieht, kann mir die Frage kommen, ob ich auch wohl anders in mir tragen sollte die neue Gnade Gottes, die mir durch Dich widerfährt, ob es auch wohl recht und schön ist, daß ich so jugendlich frisch wieder ins Leben trete und mein Herz der Freude wieder ganz geöffnet ist, da ich doch noch vor Kurzen um unvergänglichen Schmerz betete, der die Witwe durchs Leben geleiten möchte. — O ich darf es Dir nicht erst sagen, wie E. im Grunde meiner Seele wohnt, wie mir jede Erinnerung von ihm so heilig ist — Du weißt es. — Doch bin ich jetzt so glücklich durch Dich — Gott, wie ich es nur immer sein kann. Wie ich mich freue auf Deinen ersten Brief, das kann ich Dir nicht beschreiben — — mein lieber, lieber Ernst, ach hast Du mich auch noch so lieb, als da Du hier warst, da Du mich Dein süßes Herz nanntest? Ich zweifle nie mehr einen Augenblick an Deiner Liebe; eher kann ich denken, kann er denn auch, was das heiligste und theuerste ihm ist, mit Dir theilen mögen? Auch darin sollst Du immer nur ganz Deiner Neigung folgen, aber unendlich erfreuen wirst Du mich durch jedes, was Du mit mir theilen wirst. Doch kannst Du auch ganz gewiß sein, daß ich Dich nie im mindesten durch die leiseste Empfindung in mir beschränken werde in dem, was Du Deinen Freunden oder Freundinnen sein und mit ihnen theilen willst. Das Nichtverstehen wird mir immer nahe gehn, aber nicht der kleinste Unmuth soll in mir entstehen, und ich will recht geduldig warten, bis Du zu Deiner kleinen einfältigen Frau zurückkehrst. — Mein herzenslieber Ernst, lebe wohl — sage mir auch bald ein herzliches Wort und sage mir auch ja, wenn Dir etwas in mir nicht lieb ist, sei es noch so klein — ich bitte Dich so sehr. Du liebe herrliche Seele, möge Dir recht wohl sein — bete Du auch für mich, daß

Gott mein Herz segne und es reich mache an Liebe und Frömmigkeit, an allen Gaben, ohne welche ich Dich nicht glücklich machen kann.“

Schleiermacher antwortet darauf u. A.:

„Gott sei Dank, der mir Dich gegeben hat und die Hoffnung auf das schöne Leben, was wir uns noch bereiten wollen, und die herrliche Ruhe, die unsern Bund hält und trägt, und die Sicherheit, daß es das Schönste und Beste ist, was sich so rein und gleichmäßig in uns gebildet hat. Laß Dich umarmen, recht zärtlich und dankbar, Du süße geliebte Braut, und sei recht ganz mein und hoffe auf schöne Erfüllung, ohne Furcht oder Sorge, denn es wird Alles gut gehen.“

„Viel Liebe und Vertrauen ist mir hier entgegengekommen, auch schon in dieser kurzen Zeit, von neuen und merkwürdigen Seiten, und was ich geweissagt habe, daß diesen Winter noch große Verwirrungen in Deutschland losgehen würden, davon sehe ich schon mehrere bedeutende Vorzeichen, seit ich hier bin, und es bewegt mich nun noch mehr und schöner, was ich Dir schon als etwas Erfreuliches sagte, daß unser Schicksal recht verwebt ist in das des Vaterlandes, und sollte es geschehen, was ich freilich nicht absehen, aber was doch kommen kann, daß ich mitten in diesen Verwirrungen befangen bin, so sei nur recht gutes Muthes und denke, daß Vaterland, Du und die Kinder meine Losung sind.“

Und an einer andern Stelle:

„Sündige ich nicht gegen Dich, meine süße Geliebte, zumal Du auch eine kräftige, muthige bist, daß ich noch so lange die Pflichten gegen Dich und unsere Kinder unerfüllt lasse, die ich doch eigentlich schon übernommen habe? Glaube mir, liebes Herz, es ist nicht leidenschaftliche Ungeduld, nicht krampfhafte Sehnsucht, sondern nur das richtige, tiefe Gefühl von dem Charakter unserer Zeit, in welcher nichts, durchaus nichts sicher ist, als der gegenwärtige Augenblick. Hätte mir das auf Eurer ruhigen schönen Insel so bestimmt vorgeschwebt wie hier, ich glaube, wir hätten dann doch andere Maßregeln ersonnen, um Alles besser und schneller zu vereinigen. Du bist wieder ganz außer Schuld, meine Gute, aber bin ich es auch? verdiente ich nicht, streng genommen, daß mir die schöne Hoffnung, weil ich sie nicht zu binden wußte und durch die Stärke des Willens in Wahrheit zu verwandeln, gleich wieder verschwände, und daß mich das Schicksal hinwegraffte, ohne daß ich Dich wirklich gehabt hätte? Und wenn es noch besser kommt, habe ich nicht tausend Mal mehr Glück als ich verdiene.“

Die ganze Fülle der Liebe in dem seltenen Manne offenbart folgendes Brieffragment:

„Aber, liebste Jette, wie ist es doch mit der Dankbarkeit, die Du da hast, in Deinem Gefühl für mich? weißt Du wohl, wenn ich Dir doch Alles sagen soll, was mir nicht lieb ist an Dir, so möchte ich mit dieser anfangen; Du meinst gewiß etwas recht schönes, wiewohl ich nicht recht gewiß weiß, was; aber sieh es Dir nur recht an und nenne es nicht so; denn Dankbarkeit weiset auf Wohlthat zurück, und so etwas kann es doch gar nicht geben zwischen uns. Kann man sich selbst wohlthun? die rechte Hand etwa der linken, der Kopf dem Herzen, die Nerven den Muskeln? Kann der Vater seinem Kinde wohlthun? und dann ist es mir immer, als könnt ich Dankbarkeit nur fühlen gegen einen Menschen, der mir sonst gleichgültig ist, einen vornehmen Gönner und dergleichen, und doch, wenn man es recht besieht ist es immer nichts. Ueber die Verehrung schäme ich mich ein wenig, aber das laß gut sein! Jeder von uns hat etwas voraus, was ihn dem Andern ehrwürdig machen muß, und ich will Dich dann auch schon gehörig verehren von meiner Seite. Aber die kindliche Liebe! ja mein süßes Herz, die nehme ich immer an, denn dieses schöne Verhältniß und unsere gemeinsame Liebe zu unserm theuren E. und Allem was sein ist, ist ja der Grund jeder Liebe in uns und unsers ganzen schönen Glückes. Mein gutes Herz, daß Dir die Art recht ist, wie ich mich Dir genähert habe, —

das freut mich sehr und ich finde es sehr natürlich; aber glaube nur nicht, daß darin ein besonderes Verdienst von meiner Seite ist oder etwas ausgerechnetes absichtliches oder auch nur, daß ich Dir irgend etwas verborgen hätte bis auf den rechten Moment. Nein, liebe Jette, ich habe Dir Alles immer offen ausgesprochen, was mir selbst ganz klar war; alles Andere lag wohl dunkel in mir, aber eben, so lange es dunkel war, konnte es sich wohl nicht eher entwickeln, bis das Klare ausgesprochen war, und konnte sich nicht anders als unbewußt in der ersten leisen Sprache aussprechen, die eigentlich noch keine ist; und so hat es sich Dir ja auch schon früher eingeschlichen als Ahnung von dem, was in mir wäre. Das wurde mir zuerst ganz klar, daß unser Leben zusammen gehöre, daß ich von Dir und den Kindern nicht lassen könnte und daß Du Dich auch an Niemand so halten könntest als an mich; und so habe ich es Dir ausgesprochen, dann wurde mir klar, daß ich in meinem Leben nichts weiter zu suchen hätte, daß ich volle Genüge hätte, wenn wir uns einander wären Alles, was wir mit voller Zustimmung unserer Herzen sein könnten — — und so siehst Du wohl, daß ich Dir immer Alles offenbart habe, jedes wie es in mir war, und daß die ganze volle Liebe in mir und in Dir schon vorher war, aber nur allmälig recht in's Bewußtsein kommen konnte. Darum ist mir nun auch klar, daß, was in uns ist, auf eine wahrhaft göttliche Weise geworden ist, aus dem Innersten unsers Wesens heraus, daß seine höchste Natur, anknüpfend an unser gesammtes Sein, nicht von irgend etwas Einzelnem ausgehend, und also auch auf keine Art einseitig und unsicher. Warum wolltest Du Dich also nicht auch rein gehen lassen, mit Allem, was in Dir ist, in aller Freude an dieser neuen Offenbarung Gottes in uns? Du bist ja jugendlich und frisch, warum solltest Du nicht so in's Leben hineingehn? meinst Du nicht, daß ich eben diese frische Jugendlichkeit in Dir liebe? daß ich ihrer bedarf? daß sie in dem ganzen Gang unsers Lebens auch mitgewirkt hat in uns Beiden? Denke, sie ist unser schöner Besitz, mein so gut als Dein. Sei immer gern die jugendliche Mutter der süßen Kinder; die jugendliche, erfrischende, töchterliche Gattin Deines Ernst, Deines Väterchen."

Wenn Schleiermacher in diesen Briefen sagt, daß er „es als etwas recht erfreuliches betrachtet, daß sein und seiner Braut Schicksal recht verwebt ist in dem des Vaterlandes", so ist diese Freude bei ihm eine aufrichtige und begeisterte, eben so bei seiner Braut. Mit seinem ganzen Herzen hängt er, wie Henriette von Willich, an Preußen; mitten in den trübsten Tagen, — 1806, 1807, 1808, — weissagt er mit einer prophetenartigen Gewißheit die Auferstehung des Vaterlandes, und während er von dem Haß Napoleons gegen die Universität Halle redet, und der Aufhebung dieser Hochschule, an der er Professor war, gewiß sein muß, weist er doch, obgleich sein Gehalt nicht mehr gezahlt wird und er dem Hunger nahe ist, eine wiederholte Berufung nach Bremen ab. Dies Vaterland „bewahrt unter vielen Gebrechen so viel Köstliches auf" (II. 71) und „König und Königin ragen aus dem Abgrund der Niederträchtigkeit und Feigheit obenan hervor" (geschrieben nach der Schlacht bei Jena). Darum schreibt er, als ihm der auswärtige Ruf kommt:

„Und ungerner als je würde ich mich jetzt von dem Könige trennen, dem ich eine recht herzliche Sehnsucht habe ein tröstliches, ermunterndes Wort zu sagen, in dem Unglück, das wahrlich nicht durch seine Sünden über ihn und uns gekommen ist."

Und an einer andern Stelle:

„Ich habe einen Antrag von Bremen aufs neue. Allein ich bin entschlossen ihn auszuschlagen, weil ich Halle, so lange noch Hoffnung zu seiner Erhaltung ist, treu bleiben will. Müßte der König einen unglücklichen Frieden

machen und behielte Halle bei einer bedeutenden Verminderung seines übrigen Gebietes, so würde ohnedies mancher lieber gehn als bleiben, und ich will dieses schlechte Beispiel nicht geben. Zieht sich aber der Krieg in die Länge, wie ich hoffen möchte, so würde ich lieber suchen interimistisch anderswo in Preußen angestellt zu werden, um nur gleich wieder hier zu sein. Denn mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehn wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein. Lieber Freund, wenn ich Dir beschreiben sollte, wie zerrissen mein Herz ist, wenn ich an den Verlust meines Katheders und meiner Kanzel denke, und wenn es mir doch bisweilen einfällt, das Alles könne ganz zerstört sein — das kannst Du Dir kaum denken. Sehe ich weiter ins Große, so bin ich wieder ruhig. Die Verfassung von Deutschland war ein unhaltbares Ding; in der preußischen Monarchie war auch viel zusammengeflicktes unhaltbares Wesen; das ist verschwunden; ob und wie der Kern sich retten wird, das muß erst über seine Güte entscheiden. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt wieder sich bilden wird; wann aber — und ob nicht erst noch nach weit härteren Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte nichts als nur bisweilen einen schmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn sich die Nation diesen gefallen läßt, so ist sie zu dem Besseren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen sie reifen soll, werden dann nicht lange ausbleiben. So ist es, lieber Freund, über das Persönliche als das Kleinste, über das Nationale als das Größte, bin ich ganz ruhig, so schlecht es auch um beide aussieht — aber was in der Mitte liegt, die Art, wie der Einzelne auf das Ganze wirken kann, die ganze wissenschaftliche und kirchliche Organisation, erfüllt mich mit Sorgen. Auch die letzte! Denn Napoleon haßt den Protestantismus, wie er die Speculation haßt; meine Weissagung in den Reden ist, glaube ich, nicht falsch. Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unsern Posten stehn und nichts scheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachstehn dürfte für diesen Fall. Zwei Mal habe ich gepredigt in dieser Zeit, vor zwölf Tagen und heut — beide Male, wie Du denken kannst, über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu."

Die Braut ist solcher Gesinnung würdig, und im froheſten Muthe schreibt sie an ihn im Sommer 1808:

„Ich bin recht gestärkt und habe gefühlt, daß meine Liebe zu Dir die rechte ist und daß, wenn es mir auch mein ganzes Glück und mein Leben kosten könne, ich doch nicht wünschen würde, daß Du anders thätest, als wie Dein heiliger Eifer Dich treibt. Es ist mir beunruhigend eingefallen, ob auch mein letzter Brief Dir eine andere Gesinnung zu enthalten geschienen. Es war doch nicht so, ich wollte Dir nur die Bangigkeit aussprechen, die neben der Freude an Dir und an Deinem Werke wohl bestehen kann. O mein Ernst, wie wollte ich für keinen Preis auch nur das kleinste missen von der Schönheit Deiner Seele, wie macht es mich so glücklich, daß Du so herrlich bist! — — Wenn das Glück mir sollte aufbehalten sein nach aller Noth und Gefahr, nach Erstehung des Vaterlandes, ruhig und von Dir und den Deinigen geliebt, an Deiner Seite zu leben — Gott, es wäre mir etwas so unaussprechlich Großes."

Es war dem Paare, trotz großer Verschiedenheit der Jahre und der Erziehung, ein langes schönes Leben holdester Gemeinsamkeit vorbehalten, sie lebten über ein Vierteljahrhundert miteinander, und was Schleiermacher als Vater den Kindern seines verstorbenen Freundes, des ersten Gemahls seiner Frau, war, sehen wir aus manchem der in diese Sammlung aufgenommenen Briefe. Die Liebe aber blieb zwi-

schen beiden Gatten in ungeschwächter Kraft, und ganz in derselben Schönheit und Wärme erscheinen die letzten Worte, die er der Gattin schrieb, wie die aus der bräutlichen Zeit. Er war der Held des Gemüthes, und die Ehrenrettung, die er in seinen „Briefen über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" dieser Grundkraft des Menschen zu Theil werden ließ, ist zu einer Ehrenrettung deutschen Wesens und zu einer Rettung des deutschen Volkes aus der Nacht des Rationalismus geworden.

Ein Reisebrief.

— Reisesegen. — Thüringer Land. — Eine Extrapost im Thonacker. — Regen und Reiselust. —

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt" . . . und wie es weiter geht. Die ganzen Tage über wollte mir das sanghafte schöne Lied Eichendorff's, des Poeten der Wanderlust, der Wälder und Berge und Ruinen, nicht aus dem Kopfe, und immer wieder, wenn ich so, an nichts denkend in die prächtige weite Welt Thüringens ausschaute, brummte ich unwillkürlich die Melodie, die ich als Student so oft gesungen habe. Ja, es giebt in der That einen Reisesegen, es giebt eine Krone und Blume leiblicher und geistiger Gesundheit, welche sich nur auf der Reise, und ganz plötzlich einfindet, wenn durch den hochwipfligen Wald über die quellenreiche Schlucht her ein frischer Windhauch kühl erquickend dem Wanderer entgegenfährt. Ein Zauber scheint gehoben und die gefangene und stumme Natur erlöst, und was die Vögel und der Wald sich erzählen und was die Bäche rauschen, wird wie eine verständliche Rede, und sogar ihr Monolog scheint sich in ein trauliches Zwiegespräch mit dem Wandersmann zu verkehren, und je höher zu menschlicher Stimmungs- und Ausdrucksart die Natur emporzusteigen scheint, desto weiter in einen neuen, träumerisch-süßen, bewußtlos-seligen Zustand verliert sich der Mensch. Der alte Romantikus, der das vielverketzerte Wort wagte: „Denn Gedanken stehen zu fern", verstand sich darauf, er hatte wohl oft im Grünen geruht, in den blauen Himmel und seine eilenden Wolken gestarrt und die Kinderseligkeit eines unmittelbaren Genusses, der ohne Reflexion und Definition ist, gekostet.

Und solch eine Stimmung, die frisch und fröhlich und fromm wie die eines Kindes ist, weiß sich unter allen kleinen Widerwärtigkeiten der Reise zu behaupten, ja macht sie wohl gar unsichtbar, und selbst eine thüringische Extrapost wird dabei erträglich. Eine thüringische Extrapost! . . . ich bin in medias res gekommen, wie sich das auch bei solch einer kleinen Skizze nach alter Regel ganz besonders empfiehlt.

Eine thüringische Extrapost, an und für sich, ohne Romantik und Reisesegen gewürdigt, ist ein Begriff, um den die Phantasie Dante's, die in der Unterwelt sonst so gut zu Hause ist, den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts beneidet. Aber damit dies Institut sich ins volle Licht setze, bedarf es einiger Tage starken Regenwetters und einiger älterer, wohl durchgefahrener Landwege, welche durch besonders fruchtbare Gegend, am besten Thonboden erster Klasse, führen. So geschah es in diesem Falle. In diesen Tagen erfuhr oder erlitt ich die Verkörperung dieses Ideals. Ich schweige über die Gegend, über die Farbe ihrer Schlagbäume und über ihre Postverwaltung, um Niemand einer Sache wegen, die mich weiter gar nicht belästigt hat, zu geniren. Es war noch früh Morgens und ein feiner, aber seines Erfolges darum um so sicherer Regen — ich möchte ihn den diplomatischen Regen nennen und empfehle diese Unterabtheilungs-Benennung Herrn Prof. Dove und dem ganzen meteorologischen Institut — fiel bereits wieder in Fortsetzung des gestrigen vom Himmel herab, als ich aus dem alterthümlichen Gasthof des kleinen, winkligen und düsteren Städtchens, in dem ich für die letzte stürmische Nacht Unterkommen gesucht hatte, heraustrat und den freundlichen Wirth, der neben mir stand, verwundert fragte, wo denn die Extrapost wäre, die eben für mich vorgefahren sein sollte? „Hier, Herr" . . . und er zeigte dicht vor sich auf eine hohe Kalesche, die man im Museum der Madame Tissot in London mit Leichtigkeit hätte für den Schlachtwagen des Königs David ausgeben können. Mochte sie immerhin auch *etwas* jünger sein, als dieser heut sein müßte, so zeigten doch wenigstens die Lederarten, welche zu ihrem Verderdeck und Seitenbehang verwandt waren, die deutlichste Spur ihrer Herkunft aus einem hebräischen alten Lederkram, in welchem die Abfälle christlicher Cavalleriegeschirre und Aehnliches feilgehalten werden. Flicken thürmte sich auf Flicken, und auch das alte Sprüchwort: „Rein und ganz — giebt schlichtem Kleide Glanz", konnte hier keine Anwendung finden, denn weder fehlte es an Beweisen dafür, daß die Zeit nicht blos, wie die Poeten meinen, *einen* Zahn hat, sondern ein ehrwürdiger, lange gehegter Schmutz, der die Stelle des Lacks zu vertreten schien, unterbrach die Einförmigkeit der Quarrés und Triangel der Flicken, verdeckte vielleicht sogar einige feinere Kappnähte. Der Kutscher, der, bescheiden auf seine Rosse blickend, mich grüßte, trug kein Staatskleid; ein freier Bürger des Städtchens —, hatte er sich seines Civilrockes, der ebenfalls nur noch für die zornigen Tage des Erdenlebens und der Witterung aufbehalten zu sein schien, nicht entledigt, nur um seinen linken Arm trug der Brave ein schmales Streifchen mit dem Wappen der Post.

Der strömende Regen und die Nebel in seiner Begleitung verhüllten indessen gnädig jede genauere Besichtigung meiner „Reisegelegenheit", und stumm, nachdem ich den eben ausführlicher commentirten stummen Blick auf das Gefähr geworfen hatte, stieg ich in die Carosse hinein,

deckte das famose Spritzleder darüber und schlug die tief herabhängende Thür ins Schloß. Und vorwärts ging es! . . . Infandum regina jubes renovare dolorem! Das Pflaster des Städtchens, aus dem wir schnell herausrollten, war unerträglich schlecht, aber es war auch die letzte Spur europäischer Civilisation. Gleich hinter dem alterthümlichen Thor begannen dagegen Hinterwäldler - Zustände. Hohe, prachtvolle Buchen von beiden Seiten des Hohlweges, dessen rothe, steile Erdwände zum Theil vom Regen durchbrochen und in den Weg herabgestürzt waren, mit ihnen manch frischgrüner Sproß, manch zukünftiger Baum, hier und da schoß ein improvisirtes Bächlein lustig über die Krone des Randes hinab und bahnte sich durch die Straße seinen Lauf, und mitleidig säugte und nährte es der gütige Regen, der unablässig von seinem unerschöpflichen Reichthum spendete. Meine alte würdige Carosse schien sich in diesem Wirrwar zu gefallen, sie war auf einmal lebendig geworden wie ein Jüngling, und nickte und hüpfte und sprang nach rechts und links, nach vorn und hinten, als habe sie in jeder Ecke und Untiefe des Weges eine Bestellung auszurichten und ein Compliment zu machen. Natürlich, daß an mich unter diesen Umständen Niemand mehr dachte, auch der Kutscher nicht mehr, der kaum so viel Zeit hatte, alle Viertelstunden aus einem kleinen Schachteldöschen, das er zwischen seine Beine geklemmt hatte, ein Prieschen zu nehmen, dazwischen aber mit Zunge, Zügel und Peitsche belehrend und meisternd wirkte. Der Mann war augenscheinlich selbst in Lebensgefahr; er wiegte auf seinem Sitz zwischen den zwei dünnen eisernen Stäben, die ihn umgaben, wie ein Mastbaum auf einem Schiffe im hohen Meer daher. Und ich rauchte während dessen meine Cigarre, blickte auf die glänzenden Moosflächen an beiden Seiten, die sich im Perlenschmuck einer Feenkönigin brüsteten, sah die Wipfel der Bäume sich wiegen und die Bäche plätschern und sang, ohne recht zu wissen, was ich sang, vor mir hin: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“...

Die einzige Störung meiner Reiselust bereiteten mir einzelne Felder, welche mit den langen hochstehenden, tiefgrünen Blättern der Runkelrübe dicht bedeckt waren. Das Kraut hat etwas Philisterhaftes, es ist so wohl genährt, macht sich so breit und pocht gleichsam auf die Bedeutsamkeit und Zweckmäßigkeit seines Daseins; die Runkelrübe ist ein hochmüthiger Krämer. Zwar verstehe ich, wie man diese Pflanze recht hochschätzen kann, wenn man eine genügende Anzahl von Morgen, die damit bedeckt sind, sein Eigenthum nennt, und wenn man wo möglich dicht neben diesen Morgen ein Haus mit hohem Schornstein, mit Oefen und Kesseln stehen hat, in denen man den landesüblichen Zucker aus dieser Rübe bereiten kann, aber mit dieser meiner Werthschätzung verträgt sich recht gut die Abneigung gegen den zudringlichen und schäbigen Concurrenten des schlanken Rohres, das seine langen, schmalen Blätter am Ganges wiegt. Eine Gegend, in welcher die Cultur und der Cultus

der Runkelrübe getrieben wird, ist für den Poeten, den Maler, den Naturfreund meist unrettbar verloren; in ihr schwinden schnell die letzten Unebenheiten des Bodens, bald auch die Waldflecke, unter denen ein kleiner Quell sich kümmerlich und ehrlich nährte; man entdeckt ja zu schnell, daß überall der Boden ausgezeichnet ist und daß auch dort, wo eben noch der Hagedorn grünt und lustiger Vögel Nest beherbergt, die Rübe vortrefflich gedeihen wird. Weg also mit Busch und Hügel, die Quelle wird bald darauf von selbst nachfolgen, mit dem Ausroden des Busches ist sie auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Solch spinös-rationelle Ackerwirthschaft kennt man doch im Musterlande der Landwirthe, in England, nicht, da gönnt man gern dem Auge, das doch stets nach Unterbrechungen der einförmigen Fläche sucht, sein Theil, läßt im Acker Busch und Baum stehen, schont die Abhänge und bedeckt sie wohl auch mit niedrigem Holz — Covers nennen sie solche Decke —, damit die Füchse sich darin einnisten und eine fröhliche Jagd im Herbst ermöglichen.

Aber vorüber an Rübe und rationellem Feldbau; dort grüßt schon wieder der Wald und hinter ihm blauen die langgezogenen Bergrücken Thüringens. Niedliche Gehöfte mit städtisch aussehenden Häusern, eleganten Mauerpforten und hohen Einfahrten grüßen von Zeit zu Zeit unter Baumgruppen hervor, der triefende Regen nimmt ein Ende, ein heiterer Sonnenstrahl fliegt wie ein Triumphator über die Landschaft, und jeder Regentropfen auf jedem Moosblättchen borgt von ihm ein glänzendes Licht. Ein Grün, das so tief, so rein, so satt ist, daß ich es golden nennen möchte, glänzt auf Wald und Feld; eine unbeschreibliche Frische weht über das Land, und dem Regen ist hauptsächlich dafür zu danken.

Thüringen ist reich an Freuden für den Wanderer, der sich mit einfacher Kost für sein Herz genügen läßt. Man darf seine Berge und Felsen und Wasserfälle nicht mit dem Maaße messen, welches die Alpen und welches selbst der Harz an einzelnen seiner Punkte verlangt, aber man kann, wenn man für einsames Wandern und für die süße Geschäftslosigkeit Sinn hat, der es ganz gleich ist, ob man hier und dort einen Augenblick oder eine Stunde oder einen ganzen Tag verweilt, hier Naturscenen studiren, die unübertrefflich sind. Man muß nur nicht locomotivenartig reisen. Ein leichtes Wägelchen, — kann es sein, keine Extrapost — oder noch besser ein Paar gesunder Beine gehören dazu. Damit schlendert man langsam von Thal zu Thal, erklimmt einen Fels, überschreitet einen Bach, drückt sich durch eine Schlucht hindurch, ruht auf einer Höhe mit weiter Fernsicht in die Berge und Baumwipfel aus und kehrt endlich in ein kleines, gemüthliches Haus ein, in dem der Gastwirth noch der kryptogamischen Region des Kupfergeldes angehört. Letzteres bezieht sich auf eine Eintheilung der Wirthe, die ich, auf lange Erfahrungen bei weiten Reisen gestützt, mir erlaubt habe vorzunehmen.

Es giebt Notenwirthe, Goldwirthe, Silberwirthe, Kupferwirthe. Der Wirth von Morley's Hotel in London, die Wirthin, welche mir in Manchester für ein Bett im smooking room ½ Pfd. St. abnahm, waren Notenwirthe. Sie finden sich nur in England. Ihr Motto lautet: No gold, but paper. Aehnlich sind die Goldwirthe, und auch die der silbernen Region können recht bedenklich werden; aber im Kindheitsalter und in aller Unschuld und Naivetät desselben befindet sich die ganz zuerst genannte Species, von der ich mehrere durchaus bestimmt auftretende Exemplare in Thüringen fand. Eine genauere Zeichnung derselben ist nicht schwer. Es gehören zu ihr nur wohlbeleibte, freundliche und höfliche Naturen, die eine schwarze Sammetmütze — mehr in der Hand, als auf dem Kopfe — tragen, die Hausthür zu ihrer permanenten Wohnung gemacht haben und wahrscheinlich darin auch schlafen, Kutschenschläge noch selbst öffnen, da sie gemeiniglich keinen Herrn Kellner halten, und auch ein Glas Bier oder Wasser noch selbst kredenzen und in den Wagen hinaufreichen. Giebt man ihnen alsdann eine kleine Silbermünze, so erhält man regelmäßig eins, auch zwei Kupferstücke zurück, meist eine ungrade Zahl von Pfennigen, fünf, sieben ꝛc. bedeutend. Diese Wirthe gehören zu dem alten Deutschland, sie sind ehrlich, haben keine Nationalökonomie studirt und bezahlen ihre Steuern stets mit Kopfschütteln. Im Reiche der Gastwirthe stehen sie auf der niedrigsten Stufe, und mit Entsetzen wird ein gewisser Berliner Hotelbesitzer unter den Linden erfahren, daß ich sie für seine Collegen halte. Der beste unserer Romantiker würde sich nichts vergeben, setzte er ihrer aussterbenden Zunft ein Denkmal, es müßte aus dem Tone gedichtet sein, den Ludwig Uhland in dem Liede vom Apfelbaum anschlug. — — —

Der Glanzpunkt Thüringens ist die Umgebung Eisenachs oder vielmehr die Wartburg. Hier reichen die Schönheit der Natur und eine andere Schönheit, welche die Geschichte vor dem inneren Auge des Wanderers erstehen läßt, sich freundschaftlich die Hände, und der schweigende prächtige Bergwald belebt sich mit wallenden idealischen Schatten, zu deren näherer Begrenzung und zu deren Verdichtung die alten Gebäude und ihr Inhalt immer neue Beiträge liefern.

Die Wartburg, bedeutsam an die Grenze des protestantischen Deutschlands gegen den Süden vorgeschoben, ist doch ein Stück steinerner Geschichte, das dem ganzen Deutschland, auch dem katholischen, angehört. Man erhält Angesichts dieser Burg einen neuen Einblick in die Geschichte des deutschen Mittelalters. Die Ritterburg war es, die den Mann des Volkes, den Hundeshagen in kühner Uebertreibung mit dem Heiland und seinem Erbarmen gegen das Volk vergleichen will, in der entscheidenden Stunde schützte. Wollten wir das „Wenn" eines seichten Pragmatismus anwenden, wir könnten fragen: Was wäre aus der deutschen Reformation geworden, wenn es gelungen wäre, dem vom Reichstag heimkehrenden Augustinermönch das Lebenslicht auszublasen. Der

Wald dort zu unsern Füßen ist dicht und tief genug und überall gähnen die Schluchten; wie leicht konnte eine meuchlerische Hand ihn dort treffen, in die Tiefe hinabstürzen, und die Wölfe und Füchse wären endlich gekommen und hätten den Rest genommen. Welch düstere Warnung wäre dies für die übrigen Vorkämpfer des Lichtes gewesen! Würden sie nicht voll Angst in den Ton des alten Staupitz, des Vorgesetzten Luthers, eingestimmt haben und die Sorge um die Reformation von sich abgewiesen haben? Aber es ist nichts mit solchem Wenn. Ueber diesen grünen Bergen, über diesen grauen Schluchten, über diesen steil abfallenden Basaltmassen und stürzenden Wassern wachte damals wie heute das allsehende Auge Gottes, und seine Hand deckte den Weg des Mönchs und öffnete das Thor der Wartburg. Der letzte Tag des deutschen Ritterthums war dem Dienste des Volksmannes geweiht, sie nahmen ihn unter sich auf und nannten ihn den Ihren und boten dem neuen „Junker Görg", was sie hatten, eine hohe, gefüllte, metallene Kanne, die noch heut in der Lutherzelle steht, und Helm und Jagdpanzer, der auch noch auf der Burg bewahrt wird, und gaben ihm einen ihrer Wurfspieße und nahmen ihn mit herab in den Wald auf die Jagd. Sie hatten nicht mehr, aber was sie hatten, boten sie, sie wollten doch ihren guten Willen und ihre Neigung zeigen. Der Mönch nahm dankend den Humpen und lächelnd das ungewohnte Eisenzeug, und während sich in seinem Haupte die Gedanken des Römerbriefes und hebräische Psalmenverse hin- und herbewegten, ritt er geduldig die Schlucht hinab, und es war nicht seine Schuld, sondern des Geistes, von dem er besessen war, als der Hase, den die reisigen Waidmänner verfolgten, ohne von ihm bemerkt und auf's Korn genommen zu werden, daher lief; und dennoch ward ihm der Treffer, weil das gehetzte Häslein mit verwegenem Sprung ihm in die Bauschung seines Mantels hüpfte, — eine Geschichte, von der ich wünschte, sie wäre nicht wirklich passirt, denn dann zeigte sie den dichtenden Sinn des Volkes und sein tiefes und herzliches Verständniß des Charakters Luther's im glänzendsten Lichte. Eine wahre Geschichte ist es immer.

Die Wartburg beginnt gegenwärtig sich mit der Pracht eines nationalen Tempels zu schmücken. Maler, Bildhauer, Holzschnitzer, Baumeister eifern um die Wette, zu der alten Schönheit neue zu fügen. Ueberall, wo der Einsturz drohte, ist die Hand des Maurers thätig, neu erheben sich die zerfallenen Dächer, im alten Zwinger tummelt sich wieder ein veritabler Bär, und hoch oben vom obersten Giebel des Landgrafenhauses blickt wieder in Stein gehauen ein kolossaler Löwe, das thüringische Wappenthier, herab. Aber das eigentliche Zeichen der Wartburg ist er doch nicht, dies Zeichen finden wir am Eingang des Burghofes, der in seltsamer Unebenheit statt des Pflasters den gewaltigen Felsblock zeigt, welcher den ganzen Kegel des Wartburgberges bildet. Ueber der niedrigen Thür, welche zu der „Wirthschaftsverwaltung" führt, deren tiefe Fenster mit ihren einladenden Sitzen weit, weit hinaus in

das grüne Waldgebirg sehen, erblicken wir einen uralten Stein eingemauert, auf dem in rohester Form einige Figuren eingemeißelt sind: Simson überwindet den Löwen; mit starker Hand reißt er den Rachen des gewaltigen Thieres auseinander. Das ist das Zeichen der Wartburg. Ihr Simson war Luther.

In einem zweiten und letzten Briefe noch einige Worte über die neuen Arbeiten auf der Wartburg. H. K.

Vermischtes.

[Ehelose Frauen!] Ein Herr August Marc-Bayeux richtet an die Redaction der »Presse« ein Schreiben über die stets zunehmende Demoralisation der Frauen in Frankreich. Die erste Ursache, sagt der Verfasser, ist unbestreitbar das gezwungene Cölibat, zu welchem sich viele Frauen verurtheilt sehen, entweder durch das Elend oder durch den Widerwillen für die Männer ihrer Klasse, deren rohe Sitten den instinctmäßig zarteren weiblichen Sinn verletzen, oder endlich durch die materielle Unmöglichkeit, eine Partie zu finden. Außer den beiden Klassen Eheloser, der Armee und dem Clerus, welche 5 — 600,000 Frauen ihrer Männer berauben, besteht noch der Umstand, daß in Frankreich die weiblichen Geburten die männlichen um 20 Procent übersteigen, was bei der dermaligen Bevölkerungszahl ungefähr 800,000 Frauen giebt, deren Verheirathung schlechterdings unmöglich ist, sohin im Ganzen und mindestens 1,400,000 Frauen verurtheilt, Hunger zu sterben, wenn ihnen bei mangelndem Privat-Vermögen nicht Arbeit oder Mildthätigkeit zu Hülfe kommt. Schon diese Zahlen sind erschreckend, aber zählt man hiezu noch die Zahl der Männer, welche freiwillig im ehelosen Stand bleiben, was unter der arbeitenden Klasse so häufig ist, so findet man, daß in Frankreich ⅙ der vorhandenen Frauen nur ihre Arbeit haben, um sie der Prostitution oder dem Tode zu entreißen. Eine Verurtheilte auf 6. Welches aber sind die Hülfsquellen, welche der Arbeitslohn diesen Verurtheilten bietet? Der durchschnittliche Tageslohn einer Frau ist 1 Fr. 25 C., was pro Monat von 26 Tagen — denn an Sonn- und Feiertagen wird man doch nicht arbeiten sollen — 34 Fr. 50 C. oder 414 Fr. pro Jahr ergiebt. Davon aber gehen noch ab: die mortes saisons, welche bei den besten Professionen mindestens 3 Monate sind, was den ganzen Jahres-Verdienst auf 310 Fr. 5 C. reducirt, — vorausgesetzt, daß die Arbeiterin immer bei guter Gesundheit war, was die Nahrungsweise, welche ein solches Budget erlaubt, kaum hoffen läßt. Denn wenn man von diesen 310 Francs Wohnung, Heizung, Licht, Kleidung abzieht, — dann kann wahrlich nicht mehr bleiben als 8 Sous oder 40 Cent. für die tägliche Nahrung. Aber ist dies Alles? — Nein. Die allein dastehende Frau wird schnell alt, ihre Kräfte nehmen ab, das Alter macht sie erwerbsunfähig; dann bleibt nichts als Bettel — Spital! Darf man sich da wundern, daß viele unglückliche Frauen, jung und hübsch, der Verführung jedes Augenblicks erliegen? Nein. Der nöthige Unterricht zu einer festen Moral fehlt Sie wissen, sie denken nichts. Was sie in der Liederlichkeit sehen, ist ein warmes Kleid, Holz im Winter, Brod wenn die Arbeit fehlt.

Druckfehler. Im vorigen Heft, in dem Artikel über Schleiermacher, muß es S. 341 nicht **Moritzkirche**, sondern **Moritzburg** heißen. Letzterer gegenüber am Platze soll Schleiermacher drei Treppen hoch als Student gewohnt haben.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 22. Montag, den 30. August. 1858.

Berlin, 29. August.

Ihre königliche Majestät von Großbritannien hat, begleitet von den herzlichsten und lautesten Ehrfurchtsbezeugungen des Volkes, gestern unsern Hof verlassen und kehrt nach England zurück. Es war ein Familienbesuch, den die Fürstin machte, und wenn auf ihn der Schatten oder das Licht einer politischen Bedeutung fiel, so geschah das hauptsächlich in Folge einer alten Angewöhnung, die unsre Anschauungen von den Reisen der gekrönten Häupter beherrscht, Anschauungen, die bei andern Angelegenheiten ihre Begründung haben mochten, diesmal aber schon darum nicht zutreffen konnten, weil es sich um eine Königin handelt, die nur in engster und stetiger Verbindung mit dem Imperial Parliament als Herrscher gedacht werden kann.

Weil dem so ist und weil darum der Besuch der Königin vorzüglich die Bedeutung der Reise einer erlauchten Mutter zu ihrer Tochter erhält, fanden die meisten Organe der Oeffentlichkeit es für angemessen, raisonnirende Artikel in Bezug auf diesen Besuch zu vermeiden und sich mit der Schilderung der äußerlichen Umstände dieses festlichen und uns Preußen immerhin hocherfreulichen Ereignisses zu begnügen.

Aber auffallend mußte es sein, daß die großen englischen Zeitungen nicht einmal diese Aeußerlichkeiten mittheilten, und doch sind es dieselben Blätter, die es nicht verdrießt, Ihrer Majestät nach Balmoral und nach allen kleinen Lustorten und Stationen ihrer Sommerausfluchten einen Berichterstatter nachzusenden, der über das Ausreiten, die Kleidung, die Fahrten, den Kirchgang 2c. der Königin genaue Meldungen zu machen hat.

Es ist auch nicht schwer, den Grund dieser auffälligen Schweigsamkeit zu entdecken: in weiten Kreisen in England herrscht eine tiefe Verstimmung über Preußen, zunächst über seine auswärtige Politik, nicht bloß über die in der orientalischen Frage befolgte. Der Engländer kann alles verstehen und alles achten, nur das juste Milieu des unentschiedenen Wartens vermag er bei einer Nation, die die Schlachten Friedrich des Großen geschlagen und Waterloo verewigt hat, nicht anzuerkennen. Dazu kommt, daß ihm über die Herrschaft von Bureaukratie und Polizei in Preußen einzelne wunderliche Dinge bekannt geworden sind, und sein bekannter insularer Hochmuth läßt ihn in Folge dessen nun so mehr auf uns Preußen herabsehen, weil er bemerkt, daß die Blätter, welche in der Vertheidigung unserer gegenwärtigen Verhältnisse vorangehen, bei hervorragenden Gelegenheiten, und auch bei dem jüngsten hohen Besuche, ihm am hingebendsten schmeicheln, sich mit einer britischen Stammesverwandtschaft wie mit einem Adelstitel brüsten und die Achtung und Neigung der britischen Nation dadurch herauszufordern versuchen, daß sie auf die Aehnlichkeit unserer Institutionen mit den englischen pochen.

Sieht nun der Engländer — und es wird ihm wahrlich nicht schwer, dies zu sehen —, daß in Wirklichkeit von dieser Aehnlichkeit und von den Spuren jener Verwandtschaft nicht viel zu erkennen ist, so muß er urtheilen, daß die Organe, die ihm dennoch davon vorflunkern, an die Sache des ganz andern Regiments, das sie sonst vertheidigen, selbst nicht glauben, weil sie durch unwahre Redensarten dasselbe zu verhüllen suchen, statt seinen Gegensatz zu dem Englischen zu vertheidigen und zu loben. Da aber diese Organe gerade die einflußreichsten der gegenwärtigen Preußischen Presse sind, so haben die Engländer wahrscheinlich einen uns wenig angenehmen Rückschluß auf den Stand unserer öffentlichen Meinung und unseres Nationalcharakters gemacht, und das Resultat ist die beleidigende Schweigsamkeit, mit der sie an den Huldigungen vorübergehen, welche das preußische Volk überall ihrer sonst so hoch gefeierten Königin gebracht hat.

Die guten Leute, welche in den letzten Wochen über England und die Gleichheit preußischer und englischer Sitte und Geistesrichtung so schlechte Musik machten, mögen den abfertigenden Artikel wohl berücksichtigen, den ihnen ein englisches Wochenblatt, das sich ganz besonders mit dem Continent beschäftigt und auch hier in Berlin einen recht gut unterrichteten Correspondenten (einen Preußen) hat, widmet. Die „Continental Review" schreibt:

„Daß das Beispiel des constitutionellen Englands zur Entwickelung liberaler Staatseinrichtung und zur Begründung der Selbstregierung in Preußen führen werde, ist eine Hoffnung, welche sich nicht leicht, wenigstens nicht in preußischem Sinne erfüllen wird. Verfassungen kann man nicht copiren. Die Selbstregierung läßt sich nicht nach einem gewissen Muster zuschneiden; jedes Volk muß dies für und durch sich selbst thun. Wenn es möglich wäre, durch einen allerhöchsten Machtspruch unsere ganze Verfassungsmaschine nach Preußen zu verpflanzen, so würde diese Maschinerie in Händen, die an ihren Gebrauch nicht gewöhnt sind, bloßes Ge-

rümpel sein. Sie wäre eine Last für Leute, die nur zu gerne nach den Genüssen der Selbstregierung schmachten, aber zugleich über ihre Unbequemlichkeiten ein Geschrei erheben, und denen zuweilen der entschlossene Muth abgeht, ihre Gefahren zu überwinden. Wir vermeinen, daß die Preußen viel zu sehr an Aufsicht und Oberaufsicht gewöhnt sind, sich zu sehr auf Polizei und Verwaltungs-Autoritäten zu stützen lieben, um jener Institutionen froh zu werden, welche der Gegenstand ihrer ungeduldigen Sehnsucht sind. Wenn sie in gegenwärtigem Stadium ihrer politischen Entwickelung eine Verfassung gleich der unsern hätten, so würden sie mit ihr spielen und sie zerstören. Wir sagen dies mit Absicht und wohlüberlegt; doch leugnen wir nicht die Thatsache, sondern wir verweilen vielmehr mit freudiger Hoffnung dabei, daß Preußen mit raschem und stetigem Schritt der rechten Würdigung und dem passenden Gebrauch liberaler Institutionen sich nähert, und daß das britische Bündniß, wenn man von demselben auch nicht einen wesentlichen Beistand bei diesem Fortschritt erwarten kann, ihn mindestens nicht stören oder aufhalten wird."

Wir können diesen Aeußerungen des englischen Blattes, so weit sie die Unanwendbarkeit der englischen Verfassung auf Preußen betreffen, nur vollständig beipflichten. Preußen wird niemals eine entschiedenere Aehnlichkeit mit den englischen Institutionen erreichen können. England ist eine Republik, Preußen nur als Monarchie denkbar, und niemals zeigte sich die schon oft gerügte Gedankenlosigkeit einer hiesigen Zeitung deutlicher, als neulich, wo sie kurz hintereinander die octroyirende Machtvollkommenheit des Königs von Preußen und die Aehnlichkeit englischer und preußischer Staatsordnung feierte.

Wir sind uns bewußt, England von Herzen zu lieben, aber wir wissen auch, daß jedem Volke seine eigenthümliche Aufgabe gestellt ist, und warum wir England beneiden und worin wir Nachahmung englischer Art bei uns wünschen, das ist die Willenskraft, der Muth und die opferbereite Treue englischer Männer und Frauen.

Berlin, 29. August.

Heut Nachmittag treten Ihre Majestäten der König und die Königin die Rückreise von Tegernsee nach Potsdam an, wo Allerhöchstdieselben Donnerstag, 2. September einzutreffen gedenken. Ueber das Befinden des Königs gehen uns einige weitere Details zu. Se. Majestät der König haben in Tegernsee, allerdings nicht ohne Unterbrechungen, Sich geistig wohl und heiter gezeigt, auch einzelne Briefe geschrieben, die ganz die Handschrift und den Ton früherer Zeiten zeigen sollen. Eine Stärkung des körperlichen Gesundheitszustandes ist nicht zu verkennen, indessen soll noch immer keine Einigkeit der Aerzte über die Bedeutung des Leidens des Königs erzielt worden sein.

Ihre Königl. Maj. von Großbritannien und S. K. H. der Prinz-Gemahl von England sind mit hohem Gefolge gestern Morgen von Potsdam abgefahren, haben in Magdeburg einen kurzen Aufenthalt gemacht und sind dann nach Besichtigung des Domes und nachdem Sie von II. KK. HH. dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen Abschied genommen hatten, nach Köln weitergefahren, woselbst Sie Abends anlangten. Die Kölner Bürger wie die städtischen Behörden haben große Anstrengungen gemacht, die hohen Gäste glänzend zu empfangen. Die „Köln Ztg." schrieb am Vorabend über diesen Empfang und die damit verbundene Illumination: „Während nach vollständig eingetretener Dunkelheit der neuen Rheinau-Hafenmauer entlang Hunderte von Pechfackeln zu lodern beginnen, erfolgen um ½9 Uhr Signalschüsse aus schwerem Geschütz, das in der Nähe des Boyenthurmes aufgestellt werden soll. Auf dieses Zeichen wird unter dem Schalle rauschender Musik vom Bord mehrerer dem Hotel Bellevue gegenüber ankernden Dampfschiffe zuerst das Chor der Severinskirche mit seinen beiden Thürmen, dann die Mittel-Caponière der Hafenbefestigung, ferner der nördliche Hafenthurm, später der Thurm von Groß-St. Martin, der Rathhausthurm und die städtischen Lagerhäuser in verschiedenfarbigem bengalischen Lichte erglühen, und an dem großen Lagerhause riesige Namenszüge nebst einer Krone und mehreren Sternen in Tausenden von Gasflammen erglänzen. Den Schluß wird die herrliche Beleuchtung der Südseite, sowie des Hoch-Chores unseres unvergleichlichen Domes bilden. Außerdem werden von einer am nördlichen Hafenthurm beigelegten Schalde, sowie von dem diesseitigen Landpfeiler der festen Rheinbrücke brillante Feuerwerke abgebrannt werden, wie denn auch bestens für Geschützesdonner und Pelotonfeuer gesorgt ist. Dazu kommt die glänzende Beleuchtung der zahlreichen Privatgebäude und stattlichen Hotels, vor Allem aber die auf's Reichste beabsichtigte Beleuchtung des Rheinischen Bahnhofsgebäudes am Trankgassenthore, sowie jene der Schiffbrückenjoche, die ebenfalls beschlossen ist."

— Der „Köln. Ztg." wird geschrieben: Wie man hier hofft, wird J. M. die Königin Victoria beim Eintreffen eines bevorstehenden freudigen Ereignisses ohne Bewahrung des Incognito's zum zweiten Male ihre hohen Anverwandten besuchen, so daß es den Behörden wie den Bewohnern der Residenz vergönnt sein wird, der hohen Monarchin einen officiellen großartigen Empfang zu bereiten.

— Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Großfürstin Marie, verwittwete Herzogin von Leuchtenberg, hat die Abreise nach der Schweiz bis morgen früh verschoben und begiebt sich heute Nachmittag 2 Uhr zur Tafel nach Schloß Glienicke.

— Ihre königl. Hoheiten der Prinz und die Frau Prinzessin Friedrich der Niederlande und die Prinzessin Tochter Marie sind gestern Nachmittag vom Schlosse Muskau hierher zurückgekehrt und im hiesigen Palais abgestiegen. Die hohen Herrschaften wollen bis morgen früh hierselbst verweilen und alsdann die Rückreise nach dem Haag fortsetzen, um der Feier der Groß-

jährigkeit des Kronprinzen, welche in Amsterdam am 4. September stattfindet, beizuwohnen. Nach diesen Festlichkeiten kommen Ihre königlichen Hoheiten wieder zu einem längeren Besuch an den hiesigen Hof.

— Der Polizei-Präsident v. Zedlitz hat eine mehrwöchentliche Erholungsreise angetreten. In seiner Abwesenheit leitet der Ober- und Geh. Regierungsrath Lüdemann, Dirigent der ersten Abtheilung, die Geschäfte des Polizei-Präsidiums.

— Die nach der neuen Münz-Convention geprägten Fünfsilbergroschen-Stücke sollen in diesen Tagen ausgegeben werden. Es sind bereits einige solcher Münzen gezeigt worden, die ein vortreffliches Gepräge haben.

— Während unsere Hauptstadt, schreibt die Sp. Z., von Jahr zu Jahr an Seelenzahl bedeutend zunimmt und auf dem besten Wege ist, in industrieller Beziehung auf dem ganzen Continent die erste Stellung einzunehmen, bleibt sie doch in mancher anderen Hinsicht, namentlich da, wo es sich darum handelt, auch in äußerer Form den großstädtischen Charakter zu repräsentiren, weit hinter Paris, ja selbst hinter dem kleinen Brüssel zurück. Zeigt sich nun auch in dieser Beziehung ein Fortschritt, so ist es Pflicht der Presse, denselben freudig zu begrüßen und nach Kräften zu fördern. Wir können aus bester Quelle berichten, daß eine vielfach aufgenommene, nie ausgeführte Idee, die Herstellung einer sogenannten Passage, der Verwirklichung nahe ist, wenn anders nicht noch hindernd in den Weg getreten wird. Der Rentier Gottschalk, ein wohlhabender und gemeinnütziger Mann, will sich allein den nicht unbedeutenden Kosten unterziehen und seine Grundstücke in der Neuen Wilhelmsstraße zur Herstellung einer Passage benutzen. (Unter „Passage“ versteht die Sp. Z. hier wohl eine galerie vitrée, eine bedeckte Halle, die eine Straße bildet und von beiden Seiten Läden hat.)

— Von der Volks-Ausgabe der Grimm'schen „Märchen“ wird jetzt hier eine neue Auflage in 25,000 Exemplaren vorbereitet; die letzte Ausgabe in 20,000 Exemplaren, welche im Jahre 1853 erschien, ist vergriffen.

— Am 25. August, als am hundertjährigen Jahrestage der Schlacht von Zorndorf, dem größten und schwersten Siege, welchen der tapfere Reitergeneral v. Seydlitz für seinen großen König erfochten, hatten sich aus nah und fern viele Mitglieder der Seydlitz'schen Familie in Breslau eingefunden, um im Familienkreise ein Fest zur Erinnerung ihres Vorfahren zu feiern. Ein gemeinsames Mahl vereinigte am 25. dieselben, und eine Fahrt am 26. nach der Grabstätte des Generals v. Seydlitz zu Minkowsky beschloß diese Erinnerungsfeier, welche gleichzeitig dahin geführt haben soll, durch ein neues Band die Familie enger zu vereinen, um dadurch ihren Vorfahren in dankbarer Erinnerung zu ehren.

— Es ist vielfach von einer Verfügung des Ministers des Innern an den Oberpräsidenten der Provinz Posen hinsichts einer neuen Eintheilung der Wahlbezirke die Rede gewesen, durch welche die bekannten, auch in den Landtagsverhandlungen vielfach getadelten aus der bisherigen Zusammenlegung der Ortschaften folgende Unzuträglichkeiten beseitigt werden sollen. Anderen Behauptungen gegenüber ist die „B. B.-Z.“ in der Lage, auf das Bestimmteste mittheilen zu können, daß die gedachte erfreuliche Verfügung auf speziellen Befehl des Prinzen von Preußen erlassen worden ist. (Weiterer Widerspruch wird dieser Nachricht natürlich nicht fehlen.)

— Eine weitere Erhöhung der preußischen Offiziergehalte ist befohlen worden, nach welcher die aus den Cadettenhäusern hervorgegangenen noch nicht einrangirten Seconde-Lieutenants monatlich 19¼ Thlr. (statt wie bisher 16¼ Thlr.) Gehalt haben sollen; dazu tritt natürlich der Servis.

— Die hiesige Dreifaltigkeits-Kirchgemeinde hat nach dem Vorbilde des auf dem Begräbnißplatz der Jerusalems- und Neuen Kirche in der Tempelhofer Straße durch den verstorbenen Stadtältesten Hollmann errichteten Leichenhauses „zur Rettung vom Scheintode“ auf ihrem am Kreuzberg belegenen Kirchhof gegenwärtig ebenfalls ein neues Leichenhaus errichtet. Die Benutzung des Leichenhauses, welches beiläufig der Gemeinde die Summe von ungefähr 3000 Thlrn. kostet, ist jedem Mitgliede derselben unentgeltlich gestattet, jedoch kann dieselbe auch, sobald der nöthige Raum vorhanden ist, anderen nicht zur Gemeinde Gehörigen gegen Entgelt gestattet werden

— Dem Vernehmen nach wird der Stadt Essen auf ihren Antrag gewährt werden, sich auf dem Kreistag durch zwei Abgeordnete, statt wie bisher durch einen vertreten zu lassen. Abgesehen von der schnellen Hebung dieser industriellen Stadt, ist sie jetzt auch der Mittelpunkt des neu errichteten Kreises Essen geworden.

— Auch in Minden hat sich die Versammlung der Stadtverordneten auf Anfrage der Regierung für Auflösung des Gewerberaths ausgesprochen, nachdem in dieser Körperschaft, wenn der Gewerberath überhaupt eine solche zu nennen war, längst die Neigung darnach hervorgetreten war. Der „Gewerberath“, eine Gründung des Ministers v. d. Heydt, ist einer der unglücklichen Versuche, welche in der ersten Zeit nach dem Restitutions-November gemacht wurden, bureaukratischen Geist und freiheitliche und volksthümliche Formen zusammenzufesseln. Jene Zeit hatte vor der unsrigen indeß immerhin noch den Vortheil, daß man überhaupt noch Organisationsversuche im Innern der bürgerlichen Gesellschaft machte.

— Aus Dortmund wird geschrieben, daß einem dortigen Hause, bei welchem der frühere Redacteur der (rothen) „Westdeutschen Zeitung“, Dr. Becker, als Commis und Reisender eingetreten ist, der für denselben nachgesuchte Gewerbeschein von der Regierung zu Arnsberg verweigert wurde und eine Vorstellung an den Hrn. Minister des Innern von diesem unterm 4. August dahin beantwortet wurde, daß kein Grund sei, die ge-

setzlich begründete Entscheidung der königlichen Regierung zu Arnsberg, durch welche dem Dr. Becker der nachgesuchte Gewerbeschein zum Aufsuchen von Waarenbestellungen versagt sei, abzuändern. So berichtet die Volkszeitung. Dr. Becker ist übrigens einer der exaltirtesten Demokraten, die es am Rhein giebt.

— Nach §. 49. der Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845 ist denjenigen Personen, welche mit Schießpulver handeln wollen, der desfallsige Gewerbebetrieb erst dann gestattet, wenn sich die Behörden von ihrer Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit überzeugt haben; und es besteht deshalb die Bestimmung, daß Niemand ohne polizeiliche Erlaubniß Schießpulver verkaufen darf. Da nun zu den Personen, die mit Schießpulver Handel treiben, unzweifelhaft außer den eigentlichen Verkäufern auch diejenigen Kaufleute gehören, welche sich mit der Versendung von Schießpulver befassen und für diesen Betrieb die zulässigen Einnahmen beziehen, so unterliegt es, nach einer von der königlichen Regierung zu Potsdam an sämmtliche Landräthe ihres Verwaltungsbezirks unterm 21. August d. J. erlassenen Cirkularverfügung, keinem Bedenken, auch diese sogenannten Spediteure von Schießpulver der besonderen polizeilichen Controlle zu unterwerfen, und ihnen den Gewerbebetrieb in Betreff der Versendung des Pulvers erst alsdann zu gestatten, wenn ihre Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit feststeht. Ebenso finden auch die in Betreff der Aufbewahrung des Schießpulvers bestehenden, ganz allgemein lautenden Vorschriften auf den Fall Anwendung, wenn Kaufleute, die sich mit der Versendung von Schießpulver befassen, vorübergehend Schießpulver bei sich aufsammeln und bis zur Versendung aufbewahren. (Pr. C.)

— Die „Pomm. Ztg." enthält folgende auffallende Mittheilung aus Ueckermünde: „Vor einem Jahre wurde hier ein Mann und seine Familie in seinem frei liegenden Garten von einem mit allen Anzeichen der Tollwuth befallenen Hunde höchst gefährlich bedroht, dieser aber durch die nothwendige und kräftige Abwehr sofort getödtet. Zwei Monate darauf klagte der Eigenthümer des qu. Hundes wegen Schadenersatz, wozu dann Verklagter auch ohne Weiteres verurtheilt wurde, welches Urtheil auch das Königl. Appellationsgericht bestätigte. Der Einwand des Verklagten, daß, seiner festen Ueberzeugung nach, dieser Hund wirklich toll und daher allgemein höchst gefährlich gewesen sei, wurde nicht gehört und mit dem Bedeuten zurückgewiesen: daß gesetzlich unter solchen Umständen nur auf Anordnung der Ortspolizei dergleichen Hunde unschädlich gemacht werden dürften."

— Die Besitzer amerikanischer Fonds machen wir auf eine Vereinigung aufmerksam, welche von Frankfurt a. M. aus angeregt wird, und die es sich zur Aufgabe gestellt hat, dem Schwindel einzelner Finanz-Institute jenseits des Oceans entgegenzuwirken, deren Zinszahlung unterbrochen ist, oder deren Rückzahlung, wie z. B. die der New-York Erie II. Mortgage, auf Schwierigkeiten stoßen dürfte. Es werden nun die Besitzer solcher Effekten aufgefordert, ihren Beitritt zur Vereinigung unter genauer Bezeichnung der Obligationen, welche an den Vortheilen gemeinsamer Vertretung Theil nehmen sollen, bei dem Comité (unter der Adresse der Hrn. August Siebert und Rob. Emil Bockmühl in Frankfurt a. M.) binnen 6 Wochen anzumelden, damit im Fall genügender Betheiligung der Verein sich constituiren, ein definitives Comité wählen und dessen Thätigkeit normiren könne.

Paris, 25. August. Im „Montagsblatt" Ihrer letzten Nummer heißt es, „man müßte hier vor Langerweile vergehen, wäre das Geschimpfe gegen England nicht noch wenigstens an der Tagesordnung." — Für meinen Theil würde ich darin nur eine erhebliche Vermehrung der Langenweile finden können, wie eben das Geschimpfe englischer Blätter gegen Frankreich nachgerade unausstehlich wird. Wer, ob England oder Frankreich, in diesem leidigen Federkrieg sich größere Kampfslust zu Schulden kommen läßt, ist sehr fraglich; daß aber jetzt, sowie in der letzten Zeit, die französischen Blätter das Beispiel der Mäßigung geben, unleugbar. Zwar glaube ich, der Nationalhaß gegen England ist in Frankreich allgemeiner und heftiger, als die Antipathien des Engländers wider den Franzosen; aber die französische Presse ist ein Werkzeug der französischen Politik, und diese befleißigt sich gerade jetzt, dereinst bezeugen zu können, sie habe ihrerseits Alles aufgeboten, um den Ausbruch der Feindschaft zwischen beiden Nationen zu hindern.

Die Haltung der kaiserlichen Regierung in der Djeddah-Frage giebt dafür den schlagendsten Beleg. Das gewaltsame Einschreiten Englands, während die Pforte jeden Verdacht der Solidarität mit den begangenen Excessen zurückgewiesen und bereits alles Mögliche gethan hat, um die Opfer derselben zu entschädigen und die Anstifter zu bestrafen; während das am meisten beleidigte Frankreich zur friedlichen Beilegung der Sache schritt — ist ein Act der Rohheit. — Mögen doch Englands Freunde quand même die Consequenzen bedenken, welche das Rechtfertigen solcher Gewaltthaten haben muß. Es handelt sich hier um ein völkerrechtliches Princip von der größten Wichtigkeit, das England rücksichtslos verletzt hat, das aber die Türkei eben so gut berechtigt ist anzurufen, als jeder andere europäische Staat. Oder regen sich die Sympathien für die Türkei nur, wenn sie von russischer Seite gefährdet wird? — Falls die englische Regierung den Krieg mit Frankreich nicht absichtlich herbeiführen will, ist es unverzeihlich, die in derartigen Fragen so empfindliche französische Regierung ohne Grund zu reizen. — Die schreckliche Verantwortlichkeit eines Krieges zwischen beiden Ländern wird dem zufallen, welcher in der bereits so gespannten Lage nicht mit der größtmöglichsten Schonung vorgeht.

Das Bombardement von Djeddah ist aber auch in anderer Hinsicht ein höchst wichtiges Ereigniß. Das Auflodern des muselmännischen Fanatismus in Djeddah hat man allgemein und mit vollem Rechte nicht etwa als ein vereinzelt dastehendes Factum, sondern als ein bedenkliches Symptom eines großen Uebels angesehen. Dieser Fanatismus regt sich überall gegen das Christenthum, und bei unparteiischer Prüfung wird keiner leugnen können, daß die so wenig christliche Politik Europa's seit lange den Ausbruch vorbereitet und gerechtfertigt hat. England zwar nicht allein, aber zweifelsohne am meisten. — Soll nun auch hier

die rohe Gewalt entscheiden, und glaubt man, daß eben dieselben Mittel, womit man im Orient den Haß gegen den christlichen Westen entzündet hat, zur Besänftigung der Gemüther die geeignetsten sind? — Die Djeddah-Frage allein beschäftigt hier das politisirende Publicum. —

Ich warne Sie vor Allem, was man Ihnen in Betreff des **Ergebnisses der Donaufürstenthümer-Conferenzen** mittheilen wird; wenn überhaupt, so werden die Protocolle nur nach erfolgter Ratification publicirt werden, und hier beobachtet man in officiellen Kreisen das tiefste Stillschweigen über deren Inhalt. — Auch im Innern finde ich nichts, was für Ihre Leser von Interesse wäre. Den Circular-Erlaß des Ministers **Delangle** in der Hospizien-Frage haben Sie gelesen. Die Frage, durch den früheren Minister angeregt und sowohl durch die schroffe Form, als durch den Inhalt seiner Weisungen zu einer der brennendsten gemacht, scheint jetzt erledigt. Es werden die „commissions administratives des fondations pieuses" nicht **verpflichtet** werden, ihre Immobilien zu verkaufen und in Staatseffecten anzulegen, falls die Güter unter dem Beding der Unveräußerlichkeit vermacht waren und insofern, als die commissoriale Verwaltung von den Gütern einen den Interessen des in Staatspapier angelegten Capitals nahekommenden Ertrag erzielt. Im Princip läßt sich der Zwang, den die Regierung hiernach den schlecht administrirenden Commissionen anthun wird, vollständig damit rechtfertigen, daß die Staatsmittel sehr erheblich durch die den Stiftungen zu leistenden Subventionen in Anspruch genommen werden, während zu selber Zeit die Bewirthschaftung der meisten ihrer Güter ein klägliches Bild der größten Nachlässigkeit und der traurigsten Mißbräuche abgiebt. *) Wie sich die Sache nun praktisch gestalten wird, muß die Zukunft lehren; läßt sich später etwas Interessantes darüber berichten, so theile ich es Ihnen mit, wie ich mir vorbehalte, die ganze Frage ausführlich zu beleuchten, wenn sie nur noch ein geschichtlich-ökonomisches Interesse haben wird.

* **Paris**, 27. August. Die todte Saison in der Politik hat in diesem Jahre spät, nämlich erst jetzt begonnen. Die meisten Minister und die Mehrzahl der Herren vom diplomatischen Corps sind von der Hauptstadt abwesend. Bei dem dadurch leicht zu erklärenden gänzlichen Mangel an politischen Tages-Neuigkeiten begreift sich die Ueberraschung, welche die (telegraphisch bereits gemeldeten) im heutigen Moniteur veröffentlichten Versetzungen des Marquis Turgot von Madrid nach Bern, des Herrn Barrot von Brüssel nach Madrid, des Grafen von Montessuy von Frankfurt a. M. nach Brüssel und des Grafen von Salignac-Fenelon von Bern nach Frankfurt hervorgerufen haben. Von der Entfernung des Marquis Turgot von seinem spanischen Posten war seit Monaten die Rede, da dieser Diplomat bekanntlich nicht gut mit der Mutter der Kaiserin Eugenie steht.

— Im Marine-Ministerium traf gestern eine bei der Einnahme von Kanton eroberte, nicht vernagelte chinesische Kanone, ein Sechszehnpfündner von rothem Kupfer mit einem $2\frac{1}{4}$ Metres langen Rohre ein.

— Graf Walewski hatte gestern eine längere Unterredung mit Lord **Palmerston**, der sich heute nach Chamarande begeben hat.

— In der hiesigen Münze werden gegenwärtig Medaillen zum Andenken an die Einnahme der chinesischen Forts am **Peiho** geschlagen.

— Der Vertrag von Tientsin soll zunächst die wichtige Folge haben, den **Hof von Peking** zur Sendung einer außerordentlichen Botschaft nach Europa zu bestimmen. Der Kaiser des himmlischen Reiches soll, durch die jüngsten Erfahrungen gewitzigt, endlich die Augen geöffnet haben und sich den europäischen Mächten in aufrichtigerer Weise nähern wollen, als bisher. Wie versichert wird, wäre die Wahl auf den Unterhändler von 1842 und 1858 gefallen. Kei-ing eignete sich in der That besser, als irgend eine andere Persönlichkeit, da seine Sympathien für Europa bekannt sind. Dieser Mandarin würde in Begleitung von zwanzig Personen zuerst nach London und dann nach Paris kommen.

— Es bestätigt sich, daß Marschall Randon nicht mehr nach Algerien zurückkehren will.

— Man sieht der Veröffentlichung eines ausführlichen illustrirten Werkes über die jüngste **Reise des Kaisers** und der Kaiserin entgegen. Dasselbe soll unter dem Einflusse des Herrn Mocquard und von General Fleury geschrieben werden.

S. M. **London**, 27. August. „Weiser und erbauter als von Cherbourg wird die **Königin** von Berlin zu ihren heimischen Gestaden wiederkehren" — so schließt heute ein hiesiges Blatt einen Leitartikel über das „Volksfest", das in vergangener Woche in **Moabit** in so sinniger und so fröhlicher Weise, unter so allgemeiner und so bedeutungsvoller Theilnahme gefeiert ward. Ja, England weiß sie zu schätzen und zu würdigen, die hohen Werke der Industrie, und vor Allem, wenn sie die Frucht sind des Fleißes, der Kraft, der Beharrlichkeit eines Einzelnen; und es weiß, daß es sich selber ehrt, indem es jene Männer ehrt, die, die Löhne ihrer Werke, durch sie den Grund legten zu der Größe ihres Landes. Darum blickt es mit Stolz und mit Verehrung auf ihre Davy und Arkwright, auf ihre Watt und Stephenson, und hält sie nicht minder würdig des Lorbeers, als jene Helden, die den Waffenruhm Englands gründeten und fortpflanzten in blutigen Schlachten zu Land und zu Meer. Darum aber erkennt es auch, sich jeder Selbstsuch

---

*) Insofern sich die Regierung beschränkt, diesen Zwang nur gegen die von ihr unterstützten Wohlthätigkeitsanstalten auszuüben, wissen wir an ihrer Maßregel **allerdings nichts auszusetzen: anders aber ist die Sache bei den materiell selbstständigen Instituten.** D. Red.

entkleidend, die gleichen Verdienste bereitwillig an, wenn sie außer England sich zeigen: ja, englische Blätter widmen jenem Ereignisse Leitartikel und rühmen und preisen die hohen Werke eines preußischen James Watt, und der mehr war als dieser!

Die Ausfuhr von englischen Produkten und Fabrikaten des Monats Juli ist noch weit, um 1,307,535 Pfd. St., hinter derjenigen des Juli 1857 zurückgeblieben, übersteigt jedoch die des Juli 1856 um mehr als 1 Million; in den sieben ersten Monaten dieses Jahres betrug die Ausfuhr 64,461,801 Pfd. St. gegen 73,027,913 Pfd. St. und 63,936,642 Pfd. St. in den gleichen Zeiträumen von resp. 1857 und 1856, so daß das laufende Jahr bereits einen Ausfall gegen 1857 von 8,566,112 Pfd. St. ergiebt, gegen 1856 aber immer noch ein Mehr von 525,159 Pfd. Sterl. Aehnlich stellten sich die Einfuhr-Verhältnisse: es wurden dem Werthe nach importirt fremde Produkte und Fabrikate, zum inneren Verbrauch bestimmt: 58,068,399 Pfd. St. in den sieben ersten Monaten 1858, dagegen 69,350,383 Pfd. St. in 1857 und 54,907,600 Pfd. St. in 1856; ein Ausfall in 1858 gegen 1857 um mehr als 11 Millionen Pfd. St. Es springt in die Augen, welchen gewaltigen, jedoch im Ganzen gewiß sehr heilsamen Rückschlag diese Ergebnisse auf die inneren Handels- und Arbeitsverhältnisse haben müssen.

Günstiger gerade jetzt ist die Feldarbeit gestellt: für sie in der That ist jetzt gleichsam eine goldene Zeit. Wo, wie in England, der große Grundsatz anerkannt ist und überall gilt, daß jede Arbeitskraft ihren freien Markt hat, das Verdienst zuweilen zwar schwankend und ungewiß gemacht wird, ist sie dagegen oft in der Lage, ihre eigene Bedingung zu stellen, und in dieser Lage befinden sich jetzt die Arbeiter auf dem Lande. Die Pächter müssen vielfach Arbeiter miethen in aller Form nach öffentlichem Meistgebot; und da fehlt es denn nicht an »lebhaften« Scenen hier und da. So ging es in dieser Woche sehr lebhaft her in Carlisle, wo auf dem Marktplatz die Pächter der Umgegend den Mähern und Schnittern ihre Angebote »unterbreiteten«. Sie boten erst 2 Sh. 6 P. pro Tag, das aber ward »mit Verachtung« zurückgewiesen; so boten sie 3 Sh., aber mit keinem bessern Erfolg. Endlich gingen sie auf 3 Sh. 6 P., mit dem Bedeuten, daß sie höher nicht gehen würden: aber auch das ward unter gewaltigem Geschrei und Getümmel verworfen, und alsbald erhob sich ein allgemeiner Tumult. Endlich, nach langem Verhandeln machten einige Schnitter Miene, das letztere Angebot anzunehmen — da aber erhoben die Frauen ihre nervigen Arme und schwenkten sie dräuend nach links und nach rechts, indem sie mit geläufiger Zunge Rache schworen Jeglichem aus dem Volke der Männer, der sich erniedrigen würde, solch eine Summe anzunehmen. Vier Schilling pro Tag — das war der niedrigste Satz, den sie festsetzten und den sie gestatten wollten. Noch lange dauerte der Kampf, doch der Widerstand der streitbaren Weiber war nicht zu brechen, nicht zu versöhnen ihr Zorn, und erst, nachdem eine Kriegslist der Pächter erfolglos geblieben, indem sie sich vom Markte entfernten, unter dem Anschein, sich anderwärts „recrutiren" zu wollen, sahen sie sich meistens gezwungen, den geforderten Satz zu gewähren.

‡ Herr Merle d'Aubigné, der bekannte Geschichtsschreiber der Reformation (in Deutschland und England), der in Irland jetzt Vorträge hält über »den Zustand und die Fortschritte der Religion auf dem Continente«, wurde am 14. d. in der St. Peterskirche zu Dublin mit einer Tochter des Rev. J. Hardy, Rectors von Kilcullen, die »sein Herz gefangen«, vermählt. (Merle d'Aubigné ist ein Mann in Jahren.)

— In der pariser Correspondenz der Times lesen wir, daß die von China zu zahlende Kriegs-Entschädigung dem Vernehmen nach 1,200,000 L. beträgt. Aus der betreffenden Angabe ist nicht zu ersehen, ob England und Frankreich jedes diese Summe erhalten sollen, oder ob sie unter England und Frankreich vertheilt werden soll. Wahrscheinlich ist Letzteres der Fall.

— Dem „Nord" wird von hier geschrieben: „Es ist hier die Nachricht eingetroffen, daß die türkische Regierung bei dem englischen Gesandten in Pera Beschwerde wegen des Bombardements von Dscheddah erhoben hat, zumal dasselbe in dem Augenblicke erfolgt sei, wo man wußte, daß Ismail Pascha mit Vollmachten über Leben und Tod unterwegs war. Der hiesige türkische Gesandte hat bereits vor einigen Tagen sich über diesen Vorgang in gemessenen, doch entschiedenen Ausdrücken beschwert."

---

† **Kopenhagen**, 26. August.*) Sie verlangen Aufklärung über einen Passus eines meiner letzten Briefe, in dem ich berichtete, daß Kriegsschiffe ernstlich an einander gerathen seien. Es waren keine fremde mit dänischen, sondern dänische untereinander, und zwar nicht etwa in der Hitze eines Scheingefechts, sondern lediglich in Folge eines Versehens, eines unterlassenen Commando's oder dergleichen. Das Dampfschiff „Thor" hatte nämlich die Corvette „Walkyrie" im Schlepptau und durch einen Zusammenstoß wurden ersterem einige nicht ganz unerhebliche Beschädigungen zugefügt. Etwas Officielles ist vom Marineministerium dem Publikum darüber nicht mitgetheilt worden, worüber fast die gesammte Presse sehr stark geklagt hat, und bei der Gelegenheit ist es auch zur Sprache gekommen, daß das Marineministerium sich in jener veralteten Art und Weise absolutistisch-bureaukratischen Ignorirens der Nation gefällt, welche nicht mehr zur Zeit und zu den Verhältnissen paßt. Selbst das sonst so unterthänige Blatt, die Berlingsche Zeitung, hat scharf getadelt, daß man den Preßreferenten keine Karten zur Einweihung der Docke

*) Statt Sonnabend früh Sonnabend Abend und darum für das Hauptblatt zu spät eingetroffen.

ugestellt hatte, und klagt gleichzeitig darüber, daß das Marineministerium nicht regelmäßig Auszüge aus den Rapporten der sich auf Seezügen befindlichen Chefs von Kriegsschiffen veröffentliche, um auf die Weise die Angehörigen der Mannschaft mit dem Zustande auf dem Schiffe bekannt zu machen. Diese Züge hiesigen öffentlichen Lebens sind nicht unwichtig. Das steigende Selbstgefühl der Nation zeigt sich darin. Man muß es einräumen, daß sonst fast sämmtliche Autoritäten in der Achtung vor dem Publikum und der Presse wetteifern, und namentlich ist die Stellung der hiesigen Polizei zu dem Publikum höchst merkwürdig. Durch ihre Humanität und Freundlichkeit hat sie sich zu einer der populärsten Erscheinungen des hiesigen Lebens gemacht, Jedermann sieht in ihr den willkommenen Schutz des guten Bürgers, den Aufrechterhalter guter Ordnung und Sitte, und es giebt fast keinen Fall, wo sie lästig, inhuman oder, durch brutalen Amtseifer, als hassenswerth erschienen wäre. Zum höchsten Erstaunen der anwesenden schwedischen Gäste bei Gelegenheit des hygieinischen Congresses machte sich diese Stimmung Luft, als ein Hoch auf die Polizei und deren segensreiche Wirksamkeit ausgebracht wurde, und die anwesenden Polizeibeamten sollen über diese ihre Popularität selbst überrascht gewesen sein. —

Ich setze meine Mittheilungen über die hiesige Presse, wie ich's versprochen, fort. Die „Berlingsche Zeitung", „Faedrelandet", „Flyveposten", „Kjöbenhavnsposten" und „Dagbladet" sind die Zeitungen, welche am meisten im Lande verbreitet sind, sich in Kopenhagen an allen öffentlichen Oertern finden und von dem großen Theile des politischen Publikums, theils aus Neigung, theils aus Neugierde und theils aus Pflicht, und um dem Strome des öffentlichen Lebens zu folgen, gelesen werden. Jedes dieser Blätter genießt eine gewisse, doch nicht einmal unbedingte Achtung wohl nur bei der Partei, welche es vertritt, oder in einzelnen Richtungen. Als Autorität gilt Keines Keinem, und wie es der Times mehrfach erging, erging es auch allen unseren Blättern. Sie meinten das Publikum zu leiten, weil es ihnen momentan Beifall schenkte, sie glaubten, es würde folgen, überall, wohin sie es führten, aber siehe da, selbst so hochmüthige Personen, wie Hr. Ploug,*) der Redacteur des „Faedreland", mußte erleben, daß seine besten Freunde in Schaaren von ihm abfielen, wenn er mit dem hervorrückte, was ihm am meisten am Herzen lag und wozu er mühsam, jahrelang, das Publikum vorbereitet hatte. So erging's ihm, als er 1848 die Theilung Schleswigs nach dem Nationalitätsprincip bevorwortete, und später, 1857, als er den Gedanken einer politischen Union zwischen Schweden, Norwegen und Dänemark zuerst offen aussprach. — „Dagbladet" ist es vielfach ähnlich ergangen, aber der Abfall nie so eclatant gewesen, weil Herr Bille, weniger ehrlich, wie Ploug, sich wohl hütet, etwas auszusprechen, was dem Publicum im großen Ganzen nicht zusagt. Er schmeichelt gern der Menge und schlägt sich nur an Einzelnen zum Ritter, und namentlich seine Polemik gegen das Oerstedsche Ministerium und dessen Freunde, die in Ermangelung einer wirklichen Reaction als solche geschildert und dem Abscheu des Volkes preisgestellt werden, übertrifft an naiver Perfidie Alles, was hier in der Richturg geleistet sein mag. Achtung, eigentliche Autorität, genießt Bille aber in Folge dieses Treibens, selbst bei seinen Meinungsgenossen noch viel weniger als Ploug. Daß die Redacteure der andern Blätter übermäßig daran leiden, möchten wir auch nicht behaupten.

Nun noch in Kürze, was diese Hauptblätter eigentlich wollen und auf welchem Standpunkte sie stehen. Die Berlingsche Zeitung will den Gesammtstaat, Gerechtigkeit für beide Nationen, eine constitutionelle Verfassung, Achtung vor dem Volke von Seiten der Autoritäten, aber auch Achtung des Volkes vor Letzteren. Sie offenbart eine oft komische Mischung von naivem Demokratismus und Servilismus, will offenbar das Rechte und Gute, besitzt aber nicht Tiefe des Geistes genug, es überall zu erkennen. Sie hat daher das Ueble unterstützt, wenn es sie unter der Maske des Guten zu bethören wußte. „Faedrelandet" will, daß Holstein wo möglich von der Monarchie abgetrennt und Schleswig mit dem Königreiche verschmolzen werde, um dann später eine skandinavische Union zu realisiren. Es steht ganz auf dem Standpunkt der „Volkssouverainetät" oder richtiger Parteisouverainetät und erkennt weder monarchische Rechte noch einen völkerrechtlichen Compromiß, durch welchen z. B. der dänische Gesammtstaat seine neue Gestalt und Sanction erhielt, als etwas an, das man zu respectiren braucht. Es fehlt ihm eben jeder Blutstropfen eines Staatsmannes. Es hat einen lächerlichen Haß gegen alles Deutsche, der jedoch, wenn er sich in Ausbrüchen äußert, offenbar zu gedankenlos ist, um Jemanden ärgern zu dürfen.

„Dagbladet" will einen Eiderstaat und ein Skandinavien, aber zugleich eine Art dänischen Gesammtstaats, es will eine constitutionelle Verfassung, aber vor allen Dingen will es, daß die Männer, in denen es seine Freunde sieht, regieren. Es will es überhaupt gern Allen recht machen, die Abonnenten werden könnten, und Keinen vor den Kopf stoßen, außer solchen, von denen es entschieden nichts zu hoffen hat.

„Kjöbenhavnsposten" ist das einzige Blatt, welches mit Klarheit einsieht, daß die Verfassung sich den rechtlich bestehenden Verhältnissen anschließen muß, daß eine Volkssouverainetät, welche Staaten beliebig auflöst oder Provinzen aus ihren historischen Angeln hebt, um Tagesmeinungen zu fröhnen, eben so verderlich als verbrecherisch ist, und daß Dänen und Deutsche die Pflicht haben, sich einander zu achten, und daß es thöricht ist, jetzt eine Verbindung zu verscherzen, welche 400 Jahre im Ganzen genommen zu beider Theile

*) Sprich Plaug.

Zufriedenheit und entschiedenem Nutzen bestanden hat. Daß diese Ansicht die allein staatsmännische ist und allein eine Zukunft hat, wird sich bald zeigen. Romantik und Phantasterei hat sich überlebt, man wird allerseits erkennen, daß wir nicht wieder in unsere Wurzeln kriechen können, und daß wir am besten thun, uns auch mit dem Unvollkommenen zu befreunden, um es dann allmälig mit Lust und Kraft zu verbessern, daß aber vor allen Dingen ein reiner unerschrockener Wille und Uneigennützigkeit dazu Noth thut. Letzteres schließt denn eine sittliche oder gemüthliche Regeneration des Volkes in sich.

Telegraphische Depeschen.

London, 28. August, Morgens. (W.T.B.) Admiral Napier hat seine Meinung in Betreff Cherbourgs veröffentlicht; derselbe glaubt, daß England stets eine bedeutende Kanalflotte werde bereit halten müssen.

Dem auswärtigen Amte sind amtliche Nachrichten aus Kalkutta vom 19. v. Mts., und aus Bombay vom 4. d. Mts. zugegangen. Nach denselben hatten in Audh die Truppen mit der Eroberung einiger noch von den Rebellen besetzten Forts zu thun. Viele theilweise compromittirte Häuptlinge ergaben sich. Im Pendschab war es ruhig. General Rose hatte das Commando der Puna-Division nicht angenommen. Die Nachrichten aus Tiensin reichen bis zum 18. Juni. Am folgenden Tage sollten die Verträge abgeschlossen werden.

Die heutige „Times" bringt Nachrichten aus Kalkutta vom 17. und aus Hongkong vom 6. v. Mts. Dieselben melden, daß die Regierung zu Kalkutta eine zweite in Bombay erschienene Proclamation an das Königreich Audh für ein Falsificat erklärt habe. Imports waren in Kalkutta thätig, der Geldmarkt unverändert, der Cours auf London 2 Sh. 4¼ Pce.

Die Nachrichten der „Times" aus Tiensin reichen ebenfalls bis zum 18. Juni und melden den Abschluß der russischen und amerikanischen Verträge mit China und daß Lord Elgin schriftliche Concessions-Versprechungen seitens der chinesischen Regierung erhalten hatte. Es hieß, daß seitens Amerika's ein alljährlicher Besuch in Peking stipulirt worden sei. In Shanghai war bis zum 27. Juni die Einfuhr besser, Seide geschäftslos, Thee unverändert, der Cours auf London 7 Sh. 2 Pce. bis 7 Sh. 3 Pce. Zu Canton hatte General Straubenzee eine partielle Blokade wiederum proclamiren müssen, weil der kaiserliche Commissarius die Chinesen zu Feindseligkeiten gegen die Alliirten gereizt hatte. Die Handel stockte in Folge dessen in Canton, der Cours auf London für Bankwechsel war 5 Sh. 4 Pce. bis 5 Sh. 4¼ Pce.

Aus New-York ist der Dampfer „Hammonia" eingetroffen und bringt Nachrichten bis zum 16. d. M. Weizen war fester, Baumwolle unverändert. In New-Orleans war unterm 13. d. M. Baumwolle middling 11¼ Pce.

Der erschienene Bankausweis ergiebt einen Notenumlauf von 20,362,655 Pfd. St. und einen Metallvorrath von 17,654,506 Pfd. St.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch). — Redacteur: H. Keipp in Berlin.

Der bureaukratische Geist.

In allen modernen Staaten bildet das Beamtenthum ein wesentliches Element des Staatsorganismus, und um wie viel mehr in dem so künstlich zusammengesetzten preußischen Staate, von welchem man in Wahrheit sagen kann, daß er selbst mit und durch das Beamtenthum erwachsen ist. Wenn wir also gleichwohl den Kampf gegen die Bureaukratie für einen wesentlichen Theil der Aufgabe dieser Blätter halten, so sind wir weit entfernt, damit irgend eine Feindschaft gegen den so achtungswerthen Stand der Beamten zu verbinden, sondern wir kämpfen gegen den bureaukratischen Geist, welcher in dem Beamtenthume wuchert, und halten uns für überzeugt, daß wir in diesem Kampfe gerade den einsichtsvollsten und tüchtigsten Theil des Beamtenthums selbst für uns haben, welchem dieser bureaukratische Geist vielleicht nicht minder zuwider ist, als dem ganzen denkenden Publicum.

Worin besteht denn aber das Wesen oder Unwesen dieses bureaukratischen Geistes? Offenbar darin, daß man an die Stelle der realen Elemente des Landes und seiner Bevölkerung nach ihrer Geschichte, Lebensweise, Beschäftigung u. s. w., welches Alles die eigentliche Substanz des Staates bildet, ein System von allgemeinen Gesetzen und Reglements setzt, und dann vielmehr dieses Formenwesen zur eigentlichen Substanz des Staates machen will und solcherweise die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf stellt. Anstatt die öffentlichen Einrichtungen aus dem inneren Gestaltungstriebe des Nationallebens selbst abzuleiten, soll dasselbe dann vielmehr nach allgemeinen Verstandesbegriffen und Nützlichkeitsrücksichten von außen her formirt und schablonirt werden, und es entstehen Institutionen, die, wie sie selbst todtgeboren sind, auch nur tödtend wirken können. Je weniger nun diese Institutionen in dem Nationalleben selbst wurzeln, um so mehr bedürfen sie künstlicher Stützen zu ihrem Anhalt, wie eines künstlichen Apparates zu ihrer Bethätigung, und je mehr sie Beides erhalten und dadurch ein scheinbares Leben gewinnen, um so mehr werden sie zu einer von dem wirklichen Leben abgesonderten Existenz, die geradezu einen Staat im Staate bildet. Anstatt dienende Organe des einen und selben Staatskörpers zu sein, wollen sich dann die öffentlichen Behörden als eine in sich selbst ruhende und um ihrer selbst willen existirende Macht ansehen, und so konnte man es

unter Friedrich Wilhelm I. erleben, daß der Kriegsfiscus und der Domänenfiscus untereinander förmliche Processe darüber führten, ob dieser oder jener Einnahmeposten zu diesem oder jenem Ressort gehörte.

Das ist der bureaukratische Geist auf seinem höchsten Höhepunkt, von welchem er freilich seitdem herabgesunken ist, indessen er vielleicht nur um so mehr in die Breite gewachsen sein dürfte. Denn der Schematismus des öffentlichen Dienstes hat sich seitdem zu einem weitschichtigen System entwickelt, welches mit seinen Agenten das ganze Land umspannt, und dessen formelle Vollendung nur um so mehr die Täuschung begünstigt, als ob dieses System von Gesetzen und Reglements die eigentliche Substanz des Staates bilde. Die Ausübung dieser Gesetze und Reglements gilt darum der Bureaukratie als das eigentliche Staatsleben, gleichviel ob das öffentliche Wohl dadurch gewinnt oder nicht, wenn nur die vorschriftsmäßige Form erfüllt wird, und unbekümmert darum, ob durch all diesen Krimskrams ein hoher und edler Geist in der Nation erweckt und irgend eine große That dadurch hervorgerufen wird, oder ob Herz, Gemüth und Phantasie der Nation irgend eine Befriedigung darin finden. Gleichgültig gegen alle volksthümlichen Existenzen und Aeußerungen, gefällt sich diese Bureaukratie in einer aschgrauen Monotonie, die sie über das Land verbreiten möchte, und während sie die geschichtlich überkommene Hierarchie der Gesellschaft mit einem principiellen Ingrimm verfolgt, sucht sie selbst ihren Triumph in einer neuen Hierarchie von Wirklichen, von Geheimen und von Wirklichen Geheimen Räthen mit Geheimen Secretären, Geheimen Calculatoren u. s. w., wozu man das Urbild aus China entlehnt zu haben scheint. An die Stelle lebendiger Thätigkeit tritt ein reglementsmäßiges Abmachen der einlaufenden Nummern, Acten treten an die Stelle der Dinge, und quod non est in actis, non est in mundo. Das ist der bureaukratische Geist, den wir bekämpfen und zu bekämpfen fortfahren werden.

Nun leuchtet aber sogleich ein, wie dieser bureaukratische Geist durchaus keine isolirte Erscheinung, sondern mit dem bisherigen Gange unserer allgemeinen Bildung vielfach verflochten ist und in mancher Hinsicht selbst als ein Product derselben angesehen werden muß. Denn ist es nicht der eine und selbe Hang zum Abstracten, der sich hier in dem bureaukratischen Schematismus und dort in den aprioristischen Constructionen unserer Philosophen darstellt? Liefert die Principienjagd und die Constitutionsmacherei nach der einen und selben Schablone, wovon wir in unsern Tagen so viele Beispiele sahen, nicht ein handgreifliches Seitenstück zu dem seelenlosen Mechanismus der Bureaukratie? Ist nicht überhaupt das Absehen von allen historisch gegebenen, natürlichen und lebendigen Ordnungen, und das Großthun mit allgemeinen Tendenzen, Begriffen und Phrasen eine Krankheit des ganzen Zeitalters, und muß nicht dies Alles der Bureaukratie den wirksamsten Vorschub leisten? So

sieht man denn, wie die aus dieser Geistesrichtung entsprungenen Staatsformen, wenn sie auch in der Absicht eingeführt wurden, die Volksfreiheit zu entwickeln, doch in der Praxis den Erfolg gehabt haben, der Bureaukratie nur eine neue Hülle zu geben, unter welcher sie sich immer weiter ausbreitet. Und darum ist es ja gerade das sogenannte Zeitalter der Philosophie gewesen, welches die Bureaukratie ausgebildet hat, und wo diese Philosophie am meisten cultivirt worden ist, nämlich in Deutschland, da ist auch gerade die Bureaukratie am üppigsten ins Kraut geschossen, während die Selbstverwaltung gerade in England zur Blüthe kam, wo der Nationalgeist noch heute eine mehr realistische Richtung hat und speculativen Allgemeinheiten abhold ist. Hoffen und wünschen wir also aus dem bureaukratischen Staatswesen herauszutreten, so wird unsere gesammte Geistesbildung eine wesentlich andere Richtung nehmen müssen, wenn ein wirklicher Erfolg erreicht werden soll.

Das Erste und Nothwendigste wäre dabei jedenfalls, daß wenigstens der junge Nachwuchs des Beamtenstandes auf den Universitäten einen anderen Bildungsgang einschlüge, der ihn in das Verständniß der realen Elemente des Staates einführte und mit Sinn und Neigung erfüllte, die darin enthaltenen Lebenskeime zu erwecken und zu pflegen. So lange man hingegen noch als den eigentlichen Kern der Beamtenbildung das römische Recht ansieht, worauf dann allgemein staatsrechtliche und staatsökonomische Theorien gepfropft werden, muß wohl gerade die entgegengesetzte Wirkung entstehen, indem dies Alles doch nur dazu beitragen kann, die Geister systematisch von den realen Lebensverhältnissen abzulenken. Wir meinen vielmehr, daß alle diejenigen, welche sich für das öffentliche Leben bilden wollen, den Kern ihrer Bildung in dem Studium der Landesgeschichte zu suchen haben, wohlverstanden mit den dazu gehörigen Provinzialgeschichten, und dazu Statistik und Topographie. Also eine umfassende und gründliche Kenntniß des gesammten Materials, woraus der Staat besteht, müßte die Grundlage bilden, und erst nachdem diese Grundlage gewonnen wäre, sollte man zu systematischen staatsrechtlichen und ökonomischen Lehren fortschreiten. Oder wie kann man denn eine Staatsverfassung verstehen, wenn man nicht zuvor den Staatskörper untersucht, für welchen die Verfassung bestimmt ist? und wie kann man Rechtsverhältnisse verstehen, wenn man nicht zuvor die gesellschaftlichen Zustände untersucht, für welche dieselben gelten sollen? Das hat wohl eine handgreifliche Evidenz. Auch stehen wir mit dieser Forderung einer Reform des staatswissenschaftlichen Studiums keineswegs vereinzelt. Sie ist bereits von jüngeren Gelehrten vielfach ausgesprochen, und wollen wir in dieser Hinsicht nur die Schriften von **Ahrens** wie auch von **Riehl** citiren, die bereits Anerkennung gefunden haben, aber wir müssen es mit Bedauern sagen, daß gerade in Preußen die Durchführung einer solchen Reform noch am fernsten zu stehen scheint, indem die Herrschaft abstracter Theorien und formaler Rechtsbegriffe gerade bei uns noch

am größten ist, und die staatswissenschaftlichen Studien auf unsern Universitäten bis heute noch am dürftigsten betrieben werden.

Wird es nun anerkannt, daß die Kenntniß der realen Landesverhältnisse die allernothwendigste und wichtigste Grundlage für den höheren Staatsdienst zu bilden hat, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß es nicht gerade auf das große juristische Examen und auf eine reglementsmäßige Beamtencarrière ankommt, um in einer öffentlichen Stellung mit Erfolg wirken zu können, sondern daß es noch ganz andere Proben der Befähigung dazu giebt. Ein gereiftes und penetrantes Urtheil über öffentliche Angelegenheiten ist wohl das vornehmste Requisit, und wer sich ein solches Urtheil durch Lebenserfahrung und eigene Studien erworben hat, dürfte wohl oft gerade am ehesten zu einer lebensvollen Wirkung befähigt sein. Wir meinen ferner, wenn sich das Beamtenthum zur Bureaukratie verknöchert, so hat gewiß nichts so sehr dazu beigetragen, als ein kastenmäßiges Abschließen desselben, was ganz mit Nothwendigkeit entsteht, wo sich dasselbe lediglich aus reglementsmäßig gebildeten und dressirten Candidaten ergänzt. Welch ein wunderlicher Widerspruch ist es doch, wenn man einerseits Gewerbefreiheit einführt und damit das Handwerk gewissermaßen für eine freie Kunst erklärt, während man andererseits den Staatsdienst, der wohl eher als eine freie Kunst betrieben werden müßte, zu einem Handwerk machen und den Zutritt zu demselben nach dem engherzigsten Zunftgeiste beschränken will, woraus am Ende ein förmliches Mandarinenthum entspringt. Wir wissen wohl, der öffentliche Dienst hat seine Technik, und da es eine große Masse von Geschäften giebt, welche unter allen Umständen nach einem regelmäßigen Gange erledigt werden müssen, so bedarf man immer einen Stamm von wohlgeschulten und reglementsmäßig dressirten Beamten, aber eben so nothwendig ist es, daß diesem Stamme andere Elemente beigemischt werden, welche, nicht aus dieser schulmäßigen Dressur hervorgegangen, einen freieren und beweglicheren Geist mitbringen werden, der in dem Ganzen wie ein Ferment wirkt und die unvermeidliche Einseitigkeit der amtlichen Routine überwindet.

Wie weit man aber auch mit diesen Reformen gelangen mag, so wird doch ein gewisses abstractes Wesen von dem Beamtenthume niemals ganz zu trennen sein. Denn der Beamte hat allermeist keine selbstständige Existenz-Basis und keine Heimath. Im günstigsten Falle ist es daher das Staatsinteresse, welches den besseren Theil seines Ichs erfüllt, aber alle die realen Bande, welche den Menschen an Land und Leute fesseln, fehlen ihm fast ganz, weil er keine bleibende Stätte hat, heute hier und morgen dort, wo ihn der Dienst hinruft. Wie natürlich ist es also, daß sich seine Neigungen nicht auf das Individuelle richten, sondern auf das Allgemeine, welches hier und dort dasselbe ist, und daß er instinctartig danach streben wird, die Herrschaft dieses Allgemeinen auszubreiten, wenn auch das eigentliche Leben, welches immer

individuell ist, darüber zu Grunde gehen sollte. Darum wirkt die Bureaukratie ihrer Natur nach überall egalisirend und generalisirend, und sie fühlt sich selbst erst recht wohl, wenn es ihr endlich gelingt, das ganze öffentliche Leben unter allgemeine und gleiche Formeln zu bringen, um dann hinterher diese Formeln für das Leben selbst zu nehmen. Nun mag es allerdings seine Bequemlichkeit haben, sich solcherweise der lästigen Beschäftigung mit dem Individuellen enthoben zu sehen, und es gilt vielleicht sogar als das sprechendste Zeichen der vollendeten Staatseinheit, wenn man z. B. einen Regierungsrath von Gumbinnen aus durch einen Federstrich nach Trier versetzen kann, und so umgekehrt; wir erlauben uns aber die Frage, was denn in diesem Falle das Regieren bedeuten kann? Offenbar kann es nur in der Ausübung gewisser allgemeiner Gesetze und Reglements bestehen, nicht aber etwa in der Pflege der in dem Lande und seiner Bevölkerung selbst enthaltenen Lebenskeime. Denn um diese zu pflegen, müßte man doch zuvörderst Land und Leute gründlich kennen, und nicht nur kennen, sondern auch mit einer gewissen Liebe betrachten und umfassen, welches Beides von einem aus der Fremde hergeschneiten Beamten in keiner Weise zu erwarten steht. Hier ist also der Punkt, wo sich das Beamtenthum seiner Natur nach immer und ewig unzulänglich erweisen muß, und hier tritt ein Mangel unserer Verwaltung hervor, der erst dann beseitigt werden kann, wenn den Kreis- und Provinzialständen eine continuirliche und umfassende Mitwirkung bei der Kreis- und Provinzialverwaltung gewährt wird.

Der Handel Stettins im Jahre 1857.

Der Handel Stettins hat im vergangenen Jahre einen erfreulichen Aufschwung genommen, welcher für die Zukunft dieser wichtigsten preußischen Seestadt zu schönen Hoffnungen berechtigt. Die Ein- und Ausfuhrwerthe stiegen im Jahre 1857 fast um ein Drittheil im Vergleich zu dem Jahre 1856. Allerdings geschah dieses, wie der uns vorliegende Bericht der Stettiner Kaufmannschaft sich äußert, zum Theil in Folge der großen Ausdehnung des Getreide-Exports, der selbstredend von sehr veränderlichen Conjuncturen abhängt, andrerseits aber eben so sehr in Folge der seit dem 1. April 1857 eingetretenen Aufhebung des Sundzolls, welche eine constante Ursache des Fortschritts sein wird, deren Wirkungen schon in den letzten neun Monaten des vergangenen Jahres sehr merklich hervortraten.

Auffallend war dies insbesondere bei dem Artikel Baumwolle, welche sonst nur ausnahmsweise über Stettin bezogen wurde, und deren Import

in diesem Jahre doch schon über 37,000 Ctr. betrug, dazu Baumwollengarn über 28,000 Ctr. Desgleichen stieg die Einfuhr von

Farbehölzern	auf 131,000 Ctr.,	gegen 66,000 Ctr.	im Jahre 1856,
Harzen	„ 76,000 „	„ 20,000 „	„ „ „
Eisen	„ 2,036,000 „	„ 1,086,000 „	„ „ „

Auch hat der Transit sich in Folge dessen erheblich vermehrt, so daß die im Stettiner Zollamte erhobenen Transitzölle auf über 27,000 Thlr. stiegen gegen 14,000 Thlr. im Jahre 1856, und würde durch Aufhebung der Transitzölle noch eine sehr wesentliche Zunahme gewinnen.

Die im vergangenen Jahre ausgebrochene Handelskrisis hat natürlich auch in Stettin zahlreiche Störungen veranlaßt und ihre Opfer gefordert, aber gleichwohl hat dieser Platz verhältnißmäßig weniger davon gelitten als Hamburg, welches doch sonst den Ruf großer Solidität genoß. Auch spricht es zu Gunsten der Stettiner Kaufmannschaft, daß es ihr gelang, durch eigene Anstrengungen der Calamität Grenzen zu setzen, während in Hamburg bekanntlich der Staat zu Hülfe trat.

Als eine für die Zukunft Stettins besonders wichtige Angelegenheit hebt der uns vorliegende Bericht die projectirte Erweiterung der Stadt hervor. Wir unsrerseits halten diese Frage für so wichtig, daß wir dieselbe hier etwas näher erörtern zu müssen glauben. Denn sie berührt nicht blos die localen Interessen Stettins, sondern zugleich die Interessen des gesammten preußischen Seehandels, der gewiß gar sehr darunter leidet, daß alle unsere namhaften Seeplätze, mit Ausnahme von Memel, durch Festungswerke eingeengt sind. Man wird dabei nicht sagen können, daß der militairische Charakter Preußens dies nothwendig mache, wenn man andererseits berücksichtigt, wie z. B. in Frankreich, dessen militairischer Charakter doch gewiß ganz außer Zweifel steht, ein entgegengesetztes Verhältniß stattfindet, indem von den großen Seehandelsstädten Frankreichs nur Havre befestigt ist, während insbesondere Marseille, d. h. die bei weitem bedeutendste, nur mit Hafenbatterien versehen, aber sonst ganz offen ist. Als Laie im Militairwesen müssen wir uns des Urtheils über den militairischen Werth der Stettiner Festungswerke enthalten, obwohl uns bedünken will, daß dieser Werth nicht sehr groß sein kann, weil es sich hier einmal nicht um den Schutz gegen eine feindliche Flotte handelt, deren Zugang schon die Werke von Swinemünde hindern, und sodann, weil Stettin doch jedenfalls nur das linke Oderufer deckt, also gegen einen von Westen herkommenden Feind, und demnach für eine Eventualität, die außer aller Berechnung zu liegen scheint, da an eine Erneuerung der Scenen unter Napoleon I. kaum zu denken sein dürfte, während die strategische Wichtigkeit der unteren Oder vielmehr in dem Schutz gegen einen von Osten herkommenden Feind zu liegen scheint, so daß es hiernach vielleicht zweckmäßiger sein dürfte, das kleine Damm zu einem großen Waffenplatz zu machen, und dafür die Stettiner Werke zu schleifen. Wie dem aber auch sei, so möchte zweierlei außer Zweifel

stehen. Eine Stadt, welche par excellence Handelsstadt sein soll, eignet sich wenig zur Festung, weil die in einer solchen Stadt vorhandene große Menge brennbarer Stoffe im Falle der Belagerung eben so große Feuersbrünste als große Capitalverluste in Aussicht stellt. Umgekehrt scheint es unmöglich, daß sich eine Festung jemals zu einer Handelsstadt ersten Ranges entwickeln kann, weil dazu eine Freiheit der Bewegung und der Terrainbenutzung gehört, welche der Charakter als Festung nicht gestattet; wie es denn unseres Wissens auch heut zu Tage keine einzige Handelsstadt ersten Ranges giebt, welche zugleich Festung wäre. Vielmehr sieht man, wie diejenigen Seeplätze, welche in einem lebhaften Aufschwung begriffen sind und von Alters her befestigt waren, jetzt ihre Festungswerke schleifen, wie Barcelona und Kopenhagen von der Landseite, und vor allem Riga, welches letztere um so bemerkenswerther ist, als doch gerade in Rußland die militairischen Interessen gewiß nicht vernachlässigt werden.

Soll eine große Handelsstadt zugleich eine große Festung sein, so wird die Folge entstehen, daß man in der That nur einen mittelmäßigen Handelsplatz wie eine mittelmäßige Festung erhält, denn die Bedürfnisse des Handels haben sich seit einem Menschenalter gar sehr verändert. Eisenbahnen und Dampfschifffahrt haben dem Verkehr einen früher nicht geahnten Umfang gegeben, und die im rapiden Verhältniß steigende Gütermasse erfordert immer neue Räumlichkeiten, deren Ausdehnung man im voraus gar nicht ermessen kann. Dazu kommen Etablissements für Schiffbau und für alle dazu erforderlichen Gegenstände, und mancherlei andere Fabrikationszweige, welche am vortheilhaftesten in Seestädten betrieben werden und für große Seeplätze Bedürfniß sind, wie namentlich Mühlwerke aller Art, große Brauereien, Bäckereien, Schlächtereien u. s. w., so daß heut zu Tage eine große Seehandelsstadt in vieler Hinsicht zugleich Fabrikationsstadt wird, und für ihre anschwellende Bevölkerung wie für ihre gewerblichen Unternehmungen sehr großer Räumlichkeiten und einer freien Benutzung derselben bedarf, wenn sie gedeihen soll.

Auch für Stettin hat diese Entwicklung schon begonnen, und wenn man, von Frauendorf den Strom herauffahrend, die großartigen am Ufer errichteten Etablissements betrachtet, so fühlt man wohl, wie sehr diese Stadt das Bedürfniß hat, aus sich herauszuwachsen, und was sie erst werden könnte, befreit von dem Panzer der Festungswerke, der ihr den Athem benimmt.

Es sind in dieser Hinsicht hervorzuheben die Etablissements der Gesellschaft „Vulkan" für Maschinenbau und für den Bau eiserner Schiffe, welcher letztere Betrieb noch in der ersten Entwickelung begriffen ist. Doch hat diese Anstalt schon 4 Schraubendampfer und 2 Raddampfer geliefert und beschäftigt 700 Arbeiter. Eine andere Maschinenfabrik beschäftigt deren 350. Beide klagen darüber, daß sie das für ihren Betrieb erforderliche Eisen versteuern müssen, während doch andererseits

die im Auslande für preußische Rechnung erbauten eisernen Dampfschiffe zollfrei eingehen, zur offenbaren Benachtheiligung des inländischen Schiffbaues und gewiß eine auffallende Inconsequenz des Tarifs. Aehnlichen Klagen über das bestehende Zollsystem begegnen wir noch wiederholt, und es wird sich wohl nicht leugnen lassen, daß dasselbe bisher vorzugsweise nach fiscalischen Rücksichten behandelt worden ist, indem der Zollverein, wie schon sein Name besagt, vorzugsweise nur die Zölle im Auge hat, und wie wir schon anderer Orten darthaten, bei seiner vorzugsweise binnenländischen Richtung die Beförderung des ausländischen Handels gar sehr vernachlässigt hat.

Von anderen Fabriken sind 2 Zuckerraffinerien, 1 Cementfabrik, 2 chemische Fabriken und 1 Poudrettenfabrik zu erwähnen, vor allem aber Mühlwerke. Darunter die großen Etablissements der „Stettiner Dampfmühlen-Actien-Gesellschaft", die mit ihren Baulichkeiten einen Flächenraum von 15 Morgen einnimmt. Die Mehlmühle verarbeitet täglich 50 Wispel Roggen und 70 bis 80 Wispel Weizen. Damit verbunden ist eine Reis-Schälmühle, die erste im Zollverein, und diese hat die Veranlassung gegeben, daß im vorigen Jahre zum ersten Male eine directe Ladung Reis aus Indien eintraf, und daß für die Zukunft größere Beziehungen eingeleitet sind. Da hat man ein redendes Beispiel davon, wie die Entwickelung einer Seestadt zugleich von ihren Fabrikanlagen bedingt wird, und wie großer Räumlichkeiten es dazu bedarf.

Die Stettiner Rhederei zählte am Ende v. J. 195 Schiffe zu 29,000 Lasten, worunter 12 Schraubendampfer und 16 Raddampfer; sie hatte sich gegen das Jahr 1856 um 11 Schiffe vermehrt. Im Bau begriffen waren 4 Fregatten, 1 Barke, 1 Brigg und mehrere Raddampfer in der Fabrik des Vulkan.

Die Anzahl der in Swinemünde, als dem Vorhafen von Stettin, eingelaufenen Schiffe betrug:

Schiffe unter fremder Flagge	1428	zu	146,000	Lasten,
„ „ preußischer „	1067	=	129,000	„
Küstenfahrer	565	=	8,000	„
Postdampfschiffe	157	=	—	„
Summa:	3,217	zu	283,000	Lasten.
1856 kamen ein	3,149	=	239,000	„
mithin 1857 mehr	68	zu	44,000	Lasten.

Von den in Swinemünde eingelaufenen Schiffen kamen 1861 den Fluß herauf nach Stettin. Davon allein 1219 von England, 127 von Schweden und Norwegen, 123 von Dänemark, 111 von Rußland und dahingegen nur 38 aus dem mittelländischen Meere, 9 von Amerika und Indien und 2 von Afrika. Hiernach fällt in die Augen, daß der transatlantische Verkehr Stettins nur eben erst im Entstehen begriffen, und daß auch sein mediterraner Verkehr nur gering ist, während über die

Hälfte seines Seeverkehrs in dem Handel mit England besteht, von wo aus es auch den größten Theil seiner transatlantischen Importe im indirecten Wege bezieht, worauf dann der Nachbarverkehr mit den baltischen Küstenländern die nächst wichtigste Stelle einnimmt. Wenn nun gleichwohl nach Ausweis der obigen Tabelle die fremde Flagge überwiegt, so ist dies um so mehr ein Zeichen von der verhältnißmäßig doch immer noch geringen Entwickelung unserer Rhederei, als bekanntlich der größte Theil unserer Schiffe in dem Verkehr auf der Ostsee und mit England beschäftigt ist.

Die in dem Zollamte von Stettin erhobenen Eingangszölle stiegen auf 1,750,000 Thaler.

Das aus dem Auslande eingegangene Waarenquantum betrug:

7,252,000 Centner gegen
6,331,000 Centner im Jahre 1856 und
4,676,000 „ „ „ 1855,

was nach den Durchschnittspreisen berechnet einen Werth vorstellt von:

28,057,000 Thlr. gegen
24,017,000 „ im Jahre 1856 und
17,366,000 „ „ „ 1855,

so daß in beider Hinsicht die Zunahme beträchtlich erscheint. Der Masse nach bilden davon Kohlen und Eisen den Hauptbestandtheil, und wurde bereits bemerkt, daß sich die Einfuhr von dem letzteren im vorigen Jahre fast verdoppelt hat. Ueberhaupt ist die Eiseneinfuhr im fortwährenden Steigen begriffen. Im Jahre 1844 betrug dieselbe 205,000 Ctr. und sank dann durch die damaligen Zollmaßregeln im folgenden Jahre auf 74,000 Ctr. herab; wenn sie also gleichwohl im vorigen Jahre schon über 2,000,000 Ctr. betrug, so sieht man, wie wenig die inländische Eisenproduction noch dem Consum genügt und wie sehr die Eisenzölle auf den Import drücken, der ohne dieselben jetzt vielleicht das Doppelte und Dreifache betrüge.

Es würde zu weit führen, alle anderen Importartikel, wie namentlich Colonialwaaren, Wein, Farbehölzer, Palm- und Cocusöl, Thran und Kupfer hier einzeln durchzunehmen, und wollen wir nur noch die Einfuhr von **Heringen** als besonders bemerkenswerth hervorheben, weil Stettin in diesem Artikel die erste Rolle spielt.

Es betrug nämlich die Einfuhr davon, nach Tonnen berechnet:

	in Stettin:	Königsberg:	Danzig:	Hamburg:	Harburg:
im Jahre 1855:	166,000.	79,000.	98,000.	41,000.	61,000.
„ „ 1856:	140,000.	75,000.	76,000.	30,000.	53,000.
„ „ 1857:	158,000.	56,000.	63,000.	28,000.	63,000.

Die gesammte **Ausfuhr** betrug dem Quantum nach, excl. Holz:

4,335,000 Centner, gegen
1,364,000 „ im Jahre 1856 und
900,000 „ „ „ 1855,

was nach den Durchschnittspreisen berechnet einen Werth ergiebt von:

18,150,000 Thlr. gegen			
11,398,000	„	im Jahre 1856 und	
6,946,000	„	„	„ 1855.

Die bedeutende Zunahme, welche sich hiernach für das Jahr 1857 herausstellt, erklärt sich vorzüglich durch den starken Getreide-Export. Nämlich

Weizen:	70,000 Wispel	gegen	19,000 Wispel	im Jahre	1856,
Roggen:	43,000 „	„	13,000 „	„ „	„
Gerste:	82,000 „	„	20,000 „	„ „	„
Hafer:	855 „	„	769 „	„ „	„
Erbsen:	7,434 „	„	396 „	„ „	„

Den zweiten Rang in der Ausfuhr nehmen Hölzer ein, und betrug dieselbe dem Werthe nach:

1,602,000 Thlr., gegen			
1,726,000	„	im Jahre	1856,
1,749,000	„	„ „	1855,
1,854,000	„	„ „	1854 und
1,959,000	„	„ „	1853,

wonach also dieser Artikel im fortwährenden Abnehmen begriffen zu sein scheint, was gewiß mit der Abnahme der Waldbestände in Preußen wie in Polen zusammenhängen wird, die von der zunehmenden Cultur kaum zu trennen sein dürfte. Denn nur dünnbevölkerte Länder können Holzexporte machen, während starkbevölkerte und hochcultivirte Länder Hölzer einführen.

Getreide und Holz sind für den Exporthandel Stettins entscheidend. Darauf folgt der Wichtigkeit nach Spiritus, wovon die Ausfuhr im vorigen Jahre über 3,000,000 Quart betrug. Dann Zink 89,000 Ctr., und in guten Erntejahren Rapps und Rüböl, wovon im vorigen Jahre resp. 84,000 Ctr. und 15,000 Ctr. exportirt wurden.

Die Ausfuhr beschränkt sich hiernach nur auf wenige namhafte Artikel, und stellt man den Totalwerth der Ein- und Ausfuhr gegenüber, also

im Jahre 1857	Einfuhr: 28,057,000 Thlr.,	Ausfuhr:	18,150,000 Thlr.
„ „ 1856	„ 24,017,000 „	„	11,398,000 „
„ „ 1855	„ 17,366,000 „	„	6,946,000 „

so sieht man, wie bedeutend die Einfuhr überwiegt, — ein Verhältniß, welches sich kaum ändern dürfte, so lange Stettin sich nicht an dem Export unserer Manufacte betheiligt. Der Manufactenhandel scheint aber in Stettin für den Import wie für den Export noch sehr geringfügig zu sein, so daß der vorliegende Bericht dessen nicht einmal Erwähnung thut.

Wenn nach dem Allen Stettin noch weit davon entfernt ist, einen Handelsplatz ersten Ranges zu bilden, indem es einerseits noch zum großen Theil auf den indirecten Verkehr mit England angewiesen ist, und nur erst sehr geringe transatlantische Verbindungen hat, während es

andererseits bisher nur auf den Productenhandel beschränkt war, so hat es doch gerade an diesem Productenhandel die solideste Basis, und ist seine Lage von Natur so günstig, daß man nach seinen bisherigen Fortschritten nicht bezweifeln darf, es werde sich in einer nicht fernen Zukunft allerdings zu einem Handelsplatz ersten Ranges zu erheben vermögen. Daß es bald dahin gelange, muß als eine für den ganzen preußischen Staat wichtige Angelegenheit angesehen werden. Denn erst dann wird Preußen in überseeischen Ländern ein commercielles Ansehen gewinnen und eine erfolgreiche Handelspolitik führen können, wenn es selbst einen Handelsplatz ersten Ranges besitzt, der, alle Richtungen unseres Handels in sich vereinigend, zugleich allen einen neuen Aufschwung geben wird, wie es eben nur durch eine solche Concentration möglich ist, weil es tausenderlei Geschäfte giebt, welche eben nur bei einem Ineinandergreifen aller Handelszweige entstehen können. Auch wird sich Stettin nur durch eine solche Concentration zu einem Wechselplatz für das ferne Ausland erheben, was dann unserem gesammten Ostseehandel zu Gute kommen würde, der sich dadurch von seiner bisherigen Abhängigkeit von Hamburg und London emancipirte. Damit aber Stettin zu dieser Bedeutung gelange, scheint nichts so wichtig als die Beseitigung seiner Festungswerke, um seinem Unternehmungsgeist Luft zu schaffen; und um diesem Unternehmungsgeist dann Flügel zu geben, scheint nichts so wichtig, als die Beförderung seiner transatlantischen Verbindungen, insbesondere durch Einrichtung einer transatlantischen Dampfschifffahrt, mit einer angemessenen Subvention von Staatswegen. Wie wir an einem anderen Orte des Weiteren zeigten, würde dies zugleich das allerzweckmäßigste Mittel sein, um eine naturgemäße Unterlage für unsere junge Kriegsmarine zu gewinnen, deren Entwickelung dann mit dem commerciellen Aufschwunge Stettins Hand in Hand gehen wird.

Frankreich von 1790 – 1792.

Briefe des nachmaligen königl. preußischen Legationsraths Carl Ernst Oelsner an den herzogl. oldenburgischen Justizrath Gerhard Anton v. Halem, von Paris aus geschrieben in den Jahren 1790 – 1792. Wortgetreu aus dem Original-Manuscripte herausgegeben von Dr. Merzdorf, großherzogl. oldenburg. Bibliothekar rc. Berlin, 1858. Verlag von Julius Springer.

Ein neuer Beitrag zu der entsetzlichen Tragödie, welche in Frankreich seit 1789 aufgeführt wurde, liegt in einem kleinen, eben bei J. Springer dahier erschienenen Buche, dessen Titel über diesen Zeilen steht, vor uns.

Der Schreiber dieser Briefe ist ein großer Freund der Revolution, er schwärmt für die Gleichheit und bewundert die Türken, weil sie „weder etwas von Adel noch von Ordensbändern wissen, Hospitäler für die Thiere halten und die Religionsduldung einige Jahrhunderte früher ausübten, als wir Christen". Als die katholischen Geistlichen Angesichts der Vergewaltigungen der Kirche durch die Revolution sich endlich weigern, länger ihr Amt zu üben, bemerkt Oelsner: „Sie hätten in der That keinen gesunderen Einfall haben können, als diesen, wenn es nicht unglücklicher Weise schwache Leute gäbe, die ohne christlichen Schnikschnak noch nicht zu leben wissen." Man sieht, wir haben einen echten deutschen Jacobin vor uns. Oelsner ist dabei aber ein Mann von Fähigkeiten, er weiß genau zu beobachten und treffend zu schildern, und seine Darstellung der durch die Revolution hervorgerufenen socialen Veränderungen ist so plastisch, daß wir uns nicht enthalten können, ein Stück daraus mitzutheilen. Er schreibt unter dem 11. Dec. 1790 aus Paris:

„Nach den Aussagen der Freunde des alten Systems werden in Frankreich statt der Industrie, Künste und Wissenschaften himmelschreiende Greuel getrieben. Man klagt über den Verlust des sanften Nationalcharakters, gleich als wenn eines Kindes Leichtsinn oder Folgsamkeit der überlegten Energie des Mannes vorzuziehen wäre. Es war ein Leichtes, einigen deutschen Federführern, die gelehrter als aufgeklärt sind, weiß zu machen, daß vor der Nationalversammlung wie vor einer Horde Hunnen und Visigothen das Gute und Schöne flüchte. Wirklich hat eine Menge reicher Verzehrer, so aber, ein Paar artige Frauen ausgenommen, weder in die eine noch andere Kategorie zu stellen sind, das Königreich und somit Gläubiger aller Art, Köche und Kuppler, Modehändlerinnen und Actricen in Stich gelassen. Künstler haben weniger verloren, als man glaubt, und Fabrikanten fast gar nichts, weil die Mode seit mehreren Jahren nur engländische Industrie consumirte. Gewisse Leute finden Vergnügen, den Verlust des ausgewanderten Geldes als zu Grunde richtend für den Staat anzugeben. Ich bin anderer Meinung, weil 1) es gar nicht an Gelde fehlt und man dessen soviel beständig haben kann, als man braucht. Man wolle mich nicht durch die Theurung desselben widerlegen. Die Ursache davon liegt, wie jeder auch oberflächliche Beobachter sehen kann, nicht im Mangel, sondern in der ungleichen Vertheilung desselben, in Speculation, Furcht, bösem Willen und hundert andern Bewegungsgründen, das Geld zu accapariren und einzuschließen. Zweitens halt' ich's mit meinem Glauben, weil sich viele irländische und engelländische Katholiken im Lande ankaufen, viele des preußischen Jochs überdrüssige Holländer, Brabanter, die entweder der theokratische Dummkopf Van der Noot excommunicirte und die Frankreich liebgewonnen haben oder denen vor dem Gesetzbuche der Panduren graut, endlich Lütticher, welche die Decrete der gothischen Blutrichter von Wetzlar und die Verrätherei vorgeblicher Protectoren exiliren. Solchergestalt muß noth-

wendigerweise ein beträchtlicher Geldzufluß entstehen. Also nur die Individuen leiden, denen die landesflüchtigen Patrimonien der französischen Aristokrate gehören. Wucherer nicht so sehr, weil dieses Geschlecht alle zum Gedeihen erforderliche Providenz besitzt; weit übler sind diejenigen daran, so ihre Arbeit vorgeschossen haben."

„Die ehemals am meisten besuchten Theater sind es jetzt weniger, und allerdings trägt die Abwesenheit einiger tausend reicher und müßiger Leute dazu bei, allein man würde sie irrig für den einzigen Grund dieses und des verminderten Modehandels halten. Viele Beamten haben durch die neue Ordnung der Dinge und das Abschaffen der Mißbräuche ihren Etat verloren. Lebensart und Kleidung sind simpler und ökonomischer geworden. Männer und Frauen vergessen über politischen Discussionen das Schauspiel. Der Militärdienst nebst der Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten der Zeit beschäftigen eine Menge junger Leute. Lustige Brüder ziehen die Spielhäuser dem Theater vor. Unglücklicherweise sind unter dem Hute der allgemeinen Freiheit eine fürchterliche Menge der ersteren entstanden, ohne daß ihnen die Polizei bis jetzt hat ankommen können. Musik, Tanz, Frauenzimmer, Luxus in Speise und Trank, Alles, was die Sinnlichkeit berauscht, schleudert hier in einen verderblichen Wirbel, der den Wahnsinn und Selbstmord junger Leute zu nicht seltenen Ereignissen gemacht hat. Ich wäre im Stande, schreckliche Beispiele davon anzuführen. Die Theaterbesucher endlich verlieren sich in mehrere Schauspiele, weil die Revolution einige neue hervorgebracht hat, oder haben bei der gewaltigen Aenderung der Dinge und Begriffe Geschmack und Sinn für viele ehemals geschätzte Stücke verloren."

„Die Revolution hat der Bühne ein Peru geöffnet. Man kann denken, in was für lebhafte Vibrationen bei Erschütterung der ganzen Volksmasse die reizbarsten Theile derselben, die Dichter, sich gesetzt sehen müssen. Es wäre ein Wunder, wenn man mit dem unverhofften Reichthum, in dem Augenblicke der ersten Berauschung, nach den Regeln des Aristoteles zu wirthschaften wüßte, die schon seit mehreren Jahren ebensogut wie in Deutschland verachtet werden. Vollkommen gute Stücke lassen sich also erst nach dem Verrauchen des jugendlichen Ungestüms erwarten. Man hat Jean Calas auf zwei Theatern gegeben, und eine dritte Behandlung des nämlichen Sujets wird erwartet. Der Verfasser des einen schien mir Weiße benutzt zu haben. „La liberté conquise", ein simples historisches Gemälde der Revolution ohne Schmuck und Kunst, ist mit Beifall gespielt worden, weil man sich selbst darin wiederfindet. Die Damen und Starken der Halle haben gratis eine Vorstellung bekommen. Herr Arné, der sich bei Bekämpfung des Ungeheuers Bastille besonders auszeichnete, wurde bemerkt und auf die Bühne gefordert. In Ermangelung eines Lorbeerkranzes setzte ihm Mademoiselle Sainval die Mütze eines Handlangers auf, der sie in der Geschwindigkeit die Form einer phrygischen Krone zu geben gewußt hatte. Das Verdienst dieses

glücklichen Einfalls konnte nicht unbemerkt, unbejauchzt und unbeklatscht bleiben, und da die Damen der Halle ebenfalls ihre Gegenwart durch eine gefällige Handlung verschönern wollten, so ließen sie die beiden uneinigen Parteien, die seit achtzehn Monaten das Publicum geärgert und manches Vergnügens beraubt hatten, vorkommen, luden die Herren Talma und Naudet ein, sich zu umarmen, und stellten so Friede und Eintracht wieder her."

Diese Schilderung einiger der Außenseiten der französischen Revolution ist neben ihrer Lebendigkeit durch die Unzahl der in ihr enthaltenen Widersprüche merkwürdig, zu denen ein Vertheidiger dieser Bewegung nothwendig geführt wird. Er sieht bei den Franzosen der Revolution die Energie des Mannes, und er beschreibt dann den Leichtsinn in den Spielhäusern und in den Theatern, er behauptet, das Leben der Franzosen sei simpler und ökonomischer geworden, und spricht gleich darauf von der um sich greifenden Lüderlichkeit der Jugend, die es bis zum Wahnsinn und Selbstmord brächte: er rühmt Frankreich, weil es eine Zufluchtsstätte unterdrückter Parteien des Auslandes wäre, und doch findet sich auf jeder Seite seiner Briefe die gehässigste Verfolgung der monarchischen Partei Frankreichs und der ihren Gelübden treu bleibenden Geistlichkeit. Alle Auslassungen über die Parteiverhältnisse athmen eine Gereiztheit, welche den nahen Ausbruch der wildesten Selbsthülfe voraussehen läßt. Die Briefe fallen gerade in die Zeit, wo der Geistlichkeit der neue Eid zugemuthet wurde, dreißig Bischöfe protestiren gegen die neue Eintheilung ihrer Diöcesen; im Süden, aber auch in den Gegenden, wo noch die flamländische Mundart gesprochen wird, erheben die Prediger auf der Kanzel ihre Stimme gegen die Nationalversammlung und ihr radicales Treiben, und die „Constitutionsfreunde", revolutionäre Gesellschaften, welche sich in jedem Flecken befinden, beeilen sich dann, solche Predigten nach Paris einzusenden, wo sie zur Vermehrung der Aufregung gut genug benutzt werden. Oelsner giebt in seiner übertreibenden Weise folgenden Auszug aus solch einer Predigt: „Die Nationalversammlung, diese atheistische Gosse, dieser unreine Misthaufe, dieser pestilenzialische Pfuhl, arbeitet ohne Unterlaß die Religion zu vernichten. Wenn ihr die Erklärung der Menschenrechte annehmt, so werden sie Euch zur Anbetung falscher Götter verleiten, wie die so die Heiden anbeteten" u. s. w.

Die katholische Geistlichkeit war allerdings an den Abgrund gedrängt; die Hierarchie wankte in ihren Grundfesten. Ihre rechtliche und materielle Macht war in Frage gestellt, und in letzterer Beziehung schreibt Oelsner (Ende 1790): „Trotz allem diesen verkaufen sich die Kirchengüter sehr gut. Für die Stadt Lyon hat die erste Auction einen allgemeinen Festtag gegeben, die Käufer sind im Triumphe nach Hause geführt, traktirt, es ist getanzt worden. Zu Vaugirard - les - Pres hat man aus achtzig Grundstücken, die 131,922 Livr. eintragen und auf

1,841,263 Livr. geschätzt waren, 3,183,250 Livr. gelöst. Eine Nachricht aus Orleans sagt: die geistlichen Güter werden hier unglaublich hochgetrieben, sie doppeln den Estimationspreis. Ein Haus geschätzt 30,000 ist für 67,000; eins zu 7300 für 14,500 u. s. w. verkauft worden. Ein Reisender hatte vor 14 Tagen 40,000 Livr. in Assignaten, ohne Geld finden zu können, heute hat er 36,000 Livres und kann keine Assignate finden.

Kraft der „neuen bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit" sollten Pfarrer und Bischöfe vom Volke gewählt werden, das Einkommen der Bischöfe war bedeutend geschmälert, das der niedern Geistlichkeit mehrfach verbessert; „die Erhaltung des Gottesdienstes kostet der Nation baare 170 Millionen." Die königliche Sanction dieser „bürgerlichen Verfassung" wurde dem König abgepreßt. Hundert und zwanzig Geistliche, Mitglieder der Nationalversammlung, legten sogleich den Eid darauf ab, darunter auch die Bischöfe von Autun (Talleyrand) und von Lydda. Die übrigen weigerten sich, voran der Bischof von Clermont. Oelsner selbst gesteht von ihm: „Er ist ein Mann, der Halsstarrigkeit genug besäße, die Märtyrerkrone zu suchen, wenn man Lust hätte, einen solchen Trumpf der alten Fabel zu geben."

Am nächsten Sonntag wagten einige Pfarrer gegen die revolutionaire Gesetzgebung zu predigen. Man schleppte sie von der Kanzel, man zerriß ihnen den Ornat. In andern Fällen derselben Art zeigte sich statt der Wuth die kalte, glatte Leichtfertigkeit des Franzosen. So erzählt einer der vorliegenden Briefe: „Der Pfarrer von Rouelle bestieg die Kanzel und äußerte gleich beim Eingange der Predigt, daß er nicht willens sei, den Eid abzulegen. Seine Pfarrkinder hatten nicht Lust, ihn zu unterbrechen: aber ein Haufe verließ die Kirche, und während der Diener des Herrn perorirte, wurde die Pfarrwohnung säuberlich ausgeräumt. Man hütete sich vorm Zerbrechen und Beschädigen. In Zeit von anderthalb Stunden war das sämmtliche Hausgeräth auf Wagen gepackt. Nach beendigter Predigt legte der Pfarrherr Chorhemd und Stole beiseite und ging nach Hause. Mächtiges Erstaunen! Was ist das? Warum? Zur Antwort wurde der Text des Decrets citirt (nach welchem ein Pfarrer, der nicht schwören wollte, ohne Weiteres abgesetzt war und seine Pfarre zu räumen hatte), man fragte, wohin er die Meubeln wolle geführt wissen. Er mußte sich endlich entschließen, und die Sachen wurden nach Courbevoie in das Haus eines seiner Freunde gebracht. Uebrigens ist alles mit vieler Höflichkeit und artigem Wesen vorgegangen; jedes Kirchkind, Hut und Mütze in der Hand, sagte: Leben Sie wohl, Herr Pfarrer! Herr Pfarrer, leben Sie wohl!"

Mit demselben Haß, wie die Geistlichkeit, wird der Adel verfolgt. Oelsner schreibt: „Die Aristokraten haben sich in einigen Grenzdepartements den Spaß gemacht, bei Wahl der Friedensrichter ihre Stimmen dem General Bender und dem Kaiser Leopold zu geben. Die Patrioten

aber wissen sich auf ebenso launige Art zu rächen. Zu Versailles hat ein lustiger Kopf, die Titel lächerlich zu machen, den Einfall bekommen, sie unter seine Bediente nach den Eigenschaften ihrer Verrichtungen zu vertheilen. Seinen Reitknecht hat er zum Chevalier gemacht, weil Ritter vom Reiten herkommt. Sein Kutscher ist Duc geworden, weil dieses Wort Führer bedeutet. Die Lakaien haben den Grafentitel erhalten, weil die ersten Comtes Leute waren, die die Großen begleiteten. Endlich da der Name Marquis für diejenigen erfunden worden, welche die Grenzen, die Marchen des Reichs, bewachten, so hat er ihn seinem Thorsteher gegeben, der den Eingang und die Treppe seines Hauses hütet.

Zu Pomerol ließ sich ein Bauer von einem gewesenen gnädigen Herrn, mit dem er einen Rechtshandel hatte, duzen, während er ihn Ihr Gnaden hinten und vorn titulirte. Seine Mitbürger fanden sich durch diese Erniedrigung beleidigt, sie verklagten den Bauer bei der Gemeinde, welche ihn zu viertägigem Adel verurtheilte mit dem Andeuten, daß ihn jeder die Zeit der Strafe über Herzog, Graf, Marquis, Baron u. s. w. schimpfen solle.

Man glaubt nicht, wie weit der Abscheu gegen alles geht, was an das Feudalsystem und die alte Sklaverei erinnert. Die Stadt Grimaud im Departement du Var hat zufolge des Decrets vom 19. Juni 1790, das allem und jedem seinen patronischen Namen tragen befiehlt, ihren alten ursprünglichen, der Athemple heißt, wieder hervorgesucht, und den Namen Grimaud abgelegt, den ihr vor Zeiten ein Baron aufgedrungen hatte.

Die Stadt Tours sowie einige andere, hat allen öffentlichen Plätzen, Häusern und Straßen, die von Feodalität inficirte Benennungen trugen, der neuen Constitution angemessene gegeben."

Und an einer andern Stelle: „Der Club monarchique setzt seine heimtückischen Attaquen wieder fort. Die Avignonois haben Cavaillon erobert, eins der sonderbarsten Ereignisse dieser Revolution. Carpentres, Lille, Entraigues und andere Ortschaften des Comtat Venaissin haben die päbstlich gesinnten Assembleen vertrieben und nach dem Beispiel Avignons die französische Constitution angenommen. — Ein Tag hat viel verändert. Dem Cardinal Rohan ist es gelungen, Elsaß in Aufruhr zu setzen, die ehrlichen Deutschen haben Lust, sich für ihre Pfaffen und gnädigen Herren todtzuschlagen. Herr Dietrik, Maire von Straßburg, ein vortrefflicher Patriot, soll vertrieben worden sein. Stündlich kommen beunruhigende Nachrichten an. Das Corps electoral im Elsaß, schon seit lange zweideutig, hat sich für den Cardinal erklärt und weigert sich einen neuen Bischof zu wählen.

Diese monarchischen Vereinigungen, die sich Ende 1790 und Anfang 1791 über ganz Frankreich ausdehnten und auch unter dem Titel der „Freunde des Friedens" bekannt waren, versammelten sich, da sie die Gefahr nur zu deutlich erkannten, bewaffnet und suchten mit den

Revolutionärs, welche an die Gewinnung des niederen Volkes Alles setzten, zu wetteifern. Leider aber fehlte es ihnen an Männern, deren Kopf weit genug war, um zu begreifen, daß die Masse in solchen Zeiten nicht blos durch kleine Begünstigungen, sondern durch große Aussichten und gesellschaftliche Reformanlagen von Umfang gewonnen werden kann, Reformen, die weit genug sind, um neben ihrer positiven, dem gemeinen Manne wohlthuenden Seite auch eine andere zu haben, in der Züchtigung und Strafe gegen andere Theile des Volkes, die den revolutionären Zustand gefördert haben, in diesem Falle gegen die übermüthigen und feigen Bourgeois, enthalten ist. Oelsner in seinem niedrigen Hasse gegen seine politischen Gegner schreibt von diesen „Monarchisten" Folgendes: „Der Club des Etrangers in Paris, nachdem er Alles, was sich in Spielhäusern herumtreibt, angezogen hatte, gebahr die société des amis de la constitution monarchique. Der erste Schritt dieses Christkindes unter den Menschensöhnen bestand in Austheilungen von Anweisungen, kraft welcher die Träger derselben ein Pfund Brod um einen Sous bekommen sollten. Der Armuth selbst kam dies verdächtig vor, sie zeigte es der Municipalität an, welche nicht säumte, den Club, von dem die Spendungen ausgingen, zu interdiciren. Da sie unglücklicherweise in den Formen gefehlt hat, so versammelt er sich aufs neue, ohne daß er daran gehindert werden kann. Die Municipalität hätte Herrn Clermont-Tonnere, der die Anweisungen unterzeichnet hatte, einen Criminalprozeß machen gekonnt. In Rom züchtigte der Tarpejische Fels dergleichen Vergehen. Es ist klar, daß mit 6 Millionen Livres 2 Millionen Armen einen Monat hindurch gefüttert und beim Zurückziehen der Wohlthat, wenn nicht früher, in eine allgemeine Insurrection gesetzt werden konnten. Was sich in Perpignan, Aix und Lyon begeben hat, legt nur zu deutlich die Absicht dieser Spendung an den Tag. Den 15., 16., 17. December fand man den König in außerordentlichem Kampfe mit sich selbst, er vergoß Thränen und schien zwischen zweierlei Entschließungen zu schwanken. Das Gerücht von einer Entführung verbreitete sich und zugleich liefen Nachrichten von Auftritten in Lyon und Aix ein. Kleinere Erschütterungen waren allenthalben früher schon verspürt worden. In Perpignan hatten die Freunde des Friedens auf die Anfrage: warum sie den Versammlungsort zu einem Arsenale machten? mit Flintenschüssen geantwortet, achtzig vom Volke verwundet und dennoch sich kein Leides zugefügt, sondern nur den Tempel ihrer Conspiration à la Castries behandelt gesehen. Die Einwohner von Aix haben mit mehr Strenge den Anfall der Freunde des Friedens erwiedert, es sind mehrere und auf eine grausame Art umgebracht worden. Zu Lyon hat man sich begnügt, acht oder zehn Häuptlinge der Conspiration zu arretiren und vierhundert Pferde Beute zu machen, so von den weiland Edelleuten aus Auvergne im Stiche gelassen worden sind, die jeder mit zwei Pferden nach Lyon gekommen waren, um eine Cavallerie zu for-

miren. Unter allen Gegenrevolutionsprojecten scheint keins besser angelegt gewesen zu sein als dieses. Es hätte gelingen müssen, wenn Aufklärung, Freiheitsliebe und Gemeingeist nicht eine unendlich größere Consistenz und Ausdehnung hätten, als Antipatrioten und Ausländer sich vorstellen können. Hätten die Arbeiter von Lyon, die man durch die täuschendsten Versprechungen irre zu führen suchte, einen Aufstand erregt, so wären die Prinzen mit einem Kerne von Unzufriedenen aus Turin aufgebrochen, Uebelgesinnte aller Art hätten sich angeschlossen, der Pabst eine Bannbulle ausgesandt und wir einen Religions- und Bürgerkrieg auflodern gesehen.

Der König hätte in Paris bleiben oder flüchten mögen, im ersten Falle wären die Manifeste beider Parteien, wie zu Karls I. Zeit, in seinem Namen ausgegangen, im andern wäre er seines Thrones entsetzt worden. Den braven Mann hat sein gutes Herz, möge er es immer zum Leitstern nehmen, vor einem und dem andern Unglücke bewahrt. Er ist von böser, arglistiger Gesellschaft umgeben, die keineswegs sein Wohl, sondern Rachebefriedigung wünscht; gleichviel, wer dabei zu Grunde geht. Was fehlt ihm? Er ist reich und geliebt, ja er läuft Gefahr angebetet zu werden, wenn er in den guten Grundsätzen fortwandelt. Als er noch Sklave seiner Minister war, that er, ohne es zu wissen oder zu wollen, viel Böses und konnte wenig Gutes thun. Unumschränkter Despot, hatte er die unglückselige Freiheit, Tyrann, wie Joseph, bald verächtlich und bald abscheulich zu sein. Er war eines bessern Looses werth, bestimmt, Unterthan der vernunftmäßigsten Gesetze und so der ehrwürdigste Fürst des Erdkreises zu werden. Man nenne mir den Monarchen, der mächtiger wäre, Gutes zu thun, und der auf seinem Throne sorgenloser sitzen könnte als er!"

Wenn das Lob der Könige aus solchem Munde und in solchem Tone erschallt, dann sind die Füße derjenigen, die sie „hinaustragen wollen", schon vor der Thür. Diese Worte wurden im Anfang des Jahres 1791 geschrieben, am 2. April desselben Jahres starb Mirabeau, der den Stier der Revolution noch bei den Hörnern aufzuhalten gewußt hatte, und während Edmund Burke's Buch (reflections on the revolution in France), das diese Briefe ein unförmliches und zum Theil abgeschmacktes Gedicht nennen, die traurigen Verwünschungen und Weissagungen eines wahren Freiheitsfreundes durch Europa verbreitet, erheben sich in Frankreich die Meuchelmörder,*) und die Aera der Guillotine beginnt.

*) Die volkswirthschaftlichen Zustände sind um diese Zeit natürlich unverbesserlich zerrüttet. Man lese folgende Mittheilung eines vom 23. Januar 1791 datirten Briefes: „Das Geld steigt trotz der kleinen Assignate, weil die Wechsler verfolgt werden, aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Schreier von den Wucherern apostirt, so daß die ganze Sache nichts als ein Kunstgriff ist, noch eine Weile ihr Handwerk in Flor zu erhalten. Vorgestern, den 20. um 5 Uhr Abends, ist ein junger Mann von 27 Jah-

Selbst der für die Revolution so begeisterte Oelsner vermag sich bald nicht mehr in dem Chaos zu orientiren und zu leugnen, daß es eben ein Chaos ist. Er muß zugeben, daß die National-Versammlung „eine Menge roher, ungehobelter, ihres Postens durchaus unwürdiger Menschen zählt"; „unstreitig" — schreibt er an einer andern Stelle — „ist die Nat.-Vers. mehr von der Furcht geleitet worden, in das alte System wieder hineinzugerathen, als von einem kühnen, unabhängigen Plan, und schon jetzt wird das Fehlerhafte der Justiz- und Administrationseinrichtung gefühlt"; von verschiedenen Seiten tauchen Doctrinen und daran angeschlossen, Verbesserungsanträge zur Verfassung auf, man träumt von einem französischen Oberhause, und alte Demokraten und Revolutionairs lassen sich bereits den Gedanken, in die alte Aristokratie mit aufgenommen zu werden, wohlgefallen. Endlich überraschen wir sogar den Schreiber dieser Briefe bei folgendem Stoßseufzer: „Indeß empfindet man täglich mehr das Bedürfniß des Regulators, in dessen Ermangelung die Legislaturen heute einem unverständigen oder bestochenen Rapporteure, wie in der Angelegenheit der Colonien, morgen einer Faction von Ehrgeizigen oder Ministern preisgegeben sind."

Die Lehrlinge hatten die Geister heraufbeschworen, aber sie konnten das Wort, sie wieder zu bannen, nicht finden; die prophezeite Sündfluth brach herein.

Die ostindischen Besitzungen der Niederländer in Vergleichung zu den englischen.

I.

Die niederländischen überseeischen Domänen (Colonien) bieten oberflächlich beschauet zwar keinen wesentlichen Unterschied mit den englischen dar. Die Art und Weise der Regierung scheint dieselbe zu sein; auch hier befinden sich keine europäischen Ansiedler, sondern nur Beamte und Militairs, die nach einer Reihe von Jahren mit Pension nach Europa zurückkehren, oder vielmehr zum größten Theil dem tropischen Klima unterliegen und ihr Vaterland nie wiedersehen. Auch sind die eingeborenen Fürsten Vasallen der Regierung und aller ihrer wirklichen Macht

---

ren auf den Stufen, die aus dem Palais royal in die Rue Vivienne führen, mit zwei Dolchstichen todt zu Boden gestreckt worden, ohne daß man im Gedränge die Thäter hat bemerken können. Wahrscheinlich sind es Wechsler gewesen, gegen deren Gewerbe er geredet hatte. Die Wechsler sind nicht im Geheimnisse ihrer Herren der Wucherer; ob dieser junge Mann ein Emissar oder ein Ueberzeugter gewesen sei, weiß man nicht."

beraubt; das Volk ist ebenso geknechtet und sclavisch gehorsam, wie in englisch Ostindien, die wenigen Europäer leben eben so schwelgerisch und sind eben so wenig beliebt wie dort. Der Fremde, der das ostindische Festland und die Inseln besucht, wird zwischen beiden Ländern keinen andern Unterschied wahrnehmen, als den, welchen die Sitten der Bewohner und die äußere Gestalt der Länder bieten, und doch besteht in politischer und administrativer Hinsicht eine sehr große Verschiedenheit.

Holland hat bis in die jüngste Zeit, indem es seine ostindischen Besitzungen gegen jeden fremden Verkehr, gegen jede unbefugte Neugierde absperrte, ganz nach chinesischem Muster gehandelt. Es hat weder Consuln noch Agenten anderer Staaten in seinen Besitzungen geduldet. Kein Ausländer, gleichviel ob Ackerbauer oder Handwerker, durfte sich in denselben niederlassen. Nur gegen Einzahlung einer Caution wurde an einige wenige Kaufleute der Aufenthalt in Batavia gestattet; doch nur in Batavia; in einigen anderen bedeutenden Küstenstädten Java's, wie Samarang, Surabaya ꝛc., wurde eine solche Erlaubniß nur selten gewährt, im Innern der Insel dagegen wohl niemals. Special-Karten über verschiedene Theile der ostindischen Inseln und Gewässer wurden nie der Oeffentlichkeit übergeben, und es kann bei dieser Politik daher auch nicht befremden, daß man ausländische Missionare lange Zeit auf Java nicht duldete (holländische wurden nicht ausgesandt), und daß bei diesem beharrlich durchgeführten Abschließungs-System auch von Schulen nicht die Rede sein konnte, ist leicht begreiflich.

Doch wie dem auch sein mag, so engherzig egoistisch und ungerecht alle diese Maßregeln auch scheinen oder wirklich sein mögen, so ist es doch gewiß, daß sie für den Zweck der bloßen Ausbeutung der Besitzungen, und einen andern Zweck hat Holland niemals verfolgt, sehr praktisch sind, und das beste Mittel darboten, um für Holland die Colonien eine Reihe Jahre länger zu erhalten, als es wohl sonst der Fall sein möchte; ja daß sie dieselben bereits vor dem Schicksal bewahrt haben, welches jetzt die englischen betroffen hat.

Und wenn man diese überseeischen Domänen eben nur allein von dem Gesichtspunkt der möglichst großen Ausbeutung betrachtet, so hat noch kein anderer Staat von allen denen, die sogenannte Colonien besitzen, die Resultate erzielt, die die niederländische Regierung zu erreichen wußte; kein anderer Staat hat das Geheimniß entdeckt, mit so wenig Ausgaben so ausgestreckte Besitzungen zu überwachen und zu verwalten. Ehe ich es versuche, die verschiedene Art der Verwaltung der niederländischen Besitzungen, gegenüber der englischen, anschaulich zu machen, möchte ich noch mit wenigen Worten den Zustand der ostindischen Inseln schildern, ehe sie unter niederländische Herrschaft kamen, und die Umgestaltung, die sie seitdem erfuhren.

Vor der Ankunft der Europäer in den ostindischen Gewässern hatten einige Inseln durch Gewalt der Waffen stets den Vorrang vor den

übrigen, doch bei alledem war der Handel auf allen Inseln frei. Zölle für aus- und eingehende Waaren waren nicht üblich; die Könige empfingen statt dessen einige freiwillige Geschenke von den fremden Kaufleuten.

Marco Polo, der alte venetianische Reisende, erzählt viel von der Blüthe, Macht und Stärke einiger dieser Inseln, namentlich Java's, und die Portugiesen fanden dies bei ihrer Ankunft im ostindischen Archipelagus bestätigt.

Auf Sumatra war gegen Ende des 17. Jahrhunderts der König von Atschin so mächtig, daß er Flotten von 500 Segeln und Heere von 50 bis 60,000 Mann ins Feld stellte. In den Molucken war Ternate der mächtigste Staat. Der König dieser Insel vermochte aus den ihm unterworfenen Ländern eine Armee von 120,000 Mann zusammen zu bringen. Java aber war unstreitig die mächtigste Insel. Man sieht hieraus, daß nicht die Europäer Handel und Verkehr in diesen Ländern gegründet haben, sondern daß derselbe vor ihrer Ankunft blühender war, und gerade die Portugiesen und Holländer waren es, die diesen blühenden Handel und alle Macht und Herrlichkeit des insularischen Indiens vernichteten. Doch soll hierbei nicht verschwiegen werden, daß in jener Zeit auch das Seeräuberwesen in seiner höchsten Blüthe stand, daß die Könige von Atschin und viele andere auch zugleich Seeräuberfürsten waren, die an den Küsten der benachbarten Inseln tausende von Sclaven raubten und auf dem Meere die Handelsfahrzeuge überwältigten.

Als die Holländer im Anfang des 17. Jahrhunderts sich im indischen Archipelagus festsetzten, kündigten sie sich den Eingeborenen als ihre Retter vom portugiesischen Joch an, als sie aber die Portugiesen verdrängt hatten, wurden sie bald härtere Herren als erstere. Die Handelsverhältnisse gestalteten sich von diesem Augenblick an gänzlich um. Die Holländer rissen auf allen Inseln den Alleinhandel an sich, und die mit holländischen Leibwachen umgebenen Könige wurden die Sclaven einer habsüchtigen Kaufmannsgesellschaft. So wie die Holländer den Fürsten das Recht des Alleinhandels abgedrungen hatten, so zwangen diese nun auch ihre Unterthanen, ihnen die Landesproducte zu willkürlich gestellten Preisen zu liefern, und rissen auf diese Weise ein ähnliches Monopol an sich. Wie die Holländer die Preise der Landeserzeugnisse herabsetzten, so setzten auch die Fürsten die Preise herab, und zwangen zugleich ihre Unterthanen, die durch die Holländer ihnen gelieferten Waaren gegen die höchsten Preise anzunehmen. Die Fürsten wurden auf diese Weise die ersten Kaufleute ihrer Reiche. Seitdem schmachten die Bewohner des indischen Archipelagus unter vierfacher Knechtschaft, unter dem Joch des Alleinhandels, der Territorial-Abgaben, Grund-, Markt- und anderer Steuern, der Frohndienste, die sie sowohl als Lastträger, als an Wegen, Bauten und Plantagen zu leisten haben, und endlich unter dem Despotismus ihrer eigenen Fürsten.

Allgemeine Grundzüge der niederländischen Colonial-Politik.

Der Gesammtflächeninhalt der niederländischen Besitzungen beträgt 25,000 Q.-Meilen mit 14 Millionen Einwohner, hiervon kommen jedoch 2444 Q.-Meilen mit 10 Millionen Einwohner auf Java allein. Diese Insel ist also die Perle der niederländischen Domänen; die übrigen ausgedehnten aber sparsam bevölkerten Landstriche bringen wenig, theilweise gar nichts ein, und decken kaum die Kosten der Bewachung und Verwaltung. Wir wollen daher im Verfolg nur Java im Auge behalten, als die Musterdomäne, nach welcher allmälig die übrigen Besitzungen auf Sumatra, Celebes, Borneo 2c. herangebildet werden sollen. Java allein ist den Niederländern sklavisch unterworfen, auf den übrigen Inseln ist ihre Macht bei weitem nicht so befestigt. So verschieden die Volksstämme und die verschiedenen Culturstufen sind, auf welchen sie stehen, bedingt durch frühere Regierungsform, langjährige oder neuere Besitznahme, so verschieden ist auch das Maß von Einfluß und Gewalt, das die Regierung ausübt, und somit auch die Verwaltungsmaßregeln, die sie in Anwendung bringt. In einigen Ländern, wie auf Borneo, Celebes und einigen der östlich gelegenen Inseln, fand eine wirkliche Eroberung niemals statt, und die niederländische Regierung steht hier nur in Handelsbeziehungen mit den Volksstämmen, obschon mit nomineller Oberhoheit. Mit den Fürsten einiger dieser Länder wurden nur Contracte geschlossen und bedingungsweise den Niederländern die Niederlassung bewilligt, oder auch gegen Zahlung von Subsidien wirkliche Länderstrecken freiwillig abgetreten, doch ist in vielen dieser Länder bis dato weder von Abgaben, noch Plantagen, noch Frohndiensten der Bevölkerung die Rede, wie dies auf Java stattfindet. Selbst auf Sumatra, dem in Folge von Empörungen mehrmals eroberten Lande, hat das Besteuerungs- und Frohnsystem in dem Zeitraum von 40 Jahren noch nicht eingeführt werden können.

Im Jahre 1850 wurden hier noch keinerlei Abgaben erhoben, und wahrscheinlich jetzt auch nicht. Die zu leistenden Kuli oder Frohndienste wurden mit 60 Cent (10 Sgr.) pro Tag und Kopf bezahlt, während man auf Java dem Kuli, dem zum Frohndienst Verpflichteten — Dienst und Diener tragen bezeichnend genug denselben Namen und die Person gilt nur als Sache — nur 15 Cent (2½ Sgr.) gewährt. Dagegen hat die Regierung seit etwa 20 Jahren daselbst einen Anfang mit Plantagenanlegung gemacht; allerdings auch nur in verhältnißmäßig kleinem Maßstabe und unter für die Bevölkerung weit günstigeren Bedingungen, als auf Java. Doch gelang dieser überaus wichtige Schritt nur dadurch, daß man die durchgehends armen Häuptlinge ins Interesse zog. Diese mußten Plantagen auf eigene Rechnung anlegen. Die erforderlichen Arbeitskräfte mußten auf Befehl der Regierung die Dorfbewohner geben; der Gewinn blieb den Häuptlingen, die also ebenso, wie die zu Kaufleuten degradirten Fürsten, in das Interesse der Regierung

verflochten wurden. Auf diese Weise konnte der Groll der Bevölkerung über diese Maßregel sich nur in geringem Grade gegen die niederländische Regierung wenden; denn die Häuptlinge schienen ja nur allein Vortheil zu ziehen. Es ist überhaupt eine der feinsten Regierungskünste Hollands, daß es in seinen überseeischen Besitzungen beinahe allein durch den Einfluß der eingeborenen Häuptlinge regiert; offenbare Gewalt wird nur in Kriegszeiten angewendet. Der eigennützige habsüchtige Charakter der malayischen Häuptlinge beweist sich als ein äußerst fügsames und geschicktes Mittel, um die Pläne der Regierung auszuführen, und man kann wohl behaupten, daß diese Regierungsform der viel bewunderten holländischen Colonial-Politik hauptsächlich als Fundament dient. Die niederländischen Beamten sind nur die Organe der Regierung, die eingeborenen Häuptlinge und Fürsten dagegen, durch eigenes Interesse sicher gebunden, sind die eigentlichen Triebräder der Maschine. In demselben Maße ist daher auch die holländische Macht in den Ländern am festesten gegründet, wo sie ein despotisches Regiment bereits vorfand, wie auf Java, während auf Sumatra, Borneo und Celebes und den meisten übrigen sundischen Inseln die Fürsten und Häuptlinge eine solche Gewalt niemals ausübten, sondern mehr oder weniger in patriachalischer Weise regierten, und die meisten Staaten, Landschaften, ja einzelne Dörfer der letztgenannten Länder Oligarchien bildeten. Daher ist, wie bereits gesagt, Java die eigentliche Musterdomäne für alle übrigen Besitzungen im Archipelagus geworden, und die holländische Regierung strebt darnach, auch diese letzteren allmälig nach javanischem Muster zu reformiren. Hierzu ist aber eben vor allen Dingen erforderlich, daß die Macht der Fürsten und Häuptlinge über die Bevölkerung zunimmt, denn mit ihrer Macht wächst auch Macht und Einfluß der niederländischen Regierung. Es versteht sich, daß hier nicht die einzelnen Personen und Menschen gemeint sind, sondern vielmehr allein die Fürsten und Häuptlinge, als solche, und als Triebräder der Maschine, die jeden Augenblick, wenn sie sich unfähig erweisen, durch andere ersetzt werden können. In diesem Sinne hat die niederländische Regierung bereits sehr viel bewirkt, sie hat einflußreiche Häuptlingsstellen geschaffen, und ihr Einfluß und ihre Macht wächst in demselben Verhältniß, langsam aber sicher. Dieses System ist das Fundament der niederländischen Macht in Ostindien, welche auf Java ihre volle Größe erreicht hat und auf den benachbarten Inseln allmälig sich aufbauet. Ein anderer Umstand bildet eine nicht minder feste Grundlage zur Erhaltung dieses Baues, es ist dies die Feindschaft der verschiedenen malayischen Völkerschaften untereinander. Bekanntlich besteht unter allen stammverwandten Völkern stets eine größere oder geringere Nationalfeindschaft. Wie in Europa die Romanen die Italiener, die Portugiesen die Spanier, die Engländer die Schotten, die Polen die Russen ꝛc. hassen, so die Malaien von Sumatra die Javanesen, diese die Bugis (Bewohner von Celebes), diese die Bewohner

der Molucken wieder jene und umgekehrt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß unter den hundert zur malayischen Race gehörenden Volksstämmen *), über welche Holland herrscht, sich auch ein hundertfacher grimmiger gegenseitiger Haß kund giebt. Dieser überaus wichtige Umstand, der zwar in englisch Ostindien auch stattfindet, nur nicht in dieser merkwürdig vielfachen Weise, schneidet die Möglichkeit einer allgemeinen Empörung ab, während auch zugleich die durch große Meeresstrecken getrennten Inseln eine solche erschweren würden, und erspart der niederländischen Regierung die Erhaltung einer großen Truppenmasse, welche sie sonst der Bewachung wegen halten müßte. Die Regierung kann überzeugt sein, gegen jede Empörung, auf welcher Insel diese auch stattfinden möchte, bald eine überwiegende Anzahl Hülfstruppen in den benachbarten Völkerschaften zu haben.

Wir wollen nun in der Kürze den vollendeten Bau, die Muster-Domäne Java, betrachten. Diese Insel zerfällt in die unmittelbaren Besitzungen der Niederländer und in die Staaten der einheimischen Fürsten, die aber auch unter niederländischer Oberhoheit, und seit 1825 unter der Aufsicht niederländischer Beamten stehen.

Die niederländischen und javanesischen Beamten.

Die unmittelbaren Besitzungen sind in 17 Regierungsbezirke oder Residentien getheilt. Der Rang eines Residenten ist ziemlich gleichbedeutend mit dem eines Oberpräsidenten einer Provinz in Preußen. Unter ihm stehen Assistent-Residenten, unter diesen Controleure, unter diesen „Civilgezachhebbers“, unter diesen wieder kleinere Aufseher der Plantagen, die Posthalter und endlich die sämmtlichen Dorfhäuptlinge. Zur Seite der europäischen Beamten stehen die javanesischen höheren und niederen Beamten. Die höheren, gewöhnlich fürstlicher Abstammung, führen den Titel Regent und stehen unmittelbar unter dem Residenten. Unter diesen Regenten stehen javanesische Bezirkshäuptlinge (Wedono's), unter den Bezirkshäuptlingen die oberen und niederen Dorfhäuptlinge. Es sind also hier zwei Linien von Beamten, europäische und javanesische, die beide bis auf die javanesischen Dorfhäuptlinge abwärts reichen. Die europäischen Beamten sind gleichsam nur die Organe, durch welche die Befehle mitgetheilt werden, und die zugleich hauptsächlich die javanesischen Beamten mittelbar beaufsichtigen, während die wirkliche Ausführung der Befehle durch die Regenten, die Wedono's und endlich die oberen und niederen Dorfhäuptlinge geschieht. Der javanesische Regent steht unter dem Residenten, der Bezirkshäuptling oder Wedono unter dem Controleur ꝛc.

Es ist im Vorhergehenden gesagt, daß das javanesische Volk unter

*) Auf Sumatra und den dazu gehörenden kleinen Inseln kommen allein 9 bis 10 verschiedene Sprachen redende malayische Stämme vor; auf Borneo mehr als 30.

vierfacher Knechtschaft stehe, namentlich auch unter der Despotie seiner eigenen Fürsten. Hierunter sind nun namentlich diese eben genannten javanesischen Beamten zu verstehen, die, meist dem Landesadel angehörend, habsüchtig und intrigant sind und den gemeinen Mann da, wo es unbemerkt geschehen kann, unbarmherzig schinden. Die niederländischen Beamten halten zwar strenge auf Recht, sie können aber nicht Alles bemerken, und der gemeine Javanese wagt es fast niemals, sich zu beklagen, um sich nicht der unfehlbar nachfolgenden Rache der verklagten Häuptlinge auszusetzen. Ich will ein Beispiel von der Habsucht und Schinderei der javanesischen Beamten einerseits und der Geduld und Furcht des Volkes andererseits hier beifügen.

Im Jahre 1846 wurden in Surabaya große Bauten durch die niederländische Regierung ausgeführt, wozu täglich 1500 Kulis (Arbeiter) verwendet wurden. Jeder dieser Arbeiter sollte täglich 15 Cent ($2\frac{1}{2}$ Sgr.) als Tagelohn erhalten, und der javanesische Regent empfing auch den Gesammtbetrag der Summe wöchentlich zur Auszahlung. Die Bauten hatten bereits lange Zeit gedauert, als der Resident erfuhr, daß der Regent das Geld in den Sack stecke und bisher keinen Pfennig an die Kulis ausgezahlt habe. Ein Kläger war nicht vorhanden, denn die javanesischen Bauern hätten es nicht gewagt, sich zu beklagen. Um die Schurkerei aber aufzudecken, ließ der Resident sämmtliche Kulis versammeln, und sie wurden gefragt, ob Jeder das gesetzmäßige Tagelohn von 15 Cent empfangen habe. Die einstimmige Antwort der durch die javanesischen Häuptlinge inzwischen bearbeiteten Kulis war aber: Ja! und doch hatte kein einziger etwas erhalten. Aus diesem Beispiel kann man die Furcht des gemeinen Mannes in Java vor den zu holländischen Beamten umgeschaffenen angestammten Fürsten ziemlich deutlich sehen. Der gemeine Javanese ist seinem Oberen unbedingt gehorsam; ohne Murren, ohne die Idee, daß es möglich wäre, daß er etwas Anderes als ein Lastthier sein könne, verrichtet er die ihm befohlenen Dienste, und kauert auf den Grund nieder, wenn er mit einem europäischen Beamten oder mit einem seiner Häuptlinge spricht; nach javanesischer Sitte die demüthigste Stellung, welche er einnehmen kann. Der Javanese ist sanftmüthiger als der Malaie, sehr geduldig, mäßig, und hat viel Liebe für seine Angehörigen.

Unter Oberaufsicht der niederländischen Beamten wird also das Land durch die eingebornen Häuptlinge regiert. Wöchentlich vereinigen sich in den verschiedenen Districten die Dorfhäuptlinge, mit dem javanesischen Districtshäuptling an der Spitze, zu einer allgemeinen Berathung unter Vorsitz des dem Bezirke vorstehenden niederländischen Beamten. Die geleisteten Arbeiten in den Plantagen, an Wegen oder öffentlichen Bauten werden besprochen, neue befohlen, Händel und Streitigkeiten geschlichtet, kleinere Vergehungen durch den niederländischen

Beamten selbst bestraft (größere Verbrechen kommen vor eine Art Geschwornengericht).

Die niederländischen Beamten haben eine ihrem Range entsprechende Anzahl in Blau und Gelb gekleideter und mit einem Säbel bewaffneter Polizeidiener zu ihrer Verfügung, welche auch zum größten Theil beritten sind, und die sowohl zur Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung dienen, als auch Befehle an diesen oder jenen Häuptling, oder auch schriftliche Berichte, die Eile haben, an die Residenten überbringen.

Zur Ausbildung von europäischen Beamten für Indien besteht in Holland eine Schule, in der namentlich die durchaus nöthigen Sprachen, Javanisch und Malaiisch, gelehrt werden. Diese Einrichtung ist vortrefflich, doch trifft die niederländische Regierung in der Anstellung von Civilbeamten nicht die Auswahl, die unbedingt erforderlich wäre, von der in vielen Fällen Krieg und Frieden abhängt, in allen Fällen aber die größere oder mindere Zuneigung der Bevölkerung für die Regierung. Ist der Repräsentant derselben gehaßt, was nur leider zu oft vorkommt, so geht die Bevölkerung sehr bald dazu über, die Regierung auch zu hassen, ist der Beamte hingegen beliebt und populär, so geht diese Zuneigung auch auf die Regierung über, und es ist ganz gewiß, daß die Wahl der Beamten von so ungeheurer Wichtigkeit für den Einfluß der Regierung ist, daß man sich wundern muß, wenn man heutzutage noch die Anstellung von indischen Civilbeamten fabrikmäßig betreiben sieht. Unter den vielen Candidaten, welche die Prüfung bestanden haben und nun in den indischen Dienst treten, trifft man nicht die Auswahl, die durchaus nöthig wäre, das heißt, man nimmt fast nur ausschließlich auf die erlangten Kenntnisse Rücksicht und berücksichtigt den persönlichen Charakter wenig oder gar nicht, während gerade die persönlichen Eigenschaften bei den indischen Beamten die überwiegenden sind, durch die sie entweder sich verhaßt oder beliebt machen. Die erlangten Schulkenntnisse sind eine hübsche Beigabe, die aber im Grunde gerade in Indien weniger in Betracht kommen.

Vor etwa 10 Jahren stellte man auf Sumatra, da es an Civilbeamten fehlte, auch Unteroffiziere als Civilgezaghebber (Civilgesachhaber) an, und ich habe gesehen, daß diese letzteren, von denen einige zur Noth schreiben und lesen konnten, in Folge ihrer persönlichen Eigenschaften außerordentlichen Einfluß auf die Bevölkerung gewannen, während gelehrte Assistent-Residenten und Controlleure bitter gehaßt waren, dabei auch wohl verachtet wurden, wenn sie in ihrem moralischen Wandel sich starke Blößen gaben, ein Umstand, der in Indien häufig ist.

Man sollte daher, anstatt die Anstellung von Civilbeamten fabrikmäßig zu betreiben, erst die anzustellenden Candidaten sorgfältig prüfen, ob sie sich als Regierer des Volks eignen, und wenn dies zweifelhaft wäre, ihnen lieber in solchen Verwaltungszweigen Anstellungen ertheilen, wo sie mit dem Volk wenig oder gar nicht in Berührung kommen. Es

ist unbedingt nöthig, daß der als Volksregierer ausgesandte Beamte, nächst der erforderlichen Klugheit und Energie, einen menschenfreundlichen, milden Charakter hat und sein moralischer Lebenswandel keinen Anstoß giebt. Krieg und Frieden, Zuneigung oder Abneigung gegen die Regierung, mit einem Wort die Wohlfahrt der Bevölkerung und das Interesse der Regierung liegen in den Händen dieser Civilbeamten.

Ein anderer Uebelstand ist es, daß man die höheren Beamten, also Residenten, Assistent-Residenten und Controlleure, selten lange auf einem Platz läßt, sondern sie sehr oft, wenn sie eben erst dahin gelangt sind, Einsicht in die Verhältnisse des Landes, der Provinz zu bekommen, den Charakter der Häuptlinge und des Volks kennen gelernt haben, wozu oft ein Zeitraum von einem Jahr erforderlich ist, auf andere Posten versetzt, wo sie ihr Studium von Neuem beginnen müssen. Dieses unglückliche System mag zur Einübung von jungen Beamten, die noch eine untergeordnete Stellung bekleiden, recht praktisch sein, während es bei Residenten und anderen höheren Beamten nur höchst schädlich wirken kann. Es würde ebenso nachtheilig sein, den Gouverneur-General von Indien jährlich durch einen andern zu ersetzen.

Verbrecher und Polizei.

Es war im Vorhergehenden von Geschwornengerichten die Rede. Diese nach europäischem Muster eingeführten Gerichte sind eine für Indien vortreffliche Einrichtung, durch welche den leicht bestechlichen eingebornen Häuptlingen ziemlich die Macht benommen wird, ungerechte Urtheile zu fällen. Die größeren Verbrecher werden zwar im Allgemeinen nach dem zur Grundlage dienenden holländischen Straf-Codex, im engeren Sinne jedoch nach der bestehenden Hadat*) des Landes bestraft, nur sind die früher gebräuchlichen barbarischen Strafen davon ausgeschlossen. Die Verbrecher werden auf Java entweder mit dem Tode (Hängen) bestraft, oder als Strafarbeiter nach anderen Inseln deportirt. Ein jahrelanges, nutzloses und kostspieliges Einsperren findet nicht Statt. Die zu mehrjähriger bis lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten Verbrecher erhalten einen fingerdicken eisernen Ring um den Hals geschmiedet und werden den Tag über zu öffentlichen Arbeiten verwendet und nur des Nachts eingeschlossen. Es geschieht nicht häufig, daß sie die Flucht ergreifen, werden aber, wenn dies stattfindet, meist wieder gefangen, da die polizeilichen Einrichtungen auf Java sehr gut sind, so daß, nächtliche Diebstähle und Raubanfälle abgerechnet, eine allgemeine Sicherheit auf der Insel herrscht.

Kunststraßen und Kulis.

Die durch die Regierung angelegten vortrefflichen Kunststraßen tragen hierzu wesentlich bei. Die Hauptstraße reicht vom westlichen Ende

*) Hadat = Gesetz, Sitte, Gebrauch.

bis zum östlichen der Insel und führt mitten über den gebirgigen Theil des Landes. Zahlreiche Seitenstraßen vereinigen sich mit ihr. Einige derselben führen nach den Staaten der eingeborenen Fürsten, und andere verbinden die entlegensten Theile der Provinzen mit den Seehäfen der Nordküste. Ueberall giebt es Postrelais. Zweimal in der Woche geht von Batavia die Post ab, und mit derselben werden Briefe nach Banyuwangi, am östlichen Ende der Insel, in sieben Tagen befördert, während wichtige Depeschen nach Sumatra, bis zur Nordostspitze der Insel, nach Anjir gehen, und von hier aus über die 7½ Meilen breite Sunda-Straße mit einem leichten javanesischen Fahrzeug übergebracht und durch Eilboten längs der Westküste von Sumatra zu Lande weiter bis Padang befördert werden.

Auf diesen schönen Straßen erblickt man täglich lange Züge von bisweilen mehr als hundert zweirädrigen, mit Büffeln bespannten Karren, die Kaffee, Zucker oder andere Produkte aus dem Innern nach den Haupt-Regierungsmagazinen transportiren; auch Tausende von Kulis sind in den verschiedenen Theilen der Insel täglich unterwegs. Diese armen Leute tragen für 15 Cent (2½ Sgr.) eine Last von ½ Centner 2 bis 2½ Meilen weit auf ihren Schultern. Theils sind es Militaireffecten, die nach den verschiedenen Garnisonen versendet werden, theils Kaufmannsgüter, namentlich Genever, Wein, englisches Bier, Butter, Schinken rc., denn hiervon wird in Indien eine unglaublich große Quantität consumirt, theils tragen sie das Gepäck reisender Offiziere oder Civilbeamten, oder auch von Soldaten, die irgend ein Commando abzumachen haben. Wenn man bedenkt, wie viele Regierungseffecten täglich nach den verschiedensten Gegenden der Insel versendet werden, wie viele hundert Kisten mit Eß- und andern Waaren aus den Hauptstädten in's Innere verschickt werden, wie viele Soldaten auf Transport oder Commando sich befinden, wie viele Offiziere und Civilbeamte reisen oder versetzt werden, so wird man nicht weit fehlen, wenn man annimmt, daß täglich einige tausend Lastträger unterwegs sind. Die Subaltern-Offiziere beanspruchen während eines Commando's oder einer Reise 10 Kulis, im Fall von Versetzung aber nach einer anderen Garnison 18 Kulis; die höheren Offiziere erhalten eine weit größere Anzahl. Dasselbe Verhältniß findet unter den Civilbeamten statt. Der einzelne Soldat oder Unteroffizier erhält zur Fortschaffung seines Gepäcks (Tornister) einen Lastträger, in Kriegszeiten erhalten je drei Mann einen Kuli; die Soldaten tragen nur Gewehr und Lederzeug. Alle 2 bis 3 Meilen befindet sich eine Station, wo die angekommenen Kulis durch andere aus den umliegenden Dörfern abgelöst werden. Dieser Dienst ist mit großer Regelmäßigkeit eingerichtet, und die javanesischen Dorfhäuptlinge würden bestraft werden, wenn die ablösenden Kulis nicht zur gehörigen Zeit da wären. Uebrigens befindet sich auf allen diesen Stationen eine aus Kulis bestehende zahlreiche Stationswache, die den Tag über zu Kuli-

diensten verwendet wird und des Nachts über die Sicherheit der Gebäude wacht.

Es sind übrigens nicht allein die höheren javanesischen Beamten, die das gemeine Volk, wo es unbemerkt geschehen kann, bestehlen und schinden, auch die kleinen Dorfhäuptlinge und Kuli-Mondur's (Kuliführer) pressen noch gewöhnlich diesen armen Lastträgern von ihrem geringen Lohne etwas ab.

Ein Reisebrief.

— Der Wartburgberg. — Die Burg. — Der Burghof. — Das Thorzimmer. — Das Landgrafenhaus. — Sein Ursprung. — Seine Säle und Gemälde. — Die Luthercapelle. — Das Lutherzimmer. —

Schon die Natur bezeichnete die Stelle, auf welcher die Wartburg heut steht, als einen Thronsitz, als einen beherrschenden Punkt des schönen Waldgebirges von Thüringen; nach dem Berge, von dessen Spitze die ehrwürdige Feste hervorragt, ziehen in weiter Flucht die mannigfachst geformten Thäler hin, und in malerischem Abfall umkränzen höhere und niedere Berge den imposanten Kegel der Landgrafenburg. Zwischen ihnen und von keiner andern Einsenkung durchbrochen, neigt sich in kühn geschwungener Linie, wie eine große Fürsten- und Heerstraße, ein weites Thal nach der Stadt Eisenach herab, und dem Wanderer, der an seiner Seite zur Burg hinaufsteigt, eröffnet sich in jedem Augenblick eine neue Durchsicht hinab zur Stadt und hinauf zum Schlosse. Als hätte die Kunst eines Lenné sie geschaffen, erstreckt sich diese köstliche Perspective durch die lange, in der Unregelmäßigkeit der rechten landschaftlichen Schönheit geordnete Gasse der Wipfel und Gebüsche dahin, und keine reichere Scene kann gedacht werden, als diese, wenn über den lebendigen Coulissen, die sich in wechselndsten Farben, vom dunkelsten Schwarzgrün der Edeltanne bis zum lichtesten Grün der Akazie, einschieben, als Soffiten ein hellblauer Himmel mit leichtschwebendem, weißem Gewölk herabhängt. Der Weg zur Wartburg ist mit dichtem grünen Gezweig überdacht, hier und da begegnen wir, langsam emporsteigend und hier und da Athem holend, einer niedlichen Besitzung, einem Garten, der auf einen oft ziemlich jähen Abhang gepflanzt ist und sich wohl in einigen Terrassen vor uns ausbreitet, darin ein Sommerhäuschen oder wenigstens eine Laube. Bald sind wir an den letzten steilen Aufsatz gelangt, der sich auf dem Gipfel des Kegels erhebt, und vor uns liegen frei, am baumlosen Abhang emporsteigend, die Mauern und die Gebäude der Burg. Ein gewundener Pfad, der zum Theil in den Fels hineingehauen

ist und von dessen hohen Wänden wieder frisches Grün herabblickt, führt uns bald an den alterthümlichen Thurm, dessen Thor in den Burghof führt. Der Platz vor dem Thurm weitet sich in einem freien Altan über den Abhang aus, und wir beneiden die Schildwache, einen recht militärisch dreinschauenden weimarischen Soldaten, um den schönen Platz, der ihm hier geworden ist. Er blickt über die Berghänge und über die rasch abfallenden Stufen der hohen Baumwipfel hinab auf die Kirchthürme und auf einzelne Dächer von Eisenach.

Die Wartburg gewährt auf den ersten Blick keinen besonders imposanten Eindruck; altes Gemäuer, ein unebener Hof, dessen Boden die gewaltige Basaltmasse ist, die den ganzen Bergkegel bildet, Schutt und Baugeräthe, im Hintergrunde des Hofes Neubauten. Aber der Maler und der Geschichtsfreund werden dann sogleich hier dennoch eine reiche Befriedigung finden. Der Maler, wenn er sich auf dem Hofe umwendet und zum Eingangsthor nach dem alten Thurme zurückblickt. Hier ist das ganze Mittelalter in seiner zierlosen ehrwürdigen Art erhalten, die Bogen, die Unregelmäßigkeit des Holzwerks, die grauen Mauern mit dem alten gemeißelten Sandstein, der darin eingemauert ist, die niedrige Thür, welche in die Stube, die früher dem Thorwart gehörte, führt, die Unebenheit des Felsbodens, der sich nach der Mitte des Hofes hin bedeutend hebt, das alles liefert Züge zu einem der fesselndsten Bilder, und irren wir nicht, war es Martersteig, der diesen Burghof in einem seiner Gemälde trefflich zu benutzen verstand. Nicht minder lohnend ist die Aussicht von der Mitte des Hofes, den eine mit Schießscharten versehene niedrige Mauer gegen die Tiefe abschließt. Man schaut von dort in ein grünes Meer herab, dessen Wipfelfluthen viele schaurigen Abgründe und manchen Quellsturz verhüllen; nur hier und da erhebt sich eine graue Felswand ein wenig aus dem wallenden Grün heraus, aber oft nimmt dann der fallende und steigende Nebel eine so dichte Gestalt an, daß seine Farbe wieder mit der des Abhanges verschwimmt. Von gleicher Schönheit ist die Fernsicht, welche man an den kleinen Fenstern des Thorzimmers, daß heut der „Wirthschaftsverwaltung" eingeräumt ist, gewinnt. Diese Fenster sind so tief und bequem gewölbt, daß zwei Quersitze und zwischen ihnen ein Tischchen darin Platz haben, so daß der Reisende sich auf solch einem Plätzchen ganz abschließen und gleichsam mit sich, seinem Glase und der reichen, wechselvollen und schweigenden Waldnatur zu seinen Füßen ganz allein sein kann. Ein Thron der Träumer, dies Fenstereckchen der Thorstube der Wartburg.

Welch anderen Eindruck gewährt doch diese Aussicht, als manche ähnliche, die ich auch in einer tiefen, alten Fensternische, hoch oben in grauen Burggemäuern am Rhein, am Neckar genoß. Dort glänzt durch das schweigsame Grün und seine verhüllende und begrabende Blättermasse der blitzende Streifen des lebendigen Flusses hervor, Wimpel und Masten grüßen aus ihm nach der Höhe hinauf, ein Dampfer arbeitet

durch ihn hin, kurz, daß der Mensch über die Natur wacht und herrscht, ist der ganzen Gegend als Signatur dort auf das Antlitz gedrückt; hier dagegen ruht Alles in einem Frieden, der von keinem Kampfe und von keiner Herrschaft weiß, das Auge der schlummernden Gegend ist geschlossen, und die wallenden Nebel und das dumpfe Brausen der wogenden Wipfel erscheinen wie gespenstige Gebilde der Nacht.

Im Thorzimmer hängt eine wunderliche Collection älterer Gemälde; sie stellen die Fürsten der Wartburg dar, und bald bleibt unser Auge auf einem mythischen Gewaltigen aus dem carolingischen Zeitalter, bald auf einem bärtigen Helden des dreißigjährigen Krieges haften. Einige historische Zucht könnte hier nichts schaden, und sie wird sicherlich, wenn die Restaurationsarbeiten sich mehr diesem Theile der Burg zuwenden, nicht fehlen. Im Thorzimmer wartet der Führer, der uns durch die interessantesten Zimmer der Burg führen will. Sie befinden sich mit Ausnahme der Zelle Luthers im Landgrafenhause, einem Prachtbau, der seines Gleichen in Deutschland sucht. Aeußerlich scheinbar neu, doch im Kern und in seiner ganzen Form uralt, — der schönste weltliche Bau Deutschlands aus der romanischen Epoche, vollendet im zwölften Jahrhundert — erhebt sich die dem Hofe zugekehrte Wand in reicher Abwechselung von Treppen, Arkaden, Fensterreihen und Giebeln. In den Klosterzellen sann damals, als dieses Haus erbaut ward, die deutsche Phantasie noch vergebens nach der Form, welche unserem Geiste, unserm Himmel und seinem Lichte und unserem Walde entsprach, noch war der Spitzbogen, das luftige Gewölbe des Schiffes und das Kreuzgewölbe, und die wunderbare und bedeutsame Zierde der äußeren Bedachung, das Geäder der tausend zum Himmel anstrebenden Thürmchen und Spitzen — eine rechte Fleischwerdung unseres tiefsten Gemüths und seiner geheimnißvollen Sehnsucht — noch war dies alles nicht erfunden, als die Mauern und Rundbogen und gedeckten Gänge und das spitze hohe Dach des Landgrafenhauses hier nach dem Muster einer südländischen, dem Heidenthum entstammenden Bauart errichtet wurde; noch lag über dem Osten Deutschlands tiefe Nacht, und im Westen hob sich noch nicht der Kölnische Dom und auch nicht sein edles Miniatur-Modell, der bergische Münster an der Dhün, als hier kunstsinnige Landgrafen, die in einer uns nicht mehr deutlich erkennbaren Verbindung mit dem Südosten Europa's, mit den Griechen des Mittelalters standen, hier Festigkeit und Sicherheit mit edler Kunst zusammenbrachten und eine Schutz- und Trutzburg baueten, die zugleich eine Stätte der Schönheit wurde.

Zwei übereinander liegende Säle bilden die Glanzpunkte des Landgrafenhauses: der Saal des Sängerkrieges und der große Bankettsaal, beide mit aller der bunten Pracht, welche im Mittelalter auf die innere Ausschmückung der Prunkräume gewandt wurde, geschmückt. Leichte, kurze Säulen, auf eine niedere Wand gestellt, tragen Rundbogen, welche von dem eigentlichen Saal einen Seitengang abschließen, dem jedenfalls

von den ursprünglichen Erbauern eine sehr practische Bestimmung gegeben war. In ihm konnten Diener und Geschirr der Tafel, Waffen und Mäntel der eintretenden Gäste einen geeigneten Platz finden, während im eigentlichen Saal unbehindert der würdevolle und anmuthige Verkehr der erlauchten Männer und Frauen gepflogen ward. Der Sängersaal ist kleiner als ich erwartet hatte, doch von einer sehr gefälligen Form. In ihm fand 1207 jener merkwürdige Kampf der deutschen Minnesänger Statt, in dem Heinrich von Ofterdingen, der Vertheidiger und Sänger der altdeutschen Heldensage, dem Sänger der französischen Ritterdichtung, Wolfram von Eschenbach, entgegentritt. Dieser Kampf von nationaler Bedeutung gab bereits der Wartburg einen monumentalen Charakter, den der Aufenthalt Luthers und seine Wartburger Bibelübersetzung steigert. In beiden Fällen wird diese alte Burg zu einer Wahlstatt, auf welcher für Deutschlands Eigenart, für seine Sprache und seinen ganzen Genius gekämpft und der Sieg gewonnen wird. Es ist leicht, sich im Sängersaale in den fernen Tag und in die fremdartige Gesellschaft zurückzudenken, die sich hier einst in Gesängen mit einander maß. An der den rundbogigen Fenstern gegenüberliegenden Langwand hat Meister Schwind in einem lebendig bewegten Gemälde den phantastischen Vorgang wieder erweckt. Wir sehen auf einer Empore im Saale, die durch einige Treppenstufen und eine Säulenreihe begrenzt ist, die Landgräfin, welche den Ausschlag geben soll, sitzen, und indem wir uns seitwärts wenden, sehen wir in Wirklichkeit diese Empore mit ihren Stufen und Säulen noch vor uns, und Zug auf Zug entspricht der gemalte Saal dem wirklichen, dessen eine Wand das Gemälde bedeckt. Maler sind eben beschäftigt, die Mauern mit Blätterwerk und Arabesken zu bedecken, welche ganz im mittelalterlichen Geschmack gehalten sind und nach alten Mustern ausgeführt werden.

Der Landgrafensaal ist noch um Vieles reicher und kostbarer ausgestattet, als der Sängersaal; seine hohe Decke, welche sich der Form des Hausdaches entsprechend erhebt und in zierlichster und solidester Form aus reich geschnitzten Balken zusammengefügt ist, giebt ihm einen stolzen und feierlichen Styl. Acht zum Theil vortreffliche Gemälde von Schwind stellen an den Wänden dieses Saals die Geschichte der Landgrafen von Thüringen dar, von Ludwig dem Springer beginnend und mit Scenen aus dem Leben Albert des Unartigen schließend. Ich habe für diese Galvanisirung althistorischer Vorgänge, die doch meist dem Volksbewußtsein wildfremd geworden sind und kein allgemeines Interesse mehr in Bewegung setzen können, nicht viel Sinn, und ich zog darum diesen etwas steifen und dunkeln Malereien die Bilder vor, welche sich in dem am Saal entlanglaufenden Arkadengange befinden. Sie stellen das Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen dar, ebenfalls von Schwinds Hand. In diesen Bildern — Medaillons, welche die sieben Werke der Barmherzigkeit darstellen, dazwischen sieben Scenen aus Elisabeths Leben — entfaltet sich

ein seltener Reichthum des Lebens, eine Fülle von Anregungen des Herzens und der Phantasie, eine ganze Welt voller Gefühle und Gedanken, die uns verwandt und verständlich sind. Hier ist die Mutter des Thüringischen Volkes gemalt, eine Fürstin, die heut noch jeder Junge und jedes Mädchen dort unten in den Thälern kennen und lieben, und die niemals in diesen Bergen vergessen werden wird. Eine Vervielfältigung dieser Bilder auf dem Wege des Stichs oder des Farbendrucks — besonders dasjenige, welches die liebliche Sage von dem in Rosen verwandelten Brod behandelt — wäre recht sehr zu wünschen.

An diesen herrlichen Bildern vorüber kommen wir zu der niedrigen Pforte, welche in die kleine Wartburg-Capelle führt, ein gewölbtes Viereck, das kaum für ein zahlreiches Gefolge des Landgrafen Platz genug haben mochte, düster und feierlich. Die Kanzel ist verhängt, man denkt mit tiefer Erregung daran, daß hier einst Luther gepredigt hat. Seine Wohnung war ihm während seines Aufenthaltes in dem schräg gegenüberliegenden Seitengebäude angewiesen, in einer schmalen Zelle, deren Wände zum Theil mit rohen Brettern bekleidet sind, welche mit den beiden reich geschnitzten Schränken, die darin stehen, seltsam contrastiren. Der Tintenfleck an der Wand ist verschwunden, an seiner Stelle ist nur noch ein Loch in der Tünche sichtbar; von seinem berühmten Bewohner trägt das Gemach überhaupt kaum eine Spur mehr. Zwar zeigt man noch sein Trinkgefäß, seinen Schemel (ein merkwürdiges Petrefact, das einen Wallfischknochen vorstellen soll) seine Handschrift, auch den Tisch aus seines Vaters Hause und die Bergmannslampe des Vaters, aber das alles macht den Eindruck einer Rumpelkammer. Dieser Zelle fehlt die rechte Ordnung, die rechte Weihe; die Versuche, eine Aehnlichkeit ihres alten Zustandes unter Luther zu bewirken, müssen vergeblich bleiben, die alten Möbel sind längst verworfen und verdorben, und die frommen Versuche, mit anderen Exemplaren die Täuschung hervorzurufen, können doch nur auf Curiositätenliebhaber berechnet sein. Man gebe dieser Zelle eine neue idealische Gestalt, man schmücke sie mit Gemälden und entferne aus ihr die kleinen Schaustücke, welche doch nur die Neugierde schuf, man stelle in ihre Mitte einen Tisch und lege eine erste Ausgabe der deutschen Bibel Luthers darauf, das paßt allein für diese enge Halle. Die Fenster des Gemachs sind schmal und vom Fußboden weit genug entfernt, um dem Sitzenden die Aussicht auf die Außenwelt zu nehmen. Der Arbeitstisch Luthers soll seitwärts von ihnen der Thür gegenüber gestanden haben. Das Auge blickt starr auf diese Stelle, es ist, als suche es einen Schatten des großen Mannes, der hier geathmet, gedacht, gebetet hat. H. K.

Correspondenzen.

Kopenhagen, den 2. September.

— „Dagbladet“ und „Berliner Revue“. — Dänische und schwedische Stimmen über den Pangermanismus. — Der Sieg von Fridericia und ein Denkmal. —

Wie durch einen Zauberschlag ist die „Berliner Revue“ plötzlich eine der vielgenanntesten deutschen Zeitschriften in Dänemark geworden. „Dagbladet's“ Redacteur, dem wir ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben und in unserer Schilderung der hiesigen Presse den Spiegel vorhielten, hat sich sehr empfindlich darüber gezeigt. Er hat unsern Artikel in seinem Blatte übersetzt und, mit einer salbungsvollen Vorrede versehen, seinen zahlreichen Lesern mitgetheilt, natürlich um zu insinuiren, wie sehr Unrecht der ächte Patriot von hiesigen bösen Deutschen leiden müsse. Es thut uns leid um den Herrn Redacteur, daß er, wie immer voreilig und ohne Vorbedacht, in seiner komisch salbungsvollen Vorrede unsere unmaßgebliche Ansicht, daß es ihm an Achtung vor der Wahrheit fehle, hat bestätigen müssen. Denn wenn er sagt, es sei ein altes Lied und doch ewig neu, daß nur die dänischen Blätter in Deutschland gelobt würden, welche am Gängelbande der Deutschen gingen, so muß er recht gut wissen, wie sehr das eine neue unwürdige Insinuation ist. Es giebt kein dänisches Blatt, von dem man solches mit Recht sagen könnte, und namentlich die von uns lobend erwähnten Blätter haben, wie es allgemein bekannt ist, sich selbst materielle Nachtheile bereitet, weil sie, ihrer Ueberzeugung treu, mit Muth und Ausdauer sich zu Zeiten dem Strom der deutschfeindlichen, von „Fädrelandet“ und „Dagbladet“ haranguirten Opinion entgegenzustemmen wagten. Wenn Herr Bille sich über das „überlegene Mitleid“ beklagt, womit wir ihn behandeln, so diene ihm zur Nachricht, daß Beides uns unbewußt gewesen ist und wohl unwillkürlich aus dem maßvolleren Standpunkte hervorgegangen sein mag, den wir stets festzuhalten uns bemüht haben. — Die Idee einer germanischen Allianz, welche die „Revue“ so ausdauernd und nachdrücklich dem Publicum an's Herz gelegt hat, ist geeignet, in einem großen Theile des dänischen Volkes freudigen Anklang zu finden. Schon im orientalischen Kriege fand eine solche zwischen Dänemark, Schweden-Norwegen und Preußen in gewisser Beziehung als eine Art Verabredung übereinstimmenden Verhaltens statt, und ging die Idee dazu damals auch von der dänischen Regierung aus. Dänemarks rechte Bestimmung ist es eben, die Brücke zwischen Norddeutschland und Nordgermanien-Skandinavien zu bilden; ist es doch selbst halb skandinavisch, halb norddeutsch! Ist erst eine Gleichheit der Interessen zwischen Preußen und Skandinavien anerkannt und ein Zusammenwirken verbürgt, so ist der Bestand der dänischen Monarchie auch dadurch noch mehr gesichert, ihre Bedeutung als Mittelglied unendlich erhöht und die Gefahr eines Angriffes von Süd und Nord verschwunden. Wir glauben auch, daß die Zeit für die Realisirung einer solchen Idee sich nähert. Die schwedischen Blätter, welche nicht im „Gängelbande“ des dänischen deutschfeindlichen Skandinavismus gehen, enthalten mitunter solche Andeutungen, und in Norwegen ist bekanntlich die pangermanische Idee von dem berühmten Historiker P. A. Munch ausgesprochen und der betreffende Aufsatz zweimal als Broschüre in deutscher Sprache verbreitet worden. Ein Theil der hiesigen Presse ist demselben nicht abgeneigt, und selbst eins der kleineren hiesigen Blätter, „Tiden“ (die Zeit), hat einen dahin einschlagenden Artikel der „Revue“ seinen Lesern mitgetheilt. Wie abhold ein großer Theil des dänischen Volkes der deutschfeindlichen skandinavischen Politik „Fädrelandet's“ ist, darüber giebt ein merkwürdiges Factum, das ganz anderes Gewicht als ein vereinzelter Zeitungs-Artikel hat, merkwürdige Auskunft. Einige der eifrigsten Skandinavisten brachten nämlich seiner Zeit in Anrege, den Sieg von Fridericia durch ein Denk-

mal daselbst zu verewigen, welches durch freiwillige Beiträge der Nation hergestellt werden sollte. Man muß einräumen, daß patriotische Dänen sich wohl geneigt fühlen konnten, diesem Siege hohe Bedeutung zuzuschreiben, denn er rettete das Selbstgefühl der Nation, welches durch das Unglück von Eckernförde sehr niedergedrückt und gebeugt worden war. Besonnene und gerechte Dänen jedoch fanden es bedenklich, durch ein Denkmal einen Sieg in einem Bürgerkriege über Brüder zu verewigen und nachträglich noch diesen Stachel in das Herz der besiegten Schleswig-Holsteiner zu bohren. Blätter wie „Fädrelandet“ und „Dagbladet“ haranguirten aber das Volk, und das Denkmal, eine Erzstatue eines dänischen Landsoldaten, kam wirklich zu Stande. „Fädrelandet“ selbst hat jedoch verrathen, daß dies nur mit Mühe geschehen konnte, und daß namentlich Kopenhagen und eine Anzahl jütischer Städte, welcher Provinz das Denkmal doch zur Zierde gereichen sollte, auffallend wenig dazu beigesteuert haben. So z. B. Aalborg und Randers gar nicht, Wiborg nur 3 Thlr., Aarhuus nur 12 Thlr., und doch sind diese Städte volkreich und sehr wohlhabend und durch Patriotismus und Gemeinsinn ausgezeichnet. In „Kjöbenhavnsposten“ wird dies merkwürdige Factum nun von ein Aarhuuser commentirt, er schreibt das Resultat der Abneigung der Bevölkerung gegen die Politik derjenigen Männer zu, welche an der Spitze dieses Unternehmens standen. „Wir sind“, sagt er, „hier nicht so eidertoll (dänische Wendung) und noch viel weniger skandinavisch gesinnt, daß wir nicht viel lieber die Hand dazu reichen sollten, für ewig die Erinnerung an jenen unglückseligen Bürgerkrieg auszulöschen, wo Bruder gegen Bruder kämpfte, als die Erinnerung daran zu verewigen! — Es waren genug, die sich der Sache annahmen, aber es waren Koryphäen einer gewissen (skandinavischen) Partei, welche man hier mit Mißtrauen betrachtet.“ Solchen Thatsachen gegenüber haben wir wohl dann nicht Unrecht, wenn wir die Dänenthümelei, gleich der Deutschthümelei und dem einseitigen Skandinavismus, als sich selbst überlebt habend bezeichneten.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Am 6. August verschied auf seinem Schlosse zu Wolfshagen in der Uckermark, nach vollendetem 82. Lebensjahre, der Königl. General-Major a. D. Reichsgraf Johann Christoph Herrmann v. Schwerin, geboren am 18. Juni 1776 zu Wolfshagen.

Der Jüngste von sieben Brüdern, trat er im Jahre 1789 bei dem Regimente von Kleist — später Herzog von Braunschweig-Oels —, als Junker ein, mit welchem er der Rhein-Campagne bis zum Ende beiwohnte.

Nach dem Frieden benutzte er während dreier Winter die ihm in Berlin gebotene Gelegenheit, sich auch theoretisch auszubilden, und garnisonirte dann bis zum Jahre 1806 in Prenzlau und Templin, — in der letzten Zeit als Adjutant des Bataillons.

Im Jahre 1806 focht er bei Auerstädt, wurde mit seinem Bataillon, bei dem Versuche sich nach Erfurt durchzuschlagen, gefangen genommen und nach mancherlei traurigen Erlebnissen nach Chalon sur Marne gebracht.

Nach dem Frieden in die Heimath zurückgekehrt, erbat er seine Entlassung, die er als Hauptmann erhielt, und widmete sich nun mit regstem Fleiße, auf den Gütern seines bereits hochbejahrten Vaters, der Landwirthschaft.

Das Jahr 1813 rief auch ihn wieder zu den Waffen. Durch die Gnade seines Königs mit der Führung einer Compagnie des Leib-Infanterie-Regiments betraut, traf er Ende April 1813 in der Gegend von Leipzig bei seiner

Fahne ein, schlug alle Schlachten dieses Regiments mit, wurde am 19. Mai in dem Gefechte bei Königswartha verwundet und erhielt für die in demselben bewiesene Bravour mittelst Allerhöchster Cabinets-Ordre vom 27. Juni 1813 das eiserne Kreuz II. Klasse. Am 16. October stürmte er mit seinem Bataillon die Batterien bei Möckern, in Folge welcher Action er am 8. December 1813 das eiserne Kreuz I. Klasse erwarb und Adjutant des Generals von Horn wurde. — 1814 zeichnete sich Graf Schwerin bei la Chaussee, Montmirail, Chateau-Thierry und Paris rühmlichst aus, und ward nach diesem letzten Siege, am 13. April, zum Commandeur des Westpreußischen Grenadier-Bataillons ernannt, nachdem ihm schon im Laufe der Campagne der Kaiserlich Russische St. Annen-Orden II. und der St. Wladimir-Orden III. Klasse verliehen worden waren.

An Ehren reich, erbat Graf Schwerin nach dem Friedensschlusse wiederum seinen Abschied, der ihm am 23. Mai 1814 zu Theil ward, um seinen Pflichten in der Heimath aufs Neue zu genügen, und vermählte sich im Jahre 1816 mit der Gräfin Rosalie von Doenhoff-Doenhoffstaedt, aus welcher glücklichen Ehe ihn eine Tochter und vier Söhne überleben.

Mit derselben Treue, welche sein ganzes Leben kennzeichnet, unterzog er sich nunmehr den zahlreichen landwirthschaftlichen Geschäften, in denen er fortan, mit nie ermüdendem Eifer, geehrt und geliebt von Allen, eine von Gott reich gesegnete Thätigkeit entfaltete.

Am Ordensfeste des Jahres 1835 ward ihm von des hochseligen Königs Majestät der Johanniter-Orden verliehen. — Bei der Reorganisation dieses Ordens im Jahre 1853 schloß er sich der brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft an, wurde zum Mitgliede des Convents derselben gewählt und erlangte am 25. Juni 1854 durch Empfang des Ritterschlages die Würde als Rechtsritter desselben.

Des jetzt regierenden Königs Majestät verlieh ihm am 15. October 1840 den Rothen Adler-Orden II. Klasse mit dem Stern, ernannte ihn am 26. October 1844 zum Oberst, am 3. August 1850 zum Ehren-Senior des eisernen Kreuzes II. Klasse und endlich am 17. December 1853 zum General-Major.

Ein Patriot durch und durch, ließ er nie eine passende Gelegenheit vorüber gehen, seines Königs wie seines Vaterlandes Ruhm zu erhöhen; es bezeugen dies die schönen Monumente in den Parks von Wolfshagen und Tamsel. Nie hat sich ein Bekümmerter ungetröstet von ihm gewandt. Es läßt sich aber sein ganzes Wesen und Streben nicht betreffender und schöner darstellen, wie in den eigenen Worten seines Königlichen Herrn, als Allerhöchstderselbe im Herbste 1846 ihn in Anerkennung vielerprobter Treue mit Seinem Besuche in Wolfshagen begnadigte, und bei dem Festmahle folgenden Toast auszubringen geruhte:

„Zum Ersten:

„Heil dem edlen Geschlechte, das aufopfernde Helden erzeugt, die Noth „und Tod nicht scheuten!

„Zum Zweiten:

„Heil dem Manne, der unter der Last eines Heldennamens nicht erliegend, „sich dreist und selbstbewußt unter den Schatten eines Prager Banners stellen „mag, und der, nach ausgefochtenem rühmlichen Kampfe, nun schon länger als „30 Jahre, dem Adel und dem Volke ein anderes Banner vorträgt, — das „Banner heiliger Treue, edelster Pflichterfüllung und unbefleckter Ritterschaft!

„Zum Dritten:

„Wohl allen Denen, die dieses Mannes Gastfreundschaft genießen!“ —

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 23. Montag, den 6. September. 1858.

Berlin, 5. September.

Will man sich kurz ausdrücken, so wird man die Periode vom Herbst 1848 bis heute als den verfehlten Versuch einer bureaukratischen Restauration charakterisiren können. Denn in der That, wenn man in der Periode von 1840 bis zum Frühjahr 1848 ein frisches Ringen aller Kräfte und ein stetiges Bestreben wahrnahm, die Schranken des bureaukratischen Systems zu durchbrechen, so zeigt jene Periode vielmehr ein fortwährendes Dämpfen und Niederdrücken, verbunden mit dem planmäßigen Bestreben, das in Sturm und Drang überkommene Regime des Constitutionalismus je mehr und mehr zu einem dürren Gerüste eintrocknen zu lassen, an welchem sich die momentan danieder geworfene Bureaukratie wieder emporzuranken vermöchte, um dann auf den ehemaligen Sitzen um so behaglicher Platz zu nehmen und mit selbstgefälligem Lächeln auf die kindliche Beschränktheit eines Publicums zu blicken, welches in dem Wechsel der Staatslivrée einen Systemwechsel zu erblicken glaubte.

Man hat die Grundaristokratie scheinbar gehätschelt, aber anstatt einen politischen Factor daraus zu machen, hat man ihr die gutsherrliche Polizei zurückgegeben, welche doch nur die Wirkung haben kann, den Adel dem freien Gemeindeleben zu entfremden und auf seine Sonderinteressen anzuweisen, was beides mit einem politischen Adel ganz unvereinbar ist. Man hat von corporativer Entwicklung gesprochen, und statt dessen eine neue Polizei geschaffen. Man hat die Preßfreiheit der Form nach erhalten, aber der Sache nach durch administrative Mittel zu lähmen und durch officiöse Scribenten selbst eine bureaukratische Presse zu schaffen versucht. Man hat sich endlich zwar gefallen lassen müssen, daß Deputirte aus allen Ständen der Nation in den Kammern über die öffentlichen Angelegenheiten mit urtheilen, aber man ist in der Wahl der Organe der öffentlichen Gewalt je mehr und mehr wieder zu dem alten System zurückgekehrt, welches statt Staatsmänner nur Staatsbeamte liefert. Die bureaukratische Restauration scheint somit vollendet.

Und doch muß diese Restauration scheitern, wie alle Restaurationen scheiterten. Wenn aber die einst in England und in Frankreich versuchte Restauration doch wenigstens das Schauspiel großer Gegensätze und Kämpfe gewährte, so zeigt diese bureaukratische Restauration nur das Schauspiel kleinlichster Motive und Auskunftsmittel bei gänzlichem Mangel irgend welcher großer und lebensvoller Ideen. Sie wird darum auch nicht mit einer großen Katastrophe endigen, wie einst in England und Frankreich, sondern lediglich an ihrer eigenen Kümmerlichkeit und Langweiligkeit zu Grunde gehen. Denn zwar scheint es wohl, als ob es ihr gelungen sei, ihre eigene Dumpfheit und Stumpfheit über das ganze politische Publicum zu verbreiten, und man hat schon seit Jahren gesehen, wie sich die politischen Köpfe je mehr und mehr von der Bühne des Tages zurückziehen; wir aber meinen, daß der Ekel, welchen unleugbar alle politischen Köpfe empfinden, nicht sowohl dem öffentlichen Leben gilt, als vielmehr eben diesem System, und wir leben der tröstlichen Hoffnung, daß die Restauration ihrem Ende entgegengeht, um frischen Kräften Platz zu machen, welche ihre Gedanken nicht auf Restauration sondern auf Organisation richten werden.

Die Frage um die Betheiligung der Demokratie an den Wahlen wird im Innern dieser Partei auf das Lebhafteste besprochen, und es ist nicht schwer vorauszusehen, daß sehr bald ein Beschluß zu Stande kommen wird, durch welchen sich die Partei, soweit sie noch ein Ganzes ist, zur Activität bei dieser Gelegenheit verpflichtet. Ein süddeutscher Demokrat fordert dazu in der neuesten Nummer der „National-Zeitung" geradezu auf. Dieser Demokrat erkennt dabei offen an, daß die demokratischen Errungenschaften des Jahres 1848 „über den Gesichtskreis und die durchschnittliche politische Bildung des deutschen Volkes herausgingen", d. h. also, keine Errungenschaften, sondern aus fremden Gegenden hergewehte, wesenlose Dinge waren, welche auf deutschem Boden keine Wurzel finden konnten. Der süddeutsche Demokrat wendet sich dann an die preußischen Wähler und ruft ihnen zu:

„Und nun gar, ihr Wähler Preußens! Wahrlich, ihr habt die allermindeste Ursache, mit dem Geschicke zu schmollen, ihr habt durch das Jahr 1848 gerade am meisten gewonnen. Man hätte euch ja viel mehr wieder nehmen können, aber man hat's nicht gethan. Ihr waret vor jenem Jahre so arm, wie Hiob, und jetzt seid ihr reiche Leute, habt einige Preßfreiheit und in der Kammer eine Tribüne, von der das freie Wort durch alle deutschen Lande gehen kann; ihr habt eine Verfassung, die ihr nur ihrem Geiste und den practischen Bedürfnissen entsprechend auszubauen

und vor künstlichen, ihrem Geiste widersprechenden Interpretationen zu bewahren braucht. Und ihr solltet grollen wollen, weil ihr einmal ein paar Wochen lang mehr hattet, als ihr tragen und behaupten konntet, und es daher wieder verloret?“

Wenn irgend etwas, so kann man daraus gewiß das entnehmen, daß es weniger die demokratischen Abstracta, als vielmehr Preußen es ist, worauf sich die Hoffnung aller derer stützt, die noch auf eine politische Entwicklung in Deutschland hoffen. Ist aber diese Hoffnung wirklich ausschließlich an Preußen geknüpft, so dürfte doch den süddeutschen und norddeutschen Demokraten gleicher Weise zu rathen sein, sich künftighin auch mehr den Entwickelungs-Gesetzen zu fügen, welche die Preußische Geschichte enthält, und welche sie als unübertretbar, wenn anders ein Fortschritt überhaupt gesichert bleiben soll, bezeichnet hat.

Berlin, 5. September.

Ihre Majestäten der König und die Königin werden in der nächsten Zeit auf Sanssouci verweilen. Ueber das Befinden Sr. Maj. des Königs fehlen zuverlässige Nachrichten, der hohe Herr sahe äußerlich bei seiner Rückkehr nach Potsdam allerdings blaß und magerer, als bei seiner Abreise, aus, zeigte aber in Seinem Lächeln und in Seinem Danke für die tiefherzlichsten Begrüßungen des Publicums eine frische Theilnahme für die Außenwelt. Eine bestimmte Kundgebung über den Gesundheitszustand Sr. Majestät dürfte nicht zu erwarten sein, doch heißt es, daß der Regimentsarzt Dr. Böger, der den Oberpräsidenten von Kleist-Retzow zu Düsseldorf im Winter zu 1856 an einem sehr schweren Gehirnleiden mit Erfolg behandelte, vorgestern mit einer hiesigen medicinischen Celebrität eine lange Besprechung hatte. Da die drei Aerzte, welche seit dem Beginn der Krankheit Se. Majestät behandelten, die Doctoren Schönlein, Grimm und Weiß, nicht mehr in der Umgebung des Königs sind, so wird allerdings wohl dem Dr. Böger die Beurtheilung des Zustandes des Königs, welche einer definitiven Beschlußfassung über die Regierungsführung vorangehen muß, obliegen.

In der nächsten Zeit dürfte indessen diese Beschlußfassung noch nicht getroffen werden, der Termin, bis zu welchem die Stellvertretung Sr. Kön. Hoh. des Prinzen von Preußen angeordnet ist, ist der 23. October, und wichtigere politische Angelegenheiten möchten vor ihm nicht zur Behandlung kommen, wie denn auch die Wahlen erst nach diesem Termin ausgeschrieben werden sollen.

— Bei Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen ist heute Nachmittag Tafel, an welcher auch Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Leopold erscheinen wird, welcher gestern Abend von Wien über Dresden hier als Bundesinspector der preußischen Truppen angekommen und im königlichen Schlosse abgestiegen ist. Ebenso sind der königlich sächsische General v. Mangoldt und der königlich hannoversche General der Cavallerie v. d. Decken und die zur Dienstleistung commandirten Militärs, Oberst-Lieutenant Beyer und Premier-Lieutenant Graf v. Waldersee, mit einer Einladung beehrt worden.

— Se. königliche Hoheit der Prinz Carl begab sich gestern Abend 6½ Uhr von hier nach Schloß Glienicke.

— Se. königliche Hoheit der Prinz Friedrich und Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin von Sagan begaben sich gestern Vormittag nach Schloß Sanssouci und kehrten Nachmittags von dort wieder hierher zurück.

— Das Staatsministerium trat gestern Vormittag um 11 Uhr zu einer Sitzung zusammen, darauf nahm Se. königliche Hoheit der Prinz von Preußen um 2 Uhr den Vortrag des Ministerpräsidenten entgegen.

— Der amtliche Staats-Anzeiger unterbrach bekanntlich das Incognito der Königin Victoria durch die, freilich um einige Tage verspätete, Anzeige von der Ankunft „der Königin von Großbritannien und des Prinzen-Gemahls“. Die Abreise der Königin und des Prinzen-Gemahls ist aber bis jetzt von dem amtlichen Blatte nicht gemeldet worden.

— Der K. Z. wird aus Wien geschrieben: Die Verhandlungen mit Preußen über die Rastatter Angelegenheit werden seit dem Eingange einer auch bereits in der Presse erwähnten preußischen Depesche (in welcher Preußen damit droht, bis nach beigelegtem Streite seine Geldbeiträge zum Bundesfestungsfond zurück zu halten) fortgesetzt. Indessen sind dieselben von dem Gebiete der officiellen diplomatischen Erörterung in den Kreis vertraulicher Erwägungen getreten, um wo möglich einen Ausweg zu finden, durch den die Billigung des österreichisch-badischen Vertrages durch die Majorität des Bundestages umgangen werden könnte. Oesterreich wäre zwar geneigt, den Vertrag vom Bunde zurückzuziehen, aber es bliebe dann doch noch immer die Frage, in welcher Weise die factischen Besatzungsverhältnisse mit der Forderung Preußens, an der Friedensbesatzung theilzunehmen, ausgeglichen werden könnten.

— Die sämmtlichen Truppen des Garde-Corps sind gestern früh von hier zu den Feldmanövern, welche auf der Linie zwischen Berlin und Bernau stattfinden, abgerückt und manövrirten, in ein Nord- und ein Westcorps eingetheilt, gegenseitig. Das Manöver begann um 10 Uhr in der Gegend von Heinersdorf und endete bei Biesenthal, von wo aus die Truppen nach ihren Cantonnements in den umliegenden Dörfern abrückten. Se. königl. Hoh. der Prinz von Preußen, die Prinzen Carl, Albrecht, Friedrich Carl, Friedrich, der General-Feldmarschall Frhr.

v. Wrangel, die Generalität und eine zahlreiche Suite wohnten dem Manöver bis zur Beendigung bei. Heute haben die Truppen Ruhetag, manövriren morgen und übermorgen, bivouaquiren in beiden Nächten und kehren am Mittwoch nach beendetem Manöver wieder hierher zurück, von wo die Truppen der Potsdamer Garnison am Donnerstag früh nach ihrer Garnison zurückmarschiren.

— In Liegnitz, Schweidnitz ꝛc. und Umgegend entfaltet sich jetzt ein reges Leben. Brigade- und Divisions-Manöver haben dort begonnen. Am 9. Septbr. findet die Parade des 5. Armee-Corps bei Eichholz und Klein-Tinz statt, zweien Dörfern ungefähr eine Meile südlich von Liegnitz. Die Parade des 6. Armee-Corps ist am 11. Septbr. zwischen Guhlau, Frauenhayn und Strehlitz, Dörfern zwischen der Festung Schweidnitz und dem Städtchen Kanth und in nächster Nachbarschaft des Altvater Zobten. Die Manöver des 5. und 6. Armee-Corps gegen einander selbst dauern vom 13. bis 18. September, und haben zur Grund-Idee: eine West-Armee (5. Armee-Corps) dringt von Liegnitz, Jauer und Striegau vor, während die diesseitige Armee (6. Armee-Corps) den Feind zurückzudrängen sucht und die Stadt Breslau deckt. Se. königliche Hoheit der Prinz von Preußen wird während der vorangehenden Evolutionen des 5. Armee-Corps in Liegnitz logiren, von da aber am 10. September abreisen und in Domanze (einem Dorfe in reizender Gegend gelegen, früher königliches Eigenthum, jetzt der Familie des Grafen Brandenburg gehörig, dem es bekanntlich Se. Majestät der König schenkte) seinen Aufenthalt nehmen. Ihre königlichen Hoheiten der Prinz Albrecht wird in Schönfeld, Prinz Friedrich Wilhelm in Berghof, Prinz Friedrich in Stephanshayn, Prinz Albrecht (Sohn) in Schmellwitz, Prinz Friedrich Carl in Laasan und der Erzherzog Leopold in Frauenhayn logiren. Von den höheren Offizieren ist General-Feldmarschall von Wrangel in Saarau, der Kriegs-Minister Graf Waldersee in Ingramsdorf, der russische General Graf Adlerberg in Frauenhayn einquartiert.

— Vom 15. d. M. ab werden die Stationen der Breslau-Posen-Glogauer Eisenbahn und der Strecke Brieg-Breslau Privatdepeschen auf dem Eisenbahn-Telegraphen befördern.

— Am 27. d. M. finden die Neuwahlen zum Berliner Gewerberathe statt.

— Ueber das Stein'sche Denkmal wird dem Schwäb. Mercur berichtet: „Die Angelegenheit des Stein'schen Denkmals hat bis zu der erfolgten Entscheidung den Verlauf genommen, daß sich das Comité, an dessen Spitze auch Alexander v. Humboldt, v. Patow u. A. stehen, um die Erlaubniß zur Einsammlung von Beiträgen beworben, nachdem auch in vielen Städten der Provinzen andere Comités zusammengetreten waren. Der eingeforderte Bericht vom Departement des Innern befürwortete aber eine Vorlage vor dem nächsten Landtage, wobei sich die Regierung für die Errichtung dann aussprechen sollte, wenn die „„Rechte““ die Sache zur ihrigen machte. Ganz abweichend von diesen Anträgen ist Allerhöchsten Orts entschieden worden, daß der Staat selbst dem hochverdienten Manne ein Denkmal, und zwar in Berlin selbst, errichte. So wird die Angelegenheit in den Etat aufgenommen werden, und keinem Zweifel kann es unterliegen, daß eine anständige Summe bewilligt werden wird.“

— Die Nachricht, daß durch Cabinetsordre vom 20. August dem Comité zur Errichtung eines Denkmals für Stein eröffnet worden sei, es werde ein solches Denkmal aus Staatsmitteln zu errichten beabsichtigt, wird der „Allg. Ztg.“ neuerlich als „ungegründet“ bezeichnet. In diesem Augenblick sei davon gar nicht die Rede.

— Der Piusverein zu Wien hat sich nach Anhörung verschiedener Berichte die Aufgabe gestellt, auf Verbreitung guter Bücher, Kalender und Zeitungen hinzuwirken und zwar hauptsächlich auch durch Absatz unter den gewöhnlichen Preisen. Er meldet in einem der Berichte, daß in Deutschland 207 unchristliche Zeitungen und blos 6 christliche (worunter eine todte, „Deutschland“?) erscheinen; ferner giebt es dort nur 5 oder 6 Buchhandlungen, welche keine unchristlichen Werke verkaufen.

— Der „Köln. Ztg.“ wird bei Gelegenheit der Nachricht von Entziehung des Postdebits der seit October 1856 bestehenden in Hamburg erscheinenden Wochenschrift „Jahrhundert“ geschrieben, daß man von einer Confiscation und gerichtlichen Verfolgung bisher nichts vernommen habe. Das ist nicht richtig; vielmehr ist diese Zeitschrift seit ihrem Bestehen wiederholt von Beschlagnahmen und gerichtlichen Verfolgungen betroffen worden. Gleich zu Anfang ihres Erscheinens, im December 1856, wurde wegen einiger, die Neuenburger Frage betreffenden Artikel, in Berlin auf Vernichtung derselben, in nicht öffentlicher Sitzung erkannt. Mit dem Jahre 1857 begann eine lange Reihe von Beschlagnahmen des Blattes in einzelnen preußischen Städten, so unter andern in Düsseldorf, Aachen, Magdeburg, Halle, Nordhausen, Hirschberg und Liegnitz, mit denselben war zugleich das Verbot an die in genannten Städten sich befindenden Buchhändler, das „Jahrhundert“ zu vertreiben, verbunden gewesen. Nach allem diesen erfolgte unlängst durch die preußische Oberpostbehörde in Hamburg die Anzeige, daß auf Vernichtung des Blattes erkannt und die Entziehung des Postdebits verhängt worden sei.

Paris, 3. September. Prinz Napoleon hat sein Programm ausgegeben; scheinbar nur auf eine afrikanische Colonie bezüglich, wendet es sich doch in Wirklichkeit direct an Frankreich. „A coté de sécurité plus de liberté," das ist sein Motto. Es schließt sich an das kaiserliche Decret. Dies neue, vom 31. August datirte Decret über Algerien wird epochemachend in der französischen Colonial-Geschichte werden. Die Bestimmungen desselben lauten:

„Art. 1. Das Amt des General-Gouverneurs

von Algerien ist aufgehoben. Art. 2. Desgleichen aufgehoben ist der Gubernial-Rath und das General-Secretariat des Guberniums, welche dem General-Gouverneur beigegeben waren. Art. 3. Es wird ein General-Commando der in Algerien verwandten Streitkräfte zu Lande und zu Wasser eingesetzt. Art. 4. Der Ober-Befehlshaber hat den Oberbefehl des Landheeres und der Marine-Streitkräfte zu führen; er hat alle Maßregeln zu treffen, welche erforderlich sind, um der Autorität des Kaisers Achtung zu verschaffen und den Vollzug der Gesetze zu sichern. Nöthigenfalls kann er den Vollzug der von Generalen und Präfecten getroffenen Anordnungen suspendiren. Art. 5. Seine Beziehungen zu dem mit dem Ministerium für Algerien und die Colonien betrauten Prinzen, sowie zu Unseren Ministern des Krieges und der Marine sollen nach den Grundsätzen des vorstehenden und unterm 29. Juli 1858 bestätigten Berichtes geordnet werden. Art. 6. Ein weiteres Decret wird die neuen Machtvollkommenheiten der Präfecten und Divisions-Generale in deren Eigenschaft als Verwalter der Civil- und Militär-Territorien ordnen."

In dem Berichte, welcher diesem Decrete vorausgeht, weist der Prinz Minister Napoleon (Jerome) seinen kaiserlichen Vetter zunächst darauf hin, daß die Bildung eines Ministeriums für Algerien und die Colonien nothwendig Veränderungen in den öffentlichen Gewalten in Algerien zur Folge haben müsse. Die größte wie die wichtigste dieser Veränderungen sei die Aufhebung der Vollmachten, die bisher dem General-Gouverneur ertheilt waren. Diese Functionen müssen jetzt nothwendig nach einer weisen Decentralisation vertheilt werden. Diese Bestimmung wird um so unerläßlicher, da der Kaiser befohlen hat, daß der neue Minister für Algerien seine Machtvollkommenheit sowohl in Algerien wie in Frankreich ausüben soll. Die Aufhebung der Functionen des General-Gouverneurs wird auch dadurch bedingt, daß eine zwiefache Centralisation in Algerien und in Paris eine schwere Beeinträchtigung und ein wirkliches Hinderniß bei einem raschen Geschäftsgange ist. Um die Unerläßlichkeit dieser Maßregel noch weiter darzulegen, geht der Berichterstatter nun auf die dermalige Lage Algeriens und auf die leitenden Grundsätze der neuen Verwaltung ein, indem er bemerkt:

„Mit den Fortschritten dieses Landes beschäftigt, will der Kaiser, daß seine Regierung allerdings nach wie vor durch eine zureichende Armee die Unterwerfung der Araber und die Ruhe derselben sicherstelle, daß jedoch das Hauptziel derselben die Colonisation sei. Zu diesem Zwecke ist neben der Sicherheit mehr Freiheit erforderlich. Algerien zerfällt in drei Provinzen, die wiederum in Militär- und Civil-Territorien zerfallen. Die ersteren, wo das arabische Element fast ausschließlich herrscht, werden durch Generale verwaltet, weil es eine ausgemachte Sache ist, daß die Militärgewalt den Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen am meisten entspricht. Die zweiten, in denen das europäische Element überwiegt und wo unsere Gesetze, unsere Gewohnheiten und eine vorgeschrittenere Civilisation das Vorherrschen bürgerlicher Einrichtungen gestatten und erfordern, stehen unter der Leitung von Präfecten. In den Militär-Territorien üben die Araber-Scheiks unter der Oberleitung der Generale einen Einfluß, den wir schmälern und vernichten müssen. Unser Ziel muß die Entwickelung der persönlichen Thätigkeit sein, und wir müssen an die Stelle der Stammesgemeinschaft die individuelle Verantwortlichkeit, das persönliche Eigenthum und persönliche Abgaben setzen, um die Bevölkerungen wirksam für die Civilleitung vorzubereiten. In den Civil-Territorien muß die strenge Bevormundung aufhören, welche über Interessen und Personen von den Behörden gehandhabt wird."

— Der Moniteur veröffentlicht heute die Adresse der in St.-Servan und St.-Malo wohnenden Engländer, welche dem Kaiser bei seiner Durchreise überreicht wurde. Das Evolutions-Geschwader traf von Brest am Morgen des 2. Sept. auf der Toulouner Rhede ein.

— Der Staats-Minister Achill Fould, der in Vichy einen Tag das Bett hüten mußte, befindet sich merklich besser.

— Der „Moniteur" bringt heute ein Decret, wodurch General Mac Mahon zum Oberbefehlshaber der Land- und Seetruppen in Algerien ernannt wird.

— Sodann meldet das amtliche Blatt, daß durch Spruch des Zuchtpolizei-Gerichtes in Bordeaux vom 27. August von vierzehn Angeklagten, denen Theilnahme an der geheimen Gesellschaft „Ikarische Gesellschaft" und unerlaubte Verbreitung von Schriften zur Last gelegt wurde, dreizehn verurtheilt wurden, und zwar Cassarade als Haupt der Gesellschaft zu sechs Monaten Gefängniß, 100 Fr. Geldbuße und Verlust der bürgerlichen Rechte auf ein Jahr, eilf Mitglieder zu drei Monaten bis vierzehn Tagen Gefängniß, und der dreizehnte Angeklagte zu 25 Fr. Geldbuße, wegen unbefugter Verbreitung von Schriften.

— Es soll ein Organ geschaffen werden, das den Orleanisten in specie und allen ihnen Gleichgesinnten eine Arena eröffnet zur Besprechung wichtiger Fragen und ihres politischen Glaubens-Bekenntnisses. Da Paris unter den obwaltenden Verhältnissen hierzu nicht geeignet ist, so hat Guizot bei seiner letzten Anwesenheit in England den Impuls zu einem derartigen Unternehmen gegeben, und vom 1. October wird in London unter dem Titel „Revue continentale" eine Zeitschrift, jene oben angedeuteten Tendenzen verfolgend, erscheinen. Die Namen der Mitarbeiter, wozu namentlich das „Journal des Debats" und die „Revue des deux mondes" das Hauptcontingent liefern werden, geben Bürgniß für das ruhige und gehaltvolle Maß der neuen Publication.

— Die Eroberung und die Sicherheit sind in Algerien fest begründet, die Verbrechen selten, die Straßen sicher, die Abgaben werden pünktlich entrichtet, und doch ist die Colonisation so viel wie Null: kaum 200,000 Europäer, wovon die Hälfte Franzosen und keine 100,000 Ackerbauer sind, die Capitalien selten, die Zinsen hoch, der Geist der Initiative und der Unternehmung ist erstickt, das Eigenthum im großen Theile des Territoriums erst noch zu begründen, Entmuthigung herrscht unter den Colonisten und Capitalisten im Allgemeinen.

S. M. **London**, 3. September. Vorgestern also verschied nach langem aber vergeblichem Ringen im Alter von einhundert und fünfzig Jahren die „Ostindische Compagnie". Unter dem Geleite der Londoner Presse, die nicht verfehlte, einen letzten Scheidegruß, eine Art Grabrede ihr nachzurufen. Und zwar im Allgemeinen mit vollendetem Tact. Charakteristisch in der That ist es, daß, so heftig und bitter auch die Angriffe der meisten der Organe der Presse waren, da es sich darum handelte, die Stehende zum Fall zu bringen, doch, nachdem es geschehen, die Sprache derselben Organe im Ganzen genommen eine nichts weniger als triumphirende ist: gewiß, die Größe schon des Werkes, das diese „Gesellschaft von Handelsleuten" der englischen Krone als Erbtheil hinterläßt und das immerhin in seiner äußeren Gestaltung ein Werk ist ohne Gleichen in der Geschichte, flößt gerade in einem Augenblicke von so entscheidender Wichtigkeit und Tragweite unwillkürlich Achtung und Bewunderung ein; aber noch ein anderes Moment trug ohne Zweifel wesentlich dazu bei, der Sprache der Presse und überhaupt der öffentlichen Stimmung eine Färbung des Rückhalts und Kleinlauts, gewissermaßen der Demuth zu geben: die Allmacht, menschlich gesprochen, des Parlaments konnte die alte Regierung aufheben und stürzen, und eine neue, mehr oder weniger sich selbst, an deren Stelle setzen; aber sie kann nicht die Folgen bestimmen, noch selbst voraussehen, welche die „neue Ordnung der Dinge" haben wird, und sie weiß nicht, ob der Erfolg den Absichten entsprechen, die Hoffnungen erfüllen wird. Das ruht noch unenthüllt im Schooße der Zukunft. Die Ostindische Gesellschaft nun existirt nur noch für die Verwaltung ihrer „Stocks" und für die Auszahlung der „Dividenden". In alle anderen Zweige der Verwaltung, in die Regierung des anglo-indischen Reichs tritt selbstbestimmend und selbsthandelnd die Krone ein. Es wird nun, wie man erwartet, eine Proclamation der Königin an ihre indischen Unterthanen ergehen, die, ohne Zweifel im versöhnendsten und wohlwollendsten Geiste verfaßt, den Letzteren eröffnen wird, daß die Königin in ihrem ostindischen Reiche fortan nicht nur herrschen, sondern auch regieren werde und daß sie es für ihre hohe und heilige Pflicht erachten werde, unter voller Berücksichtigung und mit voller Schonung der Eigenthümlichkeiten und Gebräuche der indischen Völker für das Wohl derselben in geistiger wie materieller Beziehung nach bestem Ermessen und unterstützt durch die Weisheit des britischen Parlaments zu wirken und ihrem Glück sich zu weihen.

Heute ist der zweihundertste Jahrestag des Todes — es war auch ein Freitag — Oliver Cromwell's, Lord-Protectors von England. Daß dieser Tag so ruhig und so unbeachtet vorübergeht, ist auch ein „Zeichen der Zeit". Wohl erhoben sich in dieser und jener Zeitung, und noch gestern selbst in der „Times", einige vereinzelte Stimmen, die eine Feier des Tages befürworteten und das englische Volk „mahnten" an seine Pflicht gegen den „großen Protector", aber sie fanden keinen Anklang im Volke. Und das ist sehr begreiflich. Die Protectorschaft Cromwell's, sein „Regiment", bildet einen großen Glanzpunkt in der Geschichte Englands, das heißt, nur in der äußeren Geschichte. Aber man vergißt und verzeiht darum nicht ihren Ursprung, die „Rebellion", und daß sie nach innen eben ein „Regiment" war. Am wenigsten aber konnte ein Aufruf zur Feier dieses Tages Anklang finden unter der weisen und glücklichen Herrschaft einer Königin Victoria, einer Herrschaft, die den Beweis liefert, daß ein Volk auch groß und mächtig sein kann nach außen, ohne unfrei zu sein und geknechtet im Innern, ja daß wahre Größe und wahre Macht nur möglich sind da, wo sie auf dem sicheren und lebendigen Unterbaue einer freien und harmonischen Entwickelung aller inneren Kräfte des Volkes und ihrem freien und selbstbewußten Spiele beruhen. Uebrigens ist eben erst, in der letzten Parlamentssession, durch eine ausdrückliche Acte die gottesdienstliche Bußfeier aufgehoben worden, welche am Jahrestage der Enthauptung des „König-Märtyrers" alljährlich stattfand, und gleichzeitig die kirchliche Erinnerungsfeier der „Restauration" und der „großen Pulver-Verschwörung", — Buß- und Dankfeste, die sich seit lange überlebt hatten.

Die „Times" hat für ihre große „Enthaltsamkeit" in Bezug auf die „Reise der Königin nach Preußen" in ihrer gestrigen Nummer amende honorable gemacht, in Form eines Correspondenzbriefes aus Bonn, von Jemand, der sich „Einer aus dem Haufen" unterzeichnet. Dieser Brief ist in einem unverkennbar freundlichen und freundschaftlichen Geiste verfaßt, und dieser Geist scheint auch plötzlich wieder über die Times gekommen zu sein. Welche Bewandtniß es auch hiermit habe, immerhin enthält jener Brief eine goldene Lehre, die zwar sehr alt ist, wie alle gute Lehren, aber dennoch gerade für uns Preußen in dieser ernsten Zeit so beherzenswerth ist; wir meinen den Satz: „politische Freiheit ist eine sittliche Gewohnheit, nicht ein „Gesellschafts-Vertrag", und kann nur erlangt werden durch die ernsteste Selbstdisciplin"; woran sich die Ansicht knüpft, daß Preußen das Werk, das (nach dem Verfasser des

Briefes) es vor sich hat, nur durch sich selbst bewerkstelligen, und Keiner ihm dabei helfen könne — und darum auch England nicht, daß aber England Preußen dabei Gottes Segen wünsche — „God speed her." Herzlichen Dank für den Wunsch.

— Lord Stanley war mehrere Tage bei Disraeli in Buckinghamshire zu Gaste, und das Ergebniß dieses Besuches werden wir in kurzer Zeit in einer Proclamation von ihm finden, die an alle indischen Unterthanen (vormals der Compagnie, künftig der Königin) gerichtet sein wird. Ohne in die Geheimnisse der ministeriellen Landhäuser eingeweiht zu sein, hat man füglich das Recht, zu glauben, daß Disraeli als leitender Kopf des Cabinettes bei der Abfassung zu Rathe gezogen wurde.

— Lord Stanley bleibt nur kurze Zeit in London und begiebt sich später zu seinem Vater nach Knowsley, wohin auch Hr. Disraeli geladen ist. Von letzterem geht auch die Sage, er habe eine nagelneue Idee, die Einkommensteuer zu ersetzen. Er wolle nämlich jedes Eisenbahn-Billet mit einem Penny besteuern.

— Der jetzige Premier, Lord Derby, soll lebenslustig und frisch wie ein Jüngling sein und einen Humor und eine Fidelität der glücklichsten Art besitzen. Seine Besuche in Osborne, Windsor und in Schottland werden vom gesammten Hofe mit Entzücken begrüßt, als eine Erlösung von dem Schatten eintöniger Melancholie, der alle Höfe begleitet, und von welchem selbst der sprüchwörtlich lustige Hof Karls II. nicht frei war. Von den anderen Mitgliedern seines Ministerums läßt sich nicht dasselbe sagen. Der liebenswürdige, sanfte und gentlemännische Walpole kann nie verletzen oder mißfallen und wird überall gern gesehen werden, aber er regt keine Begeisterung und keine Wärme an. Disraeli's Humor ist nicht ungezwungen und leicht genug, dafür zu beißend und sarkastisch, um feinen Damen und Herren zu gefallen, und Sir J. Pakington ist einfach belehrend und gleich anderen lehrreichen Leuten dann und wann langweilig. Sir E. Bulwer Lytton ist für Herren, die ihn gut kennen und oft sehen, ein höchst einnehmender Gesellschafter, der einen unerschöpflichen Schatz von Anekdoten und Kenntnissen, so wie eine unvergleichliche Erzählergabe besitzt. Aber dann gehört einige Zeit dazu, die Leute an seine Eigenthümlichkeiten in Aussehen und Manieren zu gewöhnen, und er leidet auch an dem Nachtheile, daß er ein klein wenig taub ist.

— Aus der City hört man, daß bis heute Nachmittags 4 Uhr weit über die geforderten 3 Mill. L. für die neue türkische Anleihe gezeichnet worden sind. Die hiesigen griechischen Häuser, die auf der Stockbörse eine große Rolle spielen, haben vergebens alle Minen springen lassen, um die Anleihe in Mißcredit zu bringen. sie verkauften Consols, um die Stimmung im Ganzen zu drücken.

— Die Allg. A. Z. schreibt: „Während sich die englischen Mittelclassen in der trügerischen, jedenfalls übertriebenen Hoffnung wiegen: in China sei ihnen eine neue Welt eröffnet worden, laufen sie ernstlich Gefahr, an einem andern Punkte beinahe einen ganzen Erdtheil für ihren Handel zu verlieren, oder wenigstens ihren Export dahin beträchtlich geschmälert zu sehen. In Folge der jüngsten Krise war die Einnahme der Vereinigten Staaten in dem verflossenen Finanzjahr äußerst gering. Vom 1. Juli bis zum 30. Sept. 1857 belief sie sich auf 20,929,819 Doll.; vom 1. Oct. bis zum 31. Dec. 1857 auf 7,092,665 Doll., vom 1. Januar bis zum 31. März 1858 auf 8,002,528 Doll., und vom 1. April bis zum 30. Juni d. J. auf 8 Mill. Doll., zusammen 44,025,012 Doll. Die Ausgaben erhoben sich aber in dem nämlichen Zeitraume auf 77 Mill. Doll., und da die Zölle die Hauptquelle, fast die einzige Quelle der amerikanischen Staatseinkünfte bilden, so kommt das Deficit dem Unterschiede zwischen den Ausgaben und den Zolleinnahmen so ziemlich gleich. Für das laufende Finanzjahr sind die Ausgaben gar auf 140,911,413 Doll. veranschlagt. Die Zolleinnahmen werden sich vermuthlich etwas heben, aber unter keinen Umständen ist daran zu denken, daß sie so hoch steigen werden, wie vor der Krise, und es ist demnach nicht an einem abermaligen bedeutenden Deficit zu zweifeln. Für die Vereinigten Staaten wäre es natürlich sehr leicht, den Ausfall durch ein Anlehen zu decken, allein die Mehrzahl der Bürger will von diesem Mittel nichts wissen. Sie verlangt eine Erhöhung der Einfuhrzölle, und zwar für alle diejenigen Waaren, welche auch in Amerika producirt werden, oder producirt werden können. Die protectionistische Partei ist in den Vereinigten Staaten bekanntlich stark und gut organisirt."

Telegraphische Depeschen.

Paris, 4. September, 2 Uhr Nachm.

Börse vom 4.

$4\frac{1}{2}$% Rente	00 00
3% Rente	00 00
Franz.-Oesterr. E.-A.	000 00
Mobiliar-Credit-Ges.	000 00
1% span. Schuld	00 00
3% dito	00 00

Schluß-Course vom 3.

$4\frac{1}{2}$% Rente	97 75
3% Rente	71 45
Franz.-Oesterr. E.-A.	675 00
Mobiliar-Credit-Ges.	835 00
1% span. Schuld	$28\frac{1}{4}$
3% dito	$39\frac{1}{4}$

London, 4. September, Morgens. Der Herzog von Malakow ist aus Paris wieder hier eingetroffen. — Herr Caird, Mitglied des Unterhauses, wird nach Amerika gehen, um den Werth der Ländereien zu untersuchen, welche der Illinois-Eisenbahn angehören.

Kopenhagen, 3. September, Abends. Auf Slodsberg hat heute eine geheime Sitzung des Staatsrathes stattgefunden, um die an den Bundestag nach Frankfurt zu sendende Antwort festzustellen.

Landwirthschaft.

Die Ernte in Irland läßt nach übereinstimmenden Berichten kaum etwas zu wünschen übrig. Die Weizen-Ernte — so schreibt jetzt ein Londoner Blatt — ist eine der ergiebigsten und besten, die Irland je heimgeführt hat. Dasselbe läßt sich von der Kartoffel sagen. Auch Gemüse und sonstige Feldfrüchte sind so vortrefflich gerathen, daß selbst der unzufriedenste Landmann keinen Anhaltspunkt zu Klagen finden kann. Dabei werfen die Marktpreise noch immer einen erklecklichen Nutzen ab. Es fehlt nirgends an Arbeit. Allenthalben hebt sich der Gewerbefleiß und die Wohlfahrt, während die Steuerlasten, die Verbrechen und die Armuth sich vermindern.

— Aus den Vereinigten Staaten wird geschrieben: Die Halmfrüchte sind so ziemlich überall eingeheimst. Leider ist das Ergebniß der Ernte nichts weniger als erfreulich. Die Neuyorker „Tribüne" faßt alle vereinzelten Meldungen zu folgendem allgemeinen Urtheil zusammen: „Es kann nicht länger bezweifelt werden, daß die Weizenernte der gesammten Union unter dem Durchschnittsbetrage geblieben ist. Wir glauben, daß 12 Bushel per Acre Weizen schon eine hohe Durchschnittsschätzung für die diesjährige Ernte ist. Um den Hafer steht es noch schlimmer; er hat kaum eine halbe Durchschnittsernte geliefert. Welschkorn verspricht wenigstens eine knappe Mittelernte, nur in einigen nördlichen und mittleren Staaten eine reichliche. Heu und Wurzelfrüchte sind gut gediehen und ebenso das Vieh. Allein der absolute Gesammtbetrag des Bodens ist geringer als der Durchschnittsertrag der letzten 7 Jahre; der relative Ertrag per Acre oder Tagwerk bleibt noch bedeutender hinter diesem Durchschnitt zurück und der Geldertrag des Producenten wird kaum zwei Drittel so hoch sein." —

Vermischtes.

Der am 2. Juni l. J. von Donati entdeckte Komet wird, wie von der Wiener Sternwarte aus kundgegeben wird, in den nächsten Tagen auch für das unbewaffnete Auge sichtbar sein. Am 30. August Abends erschien er im Fernrohr bei sehr schwacher Vergrößerung nur wenig schwächer, als ein benachbarter Stern der sechsten Größe. Um die Mitte des September wird die Helligkeit auf das Dreifache, gegen Ende September, zur Zeit der Sonnennähe des Kometen, auf das Eilffache ihres jetzigen Werthes steigen. Die Länge des Schweifes, welche am 14. August auf etwa ½ Grad geschätzt wurde, war am 30. nahe ⅔ Grad; die größte Breite 6 bis 10 Minuten. Der Kern mit Einschluß des umgebenden Nebels hatte ungefähr 5 Minuten Durchmesser. — Der Komet steht gegenwärtig im Sternbilde des kleinen Löwen und wird sich während des Monats September, einige Grade nördlich an dem großen Bären und an der Hauptgruppe des Haares der Berenice vorüber, gegen Arcturus hin bewegen, später aber eine mehr südliche Richtung nehmen.

— Die Spener'sche Ztg. schreibt: Der altpreußische Dichter-Verein hat die Herren Varnhagen von Ense und Firmenich in Berlin zu Ehren-Mitgliedern ernannt. (Ein „altpreuß. Dichterverein" war uns bisher unbekannt.)

— Es ist in den letzten Tagen hier vielfach das Gerücht verbreitet gewesen, daß die Dessauer Credit-Anstalt abermals 50,000 Thlr. für den Bau des Victoria-Theaters hergegeben habe, und daß damit nun dieser Bau schleunigst seiner Beendigung zugeführt werden solle. Dies Gerücht ist, wie die „B. B.-Z." meldet, unbegründet. Das wahre Sachverhältniß reducirt sich vielmehr auf folgende Momente: Die Dessauer Credit-Anstalt hat bekanntlich für den Bau des Victoria-Theaters 150,000 Thlr. hergegeben, die darauf hypothekarisch eingetragen sind und hinter mehreren kleinen Hypotheken folgen, die zusammen etwa 108,000 Thlr. ausmachen und gemeinsam als eine erste Hypothek gelten. Die so beschafften Gelder sind theils zur Erwerbung des Grundstücks, theils zur Förderung des Baues bis zu seinem jetzigen Stadium verwendet worden, reichen aber zur Fertigstellung nicht hin. Eine Anzahl von Bauhandwerkern, die bei dem Theater interessirt sind, haben sich, wie es heißt, nunmehr bereit erklärt, den Bau zu beendigen (wozu noch etwa 80,000 Thlr. erforderlich sein werden), insofern die Dessauer Credit-Anstalt einwilligen will, mit ihrer hypothekarischen Sicherstellung um 50,000 Thlr. herunterzurücken, d. h. mit anderen Worten, wenn sie noch eine Hypothek von 50,000 Thlr. hinter den ersten 108,000 Thlr. eintragen lassen und also auf 158,000 Thlr. statt wie jetzt auf 108,000 Thlr. folgen will. Diese 50,000 Thlr. sollen alsdann für die in Rede stehenden Bauhandwerker eingetragen werden, die mit dem Reste ihrer Forderungen dann hinter der Hypothek der Dessauer Credit-Anstalt sich eintragen lassen werden. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand sind in diesem Augenblicke ziemlich energisch im Gange, noch aber fehlt es an jeder bestimmten Entscheidung. (Es ist kaum zu erwarten, daß die neue Direction der Dessauer Credit-Anstalt darauf eingehen wird.) *

[Katzen-Concurs.] Belgien kennt vielerlei Preisbewerbungen: Concurse von Tauben, von Buchfinken, von Drehorgeln ꝛc.; aber Katzen-Concurse kannte es bis dahin noch nicht. Der wallonischen Hauptstadt, Lüttich, war das Vergnügen vorbehalten, zuerst einen solchen Concurs von einer ganz neuen Sorte zu sehen. Doch sehen ist nicht der eigentliche Ausdruck, indem der Concurs genau um Mitternacht stattfand, der Stunde, welche Kater Murr und Genossen so besonders in Affection genommen haben. Der Katzen-Concurs hat übrigens viele Aehnlichkeit mit dem der Tauben; wie dieser besteht er darin, die schleichenden Vierfüßler in einer gewissen Entfernung von ihren Wohnungen loszulassen, und die Katze, die zuerst zurückkehrt, trägt den Preis davon. Vor einiger Zeit wurden nun 28 Katzen, die größtentheils Personen des Stadtviertels jenseits der Maas angehörten, bei der Brücke von Chênée losgelassen. Die zu durchlaufende Distanz betrug über eine

Stunde. Die Katze, welche den ersten Preis davon trug, der in einem saftigen Ardenner Schinken bestand, war um halb ein Uhr unter oder auf dem Dache ihrer Väter zurück; die andern folgten ziemlich rasch nach, und die den zweiten Preis gewann, war eine alte Pelzdame, die schon mehrere Jahre erblindet ist. Nur zwei oder drei schlechte Subjecte haben die gewährte Freiheit benützt, um sich nächtlichen Umhertreibereien zu überlassen. Doch, sie waren nur die Ausnahme; was zu Gunsten der Moralität und der Treue der Race spricht.

Inserate.

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch). — Redacteur: H. Kelpp in Berlin.

Die auswärtige Politik und der preußische Landtag.

Es galt während einiger Jahre unserer Restaurationsepoche nach 1848 für ein Axiom der „Gemäßigten", daß sich die Kammern in Preußen nicht mit auswärtiger Politik beschäftigen dürften. Das sei ein Feld, das sich der König ausschließlich vorbehalten müßte, und es sprächen die wichtigsten Gründe für diese Beschränkung der Thätigkeit der Kammern, die Einheit des Handelns, so nothwendig der Politik eines von vielen innern Gegensätzen bewegten, weit über die verschiedensten Stämme ausgestreckten Landes, dürfe nicht in Frage gestellt werden, sie werde es aber, sobald man den Kammern erlaube, sich, wenn auch nur berathend und urtheilend, an den Angelegenheiten der auswärtigen Politik zu betheiligen.

Diese Ansicht ist als eine schwindende zu betrachten, und Vorgänge, wie z. B. der v. Below-Stahl'sche im Herrenhause gestellte Antrag in Betreff der holsteinischen Frage zeigen, daß wieder einmal eine Schulmeinung von der Gewalt der Dinge besiegt ist. In der That kann von einem unbefangenen Standpunkte aus gegen Berathungen und Beurtheilungen des Landtags, welche sich der auswärtigen Politik zuwenden, nichts eingewendet werden.

Entweder stimmt der Landtag derjenigen Politik bei, welche die königliche Regierung dem Auslande gegenüber vertritt, oder er mißbilligt sie. Im ersteren Falle ergiebt sich eine Stützung und Stärkung der Regierung, für die selbst das Ministerium Manteuffel zu derselben Zeit, wo es seine auswärtige Politik für ganz unabhängig von der Zustimmung der öffentlichen Meinung erklärte, sehr dankbar gewesen wäre, im andern Falle machte sich der Gegensatz zwischen Regierung und Kammer, würde er auch in Bezug auf die auswärtige Politik nicht zur Sprache kommen, sicherlich doch in Fragen der innern Politik geltend und bereitete dem Ministerium Angriffe, die nur geeignet sein können, auch die Festigkeit seiner auswärtigen Politik zu bedrohen. Zugleich erhält im letztern Falle die jeweilige auswärtige Politik, wie sie nicht blos in ihren großen Grundzügen, sondern auch in den Details der Ausführung durch eine Reihe mehr oder minder befähigter Personen vorliegt, als Ganzes eine Sanction durch den Namen des Königs, mit welchem die Regierung sie überall auch dem Inlande gegenüber deckt, während der Ein-

fluß des Herrschers sich natürlicher Weise doch vielfach nicht auf die vermittelnden und ausführenden Organe erstrecken und auch nicht jede der Wendungen, welche die weitere Folge der betreffenden Politik bedingen, zur rechten Zeit würdigen und bestätigen oder zurückziehen kann. Das Beispiel Friedrichs des Großen, das gegen uns angeführt werden möchte, bestätigt im Gegentheil als Ausnahme nur unsere Regel: nur ausnahmsweise wird im Feldlager Diplomatie getrieben, nur in seltenen Krisen des Staatslebens wird es nothwendig, daß eine Person in sich den Feldherrn und den auswärtigen Minister vereinige. Friedrich der Einzige that dies, er war aber dann auch in Wahrheit sein auswärtiger Minister und ging selbst in die letzten Details der Arbeit ein.

Wo im Uebrigen die auswärtige Politik mit einer ganz besonderen Betonung — und in ganz anderer Weise und Form als die innere — für die des Königs erklärt wird, da tritt die Gefahr nahe, daß sich im Inlande, wenn auch nicht eine Mißstimmung gegen die erhabene Person des Herrschers, so doch eine Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten Lebensbeziehungen des Staates, die man nun einmal in unnahbare Ferne gerückt glaubt, bildet, und daß das Ausland den König in einer Weise für die jeweilige auswärtige Politik verantwortlich macht, die der Patriot auf das Entschiedenste zurückweisen muß.

Dabei aber ist die Unabhängigkeit, in welche alsdann die auswärtige Politik gegenüber dem Volke und seinem Organ, dem Landtage, getreten ist, doch nur eine vollständig scheinbare, in Wirklichkeit wirken auf sie doch eine Reihe unabwendbarer Einflüsse, welche aber nur zu leicht in einseitiger oder geradezu verkehrter Weise zur Geltung kommen, sobald eine offene Betheiligung der Volksvertretung an der Erörterung der auswärtigen Politik ausgeschlossen ist. Keine Regierung z. B. vermag sich in der Behandlung ihrer Beziehungen zum Auslande von der Rücksicht auf den einheimischen Ackerbau, die einheimische Industrie, den einheimischen Handel, die einheimische Schifffahrt frei zu halten; aber diese Rücksicht wird doch leicht in einseitiger oder gar verkehrter Weise zur Wirkung kommen, wenn die eigentlichen Vertreter jener Interessen, die im Landtage zu gleicher Zeit das Volksganze vertreten, schweigen, während sie durch letzteren Umstand vorzugsweise dazu geeignet wären, bestimmte Fachinteressen mit den allgemeinen Landesinteressen auszugleichen oder letzteren gegenüber einzuschränken.

Gerade in Preußen aber wird eine Entfremdung des Landtags von den auswärtigen Angelegenheiten des Vaterlandes und ein Schweigen des verordneten Organs des Volkes über dieselben eine besonders üble Bedeutung gewinnen und muß sehr bedenkliche Folgen haben. Diese Monarchie ist durch eine großartige freiwillige, familienhafte Zusammenwirkung ihrer Könige mit ihrem Volke auf ihre Höhe gebracht worden, und noch zuletzt haben die Freiheitskriege thatsächlich eine Verfassung des Königthums in Preußen hergestellt, die kein Ministerium ignoriren darf

und die die engste Gemeinschaft von König und Volk auch in den Fragen der auswärtigen Politik voraussetzt und fordert. Man gefährdet ein Lebensprincip, wenn man diesen wichtigsten Titel unserer ungeschriebenen Verfassung zu beseitigen trachtet, und nichts ist unpolitischer, als einem vorschnellen Mißtrauen in die Gesinnungen des Volkes die Entscheidung über die Haltung einzuräumen, welche das auswärtige Amt dem Landtage gegenüber einnimmt.

Es ist nicht zu verkennen, daß es um die Zeit, wo der orientalische Krieg sich zu entwickeln begann, hoch gestiegen war, und da Hand in Hand mit ihm in jenen Tagen eine große Abneigung gegen das junge Parlament und eine Auferstehung der alten selbstgenugsamen Bureaukratie ging, so geschah es, daß, während in Constantinopel Fäden geknüpft und Plane bewegt wurden, welche wohl die ganze zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beschäftigen werden, die preußischen Stände sich mit einer sehr mäßigen Concursordnung beschäftigten und über die Gemeindeordnung recht unerquickliche Debatten führten. Es war ein welthistorischer Moment, und wenn damals, als noch der Krieg nicht entschieden war, die Traditionen eines Müffling und die überlegene Staatsweisheit des eben heimgegangenen Alvensleben im Landtage laut geworden und in den unabhängigen Parteien rechts und links Wiederhall erhalten hätten, — wer weiß, was Kaiser Nikolaus, der vor preußischem Urtheil überhaupt Respect zeigte, gethan hätte? Statt dessen schwieg man anfänglich, und später — und als es zu spät war — suchte eine Fraction aus der gewaltigen Krisis eine kleine Parteiintrigue zu machen. Während es sich in der großen Welt um den Orient, um das Schicksal der alten Erdtheile handelte, drehte es sich in dem Hause hinten auf dem Hofe am Dönhofsplatze einige Zeit um einige Gesandtenposten, deren Neubesetzung einige Privatinteressen benachtheiligen mochte.

Die orientalische Frage in ihrem neuesten Acte hat tief in die Gemüther der Menschen eingegriffen, und der wiedererwachte politische Geist wird auch jetzt noch, während scheinbar „Alles vorbei ist", von ihr mächtig beschäftigt, denn selbst dem beschränkteren Blicke ist in den neuesten Weltbegebenheiten die unerwartete Einsicht in einen inneren Zusammenhang der Geschicke der einzelnen Staaten der Welt geworden, und das einzelne Privatinteresse ist in vielen Fällen im Stande, zu erkennen, wie sein Ergehen auf das Engste mit den großen Bewegungen einer äußerlich sehr entfernten Politik verknüpft ist. Nichts desto weniger sind die Ansichten über die orientalische Frage, über die Haltung, welche unsere Regierung dabei beobachtet hat &c., nirgend so getheilt und dann so verworren, als in Preußen. Während in Oesterreich — ganz abgesehen von Frankreich, England und Rußland — in dieser Frage die öffentliche Meinung entschieden auf Seiten der Regierung steht, findet sich heut in Preußen kaum noch ein nennenswerthes Blatt, das unsere auswärtige Politik in den Jahren 1853—1857 zu beloben wagt. Und

doch ist gegen diese unsere orientalische Politik in Wahrheit mehr behauptet worden, als sich beweisen läßt. Zum Theil sind wohl die eigentlich richtigen Actenstücke dieses großartigen Processes noch unbekannt, zum Theil sind sie schwer verständlich, weil sie ihren geheimen Commentar erst in den persönlichen Berührungen und Beziehungen des Königs und des Kaiser Nicolaus finden. Die allgemeine Mißstimmung, welche sich dessen ungeachtet gegen unsere auswärtige Politik zeigte, hat jedenfalls ihren hauptsächlichsten Grund in der unnatürlichen Schweigsamkeit, welche im Landtage, ohne eine rühmliche Unterbrechung, über die orientalischen Händel und **Preußens Aufgabe in ihnen** herrschte. Das Volk sahe ein schweres Gewitter über Europa aufziehen, es sahe an allen Höfen und in allen Cabinetten der Großmächte eine fieberhafte Thätigkeit, und Berlin war Anfangs eine ganz besonders lebhafte Station des diplomatischen Verkehrs, von Fürsten und Gesandten mannigfach besucht. Der reiche Geist unseres königlichen Herrn bot den streitenden Gegensätzen vielfach erwünschte Auskunft; sein Sinn für Gerechtigkeit war allgemein anerkannt: nirgend schien eine erstlich gemeinte Lösung der Krisis eine günstigere Aussicht zu haben, als in Berlin. Aber neben dem königlichen Plan und Willen ging eine Ausführung daher, welche sich von vornherein Mißdeutungen aussetzte. Die Vermittelungsgeneigtheit wurde in Folge dessen als eine abstracte Liebe zum Frieden quand-même aufgefaßt, und der Gerechtigkeitssinn bald als geheime Hinneigung zu Rußland, bald als Besorgniß vor Frankreich gedeutet. Die Doctrinen der Bureaukratie und die des Absolutismus überboten sich wider ihren Willen, diesen Auffassungen weit und breit Geltung zu verschaffen; die Presse that nichts, diesen Irrthümern entgegenzutreten, während die offene Debatte des Landtages und besonders die des preußischen Oberhauses, leicht die Nebel hätte zerstreuen und einer richtigeren Auffassung der eigentlichen Politik des Königs hätte Bahn brechen und eine correctere Ausführung des königlichen Gedankens hätte garantiren können.

Besonders des preußischen Oberhauses, sagten wir. In ihm sitzen die eigentlichen Stellvertreter der preußischen Tradition, die gerade in den auswärtigen Angelegenheiten von Rechts und Links gleich hoch geschätzt wird. Die alten Geschlechter des Landes, die unsäglich viel an Gut und Blut für die Monarchie dahingegeben haben, wäre es auch nur im gleichen Verhältniß mit dem übrigen Volke, wissen — und das ist ihr Vorzug — um diese Opfer und sie nahmen einen selbstständigeren Antheil an unsern Kriegen, Siegen, Unterhandlungen und Friedensschlüssen: sie haben die festesten Eindrücke unserer kriegerischen Größe, unserer Gefahren und unserer Freundschaften und Feindschaften bewahrt, und während sie darum vielfach einen gewissen untrüglichen Instinct zur Beurtheilung auswärtiger Fragen mit sich bringen, kann ihnen neben dem Vertrauen des ganzen Volkes auch das Vertrauen der Regierung nicht

fehlen, da sie durch ihren Grundbesitz auf das Engste mit dem Schicksal des Landes verbunden sind.

Wenn sie indessen doch in einer auffallenden Unthätigkeit in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten im Landtage verharrten, so war dies vor Allem die Folge einer gewissen unsichern Haltung der Regierung in den Fragen der innern Politik. Die im Jahre 1848 beregten Plane einer conservativen Reform der socialen und politischen Verhältnisse waren schnell bei Seite gelegt, und ein System zur Rückkehr der alten Bureaukratie erwählt, das sich besonders auf Mittel der äußeren Gewalt verließ. Ein solches System hatte Sympathien mit der russischen Autokratie wie mit dem französischen Imperialismus, und je weniger ihm vom Landtage entgegengetreten ward, desto mehr Terrain gewann es, und desto weiter verbreitete es auch seine ausländischen Sympathien.

So kam die altpreußische Tradition selbst bei ihren bewährtesten Trägern eine Zeit lang, wenn nicht in Vergessenheit, so doch in bedenkliche Abnahme, und das Schweigen des Landtags in der orientalischen Frage ward um so erklärlicher, je weniger Männer, deren Neigungen selbst zwischen den kämpfenden Parteien schwankten, etwas gegen eine Politik, welche nicht nur im gegebenen Augenblick, sondern im Princip neutral sein wollte, sagen konnten.

Die Nebel, welche solche Sympathien über das Auge unserer besten Männer breiteten, sind jetzt zerstreut, und die große Aufgabe, welche gerade dem Herrenhause auf dem Gebiete der auswärtigen Politik geworden ist, wird klarer erkannt. Jene unabhängigen, gebildeten, mit alter Tradition ausgerüsteten Persönlichkeiten, aus denen sich ohnehin unsere Diplomatie ausschließlich rekrutiren muß, werden künftighin ihre Stellung und Befugniß besser benutzen: gehorsam, wenn die Kriegstrommel sie vor die Reihen unserer Bayonnette ruft, werden sie freimüthig und ohne Rückhalt diejenige auswärtige Politik Preußens, welche von jedem Hafen unserer Ostsee und von dem Wellenzuge jedes unserer bedeutenderen Flüsse gepredigt wird, den Schwankenden und den Unwissenden gegenüber vertreten. Sie vertreten damit im Nothfall den Ministern gegenüber die königlich hohenzollernsche Politik.

Die ostindischen Besitzungen der Niederländer in Vergleichung zu den englischen.

II.

Die Plantagen.

Noch drückender als die eben geschilderten Dienste des Lasttragens an öffentlichen Bauten, Kunststraßen 2c. ist für die Bevölkerung der erzwungene Anbau von Kaffee- und andern Plantagen. Java war zwar von jeher das Reismagazin für einen großen Theil der sundischen Inseln und selbst für's Festland von Asien, und producirt jetzt auch noch so viel, daß noch alljährlich eine beträchtliche Quantität ausgeführt wird; doch soll hiermit nicht gesagt sein, daß nicht ein Theil der Bevölkerung dabei Hunger leidet. Es verhält sich hier wie in einigen Staaten Europa's. Würde man auf Java nur so viel Reis ausführen, als die Bevölkerung nicht consumiren kann, so wäre eine solche Ausfuhr ein sicherer Maßstab für die Wohlfahrt des Landes; so aber führt man zwar jährlich viel Getreide aus, wenn man aber dasselbe unter die Mangel leidende Bevölkerung vertheilte, würde es wahrscheinlich noch lange nicht ausreichen. Und es wäre auch wunderbar; der Plantagenbau hat auf Java in den letzten 30 Jahren in so wahrhaft erschreckender Weise zugenommen, daß der einzige und wirkliche Reichthum des Volks, die herrlichen Reisfelder, mehr und mehr verschwinden und an ihrer Stelle sich Kaffee-, Zucker- und andere Plantagen erheben. Gerade die fruchtbarsten Ländereien sind jetzt mit Kaffee bepflanzt, und da, wo man früher den Boden nicht für ergiebig genug achtete, oder auf Stellen, wo der Anbau zu mühevoll war, auf den höchsten Bergen, zieht jetzt der arme Javanese Furchen mit seinem Büffelgespann, während er einen trüben Blick abwärts wirft auf die ausgedehnten grünen Gebüsche mit ihren rothen Früchten, für deren Erhaltung er Sorge tragen muß, nachdem er sein eigenes Feld für diese Pflanzungen hergeben mußte.

Auf solche Weise verwandelt sich Java in eine ungeheure Plantage, während die materielle Wohlfahrt der Bevölkerung in demselben Maße abnimmt, und wie Alles seine Grenzen hat, so hat, wenn man unparteiisch urtheilen will, Holland diese Grenze bereits seit 26 Jahren überschritten. Wären alle diese Pflanzungen Eigenthum der Bevölkerung, wäre der Handel frei, so würde wenigstens unter einem Theil der Bevölkerung großer Wohlstand, ja Reichthum herrschen; dagegen ist der Anbau erzwungen, die Reiscultur durch gleichen Zwang verdrängt, und die geernteten Früchte sind Monopol der niederländischen Regierung, die einen willkürlich gestellten, sehr unbedeutenden Preis für dieselben zahlt.

Seit der Trennung Belgiens von Holland gestalteten sich die Handelsverhältnisse in niederländisch Ostindien insofern um, als die bis da-

hin aus Rücksicht für die fabrikthätigen belgischen Provinzen gebotenen mannigfachen Beschränkungen des Handels aufgehoben wurden. Die Regierung richtete zugleich ihr Hauptaugenmerk auf die Steigerung der Colonial-Production, welche man durch ein neues Agricultursystem und andere in diesem Sinne getroffene Maßregeln zu befördern sich bestrebte. Seitdem wurde die Production von Colonialfrüchten auf eine für den armen Javanesen wahrhaft erschreckende Weise gesteigert. Nach diesem System der Zwangsarbeit werden jetzt in einer einzigen Provinz, der Pränger Regentschaft (mit 740,000 Einwohnern), über 80 Millionen Kaffeebäume durch die Bevölkerung unterhalten. Rechnet man durchschnittlich fünf Personen auf die Familie, so kommen über 500 Kaffeebäume auf jede Haushaltung oder nach der Kopfzahl mehr als 100 Bäume auf den Kopf. Bedenkt man nun, daß außer dem Kaffee noch andere Colonialfrüchte gezogen werden, welche sämmtlich dem Javanesen wenig oder nichts einbringen, und daß er für seine Existenz allein auf den Reisbau angewiesen ist, denkt man ferner an die vielen zu leistenden andern Frohndienste, Grund- und anderen Steuern, so würde man eben nicht begreifen, wie diese armen Leute existiren können, wenn Grund und Boden nicht so überaus fruchtbar wären, das tropische Klima die Kleidung beinahe entbehrlich machte und die Wohnungen nicht so billig wären, indem sich jede Familie ihre Bambushütte selbst zimmert und baut, vor Allem aber die Mäßigkeit des Indiers in Essen und Trinken nicht so groß wäre. Jahr aus Jahr ein ißt der javanesische Bauer nichts anderes als dreimal täglich Reis, gewürzt mit rothem Pfeffer und Salz, und wenn es hoch hergeht, mit einer kleinen Zugabe von getrocknetem Fisch oder Büffelfleisch; doch kann man rechnen, daß in solchem seltenen Fall die ganze Familie von letzterer Speise nie mehr als 2 bis 3 Loth zu einer Mahlzeit consumirt, indem der Reis stets das Hauptessen bildet und sich hier Fleisch oder Fisch dazu verhält wie bei dem armen Mann in Europa Butter oder Käse zum Brod.

In den großen Städten verbraucht eine gewöhnliche javanesische Familie, aus fünf Gliedern bestehend, monatlich nicht mehr als 10 bis 12 Gulden (5 bis 6 Thlr.). Man kann annehmen, daß eine Bauerfamilie auf dem Lande, die ihren eigenen Reis baut und einige Fruchtbäume besitzt, nur der Hälfte dieser Summe bedarf, also 2 bis 3 Thlr. Um einen Ueberblick zu geben, auf welche Weise die Colonial-Production seit 1830 gesteigert wurde, lasse ich hier noch folgende Ziffern folgen.

Java producirte an Kaffee, Zucker und Indigo allein in den Regierungs-Plantagen und ohne was von Privatpersonen angebaut und gewonnen wurde, im Jahre

	1829:	1838:	1846:
Kaffee	375,000 Ctr.	787,000 Ctr.	1,128,000 Ctr.
Zucker	95,000 „	980,000 „	1,129,000 „
Indigo ...	460 „	743 „	17,000 „

Dagegen betrug die gesammte Ausfuhr an sämmtlichen Colonial-Producten im Jahre

	1844:		1846:	
Kaffee	1,240,000	Pikul.	916,000	Pikul (à 125 Pfund).
Zucker	1,008,000	"	1,390,000	"
Indigo . . .	16,480	Ctr.	17,000	Ctr.
Reis	785,276	Pikul.	500,000	Pikul.
Muskatnüsse .	8,130	"	5,700	"
Muskatblüthe	—	"	1,720	"
Nelken	2,800	"	—	"
Pfeffer . . .	11,484	"	13,000	"
Macis	2,300	"	—	"
Stuhlrohr . .	75,000	"	—	"
Zinn	68,700	"	65,000	"
Zimmet . . .	—	"	930	"
Cochenille . .	—	Ctr.	550	Ctr.
Thee	—	"	8,500	" (erst in 1827 angebaut).
Tabak	—	Kolli.	5,800	Kolli.
Arak	6,500	Faß.	—	Faß (à 605 Liter).
Häute	156,000	Stück.	—	Stück.

Die Thee-Cultur wurde im Jahre 1827 auf Java eingeführt, und der Bezirk von Pondak-gede gehört zu denen, wo der Theebau mit der größten Umsicht getrieben wird und wo Chinesen aus den chinesischen Provinzen Hunan und Fokien die in ihrem Lande gebräuchliche Bereitung nachahmen. Der Java-Thee hat aber trotz aller angewendeten Mühe nur wenig Aroma und einen abstringirenden Geschmack, welches allein dem Klima zugeschrieben werden muß, obschon man, um ein ähnliches Klima wie auf China zu erlangen, die Thee-Plantagen in einer Höhe von 1500 bis 1800 Fuß über dem Meeresspiegel anlegte. Vor dem Jahre 1830 wurden Gewürznelken und Muskatnüsse nur auf den Molucken angebaut, doch seit genanntem Jahre ist Java dazu ausersehen, Alles zu produciren, was bisher nur vereinzelt in verschiedenen Ländern Indiens wuchs. Mit glücklichem Erfolg ist der Zimmet und die Nopal-Pflanze angebaut worden, und durch die Cochenillenzucht werden jetzt jährlich 60,000 Pfd. Cochenille gewonnen (ein Werth von ca. 400,000 Gulden). Die Seidenzucht wird ebenfalls auf Java mit dem besten Erfolge getrieben.

Java's Handel.

Der Handel Java's hat unter den Verhältnissen, wie er betrieben wird, einen hohen Aufschwung genommen, namentlich seit 1830. — In genanntem Jahre betrug die Ausfuhr von Java allein (incl. Madara)

$14\frac{1}{2}$ Millionen Gulden. Im Jahre 1836 aber bereits 41 Millionen Gulden und 1846 sogar 60 Millionen Gulden. Dagegen betrug die Einfuhr im Jahre 1846 36 Millionen Gulden, wovon $15\frac{1}{2}$ Millionen aus Holland. Wahrscheinlich hat sich seitdem die Ausfuhr noch in demselben Verhältniß vermehrt. Es sind dies große und viel verheißende Ziffern, doch besteht leider hierbei das üble Verhältniß, daß, je mehr die Ausfuhr zunimmt, um so mehr das materielle Wohl der Bevölkerung abnimmt, das heißt, sie muß in demselben Verhältniß mehr arbeiten, während die Reisfelder in den fruchtbarsten Gegenden allmählich verschwinden. Ich habe bereits im Vorhergehenden darauf aufmerksam gemacht, daß die Ausfuhr von 500,000 Pikul Reis noch durchaus nicht beweist, daß die Bevölkerung keinen Mangel leidet, und daß nur bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens und Climas und den wenigen Bedürfnissen des Indiers es sich erklären läßt, daß unter den bestehenden Verhältnissen die Bevölkerung noch stets zunimmt. Der Javanese nimmt an dem Aufblühen des Handels und dem Productenreichthum seines Landes eben so wenig Antheil, als der leibeigene Bauer auf den Gütern eines russischen Edelmannes an dem Mehrertrag der Güter Theil nimmt. Er erhält eine so unbedeutende Entschädigung für die in den Plantagen geleisteten Frohndienste, daß man es nur dem Einfluß der eingeborenen Häuptlinge zuschreiben muß, wenn das Volk die ungeheuere Last bisher ohne Murren getragen hat. Da sämmtliche in Java erzeugte Colonial-Producte Monopole der niederländischen Regierung sind, deren Production nur einen verhältnißmäßig ganz geringen Arbeitslohn kostet, so fällt der ganze Vortheil der Maatschappy und dem niederländischen Gouvernement anheim, welches letztere bei der Handels-Maatschappy wesentlich betheiligt ist. Wehe dem Javanesen, der ertappt würde, einige der oben genannten Colonial-Producte für eigene Rechnung verkauft zu haben, er würde es schwer büßen müssen.

In jüngster Zeit hat Holland eine Menge kleinerer Häfen auf Java, Sumatra, Borneo ꝛc. dem Verkehr aller Nationen geöffnet. Diese anscheinend freisinnige Maßregel will jedoch so viel wie nichts bedeuten, weil es in jenen Häfen eben nichts zu handeln giebt. So lange der Javanese nicht für eigene Rechnung pflanzen und handeln darf, so lange sind solche Maßregeln von gar keiner Bedeutung. Die niederländische Regierung ist mit ihren Monopolen so streng, daß selbst die in Batavia und anderen großen Städten lebenden Europäer, die niederländischen Beamten und Offiziere, keinen guten Kaffee kaufen können; auf den öffentlichen Märkten wird nur eine geringe Quantität Kaffee schlechtester Qualität feilgeboten. Man kann nur bei einigen größeren Handlungshäusern guten Kaffee kaufen, die denselben aus Europa wieder beziehen; der gute Kaffee geht aus den Plantagen direct in die Regierungsmagazine und verläßt dieselben nur, um auf die abgehenden Schiffe verladen zu werden. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den übrigen Colonial-Producten.

Für den Handel der sundischen Inseln ist übrigens Java der Centralpunkt. Malaiische Fahrzeuge von Sumatra, Borneo, Celebes und den Molucken holen hier ihre Bedürfnisse an europäischen Waaren nebst Tabak und Salz, und bringen zugleich einige wenige Erzeugnisse ihrer eigenen Länder auf den Markt. Auch gewahrt man viele chinesische Jonken und einige Schiffe anderer Länder des Festlandes von Asien, während von Java nur selten Schiffe nach den benachbarten Inseln gehen. Eben so wenig findet ein Verkehr zwischen den übrigen sundischen Inseln untereinander statt. Um von Sumatra nach Borneo zu gelangen, muß man über Java reisen und daselbst eine Schiffsgelegenheit nach Borneo abwarten; eben so wenig würde man Gelegenheit haben, von Borneo direct nach den Molucken zu gelangen; man muß stets erst nach Java zurück und von hier aus die Reise antreten ꝛc.

Die wenigen europäischen Kaufleute, die sich in den größeren Küsten- und Handelsstädten Java's, Batavia, Samarang und Surabaya, aufhalten, beschäftigen sich hauptsächlich nur mit dem Verkauf von europäischen Luxusgegenständen, namentlich Eßwaaren, an die europäische Bevölkerung Indiens. Es wird eine unglaubliche Menge Genever, Bier, Wein, Schinken, Butter, Käse und andere feinere europäische Eßwaaren in Indien consumirt. Die in den oben genannten Städten sich aufhaltenden Kaufleute versenden von hier aus ihre Waaren nach allen Gegenden des Archipelagus, wo holländische Beamten und Militair sich befinden, so wie in das Innere Java's. Selten verweilen sie länger als 10 Jahre in Indien und kehren nach dieser Zeit, wenn sie einigermaßen Glück gehabt haben, als reiche Leute nach Europa zurück.

Ueberaus lebhaft ist der Küstenverkehr auf Java, und es sind meist Araber, theils auf Java ansässig, theils als Fremdlinge daselbst für einige Zeit verweilend, welche den Küstenverkehr und Handel betreiben. Bei der Menge von Colonial-Producten, die von den kleineren Küstenplätzen nach den Haupt-Regierungsmagazinen versendet werden, dem starken Reishandel, den vielen Sendungen anderer Waaren durch Kaufleute und Privatpersonen, ist dieser Verkehr sehr lebhaft.

Die Schiffe, durch welche diese Küstenfahrten betrieben werden, sind, obschon meist Arabern gehörend, doch sämmtlich europäischen Ursprungs, und entweder auf Java selbst gebaut, oder alte europäische, die für größere Fahrten und für stürmische Meere nicht mehr brauchbar sind, aber in den windstillen Gewässern der indischen See noch viele Jahre benutzt werden.

Ein für die niederländisch-ostindischen Besitzungen sehr gefährliches Element sind übrigens diese arabischen Kaufleute und Schiffseigenthümer, welche als Mahomedaner den ebenfalls mahomedanischen Malaien und Javanesen sehr nahe stehen und mit bitterem Groll gegen die Christenherrschaft über diese Länder erfüllt sind. Wahrscheinlich wird dieser Groll durch die Erinnerung genährt, daß ihre Vorfahren einst hier do-

minirten. Gewiß ist es, daß sie alle Europäer stark hassen, und ihr beständiger Verkehr mit den Eingeborenen, welche ihnen, theils als reichen Leuten, noch mehr aber als Landsleuten des Propheten und Repräsentanten des Islam, viel Ehrfurcht bezeigen, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß für die niederländische Regierung bleiben. Glücklicherweise sind sie ihres schmutzig geizigen Charakters wegen bei dem gemeinen Volk nur wenig beliebt, doch möchte ihr Einfluß auf die Häuptlinge, wenn sie deren Ehrgeiz und religiösen Fanatismus anstacheln, nicht gering zu veranschlagen sein, namentlich bei Gelegenheit irgend einer Krisis, wie z. B. bei dem Aufruhr in den englischen Besitzungen und dem mehr und mehr um sich greifenden Christenhaß in allen mahomedanischen Ländern.

Von gleicher Gefährlichkeit, aber noch allgemeiner wirkend, sind die jährlich von den sundischen Inseln nach Mekka wallfahrenden Pilger. Man kann die Anzahl dieser Pilgrime von sämmtlichen sundischen Inseln, aus dem Innersten von Borneo und Celebes sowohl, wie aus den Molucken, Sumatra und Java, durchschnittlich auf hundert jährlich veranschlagen, die bei ihrer Rückkehr nicht wenig dazu beitragen, den gesunkenen religiösen Fanatismus der malaiischen Volksstämme anzufachen, indem sie erzählen, wie kein Christ die heilige Stadt betreten darf, unter Hinzufügung von allen den Aufschneidereien und Lügen, die sie selbst von Derwischen und anderen mahomedanischen Reisenden über die Christen vernommen haben. Gewöhnlich schmücken sie diese Erzählungen noch mit ihren eigenen Lügen aus. Daß die sonst so schlaue und vorsichtige holländische Politik diesen schädlichen Einfluß der arabischen Kaufleute und malaiischen Mekka-Pilger bisher nicht zu beschränken wußte, ist merkwürdig genug.

Die Besteuerung.

Außer den directen Territorial- und Grundsteuern, den Import- und Export-Zöllen bezieht die Regierung noch eine große Summe an Pachtgeldern, für Opium, Arak, Hazardspiel, Markt- und andere Steuern. Diese Regierungs-Monopole sind sämmtlich an chinesische Generalpächter verpachtet. Welche ungeheuere Summe allein die Opiumpacht aufbringt, geht daraus hervor, daß, als im Jahre 1840 (oder einige Jahre später) der Pachttermin abgelaufen war, der neue Generalpächter über 1 Million Gulden an jährlicher Pacht mehr bot, als sein Vorgänger bezahlt hatte. Es ist gewiß, daß die niederländische Regierung durch die Einführung des Opiums*) bereits einen großen Theil der malaiischen Volksstämme geistig und körperlich vernichtet hat, und daß gar nicht abzusehen ist, wie weit das verderbliche Gift noch wird verbreitet werden. Löblich aber ist es, daß viele holländische Beamte in ihren Districten die Ausbreitung

*) Opium wird in den niederländischen Besitzungen nicht fabricirt, sondern eingeführt.

zu verhindern suchen, und wenn sie Einfluß auf die Häuptlinge und die Bevölkerung haben, so sind ihre Bestrebungen meist mit Glück gekrönt. Doch will man unparteiisch urtheilen, so kann man nicht leugnen, daß der Branntwein im christlichen Europa nicht weniger verderbend wirkt, und daß die christlichen Regierungen dem ohnerachtet, aus Rücksicht für diese bedeutende Staatseinnahme, die Branntweinfabrikation auch eher befördern als hemmen. Bei einem regelmäßigen und mäßigen Genuß der Opiumpfeife (denn der Malaie genießt das Opium nur auf diese Weise) gewahrt man bei den Rauchern kein Abnehmen der Kräfte, im Gegentheil sehen sie wohl und munter aus, doch werden sie allerdings matt und schlaff, wenn ihnen die tägliche Ration Giftrauch fehlt. Dagegen sind die moralischen Folgen des Opiumrauchens bei weitem nicht so abschreckend, als die des Trunkes. Der Opiumraucher, der große Quantitäten dieses Giftes consumirt, wird erst aufgeregt, schwatzt viel, doch nachdem er der Pfeife stark zugesprochen hat, wird er allmählich stiller und ergötzt sich mehr und mehr nur an angenehmen Visionen und Träumen; er verläßt bei dieser Gelegenheit gewöhnlich nie seine Hütte oder das öffentliche Opiumhaus, bis er ausgeschlafen hat. An dem nur geringe Quantitäten Opium consumirenden Raucher ist eine Aufregung gar nicht bemerkbar. Man gewahrt daher auf öffentlichen Plätzen und Straßen niemals durch Opium berauschte Menschen; solche öffentliche Skandalscenen dagegen bieten die oft betrunkenen europäischen Soldaten. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn der Indier einen großen Abscheu vor allen Betrunkenen hat, während er das Opiumrauchen zwar auch mißbilligt, aber nicht so offenbar unanständig findet wie den Branntweinrausch.

Die Hazardspiele, deren Monopol ebenfalls Chinesen gepachtet haben, wirken im Allgemeinen auch sehr verderbend. Theils wird mit Würfeln, theils mit chinesischen kleinen Karten gespielt. Die Chinesen sind die Bankhalter und in der Regel die geschicktesten Betrüger, die den armen Javanesen das wenige, sauer verdiente Geld auf leichte Weise abnehmen. Dergleichen Banken befinden sich in jeder kleinen Stadt, ja in jedem etwas großen Dorf.

Originell ist die Art und Weise der Marktsteuer; es ist nicht genug, daß die ihre Feldfrüchte zu Markte bringenden Javanesen dafür eine verhältnißmäßig hohe Steuer zahlen, sie müssen auch alle Gegenstände, die sie auf dem Markt kaufen, um sie nach ihrer Heimath mitzunehmen, wieder versteuern. Auch dies Monopol haben Chinesen in Händen, und da in den kleineren Städten einigemal in der Woche, in den größeren aber täglich Markt ist, so ist die Einnahme nicht gering.

Die sämmtlichen Staatseinkünfte von Niederländisch-Ostindien betrugen im Jahre 1840 82 Millionen Gulden, die Ausgaben 48 Millionen, so daß sich ein Ueberschuß von 34 Millionen ergab. Dies ist natürlich der Maßstab für Friedensjahre. Die Einnahmen haben sich durch

die Steigerung der Colonial-Producte seitdem noch vermehrt. Doch sind auch kostspielige Kriege auf Sumatra, Bali und andern Inseln geführt worden, welche seitdem die Mehreinnahmen stets verschlungen haben.

Schulen.

Nach der niederländischen Colonial-Politik wurden bisher die Schulen in den überseeischen Domänen als gefährliche Institute betrachtet, ganz entgegengesetzt dem in neuerer Zeit durch die Engländer eingeführten und ihnen auch verderblich gewordenen System der Verbreitung möglichst größter wissenschaftlicher Bildung in den Colonien. Jedenfalls sind beide Ansichten unrichtig. Holland hat zu wenig und England zu viel in dieser Beziehung gethan. Die Eingeborenen von Niederländisch-Ostindien haben keine andern als ihre mahomedanischen Schulen, in denen sie einige Gebete und Sprüche auswendig lernen. Nur ein kleiner Theil der Bevölkerung, Söhne von Häuptlingen und reichen Leuten, lernen etwas javanesisch oder malaiisch lesen und schreiben, auch wohl etwas rechnen. Ich meine, man könnte ohne Schaden und mit leichter Mühe der sämmtlichen javanesischen Jugend diese geringen Kenntnisse beibringen. Sie würden dann wenigstens im Stande sein, die Bibel zu lesen. Für die Kinder der Europäer bestehen nur in den größten Städten einige Elementarschulen, in denen aber eben nicht mehr gelehrt wird, als schreiben, lesen, rechnen und einige Anfangsgründe in Geographie und Geschichte. Die vermögenden Europäer schicken daher ihre Kinder mit dem zehnten und zwölften Jahre bereits nach Europa zur Ausbildung.

Die Kinder der Europäer von eingeborenen Weibern sind von Staatsanstellungen, wie in Englisch-Ostindien, nicht ausgeschlossen. Im Allgemeinen sind aber ihre Geistesfähigkeiten gering, daher man sie auch nur zu den niedrigsten Aemtern zuläßt. In die Augen fallend ist ihr Mangel an aller Energie, dagegen haben sie den schlauen, schmiegsamen Sinn der Eingeborenen und sind zu Unterschleifen und Betrügereien geneigt wie diese.

Das Militair.

Dem Etat nach soll die niederländisch-indische Armee etwas mehr als 16,000 Mann betragen, und zwar 13,000 Mann Infanterie, 1400 Mann Artillerie, 800 Pioniere, 500 Cavallerie und 300 Trainsoldaten. In der That aber besteht die Armee kaum aus 10,000 Mann, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in Englisch-Ostindien stets dasselbe Verhältniß stattfand. Dem Etat nach sollten sich auf Java 7000 Mann Besatzung befinden, auf Sumatra 6000, auf Celebes 1300, auf Borneo 1000, auf den Molucken 600. — Auf Sumatra befanden sich in den Jahren 1840—46 kaum 4000 Mann, auf Borneo kaum 600 und auf Java vermuthlich nicht mehr als 4- bis 5000 Mann.

Von diesen Truppen sind nur der dritte oder vierte Theil Euro-

päer, also zwischen 3- und 4000 Mann. Der größte Theil besteht aus Javanesen, ein kleiner Theil aus Bugis (Bewohner von Celebes) und Ambonesen (Bewohner der Molucken). Früher bezog die niederländische Regierung auch Rekruten von der Westküste Afrika's, und es befanden sich stets 1500 bis 2000 Afrikaner bei der indischen Armee; doch seit dem Jahre 1844 meinte die englische Regierung hierin eine Art von Sklavenhandel zu erblicken, und die Werbung unterblieb seitdem in Folge der englischen Reclamationen. Ein Ueberrest von einigen hundert afrikanischen Soldaten mag jetzt wohl noch vorhanden sein, doch da seit 15 Jahren keine neuen Rekruten mehr anlangen, so wird in 10 Jahren sicher auch der noch bestehende kleine Rest verschwunden sein. Uebrigens ist der Neger kein besonderer Soldat; stets zum Aufruhr geneigt, ist er zwar stürmisch beim Angriff, aber durchaus nicht ausdauernd.

Die Art und Weise der Kriegführung in Niederländisch-Ostindien unterscheidet sich wesentlich von der in Englisch-Ostindien gebräuchlichen, wo es an regelmäßigen Belagerungen und an großen Feldschlachten nicht fehlt und wo die Cavallerie eine bedeutende Rolle im Felde spielt. Nichts von alle dem auf den sundischen Inseln; hier beschränkt sich die Kriegführung hauptsächlich nur auf Tirailleurgefechte und auf die Einnahme einzelner Passagen befestigter Dörfer. Cavallerie kommt nie in Anwendung; der Grund hiervon liegt in der Beschaffenheit des Terrains. In Englisch-Ostindien kommen regelmäßige Festungen und große freie Ebenen, wenigstens trockene Felder vor, wo sich die Truppen aufstellen können und auch Cavallerie agiren kann. Die sundischen Inseln dagegen bieten nichts als Defiléen dar. Alles Terrain seitwärts von den großen Straßen ist ohne Ausnahme undurchdringlicher Wald und Gebüsch oder tiefes morastiges Reisland. Trockene Felder kommen daselbst nur sehr einzeln auf hohen Bergen vor. Dies ist der Grund, warum die niederländisch-ostindische Armee keine oder nur wenig Cavallerie besitzt. Die bestehende Reiterei dient mehr als Ehrengarde für den Gouverneur-General und einige javanesische Fürsten, als im Felde. Bei dieser Beschaffenheit des Terrains würde es den Javanesen und Malaien leicht fallen, die Holländer zu vernichten, wenn sie bessere Schützen wären und bessere Gewehre hätten, und das für sie äußerst günstige Terrain zu benutzen verständen.

Vergleicht man die Verwaltung und Bewachung der englischen und niederländischen Besitzungen, so ergiebt sich, daß Holland weit weniger Truppen hält als England, dagegen aber eine weit größere Anzahl Civilbeamte; daß es ferner hauptsächlich durch den Einfluß der eingeborenen Häuptlinge regiert, und selbst in den Ländern, wo die Häuptlinge früher wenig oder keine Macht hatten, im eignen Interesse Häuptlinge zu schaffen sucht, denen es Macht und Ansehen vermittelst einer hinreichenden Anzahl Bayonnette verleiht; daß Holland aber dabei verhältnißmäßig nur geringe Subsidiengelder an einzelne Fürsten bezahlt, während England

große Summen hierfür ausgiebt. Daß endlich Holland durch das im Jahre 1830 eingeführte Agricultur- und Plantagen-System neue große Revenüen erzielt hat, die von Jahr zu Jahr sich vermehren, und die, wenn der Plan gelingt auch Sumatra, Bali, Celebes und andere Inseln in solche Plantagen zu verwandeln, in zwanzig Jahren sich verdoppelt haben werden.

Wenn man jedoch einen Blick auf die Karte des indischen Archipelagus wirft, auf die ausgestreckten östlichen Länderstrecken, auf Neu-Guinea und eine Menge anderer kleinerer Inseln, die dem Namen nach auch Holland gehören, ohne daß irgend eine Besatzung oder selbst nur ein Handelsetablissement sich daselbst befindet, so scheint es, daß die Kräfte des kleinen Hollands mit seiner ungeheueren Schuldenlast bei weitem nicht ausreichen, das begonnene Werk auch über diese ausgebreiteten aber wenig bevölkerten Länder weiter auszuführen. Frankreich hat in jüngster Zeit sich diesen Umstand bereits ins Gedächtniß zurückgerufen und auf der Fichteninsel eine Straf-Colonie errichtet. Warum, möchte man fragen, trachtet Preußen nicht darnach, in jenen Gegenden auch einen Länderbesitz zu erwerben? Verkennt man denn jene Weltgegend so sehr, daß man nicht sieht, was sich dort vorbereitet? Wenn man einen Blick auf die Westküste von Amerika und Australien wirft und bedächte, was diese Länder in 25 Jahren sein werden, wenn man ferner die Umwandelungen betrachtet, die mit Japan und China vor sich gehen, so kommt man zu dem sicheren Schluß, daß einst der Welthandel sich in jenen Gegenden in weit größerem Maßstab, als dies bis jetzt der Fall ist, concentriren muß. Es kann ferner nicht ausbleiben, daß über kurz oder lang sich ein Strom Auswanderer, zehnfach größer, als bisher, von China aus, diesem übervölkerten Lande, über den indischen Archipelagus, Australien, die Südsee-Inseln und die Westküste von Amerika ergießen wird. Es werden da, wo jetzt noch wüste oder nur sparsam bevölkerte Inseln liegen, volkreiche chinesische Colonien entstehen.

Wenn Preußen überhaupt die Absicht hat, irgend ein überseeisches Ländergebiet zu erwerben und namentlich auch Straf-Colonien anzulegen, die bei unseren übervölkerten Zuchthäusern sehr Noth thun, so ist es wohl die höchste Zeit, um entweder durch Ankauf einer Länderstrecke, oder nach dem Beispiele Frankreichs, durch Besitznahme eines noch herrenlosen Gebiets auf Neuguinea oder den benachbarten Inseln, dem längst gefühlten Colonien-Bedürfniß abzuhelfen. Der Begriff von Eigenthum, den einige europäische Staaten in Betreff noch unbewohnter Länder festgestellt zu haben scheinen, ist sehr relativ. Der sichere Maßstab für Recht und Unrecht muß in dieser Beziehung immer der bleiben, daß die christlichen Staaten verpflichtet sind, Cultur und Civilisation auf der Erde zu verbreiten, also auch unbebaute und wilde Landstriche zu bevölkern und zu bebauen. Sobald daher irgend ein solches Land eine Reihe von Jahren dem Namen nach irgend einem Staat zugehört hat, ohne daß

dieser die Kräfte und Mittel oder den Willen hatte, dies Land zu cultiviren, so ist es eine offenbare Barbarei, eine andere Nation verhindern zu wollen, Cultur dahin zu bringen. Holland steht hinsichtlich Neuguinea und einiger anderer wenig oder nicht bewohnter Länder, die es bereits Hunderte von Jahren sein Eigenthum nennt, in diesem Verhältniß. Und bei den nicht ausreichenden Kräften Hollands für den ausgestreckten Länderbesitz, den es beansprucht, wird Neuguinea wahrscheinlich auch so lange ein wüstes Land bleiben, als es an Holland dem Namen nach gehört. — Es ist auch nicht genügend, wenn Holland, um sein Eigenthumsrecht zu behaupten, wirklich eine kleine Besatzung an den Küsten aufstellt, wenn es nicht in der That dazu übergeht, auch das Land selbst zu cultiviren, und dies kann nur mit einer hinreichenden Anzahl Colonisten geschehen. Es würde ohne letztere Maßregel, trotz einer kleinen militärischen Besatzung von vielleicht 50 Mann, noch Jahrhunderte hindurch ein wüstes Land bleiben können.

Es wäre gewiß zu wünschen, daß Preußen es versuchte, auf friedlichem Wege, durch Ankauf vielleicht, eine für Holland nur lästige Besitzung zu erwerben. Doch auch selbst, wenn Preußen nach dem Beispiele Frankreichs ohne weiteres sich auf Neuguinea niederläßt, so ist es klar, daß Holland nie Repressalien, auch bei einer zehnfach stärkeren Marine, gegen Preußen nehmen kann. Preußen würde, was ihm zur See genommen würde, sich doppelt und dreifach wieder holen. Der jetzige Zeitpunkt ist mehr als je geeignet, auf diese Erwerbung von Colonien ernstlich zu denken.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Holland selbst es wünschen muß, Preußen auch in seinen fernen Colonien zum Nachbar zu haben. Dann realisirt sich unter dem zunehmenden Druck des romanisch-slavischen Gegensatzes der Gedanke einer germanischen Allianz, zu der Holland, Belgien, Skandinavien, England und Deutschland gleicher Weise gehören, so werden auch die fernen Gegenden, aus denen mehrere Glieder der neuen Allianz ihre hauptsächlichste Kraft schöpfen, von größerer Wichtigkeit für jeden der Alliirten, und die Sorgfalt, welche Frankreich gegenwärtig auf seine Colonien in den verschiedensten Zonen richtet, deutet darauf hin, daß es sich für den Tag des Bruchs darauf vorbereitet, seine europäische Stellung auch an den Küsten des indischen Oceans und an den Ufern Chinas zu wahren. Dabei wird in Frankreich bereits überall anerkannt, daß einer der empfindlichsten Schläge auf eine germanische Allianz außerhalb Europas durch Erschütterung der englischen und holländischen Colonien geführt werden könne.

Skizzen aus Irland.

Irland hat in den letzten Jahren auf die Engländer einen so bedeutenden Reiz ausgeübt, daß sich jetzt während des Sommers Viele auf die Nachbarinsel begeben, statt wie früher auf den Continent zu gehen. Die romantischen Gegenden, an denen Irland sehr reich ist, verdienten indeß nicht nur ihrer Schönheit wegen den Besuch der Engländer, sondern auch aus politischen Gründen; damit sie die Ursachen des Verfalls des von ihnen häufig geringschätzend behandelten Volkes kennen lernten und zugleich über die Mittel nachdächten, welche dort zur Hebung einer tief gesunkenen Moralität Hand in Hand mit denen zur Verbesserung der materiellen Lage des Volks gehen müssen.

Indem wir hier einzelne Verhältnisse zu schildern unternehmen, können wir es nicht unterlassen, unser Bedauern darüber auszudrücken, daß Collier seiner Staats- und Kirchengeschichte Irlands nicht eine größere Ausdehnung gegeben und darin die ihm so wohlbekannten Verhältnisse jener Insel genau gezeichnet habe. Von englischer Seite sind wahrheitsgetreue Schilderungen der irischen Zustände nicht zu erwarten, weil Vorurtheile, Charakter und politische wie religiöse Interessen sich bei jedem über die Fluren eilenden Engländer geltend machen, dann weil solche Schilderungen in England selbst gemißbilligt würden, da sie der conventionellen Anschauung entgegenträten. Seit O'Connell's und Father Matthew's Agitationen hat Irland keinen Ausdruck für seine Hoffnungen und seine Wünsche gefunden, und es ist daher von der englischen Presse die Ansicht einer tiefen Zufriedenheit und des Beginns geordneter Zustände in Irland unter ihren Lesern verbreitet. Sie lobt jetzt dasselbe Volk, wie sie es früher mit Schmähungen verfolgte, weil es ihr leichter und praktischer erscheint, ihren Lesern ein fertiges Urtheil, als eine Untersuchung der dortigen Zustände vorzuführen.

Die hier folgende Schilderung ist den Skizzen entnommen, die ein Engländer auf einer Vergnügungsreise in Irland im Jahre 1851 entwarf. Sein gewissenhaftes Referat schildert uns zugleich einzelne Verhältnisse, die Urtheile gebildeter Irländer und seine eigenen Vorurtheile.

.... „Holloh, hoh, stop the engine!“ rief der Capitain vom Vorderdeck dem Matrosen zu, welcher am Eingange zum Maschinenraum Wache hielt, damit er die Befehle des Capitains dem Maschinisten mittheile. Kaum hatten diese Worte und der Ruf: Dublin! Dublin! über das Deck getönt, als auch die Reisenden, Männer und Frauen, aus der Kajüte heraufstiegen und das Deck mit einem Gewirre von Hutschachteln, Reisetaschen und Koffern anfüllten. Der Dampfer legte am Quai

an. Ein jeder Passagier drängte sich an die Brüstung, um so schnell als möglich das Schiff zu verlassen. Einige schwangen sich hinüber. Frauen suchten Taschen und Kästchen, die sie im Gedränge verloren hatten, und erhöhten dadurch noch das Gewirre. Vor dem Schiffe sammelte sich während dieser Zeit ein Haufen Lastträger, Knaben und Weiber, die ihre Bemerkungen über die Reisenden machten oder ihre Dienste anboten. Hinter diesen erhob sich eine Phalanx zweirädriger Karren, deren Kutscher durch entsetzliches Geschrei die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen suchten. Durch das Herablassen der Brücke vom Schiffe aus wurde die Scene am Quai noch belebter. Toben, Lachen, Schreien hörte man in dem Knäul von Menschen und Wagen zugleich. Auf die Passagiere stürzten sich die Buben und Lastträger, entrissen ihnen die Gepäckstücke und trugen sie nach verschiedenen Karren, wodurch die Reisenden in die Gefahr des Verlustes mancher Stücke gebracht wurden.

Von Allen, die mit dem Dampfboote angelangt waren, hatte nur eine Person den richtigen Weg, um dem Gewirre zu entgehen, gewählt. Als alle seine Gefährten den Dampfer verlassen hatten, ließ dieser Reisende seine Bagage auf den Quai bringen, stellte sich daneben auf und gab Jedem, der sich der Sachen bemächtigen wollte, einen Hieb mit dem Stock über die Hand, ohne ein Wort zu sagen. — Die Gezüchtigten, erstaunt über diese Art der Behandlung, maßen ihn mit großen Augen und versuchten dann, der Eine wie der Andere, durch die Kunst der Ueberredung, was ihnen durch den kühnen Griff nicht gelungen war. — Mr. Fane, der Reisende, fand an dem Concerte der geläufigen Zungen Vergnügen und ermunterte die Sprecher durch eine heitere Miene. Diese wurden daher immer lebhafter. Den poetischen Schilderungen, welche der Eine von einem Gasthofe entwarf, setzte ein Anderer das mit allen Reizen ausgestattete Bild der Umgegend von Dublin an die Seite, ein Dritter überließ sich seinen philosophischen Gedanken über die Lage und die Wünsche Irlands, kurz ein Jeder hatte sein Thema, mit dem er das Herz des Fremden zu rühren suchte. Dabei brachten diese Helden Schwüre der Treue und Zuneigung in so reichlichem Maße an, ergingen sich in solchen Schmeichelreden über die Person Fane's und gesticulirten so heftig, daß dieser mehrmals ein Lächeln nicht überwinden konnte. — Nachdem er sich einige Zeit an diesem Lärm ergötzt hatte, rief er den Kutscher eines der Karren heran, befahl ihm die Sachen aufzuladen, und vertheilte dann einige kräftige Hiebe nach den über seine Bagage ausgestreckten Händen, deren Besitzer einen neuen Versuch machten, ihr Strandrecht an denselben auszuüben. — Mr. Fane stieg hinter seiner Bagage ein, als diese auf den Karren gewälzt war, während die Umstehenden nun ihm eine glückliche Reise wünschten und seine Hand, die sie eben geschlagen, zu küssen verlangten. „Nach Morris Hotel!" rief er dem Kutscher zu, und überließ sich dann seinen Gedanken über das

Bild, welches der erste Vorfall nach seiner Ankunft in Dublin in ihm zurückgelassen. — „A curious people!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Dumm, geschwätzig, faul und habgierig, trotz seiner Religiosität. Mit solchem Volke ist nichts auszuführen. Es wird immer demjenigen folgen, der seinem phantastischen Sinne schmeichelt, und Achtung nur vor demjenigen haben, der es züchtigt.“ Das Hotel war bald erreicht. In seinem Zimmer kleidete er sich um und verlangte dann die Adresse des Doctors O'Leare zu wissen. Der Oberkellner gab ihm diese sogleich. Der Doctor wohnte in der Nähe der Universität und nicht fern von dem Hotel. Nachdem Fane einige schmutzige Gassen durcheilt war, stand er vor dem Hause und suchte an dessen Thür nach dem Klopfer. — „Damn'd!“ murmelte er, „nicht einmal einen Klopfer hat man hier, nur Schellenzüge für die Diener.“

Der Doctor, vor dem Mr. Fane wenige Minuten darauf stand, war ein kleiner Mann, dessen kahler Scheitel die fast viereckige Form es Hinterkopfes und die niedrige Stirn genau erkennen ließ. Das linke Auge hatte nur Sehkraft, während das andere unbeweglich nach der Decke gerichtet blieb. Den unangenehmen Eindruck, welchen diese Umstände in dem Besucher hervorriefen, erhöhte noch das von unzähligen Linien gefurchte Gesicht und die Beweglichkeit der Züge. Schlauheit, Energie, reiche Erfahrungen und die beißendste Ironie schienen aus diesem Manne zu sprechen, und es blieb dem Beschauer nur die Frage, ob dieser Mann in der Wahl seiner Mittel sich die Freiheit gestatte, die er in seinen Anschauungen bewahrte.

Er bewillkommnete den Eintretenden mit den Worten: „Doctor Brown hat mir Ihre Ankunft angezeigt. Nehmen Sie Platz. Sie rauchen doch? Da sind Cigarren, bedienen Sie sich — sans gêne. Wir Irländer sind gemüthlicher und ohne Umstände.“ — Dann befreite er einen Stuhl von der Last der Bücher, welche auch ein anderer Sessel und ein altes zerrissenes Canapee zu tragen hatten. Mr. Fane rückte dem Tische näher und suchte unter den mit anatomischen Präparaten angefüllten Gläsern einen Platz für seinen Hut. — „Ich sehe, Sie beschäftigen sich mit Ichthyologie,“ begann er, nachdem er den Hut auf ein weites Glas gesetzt hatte.

„Seit 40 Jahren beschäftige ich mich mit Anatomie und Physiologie. Meine Schüler zählen nach Tausenden. — Doch lassen Sie mich fragen, wie Sie Irland gefunden. Wann kamen Sie an?“

„Vor einer Stunde.“

„Wie war der erste Eindruck?“

„Komisch, höchst komisch.“

„Das ist die Antwort eines Engländers. Sie beurtheilen die Iren nur nach der heiteren oder traurigen Außenseite.“

„Welche Seite hätte Irland außerdem?“

„Ah — ich täusche mich also nicht. Auch Sie können sich das

Volk nicht anders vorstellen? — Aber vergessen Sie nicht, daß unser Volk gleich jenen armen Creaturen von Ihnen behandelt ist, welche die Vorstädte von London und die engen Gassen der City bevölkern."

„Was kann man mit Menschen anfangen, welche dumm und faul sind? — Ich denke, die englische Regierung trägt nicht die Schuld ihrer ewigen Unzufriedenheit, ihrer Kabalen und ihrer Nachlässigkeit."

„Doch, doch, die Regierung wie das Volk tragen diese Schuld."

„Wodurch hätten beide dies verschuldet?"

„Die Regierung hat es dadurch verschuldet, daß sie das Volk in den Händen der Priester ließ, die es von der Arbeit abhielten, um es für ihre wahnsinnig ehrgeizigen Pläne zu benutzen. Jahrhunderte lang hat das Volk keine andere Leitung erfahren als die jener Menschen, welche, um dem Volke die Selbstständigkeit des Urtheils und der Handlungen zu rauben, es entnerven und es den Lastern überliefern. Noch heute ist das irische Volk so dumm und so roh, als es vor Jahrhunderten war. Armuth, Trunk und andere Laster halten es noch gefangen. Ich kenne das Volk genauer als eure Lord-Lieutenants und Richter, denn als Arzt habe ich das Land nach allen Richtungen durchstreifen und in die Hütten treten müssen. Da erkannte ich die Ursachen der Leiden. Was hat die Regierung den Uebeln zu steuern gethan? — Das Volk hat keine Schulen, denn die wenigen an der Ostküste genügen nicht. Im Süden und Westen wächst der Mensch ohne Unterricht auf. Dann hat die Regierung diejenigen untergehen lassen, welche allein dem Wirken der Priester entgegentreten konnten und mußten. Eine Aristokratie haben wir nicht mehr. Die Güter sind verfallen, in die Hände englischer Speculanten übergegangen, und werden von Pächtern oder Factoren bewirthschaftet, die am wenigsten an die Bildung und das Glück des Volkes denken."

Des Doctors Züge hatten sich während dieser Reden verändert. Der Ernst hatte denselben eine Festigkeit und einen imponirenden Ausdruck gegeben, der den Zuhörer, als dieser aufblickte, einen Augenblick staunen machte. Dann erwiederte er: „Und hat die Regierung nicht den Mäßigkeitsprediger Mathew unterstützt, damit er das Volk von dem Laster entwöhne? Hat England nicht nur zu lange O'Connell geduldet, weil es glaubte, dieser Mann werde das Volk aus seiner Lethargie aufrütteln? Was ist aus den Wirkungen beider Männer geworden? Zunächst gab sich das Volk den phantastischen Träumen hin, welche O'Connell predigte, und beging Unthaten, dann hat es die Mäßigkeit wieder vergessen und sich dem Trunk und der Faulheit wieder ergeben. Sollte die Regierung etwa, wie Ihr wollt, die Priester vertreiben und die Kirchen schließen? Mit welcher Macht, wenn nicht mit Religion, wollt ihr die rohe Masse zügeln?"

„Irrthum, Vorurtheil, Bequemlichkeit halten die Engländer von Reformen in Irland ab. Gebt dem Lande eine kräftige Aristokratie

wieder, damit sie die Angelegenheiten des Landes leitet. Entreißt den Priestern die Gewalt, indem Ihr Schulen einrichtet und die Eltern zwingt, ihre Kinder dorthin zu schicken. Dann laßt die Kleinwirthschaft auf den Gütern aufhören. Vereinigt das ganze Areal, welches jetzt unter so viel Pächter vertheilt ist, und ihr werdet sehen, daß Irland noch andere Vortheile bietet, als Recruten für die indischen Regimenter."

„Sie sprechen als Arzt, Doctor!"

„Ich spreche als Irländer," erwiederte der Doctor hastig. „Als Irländer, der ein gesundes Staatsleben nur durch arbeitsame Leute, nicht durch die widersinnigen Lehren der Priester herbeizuführen glaubt. Die Priester erhalten Euch nicht den Gehorsam des Volkes, sie untergraben ihn. O'Connell war, wie Mathew, das Spielwerk derselben. Man änderte, indem man diese benutzte, die Mittel, aber nicht den Zweck. Mathew führte eine Farce auf. Indeß selbst wenn er es ehrlich gemeint hätte, würde er als Mäßigkeitsapostel nur dem Arzte geglichen haben, der gegen die Symptome der Krankheit, statt gegen die Ursachen zu Felde zieht."

„Nun, nun, bester Doctor, ereifern Sie sich nicht so. Ich denke selbst nach dem Süden zu gehen und werde nicht unterlassen, da Sie mein Interesse rege gemacht haben, mich von Allem zu unterrichten."

„Erfahrt nichts — erfahrt nichts! — Kann Euch Niemand diese Aufschlüsse geben."

„Selbst nicht die Grundbesitzer, welche jährlich ihre Güter besuchen?"

„Sag' Euch — auch die nicht. Haben unter ihnen brave Leute — wie der Rhoden, der als strenger Orangist alles Mögliche thun möchte. Aber er sieht auch nur durch die Brille seiner Factoren und ist nicht frei von Partei-Interessen."

„Das Wirken der Orangisten unterstützt die Regierung mit allen Mitteln."

„Allerdings. Das ist aber auch ihre einzige Partei, die sie im Lande hat. Die Wirksamkeit dieses Bundes, der auf reellen Principien ruht, würde um so erfolgreicher sein, wenn die Regierung entschieden aufträte. Da sie aber zugleich die Priester und die Jesuiten gewähren läßt, so vertilgt sie die gute Saat durch das Unkraut, welches überwuchert."

„Was für eine Bewandtniß hat es mit dieser Gesellschaft?"

„Eine sehr gute. Sie übt Milde und Recht, stiftet Schulen, hebt die Gefallenen, verschafft ihnen Arbeit und tritt, wenn es Noth thut, für die Regierung und gegen die unsinnigen Zwecke der Priester in die Schranken. Der Earl of Rhoden wird als ihr Haupt angesehen, ist es aber nicht."

„Wer ist denn deren Haupt?"

Statt der Antwort legte der Doctor den Zeigefinger an die Lippen

und sagte dann langsam: „Man weiß es nicht. — Auch diese Verbindung ist nicht frei von Irrthümern, ich sollte vielmehr von Unannehmlichkeiten sagen. Aber wer weiß, ob sie nicht im Schooße des geheimen Raths der Königin selbst viele Hindernisse zu überwinden habe."

„Die Regierung wirkt ferner durch die Presse. — Sie sehen, Doctor, ich vertheidige England Schritt vor Schritt."

„Ganz recht, ganz recht! Leider hat der Lord-Lieutenant ein schlechtes Gefäß gewählt, in dem er seine Gedanken dem Volke darbietet."

„Das wäre gleichgültig, da die Gedanken gut sind."

„Sie irren, bester Mr. Faue, im Leben kommt auf die Instrumente ebenso sehr an, als auf den Zweck. Und dann besonders, wenn man mit dem Volke zu thun hat. Wir lesen die Expectorationen dieses Accolyten des Lord Clarendon nicht, und das Volk hat bereits Verstand genug, sie auch nicht zu lesen. Ferner ist es nur zu klar, daß diese ganze Wirksamkeit der Regierung durch die Presse eine Rechnung auf unsere Dummheit ist. Gute Maßregeln braucht man nur anzukündigen, nicht zu vertheidigen. Schlechte Maßregeln durchschauen wir doch, und es wäre besser, sie mit Stillschweigen zu übergehen."

„Wer ist denn dieses Instrument Lord Clarendons?"

„Ein gewisser Birch, dessen Leben nur ein Gewebe elender Intriguen war. Ihm zur Seite stehen einige verlorene Seelen, die er mit Versprechungen füttert. Doch auch sein Ende wird kommen; denn die Regierung wird bald ihren Fehler einsehen und dann einen ihr lästigen Intriguanten fallen lassen." *)

„Ich wünschte diesen Birch kennen zu lernen, und habe mir daher eine Empfehlung an ihn verschafft."

„Ganz recht. Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie. Ich habe noch Manches mit ihm abzumachen."

„Sie, Doctor, mit einer Person, die Sie nicht zu achten scheinen?"

„Wir benutzen ihn, da er sich doch einmal kaufen und benutzen lassen will."

„Aber er merkt eure Absicht gewiß!"

„Weil er schlau ist? — Nun, da braucht man nicht zu sorgen. Niemand ist leichter zu täuschen, als Diejenigen, welche sich für schlauer als andere Leute halten. Dann hat es der Schöpfer so weise eingerichtet, daß es den schlauen Leuten gewöhnlich am gesunden Verstande mangelt. — Sie werden sich sehr über den Mr. Birch freuen. Er ist ein wahres Muster aus der Sorte von Leuten, die man das Unterfutter der Staatsmänner nennt."

---

*) Was der Dr. O'Leare voraussah, traf in den letzten Jahren ein. Birch verlangte Lord Clarendon vor einen Londoner Gerichtshof wegen des rückständigen Honorars. Die Sache wurde durch Vergleich geendigt. Merkwürdig war das Zeugniß Lord Palmerstons, der selbst erschien und erklärte, daß er Birch einen respectabeln Mann nennen müsse. Lord Russel und d'Israeli erschienen nicht und verweigerten ihr Zeugniß.

„Also ein Staatsmann im Embryo."

„Nicht doch, nicht doch! Unterfutter bleibt Unterfutter, wie das Futter Eures Rockes nie zu wollenem Tuch wird. — Die anziehendste Figur, welche Sie im Hause des Mr. Birch antreffen werden, ist ein gewisser Brimstone, der Kammerdiener, geheimer Rath, Chef des Stabes der unsaubern Geister, alles zugleich für Birch ist. Denkt euch Figur und Denkweise eines Falstaff mit der Sehnsucht, ein Cäsar zu scheinen, vereinigt und Ihr habt die glorreiche Gestalt Brimstone's vor Augen."

„Von Charakter ist dieser vielleicht nicht so schlecht als sein Gebieter."

„Sie sind sich Beide gleich, denn sie haben Beide keinen Charakter und thun Beide mehr Uebel als sie wollen und wissen, wie alle abgefeimten Seelen. Der Unterschied zwischen Beiden besteht nur darin, daß der Erstere Bewußtsein von seiner Feigheit hat, während der Andere sich für muthig hält."

„Warum entledigt sich Clarendon dieser Beiden nicht. — Aber es scheint, daß wenigstens der Erstere große Gewalt über ihn ausübt."

„Es scheint so. Birch läuft alle zwei Stunden nach dem Palais oder im Park umher, ohne einen Andern, als Lakaien und Schreiber zu sprechen. Macht der Lord-Lieutenant eine Reise, so läuft ihm der Andere nach und giebt sich auf diese Weise den Schein der Unentbehrlichkeit. — Vielleicht erhält er dafür einmal einen Haitischen Orden."

Während dieses Geplauders waren die Beiden nach Durchkreuzung mehrerer Straßen vor dem Palais des Lord-Lieutenants im Park angekommen. Dr. O'Leare fragte hier einen sich sonnenden Lakaien, ob Mr. Birch so eben Audienz habe. „Audienz, Audienz," wiederholte der Diener; „wir ließen ihn seit acht Tagen nicht zur Audienz kommen." Dabei faltete das Männchen seine feisten Hände und sah den Doctor mit seinen kleinen Augen höchst zufrieden an.

„Nun," erwiederte der Doctor, „ich glaubte die Staatsgeschäfte machten tägliche Audienzen nöthig."

„Staatsgeschäfte," sagte der Kleine lachend, „hat Mr. Birch überhaupt nicht. Aber er hätte Lust dazu. Er mischt sich in Alles. Neulich wollte er die Bibliothek Sr. Herrlichkeit ordnen, doch ließen wir ihn nicht den Schlüssel dazu finden. Am nächsten Tage kam er mit einem Wagenbauer, um ihn Sr. Herrlichkeit vorzustellen. Dann brachte er eine neue Sorte Stiefelwichse. Papierlieferanten, Schuhmacher, Schreiner schleppt er herbei. Ich bitte Sie, Doctor, lieber Doctor, können wir solch einem Mann eine Audienz gewähren? — Es soll alles nach seinem Kopfe gehn! — Nimmer, nimmer, so wahr ich John Smith heiße, ließe ich solche Unordnung zu. Der Mann scheint gefährlich, sagte ich neulich zu Lady Clarendon, er kann manche Damentoiletten nicht leiden und spricht sich scharf darüber aus. — Sehn Sie, Doctor, zu solcher Lüge wird man getrieben, wenn man seine Ehre vertheidigen muß. Hollah, der soll mir kommen."

„Und was sagte die Lady?"

„John, sagte sie, John, Du hast Recht, er erschien mir schon lange so — John, fuhr sie fort, bester John, halte ihn zurück." —

„Aber sein Einfluß, My Lady?" —

„Sein Einfluß? — Der Mensch hat Einfluß" — „John," unterbrach ihn plötzlich der Arzt, indem er eine halbe Guinea in seine Hände gleiten ließ, „John, wenn die Lady einmal unwohl wird, wollt ihr mich rufen."

„Sicher," rief John entzückt, „solch einen Ehrenmann. Hah, ich sagte immer, Euer Gnaden fehlten der Lady. Sie leidet häufig. Oh, ich sterbe für Sie, Herr Doctor. Sicherlich, ich bin ein Irländer."

„Gut, gut, ich werde sehn, ob Ihr Wort haltet."

„Nun Mr. Fane wird zur Attaque geblasen. Birch ist zu Hause."

Beide gingen nach der Stadt zurück und standen bald vor einem ansehnlichen Hause. Nach zweimaligem Schellen wurde ihnen geöffnet. Ein Diener führte sie die mit Teppichen belegte Treppe hinauf und bat sie dann in ein kleines Gemach, das als Vorzimmer diente, einzutreten. Da der Diener so bald nicht zurückkehrte, fragte der Doctor einen eintretenden Schreiber, ob Mr. Birchs Arbeitscabinet nicht das anstoßende Zimmer sei.

„Jetzt nicht mehr, er wechselt fast alle 14 Tage sein Arbeitszimmer und verursacht dadurch stets eine regelrechte Umwälzung im ganzen Hause."

„Verfährt er denn auch in anderen Räumen des Hauses so reformatorisch?"

„Gewiß. Unsere Tische und Stühle, die im Parterre stehen, wälzt er häufig um und läßt sie bald im Hintergrunde, wo Niemand sehen kann, bald in der Mitte des Zimmers aufstellen, so daß kein Platz zur Bewegung bleibt."

„Das ist ja ein confuser Mensch," murmelte Mr. Fane, der an die Ordnung in englischen Häusern gewöhnt war und viel conservative Elemente in sich trug, nach dem, was er gehört, ein sehr ungünstiges Urtheil über den großen Publizisten Birch fällen mußte. Aus diesen Gedanken riß ihn die Rückkehr des Dieners, der ihn und Doctor O'Leare einlud, sich nach dem ferngelegenen Studierzimmer des Mr. Birch zu begeben.

Sie fanden Mr. Birch an seinem Schreibtische, eine Schrift in Folioformat lesend, die für den Unkundigen den Schein einer wichtigen Depesche haben konnte. Erst als sich die Besucher ihm näherten, sprang er auf, legte das Blatt nieder und bewillkommnete sie mit einem süßen Lächeln und sanftem Geflüster.

„Es thut mir leid," begann der Doctor mit schlauem Lächeln, das seinem Gesicht den Ausdruck einer Katze gab, „es thut mir leid, daß wir Sie stören, die wichtigen Angelegenheiten —"

„Die Depesche," fiel der Angeredete ein, „betrifft nicht Irland,

sondern den Continent. Ich habe mein Auge auf Frankreich. Dies ist das Brouillon einer Depesche, die das Londoner Cabinet an das von Versailles richten will, und ich sehe dasselbe noch durch."

„Hoh," sagte der Doctor, „sind wohl nicht große Diplomaten in Downingstreet?"

„Nur mittelmäßige Waare," erwiederte Birch flüsternd.

Während dieser Unterredung hatte Mr. Fane den Wirth betrachtet.

Die lange, hagere Figur desselben war in einen an weibliche Coquetterie streifenden Anzug gehüllt. Ein besonderes Zeugniß für die Eitelkeit des Mr. Birch war das feine Pariser Stiefelchen. Der kleine Kopf war mit schwarz und grau gemischtem Haar bedeckt. Die niedrige, nach hinten fliehende Stirn, die lange, spitze Nase, die kreisrunden, scharfblickenden Augen, der spitze Mund bildeten das vollständige Antlitz eines Fuchses. Die rothen, dicken Hände hatten ebenfalls etwas Thierisches. Alles an diesem Menschen, sagte sich Fane, ist ignoble. Der gesuchte, man möchte sagen geleckte Anzug vervollkommnete den Eindruck, welchen die Gesichtszüge machten, denn er ließ auf die Sucht nach Schein, auf Hypokrisie schließen.

Plötzlich fiel das Auge Mr. Fane's auf den Schreibtisch, dessen Physiognomie oft einen Leiter für die Kenntniß des Charakters abgiebt, und entdeckte dort ein von der angeblichen Depesche schlecht verdecktes Buch. Zur Neugier gereizt, suchte er, um nach dem ihm angebotenen Sessel zu gelangen, an dem Schreibtische vorüber zu kommen, und erkannte nun durch die Ueberschrift einer Seite des Buches, daß sich Mr. Birch mit einem Romane von Charles Lever, aber nicht mit politischen Angelegenheiten unterhalten hatte. Nun zweifelte er auch an der Echtheit des als Depesche angegebenen großen Bogens. Indeß ein Blick darauf ließ ihn erkennen, daß der Inhalt in französischer Sprache und daher wohl von den fernen Angelegenheiten des Continents handeln könne. Doch Mr. Fane sollte bald seinen Irrthum einsehen. Birch hatte eine dreifache Lüge so eben begangen und ließ sich im Laufe des Gesprächs nicht hindern, die Summe der Lügen zum großen Ergötzen des Doctors und Mr. Fane's zu vermehren.

(Schluß folgt.)

Jean Law.

Ein finanzgeschichtlicher Versuch von J. E. Horn. Leipzig 1858. Verlag von Heinrich Hübner.

J. E. Horn ist als finanzwissenschaftlicher Schriftsteller bereits vortheilhaft bekannt. Er führt mit geschickter Hand in zwei Sprachen seine Feder, und die Artikel, welche er in das Journal des Débats, als dessen Redacteur er in Paris lebt, schreibt, zeigen neben der Klarheit und Schärfe französischen Ausdrucks das sichere und wohl begründete Urtheil und die Gelehrsamkeit des Deutschen.

Sein uns so eben zugehender „finanzgeschichtlicher Versuch“ über den kühnsten und — ehrlichsten der Speculanten, Jean Law, ist aus einer Reihe von Zeitungs-Artikeln entstanden, die ihrerseits wiederum sicherlich durch den Umstand hervorgerufen wurden, daß zwischen der Speculation des Law'schen Zeitalters und der der jüngsten Zeit eine äußerste Aehnlichkeit vorhanden ist. Herr Horn scheint zwar diese Ursache seiner Schrift abzuweisen, denn er sagt in der Einleitung: „An unserem Stoffe tritt das Tagesinteresse so augenfällig hervor, daß wir uns im Gegentheil zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlaßt finden: Wir haben kein Capitel aus der Geschichte der Gegenwart unter der durchsichtigen Form einer historischen Studie, wir haben nur Letztere schreiben gewollt. Wenn unser „Versuch“ durch die Vergleichungen mit den allerneuesten finanziellen Vorgängen, zu welchen er herausfordert, nicht blos geschichtliches Interesse hat, so schadet Dies wohl seiner Verbreitung nicht; es war aber keineswegs eine Rücksicht dieser Art, welche unsere Feder geführt und noch weniger unser Urtheil bestimmt hat.“

Aber wenn er selbst zugeben muß, daß das Tagesinteresse an seinem Stoff augenscheinlich hervortrete, und doch keine Rücksicht auf die sich darbietende Parallele nehmen will, so tritt die Vermuthung nahe, der Verfasser habe gegen sich selbst einen gewissen Zwang ausgeübt und mit Gewalt gewisse Vergleichungen und frappante Züge, aus denen die Aehnlichkeit beider Zeitalter eines Weiteren hervorgegangen wäre, ferngehalten, er habe also zum Theil die Rücksicht auf den ihm vorliegenden Stoff und auf die Zeit, welcher derselbe angehört, der andern Rücksicht auf seine heutigen Umgebungen, auf die gegenwärtige kaiserliche Regierung geopfert. In der That bestätigt sich uns bei der Lectüre des fleißig und übersichtlich gearbeiteten Buches diese Vermuthung zum Theil, und wenn auch das Bild in Folge dessen keine wesentlichen Züge einbüßt, so herrscht doch an gewissen Stellen desselben in den Lichtern eine gewisse Mattigkeit, und mancherlei Dinge, die unbarmherzig hätten in den Vordergrund gezogen werden müssen, verschwinden in der Dämmerung des Hintergrundes.

Die eigenthümliche Art der Speculation in beiden Zeitaltern zu wür-

digen und zu vergleichen, ist eine des Philosophen würdige Aufgabe: leicht wird er im Zeitalter der Regentschaft wie in dem des heutigen Frankreichs neben dem Aufhören des Glaubens und aller Geltung der objectiven Güter einen Aberglauben entdecken, der geneigt ist, in den Dingen des gewöhnlichen Lebens eine mystische Kraft zu finden, und der sich mit einer tiefen Gedankenlosigkeit, die übrigens stets dem Unglauben eigen war, paart. Der Speculant im Anfang des vorigen Jahrhunderts und der von heute haben beide ihre Augurien und gehorchen beide den Weissagungen ihrer Haruspices, sie kennen „schwarze Tage", wie der heidnische Römer, ja selbst Opfer können sie bringen, aber nur aus Aberglauben. Ihre Gedankenlosigkeit zeigt sich in eben diesen Dingen, außerdem aber noch in der ganzen Art der Geschäfte, die sie treiben. Sie könnten es wissen — aber sie wollen es nicht wissen —, daß ein wohl angelegtes Capital auf längere Zeit nicht mehr als einen bekannten mäßigen Zinssatz tragen kann, und doch wagen sie es, ihr Glück mit Capitalien, die schon mehrmals enorme Dividenden verschafften, auch ferner zu versuchen, sie spielen mit dem Leichtsinn eines Kindes am Abgrunde und sind doch wieder die Dämonen, welche zahlreiche Betrogene aus dem Volke in diesen Abgrund hinabstürzen.

Herr Horn kennt die socialen Zustände der Regentschaft übrigens recht gut und die gegenwärtigen Frankreichs sicherlich viel genauer als wir, und wenn er sich dessen ungeachtet mit flüchtigen Andeutungen, besonders in Bezug auf die letzteren begnügt, so hat das seinen sehr guten Grund, den wir Eingangs andeuteten.

Was er von der Epoche der Regentschaft verräth, ist trefflich gesagt. Er schreibt in großen Zügen: „Die Routine" — es war im Jahre 1716 — „in ihren verschiedenen Erscheinungsweisen war einstimmig, unrettbar verurtheilt. In den Straßen von Paris sang man folgende Strophen:

L'honneur s'enfuit,
La vertu se séduit,
Le juste compatit,
L'espérance s'évanouit,
Tout se perd petit à petit,
Ergo, tout sera bientôt détruit."

„Mußte man sich da nicht mit Hoffnung und Freude den Gedanken und Vorschlägen zuwenden, welche die breitgetretene Straße des Hergebrachten und Abgenutzten verließen? Mußte man in solcher Lage nicht mit offenen Armen den Mann empfangen, welcher der Bedrängniß des Staates und dem Elend des Landes ohne alle gewaltsamen Mittel abzuhelfen und an deren Stelle Vertrauen, Reichthum und Ueberfluß zu setzen versprach? Einen solchen Mann glaubte der Regent von vorn herein in Jean Law gefunden zu haben; nicht lange, und die Nation theilte diesen Glauben."

Die Schilderung J. Laws ist bezeichnend und sie gewinnt noch bedeutend an Colorit, wenn man stillschweigend neben diese Figur die der jüdischen Speculanten, Pereire, Mirès ꝛc. von heute rückt. Horn führt Law folgendermaßen ein: „Jean Law wurde im April 1671 zu Edinburgh geboren. Der Vater war Goldschmied; die Wohlhabenden dieses Gewerbes vereinigten mit demselben in jener Zeit den Geldwechsel und das Bankgeschäft. William Law scheint zu den Geschicktesten und Glücklichsten seines Standes gehört zu haben; dafür spricht der von ihm bewerkstelligte Ankauf der Güter Lauriston und Randelston, wodurch er seinen zwei Kindern das Recht erwarb, ihrem Namen einen Adelstitel beizufügen. Jean Law war erst vierzehn Jahr alt, als ihm der Vater, sehr jung, durch den Tod entrissen wurde. Ob die Wittwe, welche mit dem herzoglichen Hause von Argyle verwandt war, das Geschäft fortgesetzt, darüber schweigt die Chronik; hingegen berichtet sie, das Johanna Campell eine sehr intelligente Frau war, welche die Erziehung ihres Sohnes mit Umsicht und Verstand leitete und sein angeborenes Rechnentalent, wie seinen Hang zu den exacten Wissenschaften entwickelte. Jean hatte jedenfalls im Vaterhause Gelegenheit gehabt, sich zeitig mit dem Finanzwesen bekannt zu machen, und scheint diese Gelegenheit bestens benutzt zu haben. Vielleicht zu seiner weiteren Ausbildung, und wohl mehr noch um seine Jugend besser zu genießen, verließ er zu 20 Jahren die Hauptstadt Schottlands und ging nach London. Von der Natur reichlich begabt, — „hohe und wohlproportionirte Statur, vornehme und gewinnende Miene, länglichrundes Gesicht, hohe Stirn, feingespaltene Augen, sanfter Blick, Adlernase, hübscher Mund" — wie ihn Duhautchamp beschreibt, elegante Manieren, lebhafter Geist, einnehmende Beredtsamkeit, geschickt in allen Körperübungen, namentlich im Ballspiel, das damals bei den Schotten sehr im Schwunge war, unabhängiger Besitzer eines großen Vermögens, scheint Law seine Zeit und seine Thätigkeit zwischen dem Studium und dem Lebensgenuß getheilt zu haben, er soll im Spiel nicht weniger glücklich gewesen sein, als in der Liebe, aber so bedeutende Schulden gemacht haben, daß er, von den Gläubigern gedrängt, auf dem Sprunge war, sein Gut Lauriston zu verkaufen und nur durch die rettende Dazwischenkunft der Mutter davon abgehalten wurde. Ein Duell, in welchem er einen gewissen Wilson tödtete, zog seine Verhaftung und seine Verurtheilung zum Tode nach sich; begnadigt und freigelassen, mußte er auf das Drängen der Familie seines Gegners wieder zur Haft gebracht werden. Die Flucht aus dem Gefängnisse verschaffte ihm die Freiheit wieder, nöthigte ihn aber, auf den Continent zu gehen.

„Gerade in die Zeit seines londoner Aufenthalts fällt die Gründung der Bank von London (Bill vom 27. Juli 1694), und zwar durch einen Landsmann Law's, den Schotten William Patterson. Diese bedeutende Schöpfung war der Aufmerksamkeit des jungen Law schwerlich entgangen; sie mag ihn veranlaßt haben, die Natur und die Wirkungen der

Creditanstalten dort näher zu studiren, wo sie bereits seit längerer Zeit in Wirksamkeit waren. Er ging nach Amsterdam und trat als Secretär bei dem englischen Residenten ein, um bessere Gelegenheit zu haben, sich mit den dortigen Handels- und Creditverhältnissen bekannt zu machen. Die außerordentliche materielle Blüthe, deren das kleine Holland damals genoß und die ihm den ersten Rang auf den Meeren und im Welthandel gab, hatte auf Law einen tiefen Eindruck gemacht. Er fand den Hauptgrund des Gedeihens in der hohen Entwicklung des Credits und dem billigen Preis des Capitals (Zinsfuß); auch in seinen späteren Schriften kommt er immer auf das Beispiel Hollands zurück, wenn er den leichten Credit und den niedrigen Zinsfuß als die nöthigsten Hebel der materiellen Entwicklung hinstellen will. Von Amsterdam ging Law nach Italien, dem Mutterlande der Banken, deren verschiedenartige Einrichtungen er in Rom, Venedig, Florenz, Neapel studirte. Offenbar sagte ihm die Idee mehr zu als die Ausführung; schon damals gelangte er wohl zu der Meinung, daß der glückliche Gedanke, welcher den Creditanstalten zu Grunde lag, beiweitem noch nicht seine volle Anwendung und Ausbeutung gefunden habe, daß hier noch ein reiches Feld des Schaffens und Wirkens brachliege. Außerordentliches Glück im Spiele, das er zu einer wahren Kunst ausgebildet hatte, gestattete Law, überall auf dem glänzendsten Fuße zu leben, und brachte ihn in die engsten Berührungen mit den hohen Kreisen; das Spiel gehörte damals in ganz Europa zu den „noblen Passionen".

Dieser Mann konnte keinen besseren Schauplatz finden, als die französische Hauptstadt. „Für das Leben, welches Law damals führte, das dem Genuß gewidmet und durch die Gewinnste des Spiels und glückliche Speculationen im Handel mit Werthpapieren unterhalten war, bot übrigens keine andere europäische Hauptstadt mehr Mittel und Annehmlichkeiten dar, als Paris. Der Platz war mit mehr oder weniger entwertheten Papieren aller Art überschwemmt, wo ein „kühner Griff" oft Millionen gewinnen lassen konnte; der Luxus, die Genußsucht der reichen Emporkömmlinge und des hohen Adels überschritten in Paris alles Maß, trotz der allgemeinen Verarmung des Landes und der klösterlichen Bigotterie des Versailler Hofes; das Spiel stand in allen Ehren, da Ludwig XIV. selbst es gern sah, daß man hoch spielte, und Niemand daran auszusetzen fand, wenn der portugiesische Gesandte in einer Nacht der Herzogin von Berry 1,800,000 L. abgewann. Law, Spieler ersten Ranges und das Gold mit vollen Händen ausstreuend, konnte nicht verfehlen, in Paris eine „glänzende Figur" zu machen. „Er hielt gewöhnlich die Pharobank," erzählt Duhautchamp, „bei einer berühmten Schauspielerin (Duclos), wiewohl er bei den Prinzen und großen Herren ersten Ranges sehr gewünscht war, ebenso in den berühmtesten Akademien, wo seine edlen Manieren und seine stets gleiche Laune ihn von allen andern Spielern auszeichneten. Wenn er sich zu Poisson begab,

brachte er nicht weniger als zwei goldgefüllte Säcke mit, welche ungefähr die Summe von 100,000 L. machten. Ebenso wenn er sich ins Hotel de Gesvers begab. Da die Hand nicht die Masse Goldes fassen konnte, welche er einsetzen wollte, ließ er Marken anfertigen, welche für 18 Louisd'or gut waren." ... Mag das beharrliche Glück im Spiel ihm Neider erweckt oder mögen die „Akademien" seine Mitwirkung zu kostspielig gefunden haben: d'Argenson, General-Lieutenant der Polizei, verwies ihn nach einigen Monaten aus Frankreich, unter dem Vorwande, daß er zu geschickt in den Spielen sei, welche er in der Hauptstadt eingeführt. Bemerken wir im Vorbeigehen, daß auch seine Gegner ihm nicht gerade falsches Spiel vorgeworfen. Seine große Erfahrung, sein Rechnen- und Combinationstalent, seine Kaltblütigkeit und seine berechnete Geringschätzung des Geldes sicherten ihm eine natürliche Ueberlegenheit über seine Mitspieler.

„Das Spiel hatte ihn übrigens auch in Paris seine höheren Zwecke und seine Lieblingsideen nicht aus den Augen verlieren lassen. Mit dem Herzog von Orleans in Berührung gebracht, hatte er auf ihn den besten Eindruck zu machen und ihn für seine Vorschläge einzunehmen gewußt; das Kühne, Abenteuerliche in seinen Ideen mußte den gelangweilten und neuerungssüchtigen Geist des künftigen Regenten fesseln oder wenigstens angenehm kitzeln."

Das „System", das Law zur Bereicherung Frankreichs aufstellte und ausführte, begann unter allgemeinem Beifall seine Wirksamkeit; es kam einem allgemeinen Hange der Nation entgegen: man wollte sich nun einmal ruiniren, man war im Sinken begriffen; alle ökonomischen Gesetze der Gesellschaft waren ertödtet, es gab keinen Halt mehr, warum also Law anklagen? Er hat nur den Schritt des Ruins beschleunigt und das Schauspiel eines zusammenbrechenden Gemeinwesens verkürzt.

Horn weiß indeß von ihm noch Anderes zu rühmen. Er sagt von ihm:

„Wer möchte es in Abrede stellen, daß das „System" auch andere bleibende Folgen, und darunter manche Folgen guter Art, gehabt? Der Speculations- und Unternehmungsgeist in der Nation überlebte den Sturz des Werkes, welches denselben so mächtig aufgerüttelt hatte. Nachdem die unmittelbaren Wehen der schrecklichen Liquidation verschmerzt waren, fanden sich Handel und Bank unternehmender, kenntnißreicher und rühriger als vor dem System. Namentlich hatte letzteres auch die Provinzen gewaltig aufgerüttelt und sie aus der früheren Lethargie zum ökonomischen Begreifen und Leben geweckt; auch hat Law sie durch seine Centralisationsbestrebungen Paris näher gebracht und dadurch erst in den Kreis der allgemeinen wirthschaftlichen Bewegung eintreten lassen. Kaum zu bezweifeln scheint auch, daß die vorübergehenden Reformversuche Law's bezüglich des Zoll- und Steuerwesens dem Werke Turgots vorgearbeitet haben. Noch bedeutsamer vielleicht

als die wirthschaftlichen mögen die politischen und socialen Folgen des Systems gewesen sein. Die Spielwuth einerseits, die Genuß- und Glanzsucht andererseits, welche es geweckt, verschwanden nicht mit den eingebildeten Mississippischätzen, die erstere genährt, letztere befriedigt hatten. Die Erniedrigung des Königthums, das bis zur Agiotage hinabgestiegen und unglücklich agiotirt hatte, erhielt durch die Katastrophe von 1719 21 seine Vollendung; in gleicher Weise versetzte sie dem Ansehen des Adels einen tödtlichen Stoß, von dem er sich nie wieder erholte, während sie die Macht des Geldes, also des Mittelstandes, erhöhte. Die Vermischung aller Klassen und Stände, welche die Rue Quincampoix gesehen, trug gewaltig zur Vorbereitung der spätern socialen und bürgerlichen Gleichheit bei.... Man wird, nach diesen flüchtigen Zügen, im Ganzen nicht verkennen, daß Law's Auftreten und Wirken mit eine der vorbereitenden Ursachen der großen Erschütterung von 1789 gewesen."

„Folgen guter Art" aber vermögen wir in allem diesem nicht zu erkennen: die Revolution an sich kann eben nichts Gutes wirken; und wenn durch sie eine gerechte Rache an den Verbrechern und Verräthern genommen wird, so ist und bleibt ihr doch der Grund dieser Rache unbekannt, und dieselbe Rache trifft sie endlich auch.

Correspondenzen.

Kopenhagen, den 9. Sept.

— Bischof Monrad. — Conseilpräsident Hall. — Monrad's Vergangenheit. — Neue Schriften für Dänemark.

Die Ernennung des bekannten Bischofs Monrad, welchem auch politische Gegner ein außerordentliches politisches Genie willig zugestehen, zum Director des Ministeriums des Kirchen- und Unterrichtswesens (wozu auch die schönen Künste, Theater ꝛc. im Königreiche gehören) hat, bei der sonstigen großen politischen Windstille, vielfach Stoff zur Unterhaltung gegeben. Daß etwas Derartiges bevorstand oder im Werke war, wußte der eingeweihte Politiker lange. Monrad's Wahlrede im vergangenen Juni kündete nämlich deutlich an, daß er sich namentlich von der durch das Blatt »Fädrelandet« in der Presse vertretenen Opposition gegen den Gesammtstaat lossage und sich der Politik des Premierministers Hall anschließen werde. Diese Rede erregte damals großes Aufsehen, und »Fädrelandet« nahm in einem durch mehrere Nummern gehenden leitenden Artikel in »komisch feierlicher Weise« von diesem ehemaligen Freunde und Genossen Abschied. Als Director des genannten Ministeriums hat Monrad einen großen Theil des Einflusses eines Ministers, und es fehlt ihm, um völlig Minister zu sein, nur Sitz und Stimme im Staatsrath. Dem Ministerium, der Gesammtstaats- und Friedenspartei, ist Monrad ein ganz unschätzbarer Gewinn, und sie darf stolz sein, ihn jetzt zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Die Politik, die selbstverleugnende Klugheit, die gewinnende Kraft des Conseil-Präsidenten Hall, der die verschiedenartigsten Kräfte, Männer der absolutistischen Schule wie v. Bülow in Frankfurt, und ehemalige demokratische Oppositionsmänner wie Monrad, an sein Cabinet zu fesseln und ihre gleich

seltenen Talente und Erfahrungen seiner Politik dienstbar zu machen weiß, muß man bewundern. Langsam, aber mit sicherem Schritt, geht er vorwärts. Eifrig bemüht, durch Milde und Mäßigung die deutsche Pression zu mildern und aufzuheben, verliert er doch auch die inneren Verhältnisse nicht aus dem Auge, zeigt mindestens persönliches Wohlwollen den Parteien, mit deren Principien er längst hat brechen müssen, und entwaffnet so ihren Zorn („Fädrelandet“, „Dagbladet“ und die Eiderdänen), besänftigt die aristokratisch-bureaukratische Opposition durch freimüthige Adoption der wichtigsten ihrer Principien, ohne sich doch zu irgend welcher Verfolgung der Gegner derselben hinreißen zu lassen. Es giebt gegenwärtig in Dänemark keine Opposition, welche ein Programm hätte, das sie auszusprechen wagte, keine, welche auch nur entfernt eine äußere oder innere Nothwendigkeit vorschieben könnte, das gegenwärtige Ministerium abzulösen. In gewisser Beziehung sind alle Parteien aufgelöst oder durch unersetzliche Verluste, unheilbare Spaltungen geschwächt; neue Ereignisse, neue Mittelpunkte müssen erst kommen, um welche sich neue Parteien bilden können.

Monrad ist ein Mann hoch in den Vierzigern, ursprünglich Theologe und Orientalist; eine Zeit lang war er Pfarrer in einem Dorfe auf der Insel Laaland. Seine publicistischen Arbeiten verriethen früh sein großes Talent, durch die Zeitungspresse arbeitete er sich empor zu seiner nachherigen Bedeutung. 1848 glänzte er durch seine scharfsichtige Auffassung der Verhältnisse; namentlich er und der berühmte Philologe Madvig kritisirten die im Namen der damaligen Regierung von dem Dänen Bang entworfenen Vorschläge, wonach das Königreich nicht mehr Abgeordnete zu dem Gesammtreichstage stellen sollte, als die viel kleineren (je $\frac{1}{3}$ zu $\frac{2}{3}$) Schleswig und Holstein zusammen, und Kopenhagen aufhören sollte, der alleinige Versammlungsort derselben zu sein, wodurch dem viel größere Lasten tragenden Königreiche Unrecht gethan worden wäre. Der Aufstand in den Herzogthümern brachte Monrad ins Ministerium, er war einer der sichersten Vorausverkünder desselben gewesen. Daß Monrad in einer damaligen Ministercandidaten-Conferenz gelegentlich mit „Aufpflanzung der Standarte der Republik“ gedroht haben soll, ist eine Erfindung zum Zwecke der Untergrabung seines Ansehens als Staaatsmann, was durch ein vorhandenes Actenstück, einen dies Factum bestimmt verneinenden Brief des verstorbenen Grafen Knuth, welcher in dieser Sitzung zugegen war, verbürgt wird. (cfr. Dr. C. Paludan Müller: Wider das Sendschreiben des Herrn Pastors F. Petersen zu St. Johann. Saarbrücken-Flensburg, Sundby.) — Als das Märzministerium von dem Novemberministerium abgelöst wurde, erhielt Monrad den Bischofsstuhl von Laaland-Falster. Bald kam er wieder in die entschiedenste Opposition zur Regierung und wurde von seinem Amte entlassen, als man seine Oppositionsführerschaft mit der Stellung eines hohen Staatsbeamten unvereinbar fand. Er gewann dadurch, wie denn das gewöhnlich ist, nur an Popularität und ward, von allen Rücksichten befreit, nur schärfer in seiner Opposition Das jetzige Ministerium stellte ihn an als Ober-Schuldirector der Volksschulen des Königreichs, jetzt nach 10 Jahren steht er wieder, und zwar geprüft und gereifter ohne Zweifel und vom Literaten zum praktisch erfahrenen Staatsmann und Parlamentsredner geworden, an der Schwelle eines neuen Ministeriums, wozu er ganz gewiß vor vielen Bureaukraten berufen scheint.

Für diejenigen Deutschen, welche, mißtrauisch geworden gegen die gewöhnliche Darstellung der schleswig'schen Verhältnisse, wie sie sich in Parteischriften findet, mit Sehnsucht an das audiatur et altera pars denken, öffnen sich jetzt zwei wichtige Quellen, welche reichliches Material zur Bildung eines eigenen Urtheils darbieten. Die eine ist jene obengenannte Schrift des Dr. Paludan-Müller, welche die Grundlosigkeit vieler gegen Dänemark gerichteten Klagen und die erstaunliche Unzuverlässigkeit der Darstellungen verschiedener Emigranten nachweist. Die zweite ist C. F. Allen's Geschichte der dänischen Sprache in Schleswig, zwei Theile, Schleswig, im Königl. Taubstummen-Institut. Letzteres Werk enthält ein überaus reiches Material und ist eine starke Anklage gegen die vormärzlichen Regierungszeiten.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 24. Montag, den 13. September. 1858.

Berlin, 12. September.

Die Situation verspricht sich in nächster Zeit zu klären. Die definitive Ordnung der obersten Regierungsverhältnisse darf noch in diesem Monate mit Sicherheit erwartet werden, und was über die Art dieser Ordnung bekannt wird, giebt die Ueberzeugung, daß die Wahlen in vollständigster Freiheit der Wählenden statthaben, und daß auch die letzten Hemmnisse, von denen man in neuester Zeit hörte, wegfallen werden. Ein directeres Einwirken Sr. kgl. Hoh. des Prinzen von Preußen auf die Wahlangelegenheit schon während des gegenwärtig noch andauernden Provisoriums halten wir dagegen nicht für wahrscheinlich, und die ministerielle Verordnung, welche vor Kurzem an die Regierung zu Posen wegen größerer Schonung der natürlichen Wahlbezirksgrenzen erlassen wurde, möchte ihren Ursprung vor Allem in dem Ausgange gewisser Debatten finden, die bei Prüfung der polnischen Wahlen in den letzten Sessionen des Landtages vorkamen. Daß übrigens Seitens der Polizei eine scharfe Beaufsichtigung der beginnenden Wahlagitation stattfindet, geht aus einer in Breslau erfolgten Haussuchung und aus einer Beschlagnahme hervor, die hier in Berlin einem Buchdrucker angedroht ist. In Breslau hat sich nämlich ein demokratisches Wahl-Comité gebildet, an dessen Spitze auch Dr. Stein, übel bekannt als Mitglied der Linken in der Nationalversammlung von 1848, steht. Dieser Mann hat es für zweckmäßig gehalten, für die Zeit bis zu den Wahlen ein Unternehmen ins Werk zu setzen, das einigermaßen den Mangel einer politischen Zeitung, an welcher es der demokratischen Partei in Schlesien seit dem Eingehen der Neuen Oderzeitung fehlt, beseitigen sollte. Er ließ zu dem Zwecke in einer Berliner Druckerei Artikel, welche sich auf die politische Lage und auf die einzelnen Punkte des demokratischen Programms beziehen, drucken und vertheilte dieselben mit Hülfe der zahlreichen Verbindungen, die sich innerhalb seiner Partei noch immer erhalten haben. Es scheint, daß sich, ganz abgesehen vom Inhalt dieser Flugblätter, gegen die Form derselben, eine freie Nachahmung der Tagesblätter, etwas einwenden ließ, und daß darum die von hier aus an den Dr. Stein in Breslau gesandten Exemplare eines solchen Flugblattes bei diesem nach geschehener Haussuchung mit Beschlag belegt worden sind.

Eine ähnliche Thätigkeit wie die schlesische Demokratie, entwickelt diejenige anderer Provinzen, und sie scheint es zu verstehen, dabei den Verhältnissen geschickt Rechnung zu tragen. In Pommern scheint sie z. B. mit den Liberalen gemeinsame Sache zu machen, während sie in Schlesien selbstständig auftritt. Die liberale Partei selbst giebt sich aller Orten den größten Hoffnungen hin, und es wird ihr deshalb auch bei dieser Gelegenheit an schweren Täuschungen wiederum nicht fehlen.

Berlin, 12. September.

Se. Majestät der König werden in nächster Zeit im Schloß Sanssouci Residenz halten. Ein in den jüngsten Tagen verbreitetes Gerücht, daß eine Reise des hohen Herrn und Ihrer Majestät der Königin nach Italien bevorstände, in welchem Lande für den Winter Aufenthalt genommen werden sollte, fand auch in unterrichteteren Kreisen Verbreitung, ermangelt aber bis jetzt weiterer Bestätigung. Se. Majestät der König werden gegenwärtig ausschließlich vom Reg.-Arzt Dr. Böger behandelt, und soll dieser Arzt die Strenge der bisherigen Diät in Etwas gemildert haben. Die Rückkehr der früheren Leibärzte des Königs in ihre bisherige Stellung wird behauptet, indessen scheint es doch, daß dies erst nach erfolgter Feststellung der Regierungsverhältnisse geschehen werde, wenigstens soll man die Rückkehr des Dr. Schönlein nicht vor Mitte October erwarten.

Die Gerüchte über die Entschlüsse, die am Allerhöchsten und Höchsten Orte in Betreff der weiteren Leitung der obersten Regierungsgeschäfte gefaßt oder in der Bildung begriffen sind, widersprechen einander mehrfach, doch scheint es uns, als ob eine in die Form eines Wunsches gekleidete Mittheilung, welche heut die „Neue Preußische Zeitung" in ihrem ersten Artikel bringt, die Dinge, die zu erwarten sind, in richtigen Umrissen zeichnete. Nach dieser Mittheilung scheint keine Regentschaft und keine Regulirung der schwierigen Angelegenheit durch die Initiative des Landtages bevorzustehen, dagegen eine unbestimmte Verlängerung der Stellvertretung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen mit ausgedehntesten Befugnissen ohne Rücksicht auf etwaige Intentionen Sr. Majestät des Königs, die von denen des Prinzen abwichen. Der Bestand des zeitweiligen Ministerums wird dabei

in dem betreffenden Artikel der Kreuzzeitung ziemlich deutlich in Frage gestellt. Das neue Arrangement möchte nach den weiteren Andeutungen des Blattes nicht ohne Hinzuziehung des Landtags erfolgen, da er das kräftigste Organ des monarchischen Regiments sei.

Vor Ablauf dieses Monats sollen, wie es heißt, bereits die betreffenden, im Schooße der königlichen Familie zu fassenden Beschlüsse verlautbaren.

Se. Majestät der König befinden Sich körperlich wohl und machen bei dem schönen warmen Wetter jetzt täglich die gewohnten Promenaden zu Fuß und zu Wagen, in letzterem Falle stets von der Königin begleitet, durch die Gärten von Sanssouci und Charlottenhof und verweilen namentlich gern und oft in dem neuen Orangeriehausbau. Schon am ersten Tage seiner Hierherkunft durchschritt, wie der „Nat.-Z.“ gemeldet wird, der König den Bau in seiner ganzen Länge, von allen Einzelnheiten der rasch vorgeschrittenen Arbeiten, besonders in dem der Mitte sich anschließenden Raphaelsaale, genau Kenntniß nehmend; an einem der folgenden Tage ließ sich Se. Maj. einen Sessel dorthin bringen und verweilte daselbst sehr lange. Nachdem schon bis zur Ankunft des Königs alles Rüstwerk daraus entfernt war und somit die mit vergoldetem Stuck reich verzierte Decke, die das Licht von oben einfallen läßt, in ihrer ganzen Schönheit erschien, ist nun auch die untere Einfassung der Wände mit Verde antico vollendet und fast liegt jetzt auch schon der aus Quadern italienischen und griechischen Marmors gebildete Fußboden in diesem 64½ Fuß langen und 38 Fuß breiten Saale. Die Wände selbst werden mit dunkelrothem Damast bespannt und auf diesen sollen die Copien der vorzüglichsten Gemälde Raphaels gehängt werden, so daß man hier in trefflicher Ausführung beisammen finden wird, was die vorzüglichsten Gallerien Europa's, die das Glück haben, die Originale zu besitzen, als ihre schönsten Perlen hüten. Man denkt mit diesem in seiner Art einzig dastehenden Saalbau bis zum nächsten Geburtstage des Königs zu Stande zu kommen.

— Ihre königl. Hoheiten die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm und der Prinz Alfred machten gestern Mittag Ihren Majestäten im Schlosse Sanssouci einen Besuch und begaben sich darauf nach einer längeren Spazierfahrt durch die königl. Gärten auch zu Ihrer königl. Hoheit der Frau Prinzessin Carl nach Schloß Glienicke.

— Der Minister-Präsident hat sich gestern nach Domanze in der Provinz Schlesien begeben, um Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen daselbst Vortrag zu halten.

— JJ. MM. der König und die Königin von Hannover treffen heute auf der Rückreise von Neu-Strelitz nach Hannover im strengsten Incognito wieder hierselbst ein und begeben sich ohne Aufenthalt mittelst Eisenbahn-Extrazugs nach Hannover weiter.

— Die hiesige Nat.-Ztg. bringt heute einen Leitartikel über unsere Lage, in dem es heißt: „Wer den preußischen Staat vor elf Monaten sah, dann über das Meer ging und gestern wiederkehrte, der findet und erblickt ihn ganz so wie er ihn verlassen. Noch immer Vorsatz und Spannung in den Mienen, vorgeschritten der eine Fuß, der erhobene Arm in der Luft gehemmt, so steht diese hohe Gestalt wie ein unveränderliches Gemälde, kein lebendiger Körper, da, sei es daß ihr die Kraft oder der Wille fehle, sich zu regen.

Wie lange noch wird sie für sich und die Welt dies seelenlose Bildniß bleiben? Kann es ihr genügen, sich um die gute Haltung beloben zu lassen, mit der sie ihre Müßigkeit verschönt? Die Staaten sind nach anderem Maße zu schätzen als Landschaften, die zum Anschauen sind und gefallen, auch wenn sie nichts zu hören geben. Der König, der vor hundert Jahren den Blitz neben dem Scepter in der Hand hielt, hat gemahnt, daß wir immer Schildwache stehen sollen: wir folgen ihm heut, indem wir den Posten beziehen im Sonntagsrock, um das Gewehr zu präsentiren und Hurrah zu rufen.

Nach dem außerordentlichen Schicksalsschlage, welcher unser Land betroffen hat, haben wir uns stumm beschieden zu harren und zu hoffen. Aber diese sorglose Ergebung, welche einen Augenblick für etwas Bedeutendes gelten konnte, sofern jemand dafür halten mochte, daß eine Monarchie wohl und fest geordnet sein müsse, in der dem Staatsoberhaupte die Zügel entfallen können ohne sichtbare allgemeine Störung und Erschütterung, — diese stille Ergebung der Nation büßt unvermeidlicher Weise mit jedem Tage ein Stück ihres bestechenden Anscheins ein. Wenn nicht nur Wochen verrinnen, sondern Monate und Vierteljahre dahinströmen, ohne daß eine Nation von ihrer Regierung entschiedene Thätigkeit, Wachsamkeit an allen Orten, Verbesserungen, Fortschritte verlangt; wenn Volk und Regierung vielmehr fort und fort vom Capital früherer Arbeit zehren, ohne neue Güter zu den alten zu erwerben; wenn ein solcher Zustand unbedenklich gefunden oder doch der aufsteigenden Bedenken unerachtet aufrecht gehalten wird: in solchem Falle wird die anfänglich günstigere Beurtheilung bald der Ansicht weichen, daß es an der rechten Tüchtigkeit zu Rath und That fehlen müsse, um Auskunftmittel für die Bedürfnisse der Lage zu finden. Eine Zeitlang konnten verschiedene Meinungen darüber bestehen, ob die Staatsleitung sich auf dem alten Geleise fortbewegen könne auch in Abwesenheit des Leiters und dennoch ohne Verkümmerung des öffentlichen Wohls; aber nachgerade gelangen auch Die, welche diese Frage auf das Zuversichtlichste bejahten, zu dem Glauben, daß dies auf jeden Fall nur dann möglich sei, wenn die alten Grundsätze noch in wirklichem Ansehen stehen und willig ausgeführt werden.“

Und zum Schuß: „Es ist Zeit, daß die Erkenntniß, es müsse anders werden, überall auf-

gehe gleichwie in den Reihen der „großen Rechten“. Die nächste Kammersitzung darf keine so dürftige sein, wie die letzte gewesen ist. Damit sie aber fruchtbarer werde und mehreren unaufschiebbaren Bedürfnissen abhelfe, muß die oberste Staatsleitung baldigst in die Lage kommen, die nöthigen Vorarbeiten in Angriff zu nehmen.“

— Der „Elberf. Zeitung“ wird geschrieben: „Zur Erledigung der Regierungs-Frage haben die einleitenden Berathungen Statt gefunden. Die Entscheidung an höchster Stelle ist indessen noch nicht erfolgt. Daß die Stellung des Prinzen von Preußen nach Ablauf des bisherigen Mandats eine andere werden wird, gilt in hiesigen hervorragenden Kreisen ziemlich als eine ausgemachte Sache. Eine bedeutsame Erklärung in dieser Beziehung soll bereits vorliegen.“

— Der „K. Z.“ wird über dieselbe Angelegenheit geschrieben: „Während in bureaukratischen Kreisen die Idee einer Art Regentschaft auf unbestimmte Zeit, welche im Wesentlichen den gegenwärtigen Zustand bestehen lassen würde, sich großer Gunst erfreut und als die vorläufig zu erwartende Lösung hoffnungsvoll bezeichnet wird, zweifelt man in dem entgegengesetzten Lager an der Einrichtung eines ernsten Definitivums nicht. In der Form etwa einer Mitregentschaft soll, diesen Auffassungen und Eindrücken zufolge, eine wirkliche Regentschaft eingesetzt werden, deren Folgen mit Bezug auf die Verwaltung sich dann in naher Zeit entwickeln würden. Die Form der Mitregentschaft würde indessen jedenfalls ihre großen Bedenken haben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß nur in der Voraussetzung des verfassungsmäßigen Weges und der Mitwirkung der Kammern das Land bei der in Aussicht gestellten Einrichtung sich beruhigen würde. Ein Symptom dafür, daß wir einer Aenderung nun wirklich entgegen gehen, will man übrigens auch in dem Umstande erkennen, daß man an einigen Stellen die Frage der Civilliste — welchen Ausdruck Sie der Kürze wegen hingehen lassen wollen — ins Auge zu fassen beginnt. Sonst ist die Angelegenheit noch immer in der Schwebe. Auch die diplomatischen Posten werden schwerlich vor der bedeutungsvollen Zeit zwischen dem 23. October und dem 23. Januar wieder besetzt werden.

— Oesterreichische und französische Blätter streiten wiederum einmal über die kitzlige Frage, welches der beiden Länder am übelsten verschuldet sei. Ein offiz. Wiener Blatt bemerkt dabei, man wolle die Vergleiche meiden. In der That hätte sie die österreichische Finanzverwaltung gerade nicht zu scheuen. Allerdings ist im französischen Budget das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben hergestellt; aber die noch übrige schwebende Schuld von beiläufig 750 Millionen Francs ist ein Brocken, an dem man auch in Frankreich noch längere Zeit kauen wird. Wir wollen durchaus nicht wetten, daß diese flottante Schuld früher als das österreichische Jahresdeficit erloschen sein werde. Daß beide sich verringern, ist Thatsache; somit kein Grund zu so besonderer Ueberhebung, wie sie das gouvernementale Pariser Blatt sich beikommen läßt, und während gerade die financiellen Dinge sich in Oesterreich zum Besseren neigen, scheint der Moment zu den Ausfällen der „Patrie“ nichts weniger als glücklich gewählt.§

— Die Bischöfe des österreich. Kaiserstaates sind im Begriffe, einen gemeinschaftlichen, energischen Schritt zur Beseitigung des ihnen gründlich verhaßten Unterrichtssystems des Ministers Grafen Leo Thun zu unternehmen. Es sind zu diesem Ende im jetzigen Augenblicke schriftliche Verhandlungen zwischen den einzelnen Ordinarien im Zuge. Dieser Schritt wird, wie erinnerlich sein wird, gegenwärtig zum zweiten Mal gemacht, denn schon vor zwei Jahren hatte der österreichische Episkopat bei dem Kaiser einstimmig um Abschaffung des bestehenden Unterrichtssystems petitionirt.

— In Rom treten jetzt die Bestrebungen, auch die Schriften des Philosophen Baader und seiner Schule auf den Index zu bringen, mit frischer Kraft hervor. Es wird dabei der nämliche Weg eingeschlagen, den man gegen das philosophische System unseres Landmannes Günther beschritten hat. Wenn die Baader'sche Philosophie unkatholisch ist, dann ist überhaupt jedes philosophische System innerhalb des Katholicismus eine Unmöglichkeit.

—* Vor einiger Zeit meldete ein Correspondent der „Zeit“: „Dr. Wichern habe auf dem Kirchentage in Lübeck gesagt, daß in einem Jahre in 79 (neun und siebenzig) Ortschaften Mecklenburgs alle Geburten uneheliche gewesen wären.“ Ich habe dies bisher in Zeitungen weiter nicht besprochen gefunden, obgleich es mir sehr beachtenswerth, oder, offen gesagt, unglaublich erscheint. Es kann doch in 79 Ortschaften nicht lauter wilde Ehen geben; und eben so unwahrscheinlich halte ich es, daß in allen wirklichen Familien von 79 Ortschaften in einem Jahre nicht eine einzige Entbindung sollte stattgefunden haben. Hoffentlich wird aus Mecklenburg von officieller Seite Aufklärung erfolgen.

— Unserer Stadt gehören die vielleicht erfahrensten und geschicktesten Hersteller elektrischer Telegraphenleitungen der Welt an. Es sind die Herren Siemens und Halske. Die englische Regierung hat ihnen gegenwärtig die Legung eines elektrischen Telegraphenkabels von Portland (Südküste Englands, Cherbourg gegenüber) nach Alderney (englische Insel dicht an der französischen Küste im Angesichte von Cherbourg) übertragen. Es heißt auch, daß diese Herren eingeladen worden sind, an den weiteren Versuchen, welche mit dem transatlantischen Kabel von englischer Seite gemacht werden, als ganz besonders beachtungswerthe Sachverständige theilzunehmen.

— Der General-Intendant der königl. Schauspiele, Kammerherr v. Hülsen, hat auf Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens wegen Beleidigung in seiner amtlichen Thätigkeit gegen den Redac-

teur der Berliner Börsenzeitung angetragen. Nach der Mittheilung des Blattes selbst hatte das hiesige Stadtgericht „keine Veranlassung gefunden, dem desfallsigen Antrage Folge zu geben, das königl. Kammergericht dagegen durch eine Verfügung vom 10. Juni (?) die Einleitung der Untersuchung angeordnet.“ Die B. Börsenzeitung hatte in ihrem Sonntagsbeiblatte, betitelt: „Die Börse des Lebens“, sehr heftige Kritiken gegen die Verwaltung des Herrn v. Hülsen, dessen Befähigung zu seinem Amte sie stark bezweifelte, gebracht.

— Die Entlassung der diesjährigen Reserve-Mannschaften des Garde-Corps erfolgt morgen, am 13. d. M. Dieselben werden, in Transporte vereinigt, unter Führung von Offizieren mittelst der Eisenbahn bis in die Heimath befördert und dort einzeln entlassen.

— Nicht China, sondern die westindischen Gewässer, resp. die Küste Mexiko's, sollen das Reiseziel der Fregatte „Gefion“ sein. In der That dürfte bei den (man möchte sagen „allmonatlichen“) Revolutionen Mexiko's, bei diesen unablässigen bürgerlichen Fehden, die Anwesenheit eines preußischen Kriegsschiffes im mexikanischen Golf wesentlich dazu beitragen, den vielfach gefährdeten Interessen der in Mexiko, Veracruz u. s. w. lebenden preußischen Staatsangehörigen Schutz zu verleihen; wie wir dies ja schon vor ein paar Jahren gesehen, wo das bloße Erscheinen zweier größerer preußischer Kriegsschiffe in den mexikanischen Gewässern genügte, die Regierung Mexiko's zur endlichen Zahlung einer lange schon festgesetzten Entschädigung für preußische Staatsangehörige zu veranlassen. (Sp. Z.)

— Aus Marienburg wird geschrieben: Unsere Stadt scheute keine Opfer, unserer Realschule die Jahre lang vergebens erstrebte Berechtigung zur Abiturienten-Entlassung zu verschaffen, hält es jetzt aber für angemessener, die Anstalt in ein Gymnasium zu verwandeln, da durch die neueren Ministerial-Erlasse die Realschulen in ihren Rechten mehr und mehr beeinträchtigt werden und sie ihre frühere, so werthvolle Bedeutung für's Leben verlieren müssen.

Gotha, 10. Sept. Es gilt uns als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß eine an sich flache und zu frühem Verblühen bestimmte Bewegung unter den herrschenden Verhältnissen sich in der Unentschiedenheit, aus der sie bei der Möglichkeit einer freieren Entwickelung längst herausgetreten wäre — Beweise dafür sind vorhanden —, durch vierzehn Jahre erhalten hat. Die freien Gemeinden haben in diesen Tagen eine Generalversammlung gehabt. Ueber diese gestern und vorgestern hier stattgefundene Versammlung von Mitgliedern verschiedener freier Gemeinden berichtet das Goth. Tagesblatt, dessen interessirten Bericht wir absichtlich unverändert wiedergeben, Folgendes: „Bereits am vergangenen Dienstag wurde eine Versammlung zum Zwecke der Feststellung der Tagesordnung abgehalten, und am Mittwoch Vormittag bildete das von Wislicenus aus Halberstadt angeregte Thema über die Zukunft der freien Gemeinden, welche letztere die Association auf das moralische Gebiet hinübertragen müßten, den ersten Gegenstand der Besprechung. In dieselbe verflocht sich die vom Dr. phil. Wagner von Stettin aufgeworfene Frage, was zu thun sei, um das geistige Leben immer frisch und kräftig in den Gemeinden zu erhalten. Meist klar und prägnant waren die Meinungsäußerungen einzelner Mitglieder, aus allen aber trat die Wahrnehmung deutlich hervor, wie lebhaft durchdrungen sämmtliche Anwesende von dem verhandelten Gegenstande waren. Auch Frauen betheiligten sich an der Besprechung, und die concise Kürze, die logische Schärfe, mit welcher sie sprachen, nöthigte dem Zuhörer ein Zeichen des Beifalls ab. In die Verhandlung trat ein die Besprechung glücklicher Weise nicht störender Zwischenfall ein. Wislicenus wurde mit einem hiesigen Bürger in das Ministerium beschieden. Sein Wegbleiben war kurz, seine Mittheilung eine erfreuliche. Die Versammlung solle, so hatte in höchst humaner Weise ein höherer Staatsbeamter ihm eröffnet, in keiner Weise polizeilich beeinträchtigt werden, wenn sie es nur vermeide, hiesige Gesetze zu übertreten. Diese Eröffnung mehrte die Fröhlichkeit des nun folgenden Mittagsmahles; in dem Toaste auf den Herzog lag die Dankesäußerung für die bewiesene Humanität. Den Nachmittag füllten die Berichte über den Stand der einzelnen Gemeinden, und die Geschichte nicht weniger Gemeinden bot viele sehr trübe Momente; eine numerische Reduction war bei vielen in den letzten Jahren bemerklich. — Erst gegen 10 Uhr Morgens trat gestern die Versammlung wieder zusammen, weniger heiter als vorgestern. Ein Zwischenfall, unangenehm und störend, hatte sich wiederum ereignet. Durch eine auf telegraphischem Wege hierher gelangte Requisition der Behörde zu Breslau war die hiesige Polizei zur Ausweisung eines Mitgliedes der gestrigen Versammlung, des Theodor Hofferichter, veranlaßt worden. Doch zerstreute die Mittheilung über das Ergebniß einer Audienz, welche Hofferichter mit Wislicenus beim Staats-Minister gehabt, die hier und da aufgetauchten Befürchtungen bald und gänzlich. Die Versammlung blieb unbehelligt; sie solle nur ihre Besprechungen von dem politischen Gebiete fern halten. Die Ausweisung Hofferichters erfolgte nicht, da überhaupt seine Abreise schon auf heute Nachmittag festgesetzt war. Mehreres wurde nun besprochen, doch meist nur cursorisch, da die Zeit drängte; unter Anderem die von Baltzer aus Nordhausen angeregte Frage wegen Begründung eines auf wissenschaftlichem Boden sich bewegenden Gesammtorgans, wissenschaftlich deshalb, um dem Feinde auf dem Felde zu begegnen, auf dem er sich rege. Ob und wo man sich im künftigen

Jahre wiedersehe, soll ein Comité bestimmen.« (Wie viel Sonderbares findet sich in diesem Berichte! Sogar das Verlangen einer wissenschaftlichen Vertretung der freien Gemeinden, die längst von der radicalen wie von der positiven Wissenschaft überflügelt sind, machte sich kund. Wahrlich, das ist nur in unserer matten und trägen Zeit möglich.)

* **Paris,** 10. Septbr. Da die politische Tribüne den Franzosen jetzt so gut wie verschlossen ist, so müssen sie andere Gelegenheiten zum Reden suchen, bei Tisch, bei feierlichem Empfang, bei Ausstellungen 2c. So gab der Senator Pietri am 28. August zweiundsechszig der höchsten Beamten in Ajaccio ein Festmahl, wozu der Präfect, zwei Bischöfe, die Mitglieder des corsischen Generalrathes u. s. w. geladen waren. Der Moniteur bringt die Toaste des Herrn Pietri, der Präsident des Generalrathes für Corsica ist, auf den Prinzen Napoleon und den Prinzen Jerome. Letzterer ist höchst charakteristisch für das jetzige Frankreich. Senator Pietri sprach: »In der Geburtsstadt der Napoleone können wir nicht von einander scheiden, meine Herren, ohne einen letzten Trinkspruch auszubringen. Ich bin überzeugt, daß Sie mit Vergnügen einstimmen. Auf den jüngsten Bruder des Kaisers Napoleon I.! Auf den Oheim Napoleon's III.! Auf den heldenmüthigen Krieger unserer Kaiserzeit! Auf den Prinzen Jerome, der keinen Anstand nahm, seine Krone in die Schanze zu schlagen, um sein Vermögen und sein Schwert dem Dienste Frankreichs zu weihen!« (Was wird man in Kassel zu dieser freundlichen Charakteristik des guten, dicken Jerome sagen?)

— Der Feldzug der Franzosen nach der Bai von Turon wird noch vor Schluß dieses oder zu Anfang des nächsten Jahres erfolgen. Anfangs October wollte, den neuesten Nachrichten zufolge, Admiral Rigault de Genouilly die Station China verlassen, auf den Philippinen die Landungstruppen, welche Spanien zu diesem Streifzuge beisteuert, an Bord nehmen und dann in Hué anfragen, ob man geneigt sei, das bisherige Rache-System gegen die Missionare aufzugeben und dem Beispiele des Kaisers von China zu folgen. Man glaubt nach den Erfolgen am Peiho nicht, daß es in der Bai von Turon zu blutiger Arbeit kommen werde.

— Dem Pays wird gemeldet, daß die Dampf-Corvette Duchayla am 20. August auf der Rhede von Gorea vor Anker lag; das Fahrzeug nahm Wasser und Kohlen ein und sollte am 25. Aug. weiter nach Dscheddah gehen, wo es Anfangs October ankommen wird.

— Lord und Lady Palmerston haben uns heute Nachmittags verlassen. Sie haben ihren Weg nach der Heimath über Boulogne und Folkestone genommen. Der edle Lord hat gestern Abends mit seiner Gemahlin den Pré catelan im boulogner Gehölz besucht. Man hat bemerkt, daß unter den Personen von Auszeichnung, mit welchen Palmerston hier häufiger verkehrt hat, sich Herr Thiers befand. Palmerston speiste vorgestern bei seinem Widersacher von 1840. Die Jugendlichkeit und Geistesfrische des greisen Staatsmannes hat allgemein überrascht. Die Franzosen können mit nicht genug Bewunderung von der Sicherheit und Eleganz erzählen, mit welcher er die französische Sprache beherrscht.

— Lord Redcliffe hat während seiner Abwesenheit keine Besuche gemacht und hielt sich abseits.

— Die heutigen Blätter und insbesondere das Univers, geben interessante Einzelheiten über den Anstritt, der sich am türkischen Hofe vor Absetzung der Minister des Sultans zugetragen hat, und ich kann meinerseits einiges hinzufügen, was mir aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird. Die ungewöhnliche Heftigkeit, mit welcher der Sultan seine Minister anfuhr, hat einen tiefen Eindruck in- und außerhalb des Divans hervorgebracht. Nachdem der Sultan den in Ungnade Gefallenen ihre Verschwendungen vorgeworfen, fügte er mit vieler Würde hinzu, daß er einmal wisse, daß es eine Partei gebe, die ihn zu beseitigen strebe, um seinen Bruder Abdul Azis auf den Thron zu heben. Dieses Vorhaben sollte aber nicht gelingen, und man werde ihn nicht leicht erdrosseln. Seine Feinde sollten nicht vergessen, daß er ein Abkömmling von Soliman II., von Mahomed II. und ein Sohn Mahmud's II. sei. Was nun die Verschwörung zu Gunsten Abdul Azis' betrifft, von welcher die Blätter gesprochen hatten, so ist dieselbe so ernster Natur, und gingen die Verschwörer so weit, daß mehrere Gesandte sich bemüssigt glaubten, den bekannten Führern zu erklären, daß ihre Regierungen Abdul Azis niemals anerkennen würden, falls er auf eine gewaltsame und ungesetzliche Weise auf den Thron gelangte.

S. M. **London,** 10. September. Leeds, die Stadt, kurz gesagt, der Tuche — wie sein Stadtwappen in einer unter ästhetisch-allegorischem Gesichtspunkte vielleicht etwas zu primitiven Weise veranschaulicht — hat durch die enthusiastische Aufnahme, die es seiner Königin vor einigen Tagen bereitete, seinen alten und schönen Ruf der Loyalität ein neues Mal bewährt, getreu seinem Motto: Pro Rege et lege — ein Motto, das, beiläufig gesagt, freilich in England, wo eine lex regia im imperialistischen Sinne niemals Anklang und Eingang fand, zu Zeiten Gewissensconflicte veranlassen kann oder wenigstens konnte. Irland dagegen scheint, nach den Ovationen, die die katholische Bevölkerung dem »Cardinal« auf seiner Rundreise so eben gebracht hat und nach den dabei stattgehabten mancherlei Manifestationen, immer noch unter der äußeren Ruhe der letzteren Jahre den alten Geist, das heißt, seinen alten Geist zu bewahren, der keineswegs ein Geist des Friedens und der Versöhnung ist.

Ein gestern erschienener Nachweis über die

Zahl der vom Stempel-Amte an die Zeitungen des Vereinigten Königsreichs in 1855—57 verabfolgten Stempelbogen wirft ein interessantes Licht auf den Status insbesondere der Londoner Presse. Die Zahlen begreifen natürlich nur die durch die Post versendeten Zeitungs-Exemplare, doch ist das wenigstens bei den größeren Zeitungen der weithin größere Theil der abgezogenen Exemplare. Die Times erscheint auch jetzt noch als der Leviathan der Tagespresse, und alle anderen Organe der Londoner Morgenpresse nehmen sich aus wie Zwerglein gegen sie, so daß, was man von dem Sinken der Times in letzterer Zeit gesagt, auf den ersten Blick durchaus nicht begründet erscheint. Freilich nur auf den ersten Blick und im Vergleich eben mit den andern Blättern. Denn eine Abnahme, und zwar eine sehr bedeutende, in der Zahl der abgesetzten Abdrücke der Times hat allerdings unzweifelhaft stattgefunden, wenn auch die Times selbst hierüber klüglich schweigt, während die anderen Blätter, insbesondere die billigen, mit großem Wohlgefallen darauf hinweisen. Im dritten Quartal 1855 setzte die Times 1,438,975 gestempelte Exemplare ab, im zweiten Quartal 1857 nur noch 875,810. Aber ohne Ausnahme haben die älteren Morgenblätter seitdem abgenommen, theilweis in sehr beträchtlichem Verhältniß. In den beiden letzten Quartalen 1857 (auch den letzten des Nachweises) hat sich die Times in der Anzahl der Abdrücke übrigens wieder etwas gehoben; ohne Zweifel macht sie die gewaltigsten Anstrengungen, ihre Stellung zu behaupten und wo möglich den früheren Höhepunkt wieder zu erreichen. Eine hie und da bedeutende Abnahme fand auch in letzterer Zeit bei den meisten der bekannteren Wochenzeitungen statt — selbst bei „Punch", der von 80,000 auf 45,000 Exemplare im Quartal herabsank. Im Allgemeinen scheint wohl diese bedeutende Abnahme der älteren Organe der Presse durch die seit Abschaffung des Zeitungsstempels heraufgeblühte und theilweis heraufgewucherte billige Presse auch selbst der Quantität nach nicht aufgewogen worden zu sein, sofern die Papierfabrikation hierfür einen Maßstab giebt oder als Beweis dafür erachtet werden kann. Nach einem ebenfalls kürzlich erschienenen diesfallsigen Nachweise hat nämlich die Papierfabrication in letzterer Zeit nicht unwesentlich abgenommen: im ersten Halbjahr 1858 wurden versteuert in England, Schottland und Irland: 93,462,130 Pfd. gegen 99,483,635 im entsprechenden Semester 1857, also weniger in 1858 etwa 6,000,000 Pfd.; die Verringerung fällt auf den inneren Verbrauch, da die Ausfuhr von Papier nur sehr wenig abgenommen hat; sie fiel nur von 7,430,197 in 1857 (erstes Semester) auf 7,362,477 Pfd. in 1858; beim Exporte findet bekanntlich eine Rückvergütung der Steuer Statt. Die betreffende Behörde stellt übrigens in Abrede (was ihr nicht zu verdenken ist), daß die Steuer die inländische Fabrication nieder- oder zurückhalte. Alsdann würde die Abnahme anderen Ursachen zuzuschreiben sein, und man meint, daß die „Lumpen" dabei eine große Rolle spielen, indem dieselben leider immer seltener und kostspieliger werden — Sic est mundus! Inzwischen concentrirt die Gesellschaft zur Abschaffung der „taxes on knowledge" unbeirrt und unüberzeugt durch die Versicherungen der erwähnten Steuerbehörde ihre Geschütze auf diese Papiersteuer, die in der That eine der letzten jener Taxen auf „Kenntnisse" ist, die sich noch aufrecht erhalten haben.

Die Ernteergebnisse, die sich nunmehr mit einer etwas größeren Gewißheit überblicken und bestimmen lassen, scheinen, im Gegensatz zu denen in Preußen und in vielen anderen Ländern des Continents, sich günstig für Getreide, ungünstig für Kartoffeln zu gestalten. Die letzten Berichte aus den Ackerbau-Districten stimmen so ziemlich darin überein, daß der diesjährige Weizen von vorzüglicher Qualität ist und er überall bereits unter den günstigsten Verhältnissen in die Scheune gebracht ist. Das Korn ist nicht nur groß, sondern auch schwer. Der Quantität nach wird die Ernte in Cerealien aller Gattung der überwiegenden Meinung nach eine gute Durchschnittsernte sein. Die einzige Frucht, die nicht ganz so reichlich ausfallen dürfte, ist Gerste, da der Ertrag in einigen Districten ein mangelhafter war; im Ganzen genommen wird jedoch auch für sie auf einen vollen Durchschnittsertrag zu rechnen sein. In Betreff der Kartoffelernte sind die Ansichten sehr widersprechend. Bis vor Kurzem war für dieselbe gleichfalls die günstigste Aussicht, die sich indeß seit einigen Wochen hie und da sehr getrübt hat, da das Kraut vielfach unverkennbare Anzeichen der Krankheit bietet; doch soll die Knolle, so weit die letzten Berichte gehen, noch vollkommen gesund geblieben sein. Aber selbst günstigsten Falls werden die Preise, heißt es, während des Winters und bis zur nächsten Ernte vergleichsweise hoch bleiben.

---

†† **Aus Holstein**, 7. Septbr. Unterm 18. August 1858 ist von der „Königlichen Regierung des Herzogthums Lauenburg" nachstehendes „Regierungsschreiben an die Ritter- und Landschaft" erlassen: „In dem Regierungsschreiben vom 18. September 1819" (sage: neunzehn) „in Betreff der Ueberweisung des reinen Ertrages von der Stempelsteuer im Herzogthum Lauenburg an die landschaftliche Kasse, zum Behuf der Abtragung der Landesschulden, ist die Ritter- und Landschaft in Gemäßheit eines desfallsigen, der Regierung ertheilten Allerhöchsten Befehls, ersucht worden, jährlich eine Uebersicht über die Landesschuld an die Regierung einzusenden. Wenn nun eine solche Uebersicht seither nicht an die Regierung eingesandt worden, und diese Angelegenheit von dem Ministerium für Holstein und Lauenburg neuerdings in Erinnerung gebracht worden ist, so müssen

wir die Ritter- und Landschaft hierdurch auffordern, dem beregten Ersuchen vom 18. September 1819 in der Weise zu entsprechen, daß die Uebersicht für 1857 baldthunlichst, in Zukunft aber regelmäßig, spätestens sechs Wochen nach Ablauf des betreffenden Jahres, eingesandt werde.«

Vermuthlich zur Förderung der Sache — um Anfragen zu vermeiden — wird nun weiterhin auseinandergesetzt, wie eine solche »Uebersicht« eigentlich beschaffen sein soll.

Mir scheint, aus diesen, wie so vielen andern Thatsachen geht deutlich hervor, daß die einzelnen Länder, die Corporationen und so auch die Individuen sehr wenig belästigt wurden durch Maßregelungen von Kopenhagen aus.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 12. Sept., Morg. (W. T. B.) Der heutige »Moniteur« enthält eine Depesche des französischen Bevollmächtigten Baron Gros aus Tientsin vom 7. Juli. Nach derselben hat der chinesische Kaiser den Vertrag zwischen China und Frankreich am 3. Juli ratificirt. Diplomatische Agenten mit ihren Familien werden in Peking residiren können. Die Bevollmächtigten der Alliirten werden Tientsin heute oder morgen verlassen.

Der Kaiser wird am 18. d. in Chalons erwartet.

London, 11. Sept. Vormittags. (W. T. B.) Ueber Malta hier eingetroffene officielle Berichte melden aus Bombay vom 19. v. M., daß General Hope Grant den in Shaghur belagerten Maun Singh entsetzt und daß General Robertson die Rebellen bei Katugea total geschlagen habe. Der mit China abgeschlossene Vertrag war in Bombay eingetroffen. In demselben werden alle von Seiten China's gemachten Zugeständnisse bestätigt, unter anderen auch, daß eine englische Gesandtschaft in Peking permanent residiren solle.

Nach den Berichten der heutigen »Times« war die Einfuhr in Bombay sehr animirt; Preise unverändert; der Cours auf London 2 Sh. $2\frac{1}{4}$ Pce. In Calcutta waren Imports ebenfalls animirt, der Geldmarkt flott, der Cours auf London 2 Sh. 2 Pce. Aus dem Pendschab war daselbst die Nachricht eingegangen, daß in einem der dortigen Regimenter eine Verschwörung entdeckt worden sei.

Aus Hongkong wird der »Times« gemeldet, daß die Lords Elgin und Seymour nach Japan abgereist seien, und daß es in Canton noch fortdauernd unruhig sei. Der Cours auf London war in Hongkong 4 Sh. 5 Pce. In Shanghai waren die Theepreise unverändert, die Seidenpreise fest; der Cours auf London war 5 Sh. 11 Pce.

Vermischtes.

[Der transatlantische Telegraph.] Während diesseits und jenseits des Oceans noch der erste Jubel über das Gelingen einer der kolossalsten Unternehmungen, an die sich der Mensch jemals wagte, ertönt, verbreitet sich schon die Kunde von einer geheimnißvollen Stockung der telegraphischen Botschaften. Fortwährend, so lauten die neuesten Nachrichten aus Valentia an der Westküste Irlands, laufen noch Signale von Newfoundland ein, aber sie bestehen nur aus einzelnen, gewöhnlich zerrissenen Wörtern, vielfach auch nur aus Buchstaben. Die Gelehrten in ganz Europa stehen nachdenkend und berathend vor einer Erscheinung, die in dieser Ausdehnung neu ist, zu der sie aber bei früheren Beobachtungen Analogien gefunden zu haben meinen. Babinet, ein sehr bekannter französischer Naturforscher, veröffentlicht bereits im »Journal des Débats« folgende Note über die unterseeischen Telegraphenkabel: »Die Leser des Journal des Débats werden sich erinnern, daß ich einer der Ersten war, die über den Erfolg der Legung des transatlantischen Kabels Wunder schrieen. Die Sache war um so verständlicher, als in einer kurz vorhergehenden Unterhaltung mit einer der ersten telegraphischen Größen Frankreichs wir dahin übereingekommen waren, daß es fast unmöglich sei, befriedigende Resultate mit einer solchen Leitung zu erlangen. Wenn nämlich der elektrische Strom einen Metalldraht und besonders einen Draht, der noch mit andern Metalldrähten umwickelt ist, hat, so bringt er eine mächtige elektrische Ladung hervor, welche, indem sie sich verläuft, gar nicht zur Depesche gehörende Zeichen wiedergiebt. Es giebt kein anderes Mittel, als geduldig zu warten, bis Alles wieder ruhig ist, wozu eine beträchtliche Zeit gehört. Es ist ungefähr wie mit einem Saale, der ein starkes Echo hat, und wo man bei jedem Worte eine Pause machen müßte. Dieser Uebelstand hatte sich schon im Kleinen bei den Kabeln im Kanal gezeigt; aber da die Rückströme nur schwach waren, so konnte man den etwaigen Uebelständen durch nicht zu sehr empfindliche magnetische Apparate vorbeugen. Der algierische Telegraph zeigt bereits denselben Uebelstand in bedauerlicher Weise. Was den transatlantischen Telegraphen betrifft, auf welchen die Engländer und Amerikaner mit Recht stolz sind, so weiß man, daß die Botschaft der Königin an den Präsidenten 20 Stunden wirkliche Arbeit während 30 Stunden Stand am Apparate erforderte. Man spricht davon, ein zweites Tau zu legen; es wäre gescheuter gewesen, gleich ein Dutzend machen zu lassen. Mit den erlangten Resultaten begreift man nicht die verwegene „self approbation" der Blätter, welche über die Transmission von 100 Worten in 20 Stunden jubeln.«

Wir fügen dieser Mittheilung einen Artikel der Berliner Volkszeitung an, eines Blattes, dessen Redacteur sich mehr und erfolgreich mit Verbesserungen des elektrischen Telegraphen beschäftigt hat, auch ein preußisches Patent auf eine neue von ihm erfundene Vorrichtung am elektrischen Telegraphen besitzt. Die »Volks-Ztg.« schreibt:

„Von der Ferne aus läßt sich nicht beurtheilen, welcher Art die jetzige Störung der Correspondenz ist. Wenn man den neuesten Behauptungen der englischen Zeitungen Vertrauen schenken soll, so läge das Hinderniß in einer jetzt erst eingetretenen Beschädigung des unter dem Meere liegenden Kabels. Wir müssen indessen gestehen, daß wir vorerst diesen Behauptungen keinen rechten Glauben schenken können; der Bericht, den die Telegraphisten in Valentia an die Londoner Gesellschaft abgestattet, lautet anders und deutet auf etwas ganz anderes hin. — Wäre das Kabel beschädigt, so würden gar keine Zeichen aus Amerika anlangen. Es geht vielmehr aus dem Umstand, daß unverständliche Zeichen anlangen, welche die Telegraphisten sich nicht erklären können, hervor, daß das Kabel unbeschädigt, die Correspondenz aber durch Ursachen gestört werde, welche die bekannte telegraphische Schrift unleserlich machen. Welches mögen diese Ursachen sein? Eine gründliche Erörterung derselben gehört an sich zu den schwierigsten Fragen dieser noch im Kindesalter stehenden Wissenschaft. Gleichwohl wollen wir Eine Ursache als Möglichkeit hervorheben, um unsern Lesern zu zeigen, von welch großer weltumfassender Bedeutung gerade die richtige Erkenntniß der jetzigen Störung für die Wissenschaft werden könnte. Bestätigt sich unsere freilich noch sehr lose Vermuthung, so ist es möglich, daß das jetzige Kabel für die Telegraphie selber unbrauchbar ist und man neue Kabel zu diesem Zwecke wird legen müssen; aber gerade dann würde das telegraphisch unbrauchbare Kabel zu einem wissenschaftlichen Zwecke benutzt werden können, der von weiten Folgen für den Fortschritt wäre. —

Schon vor mehreren Monaten wollten wir auf den Umstand aufmerksam machen, daß es ein Fehler sei, wenn man ein unterseeisches Kabel von 400 deutschen Meilen Länge in der Richtung von Osten nach Westen um die Erde lege, denn dadurch würden störende Ströme in dem Drath erzeugt, so oft sich der Magnetismus der Erde verstärkt oder schwächt. Es ist nämlich eine bereits wissenschaftlich bekannte Thatsache, daß die Erde selber wie ein Magnet wirkt; es ist ferner bekannt, daß wenn man um einen Magneten einen Draht wickelt, in diesem Drahte Ströme entstehen, so oft man die Stärke des Magnetismus in dem Magneten verändert. Nun aber ist der Magnetismus der Erde in fortwährender Veränderung, und namentlich in Zeiten, wo Nordlichter sichtbar werden, an dem Schwanken aller Magnetnadeln sehr merklich. Ein Draht in der Richtung von Osten nach Westen um die Erde ist also in solchen Fällen fortdauernden elektrischen Strömen ausgesetzt, und will man ihn zum Telegraphiren benutzen, so werden diese Ströme die Schrift stören. Diese unsere Bemerkung ist nicht neu, und auch nicht unser geistiges Eigenthum. Es hat vielmehr unser Mitbürger A. Siemens, der scharfsinnigste und genialste Meister dieses Faches, bereits vor zehn Jahren Beobachtungen angestellt, von welchen in Poggedorfs Annalen (Band LXXIX., Seite 484) Bericht erstattet ist und aus denen hervorgeht, daß solche Ströme, erzeugt durch die Schwankungen des Erdmagnetismus, schon auf einer Leitung von zwanzig Meilen Länge bemerkbar sind. Es ergaben Siemens' Messungen, daß in Zeit von Einer Stunde der Strom zwölfmal bald positiv bald negativ auftritt. — Der Draht, der jetzt nach Amerika gelegt worden, ist zwanzigmal länger als der, an welchem Siemens seine Beobachtungen machte; es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die Störungen zwanzigmal stärker auftreten und die Schrift beeinträchtigen und unleserlich machen.

— Am nächsten Donnerstag (16.) erfolgt im k. Schauspielhause die Eröffnung des „Geschäfts-Büreaus des deutschen Bühnen-Vereins.“ Die Geschäfte besorgt ein durch das Vereins-Präsidium angestellter Beamte, der unter Oberaufsicht des letztern, resp. des Generalbevollmächtigten desselben, so wie der Mitcontrolle der Redaction des deutschen Theater-Archivs steht.

— Der Hengst, der sich bei dem Manöver von seinem Reitknecht losriß und den Landrath Scharnweber verletzte, gehört Sr. k. H. dem Prinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Vorfall bestieg der Graf von Schmettau, ein Offizier aus der Umgebung des Prinzen, übrigens einer der gewandtesten Reiter der Armee, das unbändige Roß und tummelte damit so lange ohne Sattel herum, bis es so sanft wie ein Lamm wurde.

— Noch niemals sind die Stranddörfer im ostpreußischen Samlande so von Badegästen überfüllt worden, als in diesem Sommer; Kranz zählte gegen 2000, Neukuhren 1800 Badegäste, geschweige der vielen übrigen Stranddörfer, in denen Städter sich niedergelassen haben.

Briefkasten.

Ch. n. Bitte umgehend um weitere Mittheilung. — S. M. London. Ist mein Brief nicht angekommen? — G. Z. Besten Gruß. Ich bitte um einige Zeilen! —

Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch). — Redacteur: H. Keipp in Berlin.

Das Definitivum.

Vielleicht ist, wenn diese Blätter in die Oeffentlichkeit gehen, der Staatsact schon bekannt geworden, welcher dem Volke anzeigt, daß Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen mit Königlicher Machtvollkommenheit die Regierung, welche er seit dem 23. October vorigen Jahres provisorisch, nach den Ihm bekannten Intentionen Sr. Majestät des Königs, führte, übernommen hat. Es wird daraus zunächst hervorgehen — und es erfüllt uns dies mit dem tiefsten und aufrichtigsten Schmerz —, daß der König unser Herr Sich noch immer in der Unmöglichkeit befindet, einen bestimmten Termin, an welchem Er die Regierung wieder Selbst zu übernehmen gedenkt, zu bezeichnen, und daß auch die Aerzte dazu nicht im Stande sind. Denn wäre Letzteres möglich, so wäre die Fortdauer des herrschenden Provisoriums, über dessen nahes Ende überall Gewißheit besteht, geboten und würde sicherlich von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen in Seiner zarten und pietätvollen Rücksicht für den Königlichen Bruder, die Königin und die Gefühle aller Patrioten, zuerst befürwortet werden.

Handelt es sich aber gegenwärtig um eine unbestimmte Fortdauer der Vertretung Sr. Majestät in den obersten Regierungsgeschäften, so ist die volle Freiheit der Entschlüsse und eine durchaus Königliche Machtvollkommenheit bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen im allgemein monarchischen und im besonderen preußischen Interesse durchaus nothwendig. Alle Parteien sind darüber einig, aber es zeigt sich dabei doch in ihren weiteren Wünschen eine tiefe Uneinigkeit, von der wir vermuthen, daß sie hier und da ihren Grund in Seitenrücksichten hat.

Wir selbst haben mit einer Entschiedenheit, die ihre Erklärung allein in unserer Vaterlandsliebe findet, in den letzten Monaten zu wiederholten Malen der Herstellung einer voll Königlichen Regierung das Wort geredet, aber dabei blieben wir stehen. Wir wußten, daß dieser unser Wunsch der Wunsch aller wahren Vaterlandsfreunde sei, aber wir wagten dabei nicht, irgend wie darauf hinzudeuten, daß die weiteren Verlängerungen des Provisoriums auch die leichteste Verkennung der monarchischen Interessen einschlössen. Denn durch solche Andeutung hätten wir in der That wiederum diese Interessen auf das Gröblichste verletzt, und es hätte mit Recht ein Verdacht gegen unsere monarchische Gesinnung erhoben werden können. Wir hatten keine andere Pflicht, als die Ueber-

zeugungen einer conservativen Nüance des Volkes auszusprechen, aber wenn auch diese Ueberzeugungen hohen Orts getheilt wurden, so konnten sie dort doch möglicher Weise bei dem Hinzutreten anderer Momente nicht so unmittelbar wirken, als im Volke gewünscht wurde.

Anders in einem Lager, wo man in neuester Zeit fast ausschließlich den Patriotismus für sich in Anspruch nimmt, und wo man mit bedenklicher Hitze nach dem Definitivum ruft und seine Nothwendigkeit beweist. Die meisten sind mit dieser Faction einig in Bezug auf das Ziel, die wenigsten, wie wir glauben, in Bezug auf das Mittel.

„Der König ist „dauernd" verhindert — so rufen diese neuen Patrioten — also kommt Artikel 56. der Verfassung zur Anwendung, und der Prinz von Preußen übernimmt aus eigner Macht die Regentschaft, beruft die Kammern, und diese entscheiden in vereinigter Sitzung über die Nothwendigkeit der Regentschaft."

Unser Verhältniß zur Verfassungsurkunde ist noch zu jung, als daß wir, abgesehen von unsrer Hochachtung vor derselben als einem zu Recht bestehenden Gesetze und einem ganz besonders feierlich verbürgten und umfassenden Gesetze, in ihr ein wunderthätiges Mittel zur Befestigung des Königthums entdecken könnten, wofür diejenigen sie zweifelsohne halten, welche in demselben Athemzuge ihren warmen Eifer für die monarchischen Interessen und für die möglichst ausgiebige Anwendung der Verfassung auf alle Wechselfälle des Königthums bekunden. Doch das sind politische Ansichten, um die wir so lange nicht streiten wollen, als unsre Gegner sich davon fern halten, eine besondere Sanction des Hohenzollern'schen Fürstenrechts und der Hohenzollern'schen Erbordnung durch die Verfassungsurkunde von 1851 zu verlangen. Das wäre ein Verbrechen gegen den Genius Preußens, das wäre mehr, das wäre eine Narrheit, welche das preußische Volk, das in dem Bewußtsein seiner unzertrennlichen Verbindung mit seinem Königshause lebt, mit Verachtung bei Seite schieben würde.

Nicht daß wir eine Verbindlichkeit der Verfassungsurkunde auch für die höchsten Regionen läugneten. Aber wie die vaterländische Verfassung zum guten Theil das Werk der Hohenzollern ist, so ist auch die neuerlich verfaßte Urkunde dieser Verfassung, so weit sie ein richtiger Ausdruck ward, mit dem Hohenzollern'schen Geiste innerlich verwandt, und man überhebt sich in seltsamer Weise, wenn man gar diejenigen Stellen, an welcher es dieser Verfassungsurkunde an Deutlichkeit des Ausdrucks gebricht, gegen die Willensfreiheit unserer Fürsten zu Gunsten irgend einer andern neben ihnen und unter ihnen stehenden Macht erklären will.

Wenn dem Landtage für gewisse Fälle das Recht, über die Nothwendigkeit einer eben eingetretenen Regentschaft zu beschließen, zuerkannt ist, so wird doch nach Sinn und Ursprung der Urkunde, die ihm dies Recht einräumt, dasselbe nur für äußerst wenige und beschränkte Gelegenheiten

vorbehalten, und außerdem doch auch nicht darum, weil eine Befürchtung vorhanden gewesen wäre, es könnte sich in der Hohenzollern'schen Familie und in Preußen einmal eine jener düstern Tragödien des Englischen Mittelalters erneuern, sondern nur darum, damit der neue Regent durch das Zeugniß und die Acclamation des Landtags eine weitere Stütze erhielte, und weil man von der an sich nicht verwerflichen Ansicht ausging, daß der Landtag in die hohen Amtsstellen der Monarchie, welche die Monarchen selbst stets zur Contrasignation und äußerlichen Formulirung und Legalisirung ihrer Entschlüsse und Thaten erwählt haben, eingetreten sei.

Zunächst aber fehlt es in der Verfassungsurkunde noch an jeder erläuternden und ausführenden Bestimmung über die Art der Mitwirkung des Landtags für den Fall, daß der Artikel 56 zur Anwendung kommt. Es heißt dort nur, daß er „über die Nothwendigkeit der Regentschaft beschließt". Dabei scheint eine vorhergehende Untersuchung dieser Nothwendigkeit vorausgesetzt zu sein. Aber diese Untersuchung ist doch nicht ausdrücklich statuirt, kann also zurückgewiesen werden, so daß nur der unmotivirte Beschluß dem Landtage übrig bleibt. Daß erstere aber, weil sie zurückgewiesen werden kann, auch zurückgewiesen werden muß, ist unserm monarchischen Gefühle nicht zweifelhaft.

Fehlt es aber dem in Rede stehenden Beschlusse der vereinigten Kammern an einer aus solch einer Untersuchung hervorgehenden Unterlage, so kann er sich doch nur auf eine Vorlage und Verkündigung beziehen, die ihm aus dem Schooße der königlichen Familie selbst, natürlich also durch den Mund des ersten Prinzen derselben zugeht, und von einem Gegensatz zu dieser Verkündigung kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Ist dem aber so, dann verliert in Wirklichkeit der Artikel 56 die Bedeutung, welche ihm Leute beigelegt haben, die vielleicht etwas zu sehr verfassungsmäßig sind und nicht die schöne preußische Gesinnung der Kölnischen Zeitung (das Blatt sagte neulich: Wir wollen nicht, wie Shylock in seinen Schein, immer in die Verfassung sehen) bewahrt haben. Am besten ganz ausgelöscht, wird doch dieser Artikel, auch wenn er in der Verfassungsurkunde bleibt, niemals eine Berechtigung begründen, den Beschlüssen des königlichen Familienrathes entgegenzutreten, und ebensowenig jemals dem Landtag eine Sanctionirung der königlichen Gewalt zuweisen können. In den Augen eines monarchischen Volkes kann er nur den Sinn jener Wahlausübung und Acclamation haben, aus der die alten deutschen Könige hervorgingen. So sagt mit Recht ein Geschichtsschreiber von den Karolingern, „sie seien Könige von Gottes Gnaden und sie sähen es zugleich als eine unmittelbare und nothwendige Folge dieser Gnade an, daß Adel und Volk den von Gott nach der Ordnung der Geschlechtsfolge eingesetzten König als solchen erwählen und über sich zum Herrn ausrufen."

Das Stein'sche Denkmal.

Die täuschungsreiche Ruhe einer Zeit politischen Stillstands pflegt zuerst durch kleine, fast zufällig erscheinende Bewegungen, die man gern bloße Neckereien nennt oder denen man einen persönlichen Ursprung wohl gar nicht zuerkennen will, unterbrochen zu werden. Erst viel später folgt dann „auf das U das W." Die vierziger Jahre waren reich an solchen Bewegungen des Zufalls, und wiederum gab die Stille der letzten Zeit zu einer derartigen Unterbrechung Gelegenheit. In Hagen in Westfalen begann man — es sind jetzt fast drei Jahre her — in einer liberalen patriotischen Gesellschaft den schon oft angeregten Gedanken, dem preußischen Minister Freiherrn von Stein ein Denkmal zu setzen, neu zu bewegen, ein Comité trat zusammen, aber schon die Herren, die an der Wiege des Unternehmens standen, erkannten richtig, daß es doch noch anderer Männer, als des Herrn Harkort bedürfe, um eine Aufforderung zu Beiträgen für solch ein Denkmal zu legitimiren. Handelte es sich auch zunächst nur um ein Denkmal Westfalens, auf westfälischer Erde zu errichten, welche des großen Staatsmanns letzte Heimath geworden war, so ward dazu doch die Betheiligung von Namen, wie Kielmannsegge, Bodelschwingh zc. und hervorragender Mitglieder des katholischen Adels der Provinz für nothwendig erachtet. Aber, der gewünschte Gewinn gelang nicht, und auch der Name Vincke wurde vergeblich in den Programmen der Unternehmer gesucht. Der nächste preußische Landtag führte einige der letzteren nach der Hauptstadt, wo sie als Abgeordnete Collegen fanden, die die Idee eines solchen Denkmals acceptirten, dasselbe aber nicht mehr als westfälisches, sondern als preußisches auffaßten und ihm eine Stelle in der Hauptstadt zudachten. Die Herren von Patow und Graf Schwerin traten dabei besonders hervor.

Während sie, wie es heißt, sich hier bemühten, Verwandte des Freiherrn von Stein, zunächst den Grafen von Arnim-Boytzenburg, für das Denkmal zu interessiren und dabei abschlägliche Antworten erhielten, ergriff die hiesige „Volkspartei", deren Reste die Volkszeitung vertritt, ebenfalls die Angelegenheit und begann frisch drauf los Sammlungen für das Unternehmen zu veröffentlichen. Ein Aufruf, unterzeichnet von vielen Mitgliedern der Linken und des Centrums, außerdem von einigen Westfalen (d. d. Wetter in Westfalen, August 1857) erschien in ihr, und Dr. Tappert, ein bekanntes Mitglied der berlinischen Volkspartei, veröffentlichte fernerhin in der „Volkszeitung" mehrfach die Resultate von Sammlungen. Webergesellen auf einem ihrer Bälle, Arbeiter dieser und jener Fabrik und Werkstatt und der englischen Gasanstalt, einige Groschen auch von „Bauern aus Drenow bei Colberg", und von „Bertha G.,

dem Andenken des würdigsten Volksmannes 5 Sgr."*) — das war der Charakter, unter dem das Zeugniß des Volks für den großen Mann zunächst an die Oeffentlichkeit trat. Hatte die Stein'sche Denkmalssache zunächst den Anschein gewonnen, eine Unternehmung der liberalen Partei zu sein, so war es jetzt kaum mehr zu bezweifeln, daß sie zu einer skandalösen Demonstration benutzt werden sollte. Die vergnügten Webergesellen auf dem Balle und die verschiedenen braven Leute in den Werkstätten und an den Fabriköfen hatten freilich mit Treuherzigkeit und Vergnügen ihre Pfennige und Groschen hergegeben, weil sie sich vorstellten, es handele sich darum, den verhaßten Junkern und vielleicht auch den übermüthigen Bürgern einen rechten Schabernack zu spielen; und wer von ihnen in den sogenannten „Volksbüchern", in denen die französische Revolution oben an steht, und „Volkszeitungen" einige geschichtliche Studien gemacht hatte, dachte sich vielleicht den alten rheinischen Reichsfreiherrn als einen edlen Lafayette oder als einen Orleans Egalité, und wenn er poetische Neigungen hatte, als einen Carlo Moor, der einst mit dem adligen Pack gebrochen hätte und dem Volke ans Herz gestürzt wäre.... Die Führer hatten sich mit ihrer Agitation verrechnet: sie hatten vielleicht an das Beispiel Englands, an die Pennysammlungen für Peel und Cobden gedacht, in denen der gemeine Mann allerdings eine großartige politische Huldigung dargebracht und Charakter entfaltet hat, aber Stein war kein Cobden, und die Politik in den berliner Werkstätten und in den Mills von Manchester oder Birmingham ist verschieden. Die Sammlungen starben an ihrem eigenen Geruche. Die Herren von Patow, von Auerswald wandten sich an die Königl. Regierung, um durch dieselbe eine einflußreichere Autorisation für ihr Denkmalscomité zu erlangen, und die Regierung hat statt dessen dem verfahrenen und provocirenden Unternehmen ein anderes entgegengestellt, das der Würde des Gegenstandes entspricht. Man sollte meinen, daß die Herren des Privatcomités für den ihnen damit angedeuteten Ausweg, auf dem sie ihren Rückzug nehmen können, aufrichtig dankbar sein würden, es scheint aber nicht so, und die „Volkszeitung", die sich während einer ganzen Zeit als ihr bezügliches Organ gebehrdete, versucht es jetzt sogar, den ganzen Thatbestand umzudrehen, und indem sie mit Sehermiene andeutet, daß auch die „Arnim-Boytzenburg, die Kielmannsegge" und alle „Gutgesinnten" sich gegenwärtig an der Denkmalssache betheiligen würden, macht sie bemerklich, daß am entscheidenden Orte sich der Wind gedreht habe und daß die „Gutgesinnten" desgleichen eine gehorsame Wendung nähmen.

Dabei wiederholt sie den alten Psalm: daß Stein ein Mann der „demokratischen Reform", „der Mann einer Partei, der Partei des Volksthums, der Mann eines Standes, des Standes der Staatsbürger" gewesen sei. Was diese Worte bei der Volkszeitung bedeuten, weiß Jedermann, aber beharrlich schweigen sowohl die Constitutionellen, wie auch

*) Beilage zu No. 245 der Berl. Volkszeitung. 20. October 1857.

die demokratischen Blätter zu solch' einer absichtlichen Entstellung der Wahrheit.

Ein um so größeres Verdienst erwerben sich darum in unseren Augen die Gränzboten, wenn sie grade jetzt mit einer scharfen Schilderung Steins hervortreten, die aus der Feder des verstorbenen Staatsministers von Schön ist, eines Mannes, auf den manche — wenn auch nur manche — der Lobeserhebungen, denen sich Stein gegenwärtig ausgesetzt sieht, viel besser paßten, als auf den scharf abgeschlossenen, stolzen, edlen rheinischen Freiherrn, an dem die Demokratie, wollte sie überhaupt die Wahrheit sehen, ganz vorzugsweise lernen könnte, wie gerade die bewußte adlige Selbstständigkeit, wie sie oft in alten Adelsfamilien und mehrfach auch in altangesessenen reichen Bürgerfamilien sich entwickelt, die beste und sicherste Grundlage und Voraussetzung des Berufes für den großen Staats- und Vaterlandsdienst ist.

* * *

Die „Gränzboten" schreiben in ihrer neuesten Nummer:

„Im Folgenden geben wir ein Urtheil v. Schön's über den Reichsfreiherrn v. Stein nebst einem nach der Meinung des Einsenders auf Schön's Charakteristik bezüglichen Brief Alexanders v. Humboldt. Beide Documente sind noch unveröffentlicht; den Namen der hochgestellten Persönlichkeit, für welche Schön die Beurtheilung Stein's aufsetzte, müssen wir nach dem Wunsch des Einsenders verschweigen. Endlich haben wir uns gegen die Annahme zu verwahren, als machten wir die hier ausgesprochenen Ansichten Schön's durch den Abdruck zu den unsern. Wir geben sie einfach als Material.

Schön schreibt: „Stein war ein großer Mann, weil er unbedingt und rücksichtslos der Idee des Vaterlandes, wenn auch mehr instinctartig als mit Bewußtsein, lebte. Aeußere Verhältnisse hatten es ihm möglich gemacht, als großer Mann in die Erscheinung treten zu können. Ohne ihn hätte die russische Armee im Jaunar 1813 niemals die polnische Gränze überschritten. Selbst der russische Feldmarschall wollte über unsere Stadt Johannisburg nicht mehr hinaus. Ohne Stein wäre später vom russischen Hauptquartier Kalisch aus Deutschland in eine russische und in eine französische Präfectur getheilt worden. Der Kaiser Alexander wollte in Kalisch keinen Frieden mit Preußen schließen, sondern unbedingt befehlen, was Preußen thun sollte. Nur Stein mit Hülfe von Scharnhorst brachte es dahin, daß Rußland Preußen als unabhängigen Staat anerkannte und ein Friede geschlossen wurde. Stein ist es zu verdanken, daß nach zwei verlorenen Schlachten (Görschen und Bautzen) der Kaiser Alexander dem Verlangen seiner Armee, nach Polen zurückzugehen, bestimmt entgegentrat, und daß während des Waffenstillstandes Schlesien von Preußen und von den Russen besetzt blieb. Wurde Schlesien damals aufgegeben, dann war die preußische Macht vernichtet und

Rußland genöthigt, auf Kosten Deutschlands mit Napoleon Frieden zu schließen. Stein war bei Alexander der Repräsentant der Idee des unabhängigen Staats, und übte die Macht der Idee, wo es darauf ankam, auch mit der höchsten Selbstverläugnung aus. Hätte Oesterreich während des Waffenstillstandes, wo Preußen und Rußland um dessen Gunst buhlten, nicht alles darangesetzt, um Stein's Einfluß auf Alexander zu vernichten, hätte Metternich damals nicht allein gebieten wollen, welches ihm am Ende des Waffenstillstandes mit Oesterreichs Zutritt zur Allianz auch gelang, dann hätte durch Stein's Wirken der Krieg einen bei weitem bessern Fortgang gehabt als er gehabt hat.

„Hiernach war Stein ein großer Mann, und unberechenbar ist sein Verdienst um Deutschland und dadurch um die Cultur der Welt überhaupt. Deutschland müßte ihm eine Ehrensäule setzen, größer als die des heiligen Borromäus (die größte auf der Erde), und der Name Stein müßte in ellenlangen goldenen Buchstaben auf dem Postament stehen. Aber ein Staatsmann war Stein nur insofern, als ein Mann mit blendendem Witz und mit, wenn auch nicht tiefem, so doch scharfem, lebhaftem Geist ein Staatsmann sein kann, welcher 1) in den Vorurtheilen eines Reichsfreiherrn aufgewachsen ist, und in welchem sich diese Vorurtheile so festgesetzt haben, daß die Erfahrungen des weitern Lebens diese nicht zu erschüttern und noch weniger auszurotten, sondern nur in einzelnen Fällen zu übertünchen im Stande sind; 2) den Bildungsgang gehabt hat, welcher in Stein's Jugendzeit bei der sogenannten vornehmen Welt stattfand, nämlich Einzelheiten in Massen in sein Gedächtniß zu bringen, ohne diese zu Begriffen zu erheben und diese wieder zur Entwickelung von Ideen zu benutzen. Stein kannte von mehreren Sprachen die Vocabeln, aber das was Sprache ist, war ihm fremd. Er hatte eine Masse von historischen Notizen in seinem Gedächtniß wie wenig Historiker von Profession besitzen werden, aber was Karl der Große und Ludwig XIV. und Friedrich der Große in der Geschichte waren, das war ihm gänzlich unbekannt. So waren ihm namentlich alle Einzelheiten von Colbert's Leben bekannt, aber daß dieser durch sein System der Hauptschöpfer eines Mittelstandes, also einer der Begründer unserer Cultur gewesen, ist Stein niemals in den Sinn gekommen; dem 3) jede philosophische und poetische Bildung nicht allein abgeht, sondern den auch sein historischer Notizenkram zu einem förmlichen Widerwillen, besonders gegen philosophische Entwickelung, gebracht hatte.

„Wenn Stein jemanden tief stellen wollte, so nannte er ihn einen Metaphysikus. Seine Staatswissenschaft bestand in der Lebensgeschichte einzelner hervorragenden Staatsmänner und in Kenntniß der einzelnen administrativen Maschinerien.

„Als er 1807 in Memel ankam, war sein erster Gedanke, die Staatsbehörden anders zu gestalten. Ueber Staatsgrundsätze und eigentliche Staatseinrichtungen ist Stein mit dem König niemals in Differenz ge-

kommen, aber gegen die Cabinetsregierung, wie sie damals bei uns war, trat er auf. Statt im Jahre 1805 bis 1806 das Cabinet als Ersatz der deutschen Conferenzminister und des fehlenden Staatsraths anzusehen und zu verbessern, wollte er, daß die Administrationsminister ihre Pläne und Vorschläge vor dem König selbst recensirten. Die blutlosen Leute, Beyme und Lombardt, waren ihm selbst zuwider, so daß er mehr gegen diese persönlich als gegen die Cabinetsregierung kämpfte.

„Man würde Stein in Verlegenheit gesetzt haben, wenn man die Beantwortung der Frage von ihm verlangt hätte, was ein Staat sei? — und zu welchem Zweck wir in einem Staat leben und leben sollen? Er wagte zwar nicht, vermöge des Geistes, mit welchem der Himmel ihn ursprünglich beschenkt hatte, gegen staatswissenschaftliche Aufstellungen zu protestiren, gab diesen sogar, wenn er gedrängt wurde, um nicht geistlos zu erscheinen, seine Firma, aber er selbst kam niemals zu einer wissenschaftlichen Construction in Staatsangelegenheiten.

„Finanziell und staatswirthschaftlich war Stein ganz ungebildet. Trat ein Ereigniß ein, welches entweder Aufnahme und Entwicklung oder Gegenmaßregeln forderte, dann suchte er aus seinem großen Notizenmagazin das heraus, was in ähnlichen Fällen in anderen Staaten geschehen war. So wollte er, weil im Jahr 1806 zur Kriegführung Geld bei uns fehlte, das Land mit unrealisirbarem Papiergeld überschwemmen, weil Frankreich und Oesterreich in ähnlichen Fällen dies gethan hatten. Allen Gegenvorstellungen und jeder Darstellung der üblen Folgen einer solchen Maßregel setzte er seine Notizen entgegen, und von dieser landesverderblichen Operation trat er erst dann zurück, als ich ihm aus Büsch den Fluch überschickte, welchen dieser über den preußischen Minister ausgesprochen hatte, welcher Papiergeld bei uns einführen wolle. Daß zur Zurücknahme dieser Maßregel Stein aber nicht Ueberzeugung, sondern nur der angedrohte Fluch, als Vernichtung seiner Celebrität, gebracht hatte, ging daraus hervor, daß er im Jahr 1810 dem Staatskanzler Hardenberg, als dieser eben sein Amt angetreten hatte, unaufgefordert den Rath ertheilte, Papiergeld machen zu lassen. Er ging sogar so weit, Hardenberg gegen meinen, wie Stein sich ausdrückte, esprit à systême, vermöge dessen ich dem Papiergeld entgegen sei, zu warnen. Noch nicht genug! Er verlangt im Januar 1813 von dem Minister Grafen Dohna, als Präses der ostpreußischen Stände, daß Landespapiergeld gemacht werde, obgleich vorauszusehen war, daß es nur mit dem gewaltsamsten Zwangscours erhalten werden konnte.

„Es scheint schwer begreiflich, wie bei aller finanziellen und staatswirthschaftlichen Uncultur Stein bei seinem hellen Geist den Gedanken des Papiergeldes beinahe bis zur Verrücktheit hat verfolgen können. Aber eine Aeußerung von ihm: daß der hochverschuldete österreichische Adel durch Tilgung seiner Schulden mit einem 80 Procent verlierenden Papiergeld, welches gesetzlich Pari angenommen werden mußte, seine

Schulden bezahlt und sich vollständig retablirt habe, giebt hierüber Aufschluß.

„Seine poetische Bildung war im Monat August 1808 noch auf dem Standpunkt, daß er nichts von Goethe gelesen hatte. Durch Necken und Scherzen über seine prosaische Natur wurde er damals dahin gebracht, Faust lesen zu wollen. Er erhielt dies Buch etwa um 10 Uhr Vormittags und schickte es bald nach 4 Uhr Nachmittags mit der Aufforderung zurück, ihm den (damals noch nicht herausgekommenen) zweiten Theil zu übermachen.

„An eben demselben Tag Abends war ich mit Stein bei dem Kriegsrath Schäffner in Gesellschaft, und aus seiner Antwort auf meine Frage: wie ihm der Faust zugesagt habe? ersah ich, daß es ihm nur ein Geschichtsbuch gewesen war. Dabei bezeichnete er es als ein unanständiges Buch, von dem man in anständiger Gesellschaft gar nicht sprechen könne. Neben dem Geschichtlichen waren ihm nur die Scenen in Auerbachs Keller und auf dem Blocksberg bemerkenswerth geblieben. Und doch war Stein trotz dieser Mängel ein großer Mann!

„Lessing, einer der größten Denker und der gelehrtesten Männer, war ein schlechter Bibliothekar, Friedrich der Große war ein so schlechter Finanzier und Staatswirth, daß Napoleons Verbrennen der englischen Waaren aus politischen Gründen und die sogenannte russische Grenzsperre (welche an sich nicht existirt, sondern nur in Zöllen besteht, welche noch dazu größtentheils geringer als die anderer Staaten sind) gegen die grundverderblichen staatswirthschaftlichen Operationen Friedrichs des Großen nur schwache Schatten sind.

„Kant sagte: „„Man kann ein großer Philosoph sein und doch schlecht die Flöte blasen.““ — — —

„Humboldt's Brief lautet: Ich trenne mich spät erst von dem Kleinod, theuerste Excellenz, das ich Ihrem mir so theuren Wohlwollen verdanke. Ich stimme ganz überein mit der Schilderung des philosophischen, an Geist und Ausbildung dem Geist des Frhrn. v. Stein weit, weit überlegenen Biographen.

Stein war ein Mann der raschen That, mächtig von Willenskraft, voll Scharfblick im Einzelnen, meist durch Inspiration; kein Staatsmann, aber viel Edles schaffend und veranlassend, sehr beschränkt im Freiheitssinn, und wegen dieser Beschränkung oft im Widerspruch mit sich selbst, unerschütterlich warm der mittelalterlichen Mythe ergeben, die er sich von deutscher Freiheit, nicht im Volksleben, sondern in ständischen Abstufungen, geschaffen, ungebildeter als das Zeitalter, in dem er lebte, rein und edel an Gemüth, bei vielen Ausbrüchen von Heftigkeit und Intoleranz; kein großer Mann, aber oft groß im Handeln, Großes und F r e i e s hervorbringend, um einen Theil des Hervorgerufenen später zu bereuen.

Ich bin sehr geschmeichelt durch das Andenken Ihres hochbegabten Freundes. Es hat mir einen großen Genuß bereitet, wie er ihn immer durch Erweckung von Ideen und durch die Schönheit der Sprache, welche die Ideen verkörpert, zu geben weiß. Mit der innigsten Verehrung und dem Dank, der Ihnen auch dafür gebührt, daß Sie durch den Anblick des hoffnungsvollen Sohnes süße und wohlthuende Erinnerungen in mir, dem Alten von dem Berge, hervorgerufen, Ihr anhänglichster

Berlin, 18. April 1855. Al. v. Humboldt.""

* * *

Aus einem andern Wochenblatt der liberalen Partei, dem „Deutschen Museum", das Dr. Prutz herausgiebt, ist übrigens auch schon seit Jahren bekannt, daß Freiherr von Stein nicht der Verfasser des ihm allgemein zugeschriebenen politischen Testamentes ist, daß dasselbe vielmehr von einem Herrn von Rhüdiger, ostpreuß. Rittergutsbesitzer, der zur Schön'schen Richtung gehörte, herrührt und daß Stein daran Aussetzungen zu machen hatte.

Das obige Zeugniß, das die Gränzboten veröffentlichten, muß genügen, eine Zudringlichkeit zu kennzeichnen, welche es wagt, in den Tempel unseres nationalen Ruhms einzudringen und eines seiner erlauchtesten Standbilder von seinem Postamente herabzuziehen, um ihm eine Jacobinermütze oder wenigstens eine gothaische Cocarde anzuheften.

Stein war kein Mann des revolutionären Ideals, er war ein derber Ehrenmann ohne allgemeine Beglückungspläne, ohne französische Abstractionen, ohne den Schwung der radicalen Professoren. Auch hatte er in einer Zeit, die in allen Fugen krachte, nicht Gelegenheit zu ästhetischen Vergnügungen: ein Ritter und Retter wie Stein bedurfte rauher Hände und derber Waffen, und statt des Parfüms des literarischen Salons umgab ihn Schweiß und Staub des Kampfes. Er war ein Staatsmann nach englischem Geschmack, bornirt genug, um noch sein Vaterland über Alles lieben zu können, und unverfeinert genug, um alles Französische in die Hölle zu wünschen. Das war seine Größe.

Skizzen aus Irland.

(Schluß.)

Der Doctor begann die Unterredung:

„Die Verhältnisse Europa's verwickeln sich scheinbar immer mehr, ich glaube indeß die gegenwärtigen Bewegungen als den erneuerten Kampf zwischen Aristokratie und Ochlokratie richtig aufzufassen."

Birch antwortete mit einem Blicke, in dem sich Neugier und Erstaunen malte.

„So weit", fuhr der Doctor fort, „Irland auch von den Wirkungen dieses Kampfes entfernt zu sein scheint, wird dasselbe doch in ihn hineingezogen werden."

„Sie glauben?" rief plötzlich Birch. „Nun, wir werden es davor zu bewahren suchen."

„Und auf welche Weise, Mr. Birch? Etwa durch Ihre Artikel, die Niemand liest, oder durch Ihre Intriguen, die Niemand achtet?"

Bei diesem directen, so geschickt herbeigeführten Angriff verlor der heuchlerische, eitle Mann seine scheinbare Ruhe und erwiderte hastig: „Wenn Sie die Artikel zu Gunsten der Regierung auch nicht lesen, so liest sie doch das Volk. Wir sorgen dafür, daß diese Artikel weit verbreitet werden. Im Uebrigen haben wir die Truppen. — Dann ein Heer von Policisten, die uns schnell und sicher von den geringsten Bewegungen unterrichten."

Lächelnd und den Gentleman of the Press scharf mit dem Auge musternd, entgegnete der Doctor: „Das von Ihnen redigirte Blatt kostet der Regierung über 7000 Pfd. St. jährlich. Sie lassen es, ohne einen Preis dafür zu nehmen, durch Ihre geheimen Agenten und durch die geheimen Constabler in ganz Irland verbreiten. Das ist richtig."

Birch athmete auf, sein Auge funkelte Siegesfreude, verlor indeß schnell den Glanz, als jener fortfuhr: „Indeß, Ihrer geheimen Agenten sind nicht mehr als drei."

„Zwanzig, zwanzig," entgegnete Birch hastig.

„Wohl, zwanzig haben Sie angegeben. Die geheimen Policisten verbreiten ferner Ihr Blatt auch nicht, ja sie lesen es nicht einmal; denn die größte Anzahl derselben ist den Ribandmen affiliirt, oder den Whiteboys, den Defenders, den Heart of Oaks, kurz Theilnehmern aller Verschwörungen, und diese, glauben Sie, werden Ihr Blatt verbreiten, weil sie einen ärmlichen Lohn beziehen?"

„Diese Umstände sind richtig; aber," setzte listig lächelnd Birch hinzu, „wenn wir nicht so viel Ohren in allen Conspirationen hätten, wie sollten wir deren Pläne kennen? Außerdem ist es für uns von großem Nutzen, daß die meisten der Peelers (Constabler) Iren sind."

„Welch tiefe Weisheit, Mr. Fane, uns eben entwickelt wird! Horchen Sie wohl auf,“ fuhr der Doctor fort. „Um ein Volk zu bändigen und zu unterjochen, sucht die Regierung dasselbe zu corrumpiren, indem es die Besseren kauft, zur Heuchelei, zum Verrath und zur Denunciation zwingt.“

Birch wurde bei diesem neuen Angriffe unruhig, er erhob sich, setzte sich wieder, wollte sprechen, besann sich dann und componirte endlich, indem er die Augen niederschlug, ein melancholisches Gesicht.

Der Doctor ließ ihn während dessen nicht unbeobachtet. — Birch lispelte endlich: „Es sind auch nicht die Besseren, die sich zu solchen Werkzeugen gegen ihre Landsleute brauchen lassen. Wir kennen unsere Leute sehr wohl! Dann vergessen Sie nicht, daß sich selten Engländer zu solchem Amte hergeben. Auch in London rekrutirt sich die Polizei fast immer aus Irländern. Diese Personen sind gewöhnlich schon bestraft, oder werden unter der Bedingung begnadigt, daß sie unseren Zwecken dienen.“ Mit diesen Worten glaubte Mr. Birch das Verfahren der Regierung zu rechtfertigen. Aber seine Bemühung erregte zu seinem Erstaunen bei beiden Zuhörern eine ungemessene Heiterkeit, der sich besonders Fane hingab. Dieser hatte bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit einem eben so ungeschickten, als schlechten Menschen zu thun habe, und war entschieden, den Doctor in Allem zu unterstützen, was derselbe gegen ein so erbärmliches Subject unternehmen werde. Mr. Birch hatte während der Unterhaltung bereits jede drei Minuten eine Prise genommen, jetzt, als das schallende Gelächter ertönte, griff er mit drei Fingern in diese Dose und verstopfte sich das rüsselartige Riechorgan.

„Das ist kostbar,“ begann der Doctor wieder, „also die Schlechten sucht man sich aus und fürchtet nicht, von ihnen betrogen zu werden. Die Regierung verschwört sich indeß nicht nur mit den Schlechten, sondern auch mit den Priestern, Mr. Birch! Um nämlich das Volk zu hindern, daß es sich mit seinen weltlichen Angelegenheiten eifrig befasse, unterhält man künstlich den Streit der Confessionen. Bald stützt man die Priester und begünstigt den Cardinal Wiseman, dann hetzt man die Orangisten zur protestantischen Propaganda an. Manchen Priestern ist dies Manöver, welches sie vollkommen durchschauen, vielleicht sehr willkommen. Ihre Erkenntlichkeit dafür beweisen sie indeß auf eigenthümliche Weise. Nämlich dadurch, daß sie die Chimäre des Panceltismus dem Volke einimpfen und dasselbe auf einen Anschluß an Frankreich hinweisen.*) Sie, Mr. Birch, sind, ohne es zu wissen, ein Hauptwerkzeug in den Händen Rom's.“

*) Ein Factum ist es, daß fortdauernd Blätter und Pamphlete unter dem irischen Volke verbreitet werden, welche den Anschluß der Insel an Frankreich predigen und dabei die Chimäre des Panceltismus verbreiten. Diese Blätter gehören der katholischen Partei an. Wie sehr der Ire zu hypergenialen Anschauungen geneigt ist, beweist die Geschichte Irlands von Thomas Moore. Diese Geschichte copirt die im Volke umlau-

Diesmal glaubte der Angeredete, sich der Heiterkeit hingeben zu dürfen, und setzte dann hinzu: „Das ist neu. Wie gern man mich hat, beweisen die Invectiven der katholischen Blätter gegen mich. In der That, Doctor, da Sie so eingeweiht in diese Pläne sind, sollte man Sie viel eher für das Instrument der katholischen Partei halten als mich."

Kaum hatte Birch diese Worte gesprochen, so wendete sich O'Leare mit finsterem Ernste zu ihm und sagte: „Wollen Sie die Güte haben, uns die Depesche vorzulesen, die Sie so eben vor hatten?"

Fane, der es nun für gerathen hielt, in die Scene zu treten, that einen Sprung nach dem Schreibtische, und bevor noch Birch eine Antwort in Bereitschaft hatte, war er im Besitze des Schriftstückes: dicht daneben entdeckte er einen zusammengefalteten voluminösen Brief, und, seiner Inspiration Gehör gebend, nahm er auch diesen. — Birch, als er die Handlung des Fremden gewahrte, sprang ebenfalls von seinem Sitze auf, um einen Diener zu rufen; aber mit einem kräftigen Drucke brachte ihn der Doctor von seiner Absicht zurück. Birch warf sich in den Sessel und lächelte vor sich hin; denn seine Eitelkeit verleitete ihn ebenso, alle Menschen von geringerer Klugheit, als er war, zu halten, wie sie ihm nie verstattete, bei Anderen Kenntnisse zu erwarten, die er selbst nicht hatte. Er gab sich daher der Ueberzeugung, der Doctor verstehe die Schrift nicht zu lesen, da sie französisch war, vollständig hin. O'Leare las dieselbe aufmerksam, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf seinen Wirth und steckte die Schrift dann ruhig, als ob sie ihm gehöre, in die Tasche. Dann nahm er aus den Händen Fane's den voluminösen Brief, welchen dieser im Rockärmel so lange verborgen gehalten hatte. — Als Birch dies bemerkte, stürzte er sich wie rasend auf den Brief, um ihn dem Doctor zu entreißen; er begegnete aber dem Arme Fane's und wurde von diesem zurückgeschleudert. — Als er wieder auf dem Sessel war, legte ihm Fane die Hand auf die Schulter und sagte in gelassenem Tone: „are you mad, man?" (Sind Sie toll, Mann?) Der Doctor entfaltete den Brief. Dieser enthielt Anfragen und Rathschläge, wie sie untergeordnete Policisten ihren Vorgesetzten vorzulegen pflegen. Der Doctor las so vernehmlich, daß die andern beiden Personen ihn vernehmen konnten:

„a) Würde es gut sein, in das Haus des Lordlieutenant einen Diener zu bringen, der uns vollständig ergeben ist.

b) Da die Dienerschaft desselben vollständig ist, so wäre vielleicht, um einzelne Glieder derselben zu entfernen, es nöthig, durch Handwerker die Diener bestechen zu lassen, und die so Compromittirten dem Herrn zu denunciren.

c) Ein Artikel im Interesse der Orangisten, welcher die große

---

senden, von Priestern demselben aufgebundenen, und die in den Schriften von Mönchen enthaltenen Histörchen und Wundergeschichten. Kein Volk liefert einen stärkeren Beweis für die Wahrheit des Satzes, daß es oft Jahrhunderte von Mühen kostet, Irrthümer auszurotten, denen man das Leben einer halben Stunde erlaubte.

Macht derselben rühmt, muß in Ihrem Blatte, wenn möglich, morgen erscheinen.

d) Ihr eigener Beitritt bei den Orangisten muß so schnell als möglich geschehen.

e) Die Tausend Pfund Sterling liegen für Sie bereit."

„Das ist ja eine treffliche Schrift," fuhr er fort. „Welchen Gebrauch haben Sie davon gemacht?"

Birch athmete auf. Wie alle Elenden glaubte er durch eine Lüge den Verrath bergen zu können. Mit näselnder Stimme sagte er:

„Wie können Sie glauben, daß ich von diesen Anweisungen Gebrauch machte. Das ist eine rein fingirte, von mir selbst zu gewissen Zwecken aufgesetzte Schrift."

„Hm," erwiederte der Doctor, „dieser Brief ist dem Datum gemäß zehn Tage alt. Vor neun Tagen brachten Sie den fulminanten Artikel gegen die Katholiken und zu Gunsten der Oranienmänner. Seitdem haben Sie ferner danach getrachtet, Handwerker dem Lordlieutenant vorzustellen. Dann haben Sie sich zur Aufnahme unter die Orangisten gemeldet, und schließlich ist das Papier, welches ich in der Tasche habe, keine Depesche des Ministers des Auswärtigen in London, sondern ein Bericht eines katholischen Agitators, der nach Rom bestimmt ist und den Sie mit den Depeschen des Lordlieutenants nach London zunächst befördern lassen sollten, damit er nicht in unrechte Hände falle."

Birch war vernichtet. Krampfhaft faßte er die Stuhllehne. Der Schweiß perlte in großen Tropfen von seiner Stirn. Die todtenähnliche Blässe seines Gesichts ließ die unregelmäßigen Linien desselben noch deutlicher hervortreten. Der Doctor, von dem Eindrucke ergriffen, den dies Bild einer moralischen Vernichtung in ihm hervorrief, murmelte vor sich hin: „So erbärmlich ist kein Mensch aus Berechnung. Mangel an Verstand ist hier, wie immer, wo sich das Elend der Gesinnung zeigt, der wahre Grund. Könnte ein solcher Mensch das Unheil berechnen, das er Millionen Menschen zufügt, und wüßte er, wie wenig er selbst dabei gewönne, er wäre unmöglich in solche Falle gegangen. Wahrlich, man kann mit diesen Leuten nicht rechten. Mitleid ist das einzige Gefühl, das sie einflößen."

„Halt," rief Jane besorgt, „O'Leare, keine Humanitätsfaseleien. Bedenken Sie, daß dieser Mensch noch mehr Unheil, ohne zu wissen, gestiftet hat, als er wollte. Kein Mitleid mit einer Person, die den Stempel des durchdachten-Uebelthäters trägt."

„O fürchten Sie nichts. Meine Absicht, die mich herführte, soll nicht unausgeführt bleiben. Birch," fuhr er dann rauh fort, „Sie sind jetzt in meiner Hand. Morgen sollen Sie wissen, was ich verlange. Jetzt befehle ich Ihnen, daß Sie dem Lordlieutenant Ihr Unwohlsein anzeigen und ihn bitten, die Redaction Ihres Blattes anderen Händen anzuvertrauen."

Birch flüsterte: „Ich werde das thun."

„O, jetzt, sogleich," fuhr der Doctor lachend fort, „glauben Sie mich täuschen zu können?"

Birch erhob sich und wurde von Fane an den Schreibtisch geführt. Nach der Vorschrift O'Leare's faßte er das Schreiben ab und unterzeichnete es. Nachdem O'Leare es selbst versiegelt hatte, schellte er und befahl dem eintretenden Diener, den Schreibern zu melden, Mr. Birch sei krank und entlasse sie für heute. Dann wendete er sich an den Patienten mit den Worten: „Dafür, daß Sie das Haus nicht verlassen können, werde ich sorgen. Begeben Sie sich jetzt in Ihr Schlafzimmer im obern Stockwerke."

Die beiden Besucher stiegen hinter Birch nach dem obern Stockwerke. Das Schlafzimmer zeigte eine ähnliche Coquetterie in der Anordnung, wie die Toilette des Mr. Birch und die Möbel des Arbeitszimmers. Zierliche Korbmöbel, lackirte Sessel, eine Causeuse und ein Bett mit Vorhängen von gewirkter Seide füllten das Zimmer, dessen Fenster von blauen Gehängen verhüllt wurden. Auf dem Tische befanden sich Dosen verschiedener Größe und von zierlichen Formen. Statuetten von Sèvres und Elfenbeinmasse schmückten die Wände, welche eine seidene Tapete verhüllte. Auf dem cararischen Marmor der Toilette prangte eine Batterie von Essenzen, und den Fußboden verbarg ein kostbarer Sammetteppich. Dies Boudoir ließ keinen Zweifel über eine andere, den Meisten an Herrn Birch unbekannte Neigung.

O'Leare sagte lächelnd zu Birch: „Nun, dies Zimmer ruft Ihnen gewiß manche angenehme Erinnerung wach. Langweilen werden Sie sich hier nicht. Morgen werde ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen. Machen Sie keinen Versuch, das Zimmer zu verlassen, denn Sie würden an der Schwelle von kräftigen Armen zurückgehalten werden."

Birch gab sich indeß noch nicht für verloren. Nach dem Sprüchworte: der Fuchs taucht wohl unter, aber er ertrinkt nicht, warf er sich dem Doctor zu Füßen und flehte ihn an, ihn nicht zu vernichten. Er sei jetzt, so allein, zum Selbstmorde bereit; aber das werde ein so edler, tugendhafter Mensch, wie der Doctor, nicht wollen. Er wolle ihm ganz gehören, unter seiner Leitung das Beste thun, ihm alle Schliche aufdecken. Er flehe ihn an, ihn nicht zu verstoßen.

O'Leare antwortete lächelnd: „Mein Füchschen, tödten wirst Du Dich nicht, dazu bist Du zu feige, bessern wirst Du Dich auch nicht, denn eine Katze wird nie ein Hund, ein Fuchs nie ein Lamm. Wozu noch diese Speculation auf die Dummheit Anderer?"

Da fuhr Birch in die Höhe und versuchte in seiner Selbsttäuschung durch Wuth auf die beiden Personen zu wirken. Indeß überzeugte ihn deren Ruhe bald von der Nutzlosigkeit des Spiels.

O'Leare und Fane verließen ihn. Der Erstere verschloß die Thür und beide stiegen dann leise die Treppe hinab. Den im Hause woh-

nenden Diener nahm O'Leare unter dem Vorwande mit, er habe demselben Arznei für seinen Herrn zu übergeben.

Wir übergehen die Zwischenfälle und lassen den Inhalt der Denkschrift über Irland folgen, welche O'Leare an sich genommen hatte. Er las sie noch an demselben Abend in seiner Wohnung dem Fane vor. Sie war von einem Italiener, der sich zu propagandistischen Zwecken seit Monaten in Irland aufhielt, verfaßt und an einen der ***** in Rom gerichtet.

Dies Document gelangte in die Hände der englischen Minister und wurde von diesen in der Form von Correspondenzen und Leitartikeln der großen Blätter veröffentlicht. Die Folgen der Veröffentlichung standen mit dem energischen und kalten Charakter der Engländer im Einklange, die nur in der gänzlichen Unterdrückung und Schwächung der Iren eine Sicherung des Besitzes jener Insel sahen. Bei keinem Volke zeigt es sich deutlicher, als bei dem englischen, daß diejenigen, welche am meisten besorgt sind, Vorurtheile und Irrthümer zu verbreiten, am wenigsten von denselben halten und sie vielmehr nur als passende Schleier ihrer wirklichen Absichten gebrauchen. Es ist daher auch in keinem Lande die Sucht, Täuschungen zu erfinden und an allgemein gebräuchlichen Täuschungen Theil zu nehmen, größer als in England. Nirgends ist der Sinn so kalt und berechnend, als dort. Die gebildeten und besonders die herrschenden Klassen kennen keines von den auf dem Continent gehegten und geglaubten Idealen; aber zu großer Menschenkenntniß nach allen Richtungen von früher Jugend an geleitet, versäumen sie es nie, so geschickt als möglich ihren Reden und ihren Handlungen das Colorit der poetischen Kühnheit und der edelsten Hoffnungen zu geben.

Indeß würde diese so klar durchdachte und auf jedem Schritte in Anwendung gebrachte Handlungsweise ihren Zweck verfehlen, wenn sich nicht mit diesem Streben eine über alle — häufig momentane persönliche — Vortheile triumphirende Anerkennung corporativer Interessen verbände.

England wird sich in dem Augenblicke verachtet und schwach sehen, wenn der Begriff von Ehre und Vortheil geändert und die Befriedigung eines ungemessenen Ehrgeizes als der einzige werthvolle Zweck angesehn wird. — Die Denkschrift lautete:

„Monsignore, ich muß meinen heutigen Bericht mit dem Paradoxon beginnen, daß die Oranienmänner und die englische Regierung unsere treuen Verbündeten sind. Es kann in der That keine bessere Unterstützung für unsere Zwecke geben, als die sorglich von den genannten beiden Elementen aufrecht erhaltenen confessionellen Streitigkeiten. Das würdige Ziel unserer Arbeit ist, wie Sie, Monsignore, sehr weise überdachten, nicht die Erhaltung gewisser Formen, die man unter dem Begriffe der Nationalität erfaßt, sondern vielmehr ihr Zerbrechen und

die Vereinigung aller, ohne in dieser Vereinigung einen Unterschied nach Ständen oder nach irgend einer andern Ordnung als derjenigen, welche den Priester über den Laien stellt, aufkommen zu lassen. Um dies Ziel zu erreichen, giebt es nur ein Mittel, sich an die Thorheit der Menschen zu wenden, welche mystische Formeln zu ergründen sucht oder sich der ganzen Gefühlsseligkeit in dem Glauben an dieselben hingiebt. Glücklicher Weise war, ist und wird die Zahl derjenigen immer gering sein, welche dem reinen Verstande gehorchen. Die sogenannte Bildung, welche man durch Unterricht in den Schulen zu verbreiten sucht, ist weit entfernt, unserem Zwecke schädlich zu sein. Denn sie ruft in bewundernswürdiger Beständigkeit immer drei Klassen von Geistern hervor, die uns auf verschiedenen Wegen dienen, ohne uns zu belästigen. Die Einen dieser sogenannten Gebildeten schöpfen aus allem Unterricht den Traum einer Vervollkommnung des Menschengeschlechts, die Andern bedienen sich der besonders in der Geschichte geschöpften Beobachtung, daß die Menschen mehr zum Glauben an mystische Floskeln geneigt sind, als zur logischen Entwickelung ihrer Gedanken, zu ihren betrügerischen Zwecken und verbreiten daher emsig unsere Lehren; die Dritten werden trockene Gelehrte, die sich, wie ihre Vorgänger, am liebsten über vergilbte Folianten streiten. Sind das nicht herrliche Gehülfen, leicht dadurch zu gewinnen, daß man den Einen sagt: die Kirche theile ihre chiliastischen Hoffnungen; den Andern: Eure guten Werke verschaffen Euch Absolution, und ein Legat Eurer Testamente zu Gunsten der Kirche bringt Euch in den Himmel; den Dritten endlich: Ihr weisen Herren, Eure gelehrten Untersuchungen sind Commentare unserer Lehren; denn Ihr werdet im Alterthume finden, daß sich die tiefen Geister an Dogmen nährten, welche wir so glücklich sind, der Menschheit in der reinsten Form zu bieten. Auch die Naturwissenschaften sind unsere Helfer; denn kaum haben sich einige kühne Geister erlaubt, auf die Gesetzlichkeit in der Natur hinzuweisen, so ruft die ganze Welt schon ein Anathema über den Materialismus und sehnt sich nach der tieferen, d. h. mystischen Auffassung der natürlichen Vorgänge. — Diese Gesichtspunkte muß man festhalten, um sich in dem weiten Horizonte und innerhalb der mannigfaltigen Erscheinungen zurecht zu finden, die uns umgeben und deren wir noch nicht Herr geworden sind, damit das Wort de Maistre's, das er in seinen Soirées de St. Petersbourg so klar ausspricht, eine Wahrheit werde.

Die Bewegungen, welche die Partei der Kirche durch O'Connel und Matthew unterhalten ließ, haben ihre reichen Früchte getragen. So folgsam, wie sich das Volk vor dem Agitator erwies, indem es sein Scherflein in dessen Säckel warf und sich diesem habsüchtigen Menschen anvertraute, so zugänglich erwies es sich für den von Matthew ihm auferlegten Zwang und paradirte mit bleiernen Medaillen. Diese Saat wurde in passender Weise benutzt, indem die Priester dem Volke eher

auszuwandern riethen, als daheim zu arbeiten und sich mit seinen Angelegenheiten zu befassen. Ganze Schaaren trefflich geschulter Leute gingen daher über den Ocean und werden in Amerika als ein Zuwachs des Contingents unserer Kirche verwandt.

Diese unmittelbare Wirksamkeit unserer Priester wird noch durch die Chimäre des Panceltismus unterhalten. Sie, Monsignore, werden darüber erstaunt sein, daß es möglich sei, diesen rohen, behutsam von allem sie verwirrenden Einflusse fern gehaltenen Bettlern eine so hochkomische Idee beizubringen, und doch gelang es in eigenthümlicher Weise. Sogenannte Naturforscher riefen einen Schematismus hervor, für dessen Begründung auch nicht die mindesten Anzeichen sich in dem Bau des Körpers finden lassen. Dieser Schematismus setzt alle Völker in Entzücken, weil sie in demselben nicht nur eine glorreiche Vergangenheit, sondern auch eine allmächtige Mission finden. — Unsern Iren ist dieser Schematismus vorgelegt und so gedeutet, daß sie von den kadmäischen Söhnen des alten Hellas abstammen und daß daher die Cultur der Menschheit von ihnen ausgegangen sei. Diese Bettler träumen daher von dem Berufe, die Erde zu beherrschen, und sehen den Sachsen, wie sie den Engländer nennen, als einen untergeordneten Stamm an, dessen verwerfliche Tendenzen von dem Iren als eine ihm auferlegte Prüfung angesehen werden müßten.

Man muß nun freilich zugestehen, daß der Engländer Alles thut, um die Verachtung und den Haß dieser zur Trägheit ermahnten Bettler rege zu erhalten.

Die Handlungsweise des Engländers in Irland haben wir mit Recht als die nach allen Richtungen sich zeigenden Wellenschwingungen unserer Thätigkeit anzusehen. Die ganze besitzende Klasse besteht fast nur aus Engländern, oder aus Familien, welche, obwohl auf der Insel geboren, doch genau die Erinnerung bewahren, daß ihre Altvordern aus England herüberkamen. Die Nichtbesitzenden sind ohne Unterschied ächt katholische Iren. Aus diesem Verhältnisse und dem Umstande, daß die meisten Gutsbesitzer ihre Gutsbesitzungen verpachtet oder Middlemen übergeben haben, welche die von den Pächtern der kleinen Parzellen zu erhebende hohe Rente ohne Rücksicht, mit aller Strenge eintreiben, ist es erklärlich, daß sich Iren und Engländer stets als Feinde gegenüber stehen. Dies System der Parzellirung der Güter in kleine Pachtstücke hat die größte Armuth hervorgerufen und verewigt. Zu Mord, Raub, Vernichtung der Saaten und Ernten sind daher die Einwohner vieler kleinen Ortschaften, wie die auf den Gütern lebenden, stets mit der Rente rückständigen kleinen Pächter geneigt, und es bedarf nur schwachen Antriebes, um von Zeit zu Zeit Schaaren solcher Missethäter einzelne Strecken verheerend überfluthen zu lassen. Zur Zeit O'Connell's kamen öfter solche Verheerungen und Revolten vor, und seit dieser Zeit hat man die Organisation der Banden, die ihre mystischen Zeichen, ihre Symbole

und Versammlungsorte haben, aufrecht erhalten, damit man stets ihrer Dienste gewiß sei, wenn sie die Verhältnisse erheischen. Die besitzende Klasse, von diesen Erscheinungen erschreckt und weit entfernt, deren wahren Grund zu ahnen, verdoppelte ihren Argwohn und glaubte nun erst am wenigsten ein anderes System als das durch Middlemen wirthschaften zu lassen, annehmen zu dürfen. — Diese, im Hinblick auf ihre gefahrvolle Lage, verzehnfachten ihre Strenge und arbeiteten so unbewußt an dem Werke der Zerstreuung des Volkes nach Westen und nach Australien. Die Regierung sandte gegen die organisirten Banden ihre Truppen und ihre Constabler aus und erfreute sich bald der neuen Ordnung. Wir riefen jedoch damals die Banden zurück, um das bessere Werk nicht aus den Augen zu verlieren, während es uns leicht wäre, diese von Hunger, Noth, Kälte und Schmutz gepeinigten Menschen zu einem ernsten und sicher nicht erfolglosen Kampfe zu bringen. Dann gab die Regierung den Oranienmännern einen Anstoß. Aber sie sind ohnmächtig; denn ihr Geheimniß, in das sie sich hüllen, giebt uns Raum, ihnen alle verderblichen und dem Volke verhaßten Zwecke unterzuschieben.

Die Unterrichtsmittel sind uns, wie ich bereits bemerkte, nicht hinderlich, da wir den der Aufklärungspartei in die Hände Gefallenen unsere Schriften in die Hände geben und ihnen alle Mittel gewähren, den wahren Charakter der von dem Engländer getragenen Bildung und seiner Absichten kennen zu lernen. Der phantasiereiche Ire entsetzt sich vor dem kalten, berechnenden Sinn und wird ein Werkzeug in unserer Hand.

Ueber den religiösen Zustand des Landes habe ich wenig zu berichten, da er den geschilderten Verhältnissen angemessen ist.

Nachdem ich so ein Bild der uns hilfreichen Mittel zu geben versuchte, glaube ich noch einen kurzen Blick auf das Mittel werfen zu müssen, das gegen uns mit großem Erfolge angewendet werden könnte und das wir in allen Theilen der Erde bekämpfen; ich meine die Aristokratie.

Abgesehen von dem Umstande, daß die Kirche von demokratischen, oder vielmehr ochlokratischen Principien getragen wird, und daß daher eine Sonderung nach Ständen ihr widerstrebt, ist die eine Aristokratie anerkennende Ordnung noch aus einem andern Grunde zu bekämpfen. Sobald sich die Menschen mit ihren eigenen, weltlichen Angelegenheiten beschäftigen, kommen sie auf die natürlichen Unterschiede, welche der Besitz und die Besitzlosigkeit von Gütern oder Talenten in den Verhältnissen der Staatsangehörigen zu einander hervorrufen. Die Anerkennung dieser Unterschiede führt zu der innigen und fortdauernd angeregten Theilnahme des Volkes an dem Interesse seiner einzelnen Stände. Es entstehen dann jene eigenthümlichen Anschauungen, die den Menschen innerhalb dieser Verhältnisse zu einer Vollkommenheit und einer Macht führen können, welche ihm ein Wohlsein innerlich und äußerlich schaffen,

ohne daß er im mindesten Neigung oder gar Bedürfniß hätte, sich nach mystischen Ideen umzuschauen. Sein Werth wird anerkannt, seine Kraft verwendet, seine Pläne von Anderen ausgeführt, seine Gefühle erhalten durch Ehre, Freundschaft, Liebe stetes Genüge, stete Anregung. Diese Verhältnisse, nach denen die Menschen immer, überall und im wahren Bewußtsein ihrer Zwecke streben, sind unser ärgster Feind. Irland ist glücklich von seinen alten, großen Geschlechtern gesäubert. Diese sind in Armuth untergegangen, und ihre Sprößlinge würden als Tolle angesehen werden, wollten sie sich wieder zeigen. Die englische Aristokratie, durch die oben angeführten Gründe im Schach gehalten, hütet sich, im Lande sich festzusetzen. Der Haß des Volkes wird vor derselben wach gehalten, und dennoch denkt das Volk an seine alten Geschlechter, dennoch träumt es noch von jenen Zeit ihres Glanzes, dennoch harrt es der Stunde, wo die alten Familien wieder an das Licht treten werden, ja es beugt sich vor den Sprößlingen jener alten Familien und nennt in Lumpen gehüllte Bettler ihre Könige, ihre Herren. Ließe man das Volk zu Besitz und geordnetem Leben kommen, so würde es sich uns entfremden und mit Begeisterung die Namen seiner weltlichen Führer, der Ordner seiner Verhältnisse nennen."

Als der Doctor diese Schrift eines Ungläubigen, der dennoch für eine Kirche des Glaubens, allerdings in einer dem Italiener nicht ungeläufigen Art, Propaganda machen wollte, gelesen, sagte er: „Sie sehen, Mr. Fane, daß ich Recht hatte, mich gegen die Intentionen der katholischen Agitation zu verwahren."

„Ich bin tief ergriffen von dem, was ich hörte, und sehe ein, daß hier großes Unrecht geschah; aber ich kenne auch mein Volk zu wohl, um mich irgend welchen Illusionen über eine Aenderung seiner Handlungsweise hinzugeben. Unaufhaltsam wird der Geist der Engländer seine Macht gegen das Volk geltend machen, das hier dem traurigen Schicksale einer fesselnden Phantasie und schlechter Rathgeber anheim gefallen ist."*)

Fane sah nach seiner Uhr und nahm, da die Stunde bereits vorgerückt war, Abschied von dem Doctor. „Auf Wiedersehn!" erwiederte dieser. „Morgen Vormittag hoffe ich Ihnen schon Näheres über unsern Patienten mittheilen zu können. Jetzt muß ich nach dem Phönix-Parke, wo sich der Lord-Lieutenant befindet."

„Wird derselbe Sie so spät vorlassen?"

„Oh fürchten Sie nicht, daß er mich abweise. In England, wie

*) Daß wir in keinem Falle übertrieben haben, indem wir die Erfolge des Unterrichts und des Beispiels der Engländer in Irland so gering anschlugen, bewahrheitet ein Artikel der „Augsburger Allg Ztg." Nr. 255 vom 12. September a. c., dessen Verfasser die Notiz bringt: Es existiren in Irland 74 Städte (nicht Dörfer) ohne buchhändlerische Etablissements und 6 Grafschaften in Irland, in denen weder Buchhandlungen noch Leihbibliotheken zu finden sind.

hier, giebt es ein Mittel, die Thüren zu öffnen, und ich werde es gebrauchen."

„Geld ist wohl überall mächtig."

„Sie irren; aber wenn Sie es nicht wissen, darf ich Ihnen dasselbe nicht mittheilen."

Nach herzlichem Händedruck schieden sie.

Fane ging seinem Hotel zu. Schaaren von Menschen kamen ihm entgegen, welche lachten, schrieen, tobten. Ihm war dies Benehmen des Volkes, das der Ruhe der Bevölkerung in den englischen Städten ganz entgegengesetzt war, höchst unangenehm. Er sah nur den Gegensatz und haftete an seinem Urtheil, statt sich zu bemühen, dies Volksleben in seinen Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Er beschleunigte daher seine Schritte, um diesem Gewirre zu entkommen, und war bald vor seinem Hotel angelangt. Aus einem der obern Stockwerke desselben tönte der Gesang einer schönen weiblichen Stimme herab. Die Töne fesselten ihn, dann, um sie besser vernehmen zu können, trat er in das Haus, stieg die Treppen hinauf und lauschte. Die Stimme sang das Lied von Thomas Moore: The meeting of the waters. Darauf folgten andre Lieder; endlich: God bless Erin. — Die Eindrücke des Tages beschäftigten Fane noch in seinem Zimmer und leiteten ihn auf Thomas Moore und dessen Lieder, welche er so eben gehört hatte. Er bedauerte, daß man diesen Mann in der englischen Gesellschaft so sehr gesucht habe, da seine Lieder nur ein Ausdruck der wirren Gefühle des irischen Volks wären und viel zu der Aufrechthaltung phantastischer Bilder beigetragen hätten. Irlands Lieder lallen das Volk in Schlummer, unsere Gesänge rufen das stets wache Volk auf. — „God damn," rief er endlich, indem er sich auf das Bett warf, „trotz aller Irrthümer, England ist doch besser. Was nützt alle Gemüthlichkeit, Phantasie, Heiterkeit, wenn das Volk sich narren, in Banden ordnen und zu seinem Nachtheil sich gebrauchen läßt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage war Birch seiner Stelle enthoben. Er gründete dann, mit Hülfe unbekannter Freunde, ein Blatt, in dem die tollsten Extravaganzen zur Irreleitung des Volkes angerathen und vertheidigt wurden. Der italienische Priester entfloh, als ihm seine Freunde mittheilten, daß er unter Anklage gestellt werden könne.

Die Provinz Preußen.

Eine jede der preußischen Provinzen, die eine mehr, die andere weniger, erfreut sich der Aufmerksamkeit gelehrter in ihr lebender Kreise, die oft große Opfer an Geld und Zeit bringen, um die Geschichtskunde, die Kunst 2c. ihrer näheren Heimath zu fördern, und unsere Monarchie darf sich auch in dieser Hinsicht mit allen übrigen Staaten der Welt, in denen vielfach solchen Bestrebungen ein größerer Vorschub geleistet und reichlichere Mittel zu Gebote gestellt sind als bei uns, messen. Daß die althistorischen Lande am Rhein und in Westfalen in ganz besonderer Weise die Thätigkeit heimathliebender Forscher und Kunstfreunde in Anspruch nehmen, darf Angesichts des unendlichen Reichthums nicht auffallen, den die zahlreichen alten Städte, Klöster, Schlösser mit ihren baulichen und geschriebenen Documenten bieten, aber auch die selbst in dieser Beziehung ärmere Scholle der Mark Brandenburg und Pommerns hat aufmerksame Forscher und treue Freunde ihrer Vergangenheit und dessen, was aus dieser uns noch erhalten ist, aufzuweisen, und ein hochsinniger, pietätvoller König hat durch Jahrzehnte der Rettung und dem Schutze unserer Vergangenheit seinen mächtigen Willen geliehen. Er ging dabei von dem tiefen Gedanken aus, daß mit der Befestigung und Sicherung der Vergangenheit zugleich die bestehenden Zustände fester basirt würden, und daß allein das Volk, dem sich wieder sein Zusammenhang mit seiner Vorzeit offenbart, zu einer friedlichen und segensreichen Entwicklung befähigt sei.

Eine ganz besondere Beachtung unter den zahlreichen Arbeiten, welche preußische Gelehrte in den verschiedenen Provinzen des Vaterlandes unternommen haben, nehmen diejenigen der Provinz Preußen in Anspruch. Der Energie und dem Erfolge der Forschung half hier vor Allem der Umstand, daß die Geschichte dieser Provinz während einer langen Epoche eine fest geschlossene ist und eine ganz selbstständige Basis in dem stolzen und gewaltigen deutschen Ordensstaate findet. Wohl lohnt es der Mühe, solch einer Geschichte Studium und gestaltende Thätigkeit zu widmen, einer Geschichte, die auf jeder ihrer Seiten von mächtigen Persönlichkeiten, schwungreichen Ereignissen und eben so viel Aufschlüssen über die seltenen Eigenschaften des deutschen Adels und Volks belebt ist. Wenn irgend wo, so zeigt hier deutsche Art ihre allen anderen Völkern voraneilende Begabung, und wenn irgend etwas, so kann grade diese Provinzialgeschichte der preußischen Jugend ein kräftiger Sporn und eine wirksame Lehrmeisterin werden. Wir wiesen darum zu wiederholten Malen auf dieselbe hin, und mit großer Freude begrüßen wir jede neue literarische Erscheinung auf diesem Gebiete. Wie wir vor einem Jahre Voigt's neue Arbeit über den deutschen Orden hier an-

zeigen und empfehlen konnten, so heut ein anderes Werk, welches einem mehr speciellen Zweck dient, für eine wirklich erschöpfende Geschichte der Provinz aber die unerläßlichen Vorbereitungen und Vorbedingungen erfüllt. Es ist ein mühsames Werk und ein Werk echt deutscher prunkloser, aber charaktervoller Gelehrsamkeit, das Dr. M. Töppen, Director des Gymnasiums zu Hohenstein, einem abgelegenen Orte der Provinz, gegenwärtig unter dem Titel: „Historisch-comparative Geographie von Preußen" „mit einem Atlas von fünf Blättern" herausgegeben hat.*)

Das Vorwort zeigt uns, daß, so viel auch auf dem Gebiete der Geschichtsforschung für diese Gegend schon gethan ist, doch noch sehr Vieles zu bessern, zu ergänzen, neu zu erforschen und schließlich auch vom Untergange zu erretten übrig bleibt. Wie viele alte „Handfestenbücher" sind schon verloren gegangen, wie lange warten die Urkundenbücher für Ermeland und Elbing schon auf ihre Herausgabe, die um so nothwendiger erscheint, als Voigt in seinem Codex diplomaticus Prussiae sich leider fast ganz auf die Schätze des Königsberger Archivs beschränkt hat! Welche Lücken finden sich noch in der Geschichte des alten Besitzes der Kirche in diesen Gegenden, und wie fühlbar wird einer genauen Betrachtung der Bedeutung des Ritterordens und seiner innern und äußern Widersacher der oft eintretende Mangel an genauen Nachrichten über die Zahl und Art seiner Besitzungen, den Zug seiner Grenzen ꝛc.?

Erst im Fortschreiten seiner politisch-socialen Cultur wird auch die Scholle dieses preußischen Landes selbst fester, und erst allmählich wird dem Meer und den Flüssen eine schärfere Grenze gesteckt, Brüche, Moräste und Seen verschwinden vielfach, vergeblich sucht man heute noch die Insel Quidin, auf welche das erste Marienburg ursprünglich erbaut war. Es liegt aber die Annahme sehr nahe, daß vor der Erbauung der Weichseldämme die alte Nogat, welche sich noch jetzt über Marienwerder hinauf bis zu den Dörfern Klein- und Groß-Grabau ganz nahe bis an die Weichsel verfolgen läßt, in dieser Gegend früher mit der Weichsel zusammengehangen habe, also ursprünglich ein Arm derselben gewesen sei. Eine andere nicht mehr vorhandene Weichselinsel führte den Namen Bern; sie lag der Burg Zantir (auf der Montauer Spitze) gegenüber und jedenfalls südlicher als Mesland (früher Medilanz). Auch der untere Lauf der Nogat war früher ein anderer als jetzt; sie theilte sich nämlich in der Gegend des heutigen Robach und entsandte den jetzt nicht mehr strömenden Hauptarm nach dem Elbing, mit dem er sich oberhalb der gleichnamigen Stadt verband, während der schwächere Arm unter dem Namen der weißen Lache, bei dem Dorfe Zeier vorbeifließend, das frische Haff erreichte. Erst im Jahre 1483 wurde der Hauptarm No-

*) Historisch comparative Geographie von Preußen. Nach den Quellen, namentlich auch archivalischen, dargestellt von Dr. M. Toeppen, Director des Gymnasiums zu Hohenstein. Mit einem Atlas in fünf Blättern. Gotha, 1858. Verlag von Justus Perthes.

bach gegenüber verschüttet und so die ganze Wassermasse durch die bisherige weiße Lache, welche man nun die frische Nogat nannte, nach dem Haff gewiesen. Von den beiden Armen, in welchen der Elbing früher das Haff erreichte, wurde der westliche im Jahre 1495, bald nachdem die Verbindung zwischen der Nogat und dem Elbing durch die alte Nogat aufgehoben war, mit der frischen Nogat durch einen Kanal, von einem Sumpfe, durch den er leitete, Krapfuhl-Kanal genannt, verbunden und unterhalb dieses Kanals verschüttet. — Auch die Weichsel scheint unterhalb der Montauer Spitze sehr wesentliche Umgestaltungen erfahren zu haben.

Die meisten und wesentlichsten Veränderungen in dem Flußbette der Weichsel sind eine Folge der großartigen Dammbauten des deutschen Ordens. Der Zeitpunkt, wann dieselben zuerst in Angriff genommen seien, ist nicht mehr genau zu ermitteln. Der Gedanke, die Nogat einzudämmen, ist wohl schon vor dem Landmeister Mainhard von Querfurt (1288—1299), schon bei der Gründung von Marienburg gefaßt worden.

Eine merkwürdige Veränderung hat der Orden mit einem der Zuflüsse der Weichsel vorgenommen. Die Wicker, welche in der Gegend von Taulensee entspringt, den Damerausee bei Gilgenburg und mehrere andere Seeen durchschneidet und jetzt in die Welle, einen Nebenfluß der Drewenz mündet, und die Wkra, welche in den Bug mündet, nicht weit von dem Einfluß desselben in die Weichsel, sind ursprünglich Theile desselben Flusses gewesen; aber der deutsche Orden hat, wohl schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, die Wicker südöstlich von Lautenburg bei Neuhof abgedämmt und in die Welle geführt. Die Neide oder Soldau, welche früher ein Zufluß der Wkra war, erscheint jetzt als der Hauptquellfluß derselben.

Der Pregel, früher Lipza genannt, mündete ursprünglich in zwei oder mehreren Armen in das Haff. Im Jahre 1258 wurde eine insula ex transverso civitatis von 55 Seilen, d. h. etwa $\frac{1}{2}$ Meile Länge, zwischen dem Orden und dem Bischofe getheilt, die kaum anderwärts als unterhalb Königsberg gesucht werden kann, jetzt aber nicht mehr zu unterscheiden ist. Der südliche Arm, welcher bei dem Dorf Haffstrom in das Haff mündete, ist im Jahre 1741 verdämmt, um dadurch die Hauptmündung desto mehr zu vertiefen. Die Deine, welche in das kurische Haff mündet, ist wohl von je her ein Arm des Pregels gewesen; gewiß ist, daß im vierzehnten Jahrhundert die Wasserstraße von Königsberg durch Pregel, Deine, kurisches Haff und Memel ganz gewöhnlich, auch zu Kriegsfahrten, benutzt wurde. Der Hochmeister Michael Küchmeister von Sternberg ließ zwar um das Jahr 1418 in der Gegend von Labiau einen mehrere Meilen langen Kanal ziehen, aber dieser Kanal und andere Wasserbauten in derselben Gegend hatten nur den Zweck, eine schon vorhandene Wasserverbindung zu erleichtern und zu reguliren....

Wem fällt nicht Angesichts einer solchen ordnenden Thätigkeit des Ordens das Wort Nehemia's über die tempelbauenden Juden ein, die

in einem Arm die Waffe hielten, um gegen plötzlich herandringende Feinde bereit zu sein, während die andere Hand Steine zur Tempelmauer herantrug. Und schamroth müssen wir vor solchen Beispielen der Rüstigkeit und der aufopfernden Arbeit unserer Väter unsern Blick niederschlagen! —

Das treffliche Buch Töppen's ist in drei Theile getheilt, deren erster Preußen und die Nachbarländer vor der Ordensherrschaft (vor 1230), deren zweiter Preußen zur Zeit der Ordensherrschaft (1230—1466 und 1525) und deren dritter Preußen seit dem Untergang der Ordensherrschaft (seit 1525) behandelt.

Die interessantesten Kapitel des Buches sind uns die ersten des zweiten Theiles, in welchem eine Uebersicht über die Feststellung der Grenzen des Ordensstaates durch die Ordensritter gegeben wird. Die geographischen Unterlagen, die der Verfasser uns giebt, lassen den hellen Blick, die diplomatische Gewandtheit und die umfassenden Ziele der Ordenspolitik klar hervortreten. Gegen Pommerellen, Polen und Lithauen mußte der Ordensstaat seine Burgen und Grenzen vorschieben, und langsam und planvoll, in vielen Schlachten und Unterhandlungen, bald klug nachgebend und Ansprüche sich vorbehaltend, bald ausgleichend, bald überraschend schnell eingreifend verfolgt der Orden sein großes Ziel, die weite Wüste des Heidenthums, die sich von der Ostsee und Weichsel aus in den kymmerischen Osten hineinzog, wegbar zu machen und mit Oasen zu durchbrechen. Es sind oft verwegene Schachzüge, welche die Ritterpolitik im Kampfe gegen die slawischen Nachbarn thut; Hochmeister Günther von Schwarzburg hilft (1308) den Polen gegen die brandenburgischen Markgrafen, aber als diese endlich aus dem eroberten Danzig zurückweichen, überwirft sich der Orden auch schnell mit den Polen, und an einem Tage reißt er Danzig und Dirschau an sich. Dazu speculirt der Orden, kaufend, tauschend, erbend, Erbschaftsansprüche vorbereitend, nach allen Gegenden der Windrose, und es wird uns bei genauerer Betrachtung klar, daß „unter den Gewanden, die mit dem eignen Blute der Athleten Gottes im Dienste des Gekreuzigten gefärbt waren", *) nicht sowohl ein Verein von Ritter und Mönch, sondern vielmehr eine Composition von Ritter und mönchischem Kaufmann, einem „Bruder Kaufmann" zu finden war, eine Composition, bei der der Zweck sehr oft das niedere Mittel verklärte und der Mann sein Handwerk adelte.

Ein Vertrag des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen, der eben erst seinen Sitz in Marienburg genommen hatte, mit Markgraf Waldemar von Brandenburg (geschlossen zu Stolpe 1310) besiegelt definitiv die erste große Machtsteigerung des Ordens. Markgraf Waldemar, zugleich als Vormund seines Neffen Johann, verkauft dem Hochmeister und seinen Ordensbrüdern die Schlösser und Städte Danzig, Dirschau

*) Geschichte des deutschen Ordens in seinen zwölf Balleyen in Deutschland. Von J. Voigt. I. Band. Berlin, 1857. Einleitung.

und Schwetz mit dem umliegenden Gebiete, welches von Alters her zu denselben gehörte und dessen Grenzen nach ihren Hauptpunkten bezeichnet wurden, mit allem Zubehör und mit allen Nutzungs- und Hoheitsrechten für 10,000 Mark brandenburgischen Geldes. Die Grenzlinie ist auch in der heutigen Provinzial- und Kreiseintheilung noch von Bedeutung; der größere Theil derselben scheidet die Provinzen Westpreußen und Pommern, der nördliche die beiden pommerschen Kreise Stolpe und Lauenburg — nur mit geringen Abweichungen bei dem Dorf Peterkau, welches in den Verkaufsurkunden ausdrücklich von der Abtretung an den Orden ausgeschlossen ist, bei Baldenburg und an der Küddow.

Ins slawische Pommerellen weiß der Orden in klügster Weise weiter einzudringen, während die brandenburgischen Markgrafen auf der andern Seite sich ebenfalls einen Theil des Landes vorbehalten. Einheimische Fürsten verpfänden und verlieren an die Ritter ein Stück Landes nach dem andern, sie kaufen die alten Johanniter-Besitzungen (Verleihungen slawischer Fürsten aus den Jahren 1174 u. flgd.); auch mitten im fremden Lande setzen sie sich fest, die Herzöge von Stettin verpfänden ihnen (1329) gegen eine Anleihe von 6000 Mark Schloß und Stadt Stolpe, ein Graf Jeschko von Schlawe verpfändet ihnen in demselben Jahre benachbarte Besitzungen 2c. „Des Meisters Gesesse" (wahrscheinlich so viel als des Meisters Bank oder Stuhl) wird in den Urkunden denn wohl als Grenzzeichen angegeben, oder auch „der Malbaum, da Schwert und Schild angehauen sind."

Gegen Osten erwarb der Orden das Culmer Land 1230 vollständig und rückte, durch Weichsel und Drewenz allerdings noch sehr scharf von Polen getrennt, seine Grenze bis an dieses Land vor. Damals vereinigt sich mit den deutschen Rittern der schwache Dobriner Ritterorden, den ein dortiger Bischof schon vor der Ankunft jenes gestiftet hat, seine Güter fallen ihnen zu, und der Neid und das Mißtrauen der Polen wächst. Aber auch hier dringt der Orden durch Geldvorschüsse und mit Verpfändungen ein, ein Krieg mit glücklichen Bündnissen ergänzt seine Vortheile, ein Papst (Benedict XII.) entscheidet in einem durch zwei seiner Nuncien gesprochenen Urtheil (1338) gegen ihn, bedroht aber nur für kurze Zeit des Ordens Ansprüche auf polnisches Gebiet. Auch hier verfolgte der Orden einen tiefen Plan, der aus den geographischen Notizen, die Töppen zusammenstellt, klar hervorgeht, „er strebte darnach, die Grenzen seiner Herrschaft bis zu der Grenze auszudehnen, welche Narew, Bug und Weichsel bezeichnen, es glückte ihm aber nicht, den Pfandbesitz, der dahin führen sollte, in dauernden Besitz zu verwandeln.

Weitere Veranlassung zu Territorialstreitigkeiten mit Polen gaben die Erwerbungen des Ordens von der Markgrafschaft Brandenburg. Die Herrschaft Schievelbein, ein brandenburgisches Lehn zwischen Pommern und der Neumark, stand in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts im Besitze eines Hans von Wedel, dessen Vorfahren

dieselbe 1319 durch den Markgrafen Waldemar erhalten hatten. Von Schulden gedrückt und der Stürme des Lebens müde, bot er dem Hochmeister und den Gebietigern des Ordens auf einer Versammlung zu Elbing am 14. April 1384 die Abtretung des Schlosses, der Stadt und der Herrschaft Schievelbein an, wenn sie die Abtragung seiner Schulden übernehmen und ihm für seine Lebenszeit anständigen Aufenthalt und Lebensunterhalt gewähren wollten. Der Orden nahm das Erbieten an, und nachdem Hans von Wedel hierauf eine förmliche Entsagung seines Eigenthums ausgestellt, die Stadt Schievelbein dem Hochmeister gehuldigt hatte und ihrer Huldigungspflicht gegen Hans von Wedel entlassen war, wurde vom Orden die Schuldsumme ausgezahlt; jenem aber ward das Haus Wenzlaw im Culmerland, nebst Acker, Vieh und 60 Mark Zins für seine Lebenszeit angewiesen. Der römische König bestätigte den neuen Erwerb des Ordens, jedoch mit Vorbehalt sowohl seiner als seines Bruders, des Markgrafen Sigismund von Brandenburg, Anrechte.

Aehnlich erwarb der Orden Dramburg und Falkenburg (1400) vom Markgraf Siegesmund von Brandenburg, der inzwischen König von Ungarn geworden war, bald darauf (1402) auch die ganze Neumark, an welche dann Polen Ansprüche nachwies, von demselben König.

Aber das deutsche Reich vergaß allgemach der tapferen Ordensbrüder im äußersten Nordost und ignorirte die großartige Bedeutung, die sie für Deutschland den Slawen gegenüber hatten. 1418 mußte der Orden eine Reihe werthvoller Besitzungen an die Polen herausgeben, oder vielmehr der römische König, dem sie als Vermittler übergeben waren, that es.

An der lithauischen Grenze bildete das Schwert fast ausschließlich die Kaufmünze des Ordens. Hier suchte er seine kur- und lievländischen Besitzungen mit seinen preußischen zu verbinden, aber die Lithauer hielten gewaltig Stand, und fast ein Jahrhundert verging, ehe er ihre Burgen am Memelstrom bis Kowno hinauf zerstört hatte. An Stelle der Heidenburgen erhoben sich Ordensburgen, aber nur ihre nächste Umgebung war ihnen wirklich unterwürfig. Den ersten Vertrag mit den Großfürsten (Jagiel und Kinstute) in Betreff ihrer russischen Lande schließt der Orden 1379. Sie wollen bald darauf zum Christenthum übertreten, zogen sich dann aber treulos zurück. Auch später, da sie getauft sind, bleiben sie unzuverlässig. Samaiten wird dem Orden zugesprochen, fällt wieder ab, wird wieder erobert, empört sich von Neuem und giebt endlich Veranlassung zu der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg (1410). Die Zugeständnisse des Ordens begannen, auf den Frieden von Thorn folgte endlich der am See Melno geschlossene (1422), in dem die Grenzen so festgestellt wurden, wie sie im Wesentlichen heut noch bestehen. Dies eine Wort sagt, wie wichtig die Verluste des Ordens für ganz Deutschland waren. Für immer waren dadurch nun auch die Ordensbesitzungen in Preußen und in Kur-

land getrennt, denn von der preußischen Grenze bis zur Heiligen-Aa hinauf, in der Gegend von Polangen, erreichte nun das Gebiet des Großfürsten die Ostsee, wenn auch nur in einem schmalen Streifen. Der Fall des Ordens geht nun in raschen Schritten vor sich, er muß jetzt auch das Schwert gegen das eigene Innere erheben. Kaiser und Reich kümmern sich um ihn nicht viel, 1453 wird Constantinopel eine Beute der Türken, 1466 mußte der deutsche Orden eine gute Hälfte der ihm noch gebliebenen Besitzungen an Polen abtreten und die andere von dem polnischen Könige zu Lehn nehmen. An zwei der wichtigsten Punkte war das Bollwerk des alten kaiserlichen Europa durchbrochen, von Südost rücken die Türken gegen die Donau vor, von Nordost die Slawen gegen die Elbe. Die Habsburger hatten das deutsche Kaiserthum zu ihrer Sinecure gemacht, und die stolzeste Macht der christlichen Geschichte, das kaiserliche Deutschland, mußte verwelken.

Literatur.

Die Preußische Monarchie, geographisch, statistisch, topographisch und historisch ausführlich dargestellt. Von Dr. F. H. Ungewitter. Berlin, 1858. Nicolai'sche Buchhandlung. I. – VI. Lieferung.

Dies Buch, das ungefähr zehn Lieferungen umfassen wird (à 8 Sgr.), ist Vaterlandsfreunden ganz besonders zu empfehlen. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste eine allgemeine Beschreibung und die zweite eine ausführliche Topographie der preußischen Monarchie enthält. Der Statistiker oder Geograph findet in der ersten Abtheilung das Neueste der amtlichen statistischen Nachrichten und überhaupt alles das, was auf dem geographisch-statistischen Gebiete sonst nur zerstreut und vereinzelt vorhanden ist, klar übersichtlich zusammengefaßt, wobei ein laufender Columnentitel und ein sehr vollständiges Inhaltsverzeichniß das Aufsuchen der Gegenstände im höchsten Grade erleichtern. Hierdurch werden aber auch diejenigen Leser, welche nicht Statistiker oder Geographen von Fach sind, in den Stand gesetzt, das Schlußresultat der übersichtlichen Zusammenstellungen oder das Wesentliche dessen, was dargestellt ist, mit leichter Mühe sofort aufzufinden. Ueberdies wird dem Leser in der ersten Abtheilung reichlich die Gelegenheit geboten, sich von den physischen, naturhistorischen, landwirthschaftlichen, industriellen, commerciellen, ethnographischen, culturgeschichtlichen und politischen Zuständen und Verhältnissen des Preußischen Staates vollständig zu unterrichten. Die zweite Abtheilung liefert in systematischer Ordnung eine sorgfältige, nur nach amtlichen Quellen ausgearbeitete Topographie des Landes, und zwar in einer Vollständigkeit, wie sie von einem Werke, welches das Allgemeine mit dem Speciellen in so umfassender Weise verbindet, nur irgend erwartet werden kann.

Wir theilen aus den beiden Abtheilungen des Werkes zur Verdeutlichung des Gesagten einige Einzelheiten hier mit: Die **erste Abtheilung** zerfällt in 16 Kapitel. Das 1. Kapitel handelt von der geographischen Lage, den Grenzen und den klimatischen Verhältnissen der preuß. Monarchie. Im 2. Kapitel, welches über den Flächeninhalt des Staates die genauesten Angaben enthält, wird außerdem in übersichtlicher Weise gezeigt, wie der Staat von 355 Q.-M. Flächenraum, den er unter dem ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern hatte, allmälig zu dem jetzigen Umfange von beinahe 5104 Q.-M. angewachsen ist. Inhalt des 3., 4., 5. und 6. Kapitels ist: Aeußere Gestalt des Bodens, die Ebenen, Gebirge, Höhen, Gewässer ꝛc., und kein irgend erwähnenswerther Berg oder Hügel, See, Fluß u. s. w. fehlt hier; auch sind die Canäle genau beschrieben. In dem 7. Kapitel, wel-

ches von den im Lande befindlichen Kunststraßen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien handelt, ist namentlich über die Eisenbahnen die vollständigste Nachweisung gegeben. Das 8. Kapitel betrifft die Bodenbeschaffenheit und die Naturproducte. Es stellt zunächst übersichtlich die Vertheilung des nutzbaren Bodens dar, zeigt sodann, welche Provinzen und Regierungsbezirke die meisten großen Besitzungen (von 600 und mehr Morgen Landes) und welche die meisten kleinen Besitzungen (unter 5 Morgen) aufzuweisen haben u. dergl. m. Ferner theilt dieses Kapitel nicht nur über die Naturproducte die genauesten amtlichen Angaben mit, sondern läßt auch die jetzigen Hauptursachen der hohen Fleisch- und Getreidepreise klar erkennen. Das 9. Kapitel widmet der Bevölkerung des preußischen Staates in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen die umfassendste Darstellung. Das 10. Kapitel bespricht die materielle, und das 11. Kapitel die geistige Cultur der Bevölkerung. Jenes handelt demnach im Besonderen von dem Fabrikwesen, Handel rc., und dieses namentlich von dem Schul- und Unterrichtswesen, so wie von Allem, was zum wissenschaftlichen Gebiete gehört. Das 12. Kapitel giebt eine eben so genaue als faßliche Darstellung des ganzen Staatsorganismus. Das 13., 14. und 15. Kapitel handeln von dem Finanz- und dem Kriegswesen, den preußischen Ritterorden rc., und das 16. Kapitel liefert eine Geschichte des preuß. Staates.

Die **zweite Abtheilung** enthält, wie schon bemerkt, eine sorgfältige und nur nach amtlichen Quellen ausgearbeitete Topographie des preußischen Staates, deren Ausführlichkeit sich schon daraus entnehmen läßt, daß sie sich über 12,000 Orte verbreitet und dieselben im Schlußregister mit Schnelligkeit auffinden läßt. Ueberall ist das Geschichtliche mit der administrativen Eintheilung der Provinzen und Regierungsbezirke in der Art vereinigt, daß wer z. B. über einen Ort in der Provinz Sachsen oder in der Rheinprovinz Aufschluß zu erhalten wünscht, sofort mit Einem Blick erkennt, zu welchem Kreise und Regierungsbezirk dieser Ort gehört und wohin er früher gehörte, ob etwa zum ehemaligen Hochstift Merseburg oder zu Kurtrier u. s. w.

Illustrirte deutsche Adelsrolle des 19. Jahrhunderts. Vollständigste Sammlung der Wappen des deutschen Adels in authentischen Abdrücken von den Original-Wappensiegeln, nebst den Wappen der Fürsten, welche seit 1800 in Deutschland regiert haben. Mit kurzen Erläuterungen von O. v. Kessel.

Unter obengenanntem Titel ist bei Ernst Schäfer in Leipzig ein Werk erschienen, welches den Freunden der Heraldik willkommen sein wird, um so mehr, als die Abdrücke der Wappen von historischen, genealogischen und heraldischen Erläuterungen begleitet sind.

Die uns vorliegende erste Lieferung enthält außer 16 Textseiten mit Erläuterungen 5 Octav-Blätter mit 49 Wappensiegeln. Es ist zu bedauern, daß das Werk, anstatt colorirte Wappen zu enthalten, nur weiße Abdrücke liefert, die, obgleich auf rothem Felde, für das bloße Auge etwas undeutlich sind. Hübsch genug sehen freilich diese in das starke Papier gepreßten weißen Wappensiegel auf ihrem rothen Grunde aus.

Es muß bemerkt werden, daß die in der erschienenen ersten Lieferung enthaltenen und 16 Seiten einnehmenden Erläuterungen nur Beiträge zu den 12 ersten Wappen-Abdrücken sind, und daß die Erläuterungen für die 37 übrigen Wappen in der nächsten Lieferung folgen werden.

Correspondenzen.

Kopenhagen, 15. Septbr.

Königsstatue. — Fädrelandet und Dagbladet. — Der König. — Bundesinspection. — Lager von Rendsburg. — Holsteinische Regimenter.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten hiesigen Lebens, daß selbst eine aus reiner Pietät entsprungene Handlung, als die Aufrichtung eines Denkmals

für einen verstorbenen König, unter dessen Regierung der größte Theil des jetzt das Wort führenden Geschlechts geboren wurde, nicht ungestört (in geistiger Beziehung) geschehen kann. Das Unternehmen, ursprünglich ein privates, war so frei von jedem Schein die Kritik hervorrufender Ostentation und Demonstration, trat so bescheiden auf und erlangte endlich noch die Betheilung des Landesherrn zum überflüssigen Beweise seiner völligen Loyalität, der gegenwärtigen Zeit und Verfassung gegenüber, und doch muß der Geist der Verneinung, repräsentirt durch das Blatt „Fädrelandet", sich auf gehässige Weise als störender Mißlaut in die stille Freude der sich für das Denkmal Interessirenden mischen. Vom Standpunkte seiner infallibeln Parteikritik verlangte „Fädrelandet", man höre!, daß der König sich nicht officiell, nur als Privatmann bei dieser zu Ehren eines seiner Vorfahren auf dem Throne veranstalteten Festlichkeit zeigen solle, daß die Errichtung dieser Statue nicht als ein „nationales Unternehmen", bei welchem das Volk als handelnd, der Staat als „anerkennend aufträte," betrachtet werden solle!! — Freilich, dieses Auftreten eines Blattes, das den Namen „Vaterland" sehr mit Unrecht zu führen scheint, erregte nur Gelächter und Entrüstung. Drei der anderen Hauptblätter machten sich zum Organ der Stimmung des Publicums, und das, Blatt wurde nicht geschont. — Friedrich III. war kein genialer König, aber ein biederer Fürst von unerschütterlicher Rechtschaffenheit, seltenem Edelmuth, uneigennütziger Gerechtigkeitsliebe und den geringsten persönlichen Ansprüchen, ein Fürst, der sein Volk, Deutsche und Dänen, mit wärmster Liebe umfaßte. Er hob die Leibeigenschaft auf, legte den Grund zu der jetzigen Volkserziehung, ja stiftete sogar die berathenden Provinzialstände, welche der Anfang zu dem Selbstgouvernement wurden, dessen das dänische Volk sich jetzt erfreut. Lächerlich ist es, wenn das heutige junge Dänemark mit Verachtung auf ihn und seine Zeit herabblickt; vergebens sucht man wohl in der heutigen Generation nach Männern, wie sie, von unvergänglicher Größe, in jener Zeit blühten; das sie aber blühen konnten und anerkannt wurden, beweist doch gewiß, daß die Zeit, und der Fürst, der absolut regierend an ihrer Spitze stand, nicht so klein war, um jetzt von frechen Maulhelden geschmäht werden zu dürfen. Aber freilich, was kann die dänische Nation dafür, daß sie entartete Söhne besitzt, die des Namens, den sie tragen, nicht werth sind! „Dagbladets" Haltung diesem Feste gegenüber war ganz so, wie wir das Blatt geschildert haben. Es wagte der Stimmung des Publikums nicht zu opponiren, da dieselbe zu offenkundig war, es stellte sich daher, als ob es sich über diese Festlichkeit zu Ehren einer andern Zeit um so weniger beunruhigt fühle, da die Theilnahme des Volkes nicht groß gewesen sei. Letzteres war aber eine Unwahrheit, denn die Menge hatte sich ganz ungewöhnlich zahlreich eingefunden. — Einiges Aufsehen erregte es nach diesem, daß „Dagbladet" sich plötzlich „im Stande sah", gleichzeitig mit der gewissermaßen officiellen Berling'schen Zeitung die Antwort der hiesigen Regierung (d. h. Bülow's Erklärung) mitzutheilen. Es schien, als ob das Blatt dadurch plötzlich, einer unzweideutigen officiellen Erklärung im vorigen Monat zum Trotze, als officielles anerkannt sei oder doch favorisirt würde, was die Regierung bei der Haltung und dem ganzen unwürdigen Geiste des Blattes ernstlich compromittiren zu müssen schien. Sicher ist aber das Blatt auf irgend einem Schleichwege zu jenem Actenstücke gekommen, da Niemand anzunehmen berechtigt ist, daß die Regierung mit demselben das Ge-

ringste zu schaffen hat. Denn nicht nur in politischer Beziehung, auch in Bezug auf chevalereskes Anstandsgefühl im Allgemeinen ist es „unmöglich“ in besserer Gesellschaft, da es von Denunciationen und selbst Spionage nicht selten Gebrauch macht, um unbequemen Gegnern zu schaden. Manche der Mittheilungen des sauberen Blattes übersteigen wirklich alle Gränzen, und auch den preußischen Hof hat es nicht geschont.

Die Abreise unseres **Königs** mit zahlreichem Gefolge fand gestern Abend von Corsör statt. In Svendborg auf der Insel Fühnen, einer paradiesischen Gegend, die weit und breit ihres Gleichen nicht finden dürfte, wird heute ein Frühstück eingenommen. Dann gehts weiter nach Holnäs im Flensburger Meerbusen und von da, ohne Flensburg zu berühren, nach Schloß Glücksburg. Dies Schloß, anfangs ein dänisches Kloster, Rykloster, in dem sich unter Anderm die älteste in dänischer Sprache geschriebene Chronik fand, welche also auf schleswigschem Boden entstand, war längere Zeit die Residenz der Glücksburg'schen selbstständigen Herzöge, als das durch Ländertheilungen zerstückelte Schleswig noch nicht wieder vereinigt war. Die fürstlich Sonderburg-Glücksburg'sche Linie ist ausgestorben. Der jetzige Prinz zu Dänemark ist zwar ein Prinz von Glücksburg, allein dieser Name wurde seinem Vater nur beigelegt, wie ihm der Name „Dänemark“, ursprünglich heißt die Linie Holstein-Beck. Glücksburg liegt sehr romantisch auf einer Insel in einem See, aus dem die massiven Mauern des im Geviert gebauten schönen Schlosses unmittelbar emporragen. Die Landschaft, worin das Schloß liegt, ist das viel besprochene reiche Angeln, in dem die beiden Landessprachen um die Herrschaft kämpfen. Uebermorgen werden die deutschen Generale nach beendigter Inspection des Contingents auf Glücksburg beim Könige diniren.

Das **Lager in Rendsburg** und was sich daran knüpft bildet hier vielfach Gegenstand der Unterhaltung und ist fast ein stehender Artikel in unseren Zeitungen. Einige sehen darin, daß man die in Holstein geborenen Truppen von hier nach Rendsburg geschickt hat, um als Bundescontingent zu figuriren, ein die Einheit der Armee alterirendes Präcedens. Man hebt hervor, daß es Prärogativ des Königs sei, welche Truppen seiner Armee er wolle, zum Contingent zu stellen. Uebrigens soll es sich gezeigt haben, daß, befördert durch den Aufenthalt in Kopenhagen, die holsteinischen Soldaten eine mehr dänische Gesinnung angenommen haben. Sie sind außerordentlich zufrieden mit der Behandlung, welche ihre Officiere ihnen zu Theil werden lassen. Aus richtiger Klugheit hat man den holsteinschen Bataillons gerade die tüchtigsten Officiere zuertheilt. Ein Oberstlieutnant Worrishöfer, ein geborner Hesse, aber lange in dänischen Diensten, ist namentlich der Liebling der Soldaten. Der pedantische Kamaschendienst ist auch längst in der dänischen Armee abgeschafft und ein sogenanntes Junkerthum giebt es unter den dänischen Officieren nicht. Eher eine zu große Nonchalance, die wohl hier und da eine nicht wünschenswerthe Verbürgerlichung zur Folge gehabt hat.

Johanniter-Orden.

Berichtigung

einiger in der Liste der Ritter des Vereins des Johanniter-Ordens in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz enthaltenen Unrichtigkeiten.*)

1) No. 4. der Liste muß es heißen: v. Laffert, Herzoglich Sachsen-Meiningen'scher Oberschenk, auf Dammereez bei Boitzenburg.

2) „ 9. „ „ „ „ „ „ Graf von der Osten-Sacken, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'scher Oberst a. D., zu Schwerin

3) „ 10. „ „ ist hinzuzufügen: v. Hopfgarten rc. und Gesandter in Berlin.

4) „ 18. „ muß es heißen: v. Plessen, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'scher Oberst und Commandant zu Rostock.

5) „ 26. „ „ „ „ „ Freiherr v. Brandenstein rc.

6) „ 33. „ „ „ „ „ v. Bernstorff, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerin'scher Oberst a. D.

7) „ 36. „ „ „ „ „ v. Bobbien rc.

8) „ 40. „ „ „ „ „ Freiherr v. Campe, Königl. Hannover'scher Kammerherr, auf Hülseburg bei Wittenburg.

9) No 16. v. Kampz, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitz'scher Oberhofmeister rc. fällt aus, da derselbe am 24. August c. verstorben ist.

*) Siehe Heft 7, Seite 310—312.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 25. Montag, den 20. September. 1858.

Berlin, 19. September.

Es geht nichts über die Coquetten und Empfindsamen unter den Zeitungen. Im zarten Blaß einer jungfräulichen Unschuld erscheinen heut die „Volkszeitung“ und ihre neue Nebenbuhlerin, die Zeitung des „Publicisten“ vor uns; die erstere ist in dieser Woche zweimal confiscirt worden und mit der entsagungsvollen Demuth des Märtyrers schreibt sie heut am Eingang ihres Blattes in bekanntem alttestamentlichen Tone einen Leitartikel über einen Vers aus dem Prediger Salomonis, über den Vers: „Schweigen hat seine Zeit, Reden hat seine Zeit“; das andere Blatt, der „Publicist“, ist freilich nicht confiscirt worden, aber es darf und will doch nicht hinter der verfänglich freisinnigen Haltung der Volkszeitung zurückbleiben, und nachdem es im Eingange seiner Spalten einen sehr mittelmäßigen Artikel zu Gunsten eines „unbeschränkten Wahlgesetzes“ und zu Gunsten der Anschauungen des (Graf Reichenbach'schen) Breslauer demokratischen Wahl-Comité's gebracht hat, äußert dies gesinnungstüchtige Blatt in einem gleich darauf folgenden Satze, es könne auf die Begründung seiner Meinung (daß Art. 56 unserer Verfassung gegenwärtig zur Anwendung kommen müsse), „nicht eingehen, da die Angelegenheit eine solche ist, über die, wie die neuesten Erfahrungen gezeigt, obgleich ein überwiegendes Interesse für das ganze Land daran sich knüpft, eine öffentliche Erörterung nicht rathsam erscheint.“ Welche dunkle Perspective eröffnet der Publicist mit diesen deutsamen und etwas räthselhaften Worten seinen Lesern, und welch ein Schlaglicht weiß er über diese Fernsicht zu verbreiten, indem er hinzufügt, es sei ihm „schon einmal an betreffender Stelle die Erwartung ausgesprochen worden, den Art. 56 der Verf. fernerhin unberührt zu lassen“. Das verehrte Publicum sieht daraus deutlich, daß der „Publicist“ verhindert ist, die Quellen nicht allein seiner patriotischen und verfassungsmäßigen Freisinnigkeit, sondern auch seines Scharfsinns und seiner logischen Bildung nach Wunsch sprudeln zu lassen. Wie gern gäbe er der Kölnischen Zeitung Recht, wie gern begründete er ihre Ansicht noch tiefer! Aber eine äußere Gewalt, deren Antlitz man nicht sieht, sondern nur ahnen darf, hält ihn von Auslegungen der Verfassung und Begründungen dieser Auslegung ab, und er be- . sich daher ebenfalls mit dem Schweigen der ·ung.

Hätten wir Volksmänner, wie das alte England in jenen Tagen, wo die Preßfreiheit noch ein unbekanntes Gut war, sie würden mit allen Waffen des Spottes und der zornigen Beredtsamkeit ein solches eben so sehr auf den bloßen Schein berechnetes als von Muthlosigkeit zeugendes Gebahren verfolgen. Handelt es sich bei diesen beiden Berliner Blättern wirklich um eine politische Ueberzeugung, die zu ihrem Fleisch und Blut gehört, so darf eine Confiscation oder die Vermuthung von der Möglichkeit einer Confiscation sie doch nicht davon zurückhalten, den Gegenstand, um den es sich handelt, in sorgsamster und abgemessenster Form, geleitet von allen gebotenen Rücksichten, von Neuem und wieder von Neuem zur Sprache zu bringen, und die gegenwärtige Verwaltung unserer Polizei ist nach dem von allen Seiten geäußerten Urtheil nicht von der Art, um den rücksichtsvollen und gemäßigten Besprechungen der Presse ohne Weiteres hemmend entgegenzutreten. Aber es ist viel wohlfeiler und liefert außerdem einen gewissen, am Ende des Quartals wohl brauchbaren dramatischen Effect, wenn man sich mit der Miene des verkannten Edeln in die Toga des Schweigens hüllt und daher zu verstehen giebt, man wasche seine Hände in Unschuld.

Wir müssen allerdings zugeben, daß eine noch nicht zu lange vergangene Zeit, in der die polizeiliche Ueberwachung der Presse zu der Bedeutung, die sie vor 1848 hatte, vollständig zurückkehren zu wollen schien, eine Einwirkung auf die Zeitungen ausgeübt hat, welche zum Theil eine so schlaffe Haltung, wie die oben charakterisirte, erklärt, aber doch nur zum Theil, und eine Entschuldigung kann aus dieser Vergangenheit für die erwähnten Blätter keineswegs genommen werden.

Den preußischen Realschulen ist bekanntlich durch eine ministerielle Verfügung die Berechtigung, Abiturienten mit dem Zeugniß der Reife zu entlassen, entzogen. Es läßt sich viel für und vielleicht noch mehr gegen die Realschulen sagen, und es scheint außerdem auf den ersten Blick eben nur Sache der betreffenden Ministerien zu sein, zu entscheiden, welche Bildung und welche Bildungsform die Beamten ihrer Bureaux besitzen sollen. Mit jener Auffassung vom Charakter des Beamten, die in Frankreich die herrschende ist, verträgt sich auch solch eine ministerielle Bestimmung sehr gut. Dort redet man bezeichnender Weise von den Commis des Ministers, und der-

selbe ist in seinen Bureaux absoluter Herr, die Beamten nur Werkzeuge desselben, er allein aber verantwortlich. In Preußen war dem bisher anders; es gab bei uns eine Selbstständigkeit des Beamten, die mit seiner Ehrenhaftigkeit auf das Innigste zusammenhing. Jeder einzelne Beamte fühlte sich verantwortlich, jeder Einzelne fühlte sich in einem directen Zusammenhang mit dem Staatsganzen und dem Königthume. Wir können deshalb die alte preußische Verwaltung recht gut eine constitutionelle Bureaukratie nennen. In solch einer Verfassung ist oder war die Bestimmung über die Bildung des einzelnen Beamten allerdings nicht Sache des Ministers oder der Minister, sondern vielmehr eine nationale Angelegenheit, mit deren Besorgung das Staatsganze, der König eine eigne Gewalt im Staate, die über den öffentlichen Unterricht gestellte Obrigkeit und ihre wiederum selbstständigeren Mittelbehörden, Räthe, Schuldirectoren 2c. betraut hatte. Dieser Obrigkeit war eine gewisse allgemeine grundlegende Bildung des Zöglings die Hauptsache, und sie folgte in der Richtung dieser Bildung dem wechselnden Zeitgeiste und kam in dieser Weise u. A. auch zur Empfehlung und Einrichtung der Realschulen, welchen Anstalten in einer verwichenen Periode grade im nationalen Sinne eine besondere Bedeutung für die Erziehung der Jugend der Mittelstände beigemessen wird. Wir glauben nun allerdings bemerkt zu haben, daß jene den Realschulen günstige Richtung im Schwinden begriffen ist, und wir sind der Ueberzeugung, daß der Bildungsgang, den ein Gymnasium bietet, dem künftigen Staatsbeamten förderlicher ist. Wir müssen es aber für bedenklich halten, wenn eine so wichtige Veränderung in der bestehenden Verfassung unseres Erziehungswesens auf dem angedeuteten Wege durch bloße Anordnung der Minister zu Stande kommt.

Außerdem erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß das praktische Resultat der gedachten ministeriellen Verfügung dies sein wird, daß künftighin die Realschulen ausschließlich den gewerbtreibenden, handelnden 2c. Stand, kurz diejenigen Sphären der Gesellschaft erziehen werden, welche vom Staate und seiner Verwaltung äußerlich unabhängig sind. Schon gegenwärtig zeigt sich in diesen Kreisen die Neigung, sich von Allem, was Beamter, Officier 2c. ist, zurückzuziehen und ihren Verkehr nur auf die "unabhängigen" Volksklassen zu beschränken. Wird diese Neigung nicht in dem Maße wachsen, als die familiären und freundschaftlichen Beziehungen, welche wenigstens noch die Jugend schloß und das Alter doch theilweis erhielt, fortfallen? Es war der Rath eines weisen Staatsmannes, daß immer dafür gesorgt werden möchte, daß die Jugend der verschiedenen Stände so viel als möglich gleichmäßig und in Gemeinschaft erzogen würde. Die Motive dieses Rathes liegen auf der Hand.

Die Aachener Zeitung schreibt über die oben berührte Angelegenheit der Realschulen Folgendes: „Von officiöser Seite ist unserer Vertheidigung der Realschulen entgegengehalten worden, daß der Abweisung ihrer Zöglinge von der Bauschule eine innere Berechtigung zu Grunde liege, da sie, wenn sie als Bergräthe oder Bauräthe, oder als höhere Postbeamte in eine Carriere mit wachsender wissenschaftlicher Anforderung einträten, öfter nicht die zur vollen Erfüllung ihrer amtlichen Aufgaben nöthige geistige Durchbildung besäßen. Die officiösen Berichtigungen haben kein günstiges Renommée, aber eine weniger besagende ist uns noch nicht vorgekommen. Viel einfacher wäre der beliebte Bescheid, weil es so ist, behält es auch lediglich sein Bewenden dabei. Wenn es heißt, die Realschulen besäßen „öfter" nicht die rechte Bildung, so erinnert das an den früheren, sehr traurigen legislatorischen Styl, wo es hieß: daß etwas „in der Regel" so oder so gefaßt werden sollte. Das „Oeftere" klingt bescheidener, aber heißt auch noch weniger, denn öfter werden junge Leute auch auf Gymnasien und Universitäten nichts lernen. Man mache sich doch die Sache etwas klar. Berg-, Bau- und Posträthe, welche wissenschaftliche Anforderungen sind an sie zu machen, welche geistige Durchbildung ist für sie nothwendig? Was die ersteren betrifft, so sind sie wesentlich technisch, und die Realschulen geben dafür eine bessere Grundlage, als die Gymnasien, weil die Realschulen darauf angewiesen sind, während die Gymnasien ein anderes Feld zu bebauen haben. Beides zusammen ist nicht auf Einer Anstalt ausreichend zu pflegen, und bis jetzt ist noch zu erweisen, daß für jene Fächer die classischen Vorstudien den Vorzug verdienten. Indeß es soll nicht bestritten werden, daß eine geistige Durchbildung für alle Richtungen des Lebens, auch wenn man nicht Bau- oder Bergrath werden will, so wünschenswerth als ersprießlich ist. Es kommt nur darauf an, was man darunter versteht. Schwerlich wird Jemand behaupten können, daß eine solche Durchbildung überhaupt in einer Schule, wie sie auch heißen möge, zu erlangen sei. Dazu reicht noch nicht einmal die Universität aus, und sie erfolgt erst nicht blos durch anhaltendes Studium, sondern auch durch den Kampf mit dem Leben. Es kann sich also nur von der Vorbereitung dazu handeln, und dazu liefert eine gut organisirte Realschule hinreichende Elemente. Wenn Jemand "selbst aus dem praktischen Geschäftsleben" Minister des Handels und der Posten werden kann, sollte er nicht auch Postsecretair, resp. Postmeister und auch Baurath werden können? Die Realschulen warten noch auf den Beweis ihrer Unzulänglichkeit, und man ist es ihnen schuldig, ihn zu liefern oder ihnen wieder gerecht zu werden."

Berlin, 19. September.

Ihre Majestäten der **König** und die **Königin werden**, wie von verschiedenen Seiten versichert wird, in nächster Zeit, wahrscheinlich schon Ende dieses Monats, — man nennt sogar schon das Datum des 25. d. M. — eine Reise nach Italien antreten und an den Ufern des Comer Sees den Winteraufenthalt nehmen. Se. Maj. der König leben gegenwärtig sehr zurückgezogen auf Schloß Sanssouci und empfangen nur wenige Personen. Dem Flügel-Adjutanten General von Luck haben indessen Se. Majestät schon zweimal einen Besuch auf seiner Villa bei Potsdam gemacht.

Se. königl. Hoheit der Prinz von Preußen, JJ. kk. HH. der Prinz Friedrich Wilhelm und der Prinz Albrecht und Albrecht (Sohn) sind gestern Abend acht Uhr von den Manövern in Schlesien hierher zurückgekehrt und in Ihren hiesigen Residenzen abgestiegen.

Heut Mittag zwölf Uhr reisten die höchsten Herrschaften nach Potsdam und kehrten zum Diner, das im königlichen Schlosse bei JJ. kk. HH. dem Prinzen und der Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm stattfand, hierher zurück. An dem Diner nahmen sämmtliche hier weilende Prinzen Theil.

Se. königl. Hoh. der Prinz von Preußen begeben sich von hier aus demnächst nach Hannover zu den dort statthabenden Manövern, und geht morgen bereits die Feldequipage des Prinzen, die Pferde ꝛc. dahin ab.

— Ihre Majestät die Königin und Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Alexandrine empfingen gestern Mittag Ihre königl. Hoheiten den Prinzen und die Frau Prinzessin Friedrich der Niederlande und die Prinzessin Tochter Marie bei der Ankunft auf dem Bahnhofe zu Potsdam und geleiteten Höchstdieselben nach Schloß Sanssouci; die hohen Gäste nahmen daselbst Theil an der Tafel.

— Se. königl. Hoheit der Prinz Alfred von Großbritannien ist gestern Mittag 12 Uhr mit seinen Begleitern auf der Anhalter Bahn abgereist und macht den Höfen zu Weimar, Gotha ꝛc. seine Besuche.

— Der königl. Gesandte in Hannover, General der Cavallerie Graf **von Nostitz**, der vorgestern von seinem Gute Zobten in Schlesien hier eingetroffen war, hat sich heute Morgen nach Hannover begeben, um den Manövern bei Nordstemmen beizuwohnen.

— Der Oberst und Commandeur des 8. Infanterie- (Leib-) Regiments, Marschall von Sulicki, begiebt sich behufs Theilnahme an der Generalstabsreise, welche demnächst unter der Leitung des Chefs des Generalstabes der Armee, General-Majors Frhrn. v. Moltke, stattfinden wird, nach Liegnitz.

— Die Reise Sr. kön. Hoh. des **Prinzen von Preußen** nach **Warschau** zu den russischen Manövern, in Folge einer Einladung des Kaisers von Rußland, scheint noch nicht fest beschlossen zu sein. In Paris wenigstens, wo man sich jetzt sehr eingehend mit den preußischen Zuständen beschäftigt, wollte man vorgestern auf das Bestimmteste wissen, der Prinz würde nicht nach Rußland reisen.

— In einer Pariser Correspondenz der neuesten Nummer der Indep Belge findet sich eine sehr ausführliche Darstellung der schwebenden Regierungsfrage in Preußen.

— Den „H. N." wird von hier vom 17. d. telegraphirt: Nach Annahme unterrichteter Kreise ist die Mitregentschaft mit unumschränkter Vollmacht gegenwärtig beinahe zur Gewißheit geworden. Die Kammern erhalten im October eine desfallsige Botschaft.

— Se. Exc. der General-Feldmarschall und Gouverneur von Berlin, Frhr. v. **Wrangel**, hat von Liegnitz aus eine Reise nach dem schlesischen Gebirge angetreten und wird erst in einigen Tagen hierher zurückkehren.

— Einer Berliner Correspondenz des „Nord" zufolge stände der Rücktritt des **Finanzministers von Bodelschwingh** in Aussicht. Herr von Bodelschwingh habe sich im Gegensatz zu seinen sämmtlichen Collegen für Beibehaltung der Durchgangsabgaben erklärt. Der hiesige Corr. des „Nord" verdient indeß nicht viel Glauben, und obige Nachricht erscheint uns schon aus äußeren Gründen als eine Erfindung.

— Eine telegraphische Depesche der „Corr. Gen." (abgedruckt in Brüsseler Blättern) meldet, daß der **Präsident von Gerlach** sich aus dem parlamentarischen Leben zurückzieht. Herr von Gerlach hat allerdings seit dem Erkranken und dem darauf folgenden Tode seiner Gemahlin weder in der Presse noch sonst seine Theilnahme an der Politik äußerlich zu erkennen gegeben.

— Mehrere Zeitungen haben wegen des fortwährenden Steigens der Papierpreise ihren Abonnementsbetrag erhöht.

— Die kleine Presse in Berlin wird mit dem Beginn des neuen Quartals mehrere Veränderungen erfahren. Die Volkszeitung erscheint in größerem Format, ohne ihren Preis zu verändern, der Publicist dehnt sich zu einer täglich erscheinenden politischen Zeitung aus, wird aber die Politik nur mit kurzen Notizen bedenken und auch künftig hauptsächlich über die Berliner Gerichtsverhandlungen berichten.

— Einer Nachricht der „Köln. Z." zufolge hat der Minister des Innern an die Landräthe der Monarchie bereits die auf die **Wahlen** bezüglichen Instructionen erlassen.

— In neuerer Zeit sind wieder an Juden mehrfach rothe Adlerorden vierter Klasse verliehen worden. Doch erhielten sie nach einer schon früher befolgten Bestimmung nicht das Kreuz, sondern statt dessen eine Decoration, die einen Stern darstellt. Auch Dr. Lehmann, Redacteur des hier erscheinenden Magazins des Auslandes, hat diesen Orden erhalten.

— Der neue Roman von Gutzkow: „Der Zauberer von Rom," wird, dem Vernehmen nach, in seinem ersten Bande Anfang October der deutschen Lesewelt vorgelegt werden. Der Schauplatz des umfangreichen Werkes ist Süddeutschland und Italien. Daß der Autor zur Gewinnung von Local-Anschauungen in diesem Jahre selbst in Italien war, ist bekannt.

— Thomas Carlyle hält sich gegenwärtig in Dresden auf.

— Balduin Möllhausen, der bekannte Reisende, ist gestern über St. Louis am Missuri, New-York und Hamburg glücklich von der nordamerikanischen einjährigen Expedition, unter dem Commando des Lieutenant Ives, von der Südsee-Küste und dem großen Rio Colorado in seine Familie zurückgekehrt. Es ist die dritte Expedition, welche der muthvolle, viel unternehmende Mann nach dem fernen Westen vollbracht hat: die erste mit dem Prinzen Paul von Württemberg und später allein; die zweite zur Bestimmung des Handelsweges vom Missuri nach dem Hafen von San Francisco, unter dem Commando des Lieutenant Whipple, die er in einem eigenen, auch wissenschaftlich interessanten Werke beschrieben hat. Herr Möllhausen bringt gegenwärtig nicht blos wieder eine Reihe landschaftlicher Darstellungen des wilden Landes mit, sondern auch eine werthvolle Sammlung von Gebirgsarten, die er dem k. Mineralien-Cabinette bestimmt.

— Die in Karlsruhe tagende Naturforscher-Versammlung, welche von etwa 900 Mitgliedern besucht war, hat Königsberg in Pr. zum Versammlungsort für das kommende Jahr gewählt.

— In der hier tagenden Alterthumsvereinsversammlung kam auch die Frage zur Sprache, in welchen Gegenden Preußens und Sachsens noch die wendische Sprache im Gebrauche sei, und sie wurde dahin beantwortet, daß in den beiden Lausitzen sächsischen Antheils wenigstens noch 50,000 Menschen wendisch sprächen, und sei namentlich der Gebrauch des Wendischen bei dem weiblichen Theile der Bevölkerung überwiegend. Was Preußen anlangt, so wurde die Mittheilung gemacht, daß durch Verfügung des Ministerii am Kottbuser Gymnasium zur Ausbildung von Geistlichen und Lehrern der Unterricht im Wendischen eingeführt sei, und daß namentlich im Spreewalde neben der deutschen stets eine wendische Predigt nebenhergehe. In dem sumpfreichen Terrain des Spreewaldes hatten die Wenden sich gegen das Andringen der deutschen Eroberer zu halten gewußt.

— Auch mit den Ortsnamen der Potsdamer Umgegend beschäftigten sich die Alterthumsvereine, und es verdient bemerkt zu werden, daß der an hiesiger Universität habilitirte Slavist, Prof. Cybulski, gerade derjenige war, welcher aus der eben in Rede stehenden Potsdamer Umgegend Beispiele von ihrem Ursprung nach unabweisbar deutschen Namen, wie z. B. von Grube u. A. nachwies, bei denen sich durchaus kein Anhalt für eine slavische Etymologie darbietet. Einige interessante Namenserklärungen kamen dabei zur Sprache; das dem ganzen Lande den Namen verleihende Brandenburg wurde seinem Herkommen nach als entschieden deutsch nachgewiesen, die slavische Form Schorelitz für Brandenburg, welches, wie Görlitz, Brandstätte bedeutet — wonach also Brandenburg blos eine wörtliche Uebertragung davon wäre, erwies sich als späteren und zweifelhaften Ursprungs. Viel Heiterkeit erregte es, als, da die Annahme ausgesprochen wurde, daß der so häufig vorkommende Name Schönowe doch wohl entschieden deutsch und jedenfalls von der Beschaffenheit des Ortes herrühren dürfte, die Mittheilung erfolgte, daß die zunächst in der Mark vorkommenden Schönowe, wie lucus a non lucendo, hießen und gerade in der traurigsten Sandsteppe gelegen seien. Stettin ist nach der Erklärung des Prof. Cybulski der slavischen Etymologie zufolge ein anderes Koblenz, d. i. ein Ort, wo mehrere Flüsse zusammenkommen. Auch wurde erörtert, was unter den in der Mark so häufig unter dem Namen „Kieze" vorkommenden Dorfanlagen zu verstehen sei; die gewöhnlichen Erklärungen als Fischerdörfer wurden verworfen, und wurden sie als solche bezeichnet, die keine selbstständige Feldflur haben.

— Ein gründlicher Umbau der Telegraphen-Verbindung zwischen Berlin und Köln, welche die Hauptader des ganzen preußischen Telegraphennetzes ist, steht in nächster Zeit bevor. Die desfallsigen Bauten werden im nächsten Monat beginnen, sollen aber bereits um Mitte November wieder beendigt sein, so daß man, um dies zu ermöglichen, an acht verschiedenen Stellen gleichzeitig die Arbeit beginnen wird. Trotzdem dürften sich naturgemäß während des Baues gewisse Störungen in dem telegraphischen Verkehr auf dieser Linie nicht vermeiden lassen. Es werden drei der vorhandenen fünf Telegraphendrähte auf der ganzen Linie von Berlin bis nach Köln vollständig umgelegt, und soll bei dieser Gelegenheit jedem der drei Drähte eine andere Isolatoren-Einrichtung (porzellanene, gläserne und Doppelglocken) gegeben werden. Es lag in der Absicht, für die Telegraphen-Verbindung von hier nach Köln noch einen sechsten neuen Draht einzurichten; hiergegen sind aber von Seiten der hannöverschen Regierung Schwierigkeiten erhoben.

— Die königl. Regierung zu Breslau hat es als ein Bedürfniß erachtet, die Grundsätze zusammenzustellen, welche bei Erhebung der Gemeinde-Abgaben im Wege des Zuschlags zur klassificirten Staats-Einkommen- und Klassensteuer auf Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und allgemeinen Verwaltungs-Vorschriften festgehalten werden müssen, damit sowohl die städtischen Behörden einen näheren Anhalt für die Veranlagung der Zuschlagssteuern gewinnen als auch die Abgabenpflichtigen selbst eine Uebersicht von dem erhalten, was von ihnen zu leisten ist. Zu diesem Behuf ist ein Entwurf zu

einem Communal=Steuer=Regulativ au⸗gestellt worden und den sämmtlichen Magisträte i des Breslauer Regierungs=Bezirks mit dem Bemerken zugegangen, daß in allen denjenigen Städten, in welchen die Gemeinde=Abgaben in der Form von Zuschlagssteuern aufgebracht werden, nach Maßgabe und Anleitung dieses Entwurfs ein Communal=Steuer=Regulativ aufzustellen und der königlichen Regierung zur Beifügung der Genehmigung einzureichen sei, wonächst dasselbe gleichzeitig mit der Bekanntmachung des Procentsatzes, nach welchem die Zuschläge zu erheben, in ortsüblicher Weise zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden soll. — (Dies Regulativ wird vom Publicum mit großem Dank entgegengenommen werden.)

— Der Voss. Ztg. wird von ihrem Römischen Corresp. geschrieben: In Tyrol soll unter der Geistlichkeit im Einverständnisse mit verschiedenen höhern Civilbeamten eine stille Ligue gegen das auch in den südlichern Gegenden sich regende religiöse Leben der Evangelischen geschlossen sein. Der Bischof von Brixen, welcher vor wenigen Tagen ankam, hat dem Vernehmen nach dem Papste besondere Mittheilungen über diesen Punkt zu machen, und von der Propaganda besondere Unterstützungen für innere Missionen, besonders in seiner Diöces, zu erwirken.

Aus **Wien**, 17. Sept., wird der Independance Belge telegraphirt: „Unsere sämmtlichen Gesandtschaften im Auslande haben aus der Kanzlei des Grafen Buol Abschrift von einem Rundschreiben erhalten, das an die kaiserlichen Bevollmächtigten zu Jassy und Bucharest gerichtet wurde, um denselben die Tragweite der von der pariser Conferenz gefaßten Beschlüsse zu veranschaulichen und ihnen den Vertrag über die Organisation der Donau=Fürstenthümer zu ihrem amtlichen Gebrauche darzulegen. In diesem Actenstücke spricht Graf Buol seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Verschmelzung der Fürstenthümer ein Ding der Unmöglichkeit sei und dieselbe nur im Falle ⸗iner Revolution zu Stande kommen könne.“

---

† **Paris**, 17. Sept. Die Diplomatie ist unermüdlich, unserer Neugierde und unsern Zeitungen immer neuen Stoff zu schaffen. Gäbe es ke⸗e Diplomatie, auf Ehre! ich glaube, die Franzosen könnten eines Tages auf den Gedanken komme⸗, sich mit ihren eigenen Angelegenheiten zu be⸗schäftigen, mit ihren Gemeindeverhältnissen, ihren Bü⸗gerrechten, ihrem Verhältniß zur Polizei und zu⸗n Präfecten. Aber dahin wird es nicht kommen⸗ dafür sorgen die Russen, die Türken und die ⸗hinesen, und wenn es sein muß, wird selbst die ⸗ite Königin von Madagaskar einen Theil der ⸗beit übernehmen. Wir haben, wie gesagt, alle ⸗ände voll mit dem Auslande zu thun. Die wichtigsten und die interessantesten Dinge! Wie muß es nicht jeden Franzosen interessiren, zu wissen, auf welche Bedingungen hin der Kaiser von China Frieden geschlossen hat, alle Welt spricht davon, und wie die Ganz=besonders=gut=Unterrichteten einander ins Ohr raunen, wird schon übermorgen der chinesische Frieden im Moniteur stehen. Dort wird man dann lesen, wieviel Contribution der Kaiser auf dem Porzellanthron zahlen muß — und dabei vergißt man denn leicht, wieviel man selbst zahlen muß —, dort wird man auch finden, welche Häfen er den fremden Nationen öffnen muß — und dabei vergißt man denn leicht, daß alle Häfen Frankreichs durch Zollbarrièren vom Auslande abgesperrt sind; dort wird man noch Vieles lesen, was eine interessante Parallele bietet und dennoch das dicht daneben Liegende vergessen macht.

Die kaiserliche Regierung selbst scheint sich gegenwärtig auch wieder mehr mit dem Auslande als mit dem Inlande zu beschäftigen. Sie richtet ihr Augenmerk nicht minder auf Oberitalien als auf Belgien. Die Lage Oesterreichs in Italien ist eine verzweifelte, und Sardinien steht bereit, davon zu profitiren. In Sardinien sammeln sich gegenwärtig alle Feinde Oesterreichs, sogar die Unionsmänner der Donaufürstenthümer finden dort Aufnahme. Frankreich verfolgt natürlich dies kühne Spiel aus nächster Nähe.

— Der Kaiser wird morgen in Paris erwartet. Er soll sich sofort ins Lager nach Chalons begeben wollen. Auch ist die Rede davon, daß er von dort einen Ausflug nach Arenenberg machen werde, das jetzt vollständig restaurirt ist.

— Es erregt Aufsehen, daß Pater Lacordaire eigens nach Paris gekommen, um Fräulein Montalembert mit Herrn Vicomte de Meaux zu trauen. Die Trauung wird aber in keiner Kirche, sondern in der Haus=Capelle des Herzogs von Luynes stattfinden. (Lacordaire gehört, wie Montalembert, der Fraction des „Correspondant“ an, welche Katholicismus und liberale Politik zu vereinigen suchen und gegen Napoleon scharf opponiren.)

— Nächsten Sonntag findet die feierliche Eröffnung der Eisenbahn statt, die Frankreich mit Spanien in Verbindung setzen wird.

— Marschall Canrobert wird sich allerdings verheirathen, aber nicht mit einer Spanierin, wie gesagt worden ist, sondern mit der Tochter eines reichen Hochofen=Besitzers aus dem oberen Marne=Departement.

— Delvau (vom Siècle) und ein Redacteur vom Pays haben dieser Tage ein Duell gehabt, das einen ziemlich lächerlichen Ausgang hatte. Jean Rousseau spottete darüber im gestrigen Figaro, und Hr. Delvau, sonst ein abgesagter Feind des Duells, hat heute Jean Rousseau fordern lassen. Sie werden sich morgen im Boulogner Wäldchen schlagen.

— Der Urtheilsspruch in dem Prost'schen Proceß ist auf nächsten Dienstag verschoben worden. Man glaubt nicht, daß die Strafe sehr

streng ausfallen werde. Ohne es mit dürren Worten zu sagen, erinnerte Prost's Vertheidigung an die stereotype Phrase der Weinhändler, Krämer, Bäcker u. s. w., welche so oft wegen Fälschung der Waaren, schlechten Gewichtes u. s. w. vor den hiesigen Tribunalen erscheinen, und die nicht wenig erstaunt sind, sich angeklagt oder gar verurtheilt zu sehen. »Aber das haben wir ja immer gethan, aber das ist ja der allgemeine Gebrauch in unserer Partie!« rufen sie alle mit wirklicher oder einstudirter Naivetät aus. Prost's Antworten liefen auf dasselbe hinaus; nur daß jene Weinhändler, Gewürzkrämer &c. sich begnügen, ihre Unschuld zu plaidiren, während Prost noch Bürger-Statuen beansprucht für die Wohlthaten, welche er namentlich dem »kleinen« Handels- und Gewerbstande zugedacht, den er aus den Händen der »Wucherer« befreien gewollt habe. Für dieses edle Rettungswerk hat Prost allerdings im Laufe von vier Jahren ein eingestandenes Honorar von 676,000 Francs sich ausfolgen lassen. Hiervon sollten eigentlich nur 8000 und später 15,000 Francs jährlich als fixer Gerantenlohn ihm zukommen, der Rest ihm als sein Antheil von 40 Procent am Gewinne zufließen. Jahr für Jahr schloß aber, wie sich zeigt, die Rechnung mit einem Verluste von 200,000 bis 300,000 Fr., und nichts desto weniger wurden Interessen und Dividenden vertheilt, natürlich vom Capital; je trostloser die Lage der Gesellschaft wurde, desto eifriger stürzte sie sich auf neue Unternehmungen: auf den Ankauf pariser Grundstücke, der Bäder von Enghien, Gründung des spanischen Mobiliar-Credits u. s. w. Die klaffenden Deficits wurden durch falsche Bilanzen verdeckt, vielleicht in der Hoffnung, sie durch spätere Gewinnste zur Wahrheit zu machen. So kam es, daß bei der endlichen gerichtlichen Feststellung der Bilanz am 31. Mai l. J. bei einem eingezahlten Capital von 13,668,000 Fr. sich ein Deficit von 10,798,197 Fr., d. h. über ¾ ergab. Prost behauptet, daß Alles recht gut geworden wäre, wenn man ihn nicht vorzeitig, in der Mitte seines großen Werkes, unterbrochen hätte! (K. Z.)

Lyon, 13. Septbr. Unsere Seidenfabriken arbeiten wieder und werden bald noch stärker arbeiten; der europäische und amerikanische Markt ist, wie mit Recht zu schließen, ein viel besserer geworden. Auf die ungeheueren Reifröcke, die nur erschaffen wurden, um mehr Stoff zu verbrauchen und folglich mehr Arbeiter zu beschäftigen, wird die gleichfalls verschwenderische Mode der gassenkehrenden S c h l e p p e n folgen. Nichts steht in der Mode isolirt, darum bleibt bei der Reaction der Kleider auch die der sinnlichen Vergnügungen nach alter Weise nicht aus. Es wäre darüber ein ganzes Buch zu schreiben. Vollends über die Börse, an welcher in allerletzter Zeit manches Vermögen in Scheiter zerschellt wurde. Sonst ist das Jahr ein gesegnetes, der Weizen nicht großkernig aber mehlreich, Trauben vorzüglich, das Obst in Fülle und zu einem beispiellos billigen Preis. Aber es fehlt uns doch eine freie Luft und ein freier politischer Athem. Namentlich sind die P r o t e s t a n t e n, deren hiesige Gemeinde unter dem Consul-Kaiser um das Jahr 1804 officiell geworden, nicht ganz ohne Sorge vor Anfechtungen. Es giebt sogar Leute, die den Protestantismus, wider alle Geschichte, als ein fremdartiges Gewächs verschreien und den alten Spruch der Gazette de France: orléaniser la France, c'est la protestantiser, nicht aufhören unter anderer Form, wie etwa: le protestantisme c'est l'invasion, wiederzukäuen. Natürlich verbinden sich damit scheele Blicke auf England und Preußen. Wir können nicht wünschen, mit diesen Mächten in Feindseligkeiten zu gerathen. Denn im Ganzen ist Frankreich, trotz der Freude an Ruhm und Ehre, so wenig kriegerisch als republikanisch gestimmt. (A. A. Z.)

S. M. **London**, 17. Sept. Die Zeit der — fast hätte ich zu einem Berlinismus mich hinreißen lassen — ich meine, die todte Jahreszeit in Politik ist (antithetisch gesprochen) in vollem Flore. Alles ruht in der activen Politik, oder was geschieht, geschieht im Stillen, hinter den Coulissen, und wird erst offenbar werden, wenn vor dem Parlamente — ein sehr kritisches und schwer zufrieden zu stellendes Publicum — das Drama allen Ernstes wieder beginnt auf jenem Theater, auf dem die Geschichte Englands, und mit ihr ein gut Stück Weltgeschichte, Jahr aus Jahr ein sich spielt. Zur Zeit aber sind die ehrenwerthen Mitglieder verschwunden und verschollen, wahrscheinlich sich erholend, sich belustigend und ergötzend wie andere Sterbliche, sei es in den Bädern Deutschlands oder den Ruinen Italiens, sei es in den sumpfigen Gehegen Schottlands oder den romantischen See-Landschaften der »Schwesterinsel«. Nur dann und wann ertönen noch vereinzelte Stimmen fahrender Mitglieder — denn nicht Allen unter den Erwählten ist es gegeben, sechs Monate hindurch zu schweigen —, und so haben denn in vergangener Woche u. A. die Herren Spooner und Newdegate ihr Herz ausgeschüttet vor ihren Wählern — sie, die Castor und Pollux, oder richtiger die Orestes und Pylades des britischen Parlamentes; — ach, aber ihnen winket keine taurische Küste und nimmer werden i h r e Diana sie finden, so lange sie auch, von i h r e n Eumeniden verfolgt, umherschweifen mögen, sie suchend von Ort zu Ort: denn was sie suchen, ist in der That nicht mehr vorhanden. Intoleranz und Protection kehren für's Erste nicht wieder — sitzt ja selbst ein Jude im Parlament und Cobden n i c h t mehr darin. Auch die Presse feiert und scheint entschlossen, durch nichts zu ihrer Ferienruhe sich stören zu lassen, — fiel selbst Rußland plötzlich eines schönen Morgens auf die appenninische Halbinsel hernieder und installirte sich in aller Form, auf 99 Jahre in runder Zahl, als mittelländische Seemacht: oder was ließ es,

daß dies „Ereigniß“ bisher so wenig Beachtung fand in der englischen Presse? Erklärlicher ist, daß nichts verlautete darüber, was in Paris Lord Palmerston gesponnen hat, denn der edle Lord ist nicht der Mann, seine Geheimnisse zu verrathen: freilich kann es bestenfalls wohl eben nur ein Hoffnungsgespinnst gewesen sein. Bekannt ist nur geworden, daß der edle Lord die Türkei verglichen hat — welch zartes Gleichniß! — mit seinem Taschentuch, das ihm aus der Tasche hing und Jemand ihm wieder hineinstecken wollte — „Es wird nicht herausfallen,“ bemerkte scherzhaft der edle Vicomte, „wenn Niemand daran zupft“; — und so die Türkei; aber weiß der edle Lord nicht besser als Einer in Europa, daß seit lange an dem türkischen Taschentuch „alle Viere“ gezupft haben und so lange gezupft haben, daß die Türkei wahrscheinlich für immer das Gleichgewicht verloren hat?

Wenn aber die Politik jetzt ruht, so tragen dagegen außerhalb der Politik seltsame und sonderbare Dinge sich zu am Himmel und auf Erden und selbst unten im Meere. Alles schaut jetzt in den Abendstunden nach dem seltsamen Gast, dem Donatischen Kometen, der in unfaßbarer Schnelle mit seinem Schweife dahinfliegt, gleichsam ein Sternenvagabond, am nordwestlichen Himmel, und kein Sterblicher weiß von ihm, wie und was, woher und wohin: das in der That ist noch unerklärt in der „mécanique céleste“, und kein Laplace, ja selbst ein Humboldt nicht, hat dieses Räthsel gelöst — dessen Wort nur Ihm bekannt ist, dem großen Baumeister und Regierer der Welten.

Ebenso unbekannt ist, was den atlantischen Telegraphen zu seinem hartnäckigen Schweigen veranlaßt. Der Verstockte! Man vermuthet übrigens, daß die Ursache nicht in den Endpunkten des Kabels liege, sondern in einer Entfernung von wenigstens 200 Meilen vom jenseitigen Ufer. Professor Thomson sagte in Killarney, daß von Anfang an die Signale auf Stunden gänzlich unterbrochen würden und dann plötzlich und zwar mit vollkommenster Klarheit wieder erschienen, so daß die Schuld nicht am Kabel selbst, sondern an äußeren Einwirkungen zu liegen scheint; auch habe „das Genie Faraday's“ (ich weiß nicht, ob aus denselben Gründen wie Siemens) das Uebel vorausgesehen, und Mathematiker hätten sogar die Abstumpfung (oder was es sein mag) berechnet — ob mit „mathematischer Genauigkeit“ lasse ich dahingestellt.

Übrigens sind die Projecte zur Legung unterseeischer Telegraphen jetzt an der Tagesordnung, und es ist in der That nichts weniger als unwahrscheinlich, daß nach Verlauf weniger Jahre schon die Sprache der Menschen in dieser wunderbar feurigen Schrift am Grunde der Meere in jeder Richtung die Kreuz und die Quer dahinsausen wird, ein flammender Bote, der schnelleren Laufes die Erde umkreist, als die Blitze des Himmels den Aether durchsprühen. So ist das Project der Legung eines Telegraphen von Suez durch das rothe Meer nach Bombay in voller Ausführung begriffen, und von Bombay aus wird die Ostindische Regierung das Kabel weiter führen nach Ceylon. Von hier aus übernimmt die Indisch-Australische Telegraphen-Compagnie die Weiterlegung nach Singapore; hier spaltet sich der Telegraph: der Eine geht hinauf nach Hongkong, der Andere über Batavia hinauf nach dem Swan River (1,500 Meil.), von hier weiter nach King George Sound (500 Meil.) und endlich von da nach Adelaide (998 Meil.). Nicht minder großartige Projecte sind in Bezug auf die entgegengesetzte Seite der Erdkugel im Werke: ein Telegraph soll das britische Nordamerika durchschneiden von Ost bis West; die vorgeschlagene Route ist vom Fort William am Oberen See über die Ansiedlung am rothen Fluß nach den Rocky Mountains (1,600 Meil.); und durch sie hindurch oder über sie fort nach dem Fraser River (600 Meil.) gegenüber der Vancouver-Insel. Auch eine Eisenbahn von Ost nach West projectirt man; doch mit dieser möchte es wohl noch gute Wege haben.

Eine Angabe in meiner letzten Mittheilung bedarf der Berichtigung: die durch die Post versendeten Exemplare der hiesigen Zeitungen bilden nicht die Mehrzahl, sondern weithin die Minderzahl der Gesammtauflage der betr. Zeitung; die gestempelten Exemplare der Times betragen etwa den vierten Theil ihrer Gesammtauflage während der letzten Zeit (1855), als die Zeitungssteuer noch existirte und die Gesammtzahl der abgesetzten Exemplare daher noch genau constatirt werden konnte, was jetzt nicht mehr möglich ist. Bei den anderen Zeitungen waltet ein sehr abweichendes, überall weit geringeres Verhältniß der gestempelten zu den ungestempelten Exemplaren ob.

— Ueber den neuesten chinesischen Frieden bemerkt die Times, daß der Vertrag von Nanking (1842) eine bitterere Medicin für den chinesischen Stolz war, als der, welcher jüngst vor den Thoren der Hauptstadt abgeschlossen wurde. Nicht nur, sagt das Weltblatt, war er der erste Schritt, sondern er unterschied sich auch in wichtigen Punkten von dem Vertrage von Tientsin. Er überlieferte unseren Händen einen Theil chinesischen Gebietes. Er überantwortete Hongkong, Kulangsu und Tschusan den Barbaren, und obgleich ein paar Millionen Dollars für den Hof von Peking bei Unterhandlungen nicht gerade das entscheidende Moment zu bilden pflegen, so kann die Erinnerung an den Verlust von 21,000,000 D. bei den Chinesen doch noch nicht ganz vernarbt sein. Der Vertrag von Tientsin hingegen, während er uns Alles giebt, was wir verlangen, schneidet doch nicht so tief in die empfindliche Eitelkeit der Chinesen ein.

— Das Clonmel Chronicle berichtet über eine blutige irische Schlägerei, welche sich dieser Tage auf einem Jahrmarkte zu Hospital, in der Grafschaft Limerick, entspann. Das Blatt schildert

dieselbe als ein Wiederaufleben der alten Parteikämpfe. Ein Pachter, Namens Hayes, starb in Folge der erlittenen Verletzungen. Auch mehrere andere Personen wurden übel zugerichtet.

— Das Jahrgehalt des Lord-Mayors wird, wie man sagt, vom nächsten Jahre an von 8000 L. auf 6000 L. herabgesetzt werden.

— Auf den Regierungs-Werften von Chatham wird mit außerordentlicher Thätigkeit an der Vollendung mehrerer großen Kriegsschiffe gearbeitet. Weit vorgeschritten ist der Atlas, Liniendampfer von 91 Kanonen und 1000 Pferdekraft, und sowie dieser vom Stapel läuft, soll an seinem Platze ohne Verzug ein anderes Linienschiff von gleicher Größe, der Bulwark genannt, in Angriff genommen werden. Der Hood, Liniendampfer von 90 Geschützen, nähert sich rasch seiner Vollendung. Die Charybdis, eine Fregatte von 21 Kanonen, ist zum Stapellauf bereit und der Schraubendampfer Irresistible von 80 Kanonen ist zu drei Viertheilen fertig. Man baut außerdem an der Schraubencorvette Orpheus von 22 und am Trafalgar von 91 Kanonen. Im Ganzen sind in Chatham gegenwärtig Kriegsdampfer von 20,000 Tonnen Gehalt in der Arbeit.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 18. September, Nachmittags 3 Uhr. (W. T. B.) Die 3% begann zu 73, 15, wich auf 73, hob sich wieder auf 73, 20 und schloß wenig belebt aber fest zur Notiz. Consols von Mittags 12 Uhr und von Mittags 1 Uhr waren gleichlautend 97½ eingetroffen.

Börse vom 17.

3% Rente	73 10
4½% Rente	96
Mobiliar-Credit-Ges.	962
3% Spanier	40
1% span. Schuld	28¾
Silberanleihe	00
Franz-Oesterr. E.-A.	687
Lombardische E.-A.	641
Franz-Josephsbahn	506

Schluß-Course

3% Rente	72 95
4½% Rente	96
Mobiliar-Credit-Ges.	950
3% Spanier	40
1% span. Schuld	29
Silberanleihe	92¾
Franz.-Oesterr. E.-A.	691
Lombardische E.-A.	636
Franz-Josephsbahn	506

Briefe aus Neapel melden, daß daselbst bei Gelegenheit des Festes vom 8. September zahlreiche Verhaftungen Statt gefunden haben.

Die Einnahmen der Franz.-Oesterr. Eisenbahnen haben sich in der vergangenen Woche um 2000 Gulden gegen die entsprechende Woche des vorigen Jahres vermehrt.

Paris, 19. Septbr., Morgens. (W. T. B.) Der heutige „Moniteur“ dementirt das Gerücht, daß die Regierung das Zollgesetz in Betreff Algeriens abändern wolle. — Der Admiral Rigault wird mit dem Titel eines Oberbefehlshabers des Expeditions-Corps im chinesischen Meere den eines Chefs der Schiffsstation verbinden.

Vermischtes.

Köln, 18. Septbr. An der sogenannten Steinskante, oberhalb Rolandseck, sind heute Morgens einige Steinblöcke bis in die Nähe der Eisenbahn herunter gerutscht, und haben dadurch mehrere Züge der Rheinischen Bahn sich sehr verspätet; seit heute Nachmittag ist der Fahrdienst wieder geregelt.

— Vom nichtpreußischen Rhein wird geschrieben: Die Helena-Medaille hat seit Kurzem im Knopfloch manches Trägers eine Metamorphose erfahren. Manche Leute haben sie galvanisch vergolden lassen. Dadurch sticht sie freilich mehr in die Augen, als in ihrem ursprünglichen bronzenen Zustande, und die läppisch eitle Gesinnung derer, die sie tragen, tritt dadurch ins hellste Licht.

— Moskauer Briefe erzählen sehr viel von den Erfolgen Alexander Dumas' in der alten Kaiserstadt. Er soll mit Einladungen, Liebenswürdigkeiten und Geschenken überhäuft werden. Das ist kein Wunder, denn A. Dumas ist ein unerschöpflicher Erzähler voll Geist und Witz; es giebt selbst in Frankreich Wenige, die ihm in der Conversation die Stange halten können. Die Pariser sagen doch, die Achsel zuckend: „die Romane, die bei uns aus der Mode gekommen sind, finden immer noch im Auslande Absatz.“ Man kündigt schon jetzt eine Reisebeschreibung des berühmten Schriftstellers an, und die Freunde von witzigen Münchhausiaden mögen sich auf eine angenehme Lecture gefaßt machen.

Briefkasten.

E. L. in —p—n. Größere Aufsätze würden willkommen sein. — G. Z. Erhalten. Dank und Gruß. Es bleibt beim Alten. — v. D. in Leipzig. Noch nicht angekommen.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch).

Die Regentschaft.

Wir wollen nichts, als das Wohl und die Sicherheit der Monarchie, und in diesem unserm Streben scheuen wir keinen Kampf. Wir kommen dabei Angesichts der gegenwärtigen Zustände in eine eigenthümliche Lage. Auf der einen Seite müssen wir gegen die Richtung streiten, welche zur Beseitigung der bedenklichen Lage des Vaterlandes die einfache Anwendung eines Verfassungs-Paragraphen für vollkommen ausreichend hält, auf der andern Seite gegen die, welche unter irgend einem Vorwand und unter irgend einem Namen die weitere Bestätigung eines Zustandes befürworten, der der Monarchie Friedrich des Großen nicht förderlich sein kann.

Nach unserer Meinung ist die Regentschaft zur Nothwendigkeit geworden, und wir erwarten sie von der nächsten Zeit, aber wir können uns doch mit denen nicht befreunden, welche, ohne eine andere Rücksicht zu nehmen, bloß aus jenem Artikel der Verfassung, den jetzt so viele Organe der Presse täglich anrufen, die Begründung dieser Form der Regierung herleiten wollen. Wir verwahrten uns schon oft genug gegen die Einseitigkeit Derjenigen, welche unsere Landesverfassung mit der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1851 identificiren wollen, und wir wiederholten in unserer vorigen Nummer diese Verwahrung in Bezug auf den bestimmten Fall, auf welchen sich der Artikel 56 unserer Verfassungsurkunde bezieht. Diesen Artikel, der nach aller Urtheil an Unbestimmtheit leidet, und zwar an einer Unbestimmtheit, welche durch den richtigen monarchischen Tact der Urheber der Verfassungsurkunde herbeigeführt erscheint, allein genommen und ihn ohne Rücksicht auf unsere gesammte durch und durch monarchische Verfassung angewandt, — könnte es möglich werden, daß eine Versammlung von Abgeordneten sich ein Richteramt über den nächsten Agnaten der Krone, über den zeitweiligen Regenten, anmaßt. Freilich hoffen wir, daß es in Preußen niemals eine solche Versammlung von Abgeordneten geben wird, und auch das „Preußische Wochenblatt" ist, zunächst in Bezug auf die gegenwärtige Gelegenheit, der Ansicht, daß nur „eine möglichst formale Mitwirkung der Kammern" in Bezug auf die Verkündigung der Regentschaft wünschenswerth sei. Aber in der Nähe eines so kritischen Punktes unserer Staatsentwickelung, eines Punktes, der ein gewichtiges Präcedens für alle Zukunft abgeben wird, genügt es uns denn doch nicht, einen Wunsch zu äußern und Vertrauen gegen die Abgeordneten zu zeigen,

sondern wir fühlen einen Beruf, den Eventualitäten recht scharf in's Auge zu sehen und gegen eine gewisse Verfassungsseligkeit zu protestiren, die ganz geeignet erscheint, im Volke die wichtige Thatsache in Vergessenheit zu bringen, daß zwischen unserer Verfassungsurkunde und unserer Verfassung ein sehr merklicher Unterschied besteht. Ebensowenig als irgend eine Verfassungs-Commission und irgend eine Abstimmung eines Landtags dem nächsten Agnaten das Recht zur eigenmächtigen Uebernahme der Krone für gewisse Fälle fester verbürgen konnte, als es ihm bereits durch seine Geburt und sein Familienrecht verbürgt war, ebensowenig kann in einer wirklichen Monarchie ein Landtag gedacht werden, der eine Machtvollkommenheit ausübt, die irgend etwas der Bestätigung des neuen Regenten Aehnliches in sich schließt.

Die „Beschlußfassung" unserer vereinigten Kammern über die „Nothwendigkeit der Regentschaft" kann und darf also, um den Ausdruck des „Preußischen Wochenblatts" zu wiederholen, nur etwas „Formales" sein. Sollte diese Beschlußfassung anders aufgefaßt werden — und es giebt Verfassungsfreunde in Preußen, welche über die Befugnisse der Kammern nicht zu klein denken, — so könnte solch eine Auffassung allein genügen, um einen gewissenhaften Prinzen zurückzuhalten, von dem dem ersten Agnaten in geeignetem Falle verliehenen Rechte einen vollständigen und umfassenden Gebrauch zu machen.

Nach unserem besten Wissen und Gewissen indeß liegt die Sache so, daß der Artikel 56 der Verfassungs-Urkunde seine Ergänzung und Erläuterung durch den Geist unserer gesammten Verfassung erhält, durch die altpreußische monarchische Tradition, und daß er danach durchaus nicht von denjenigen, deren Ideal das parlamentarisch abhängige Königthum stets war, angerufen werden kann. Dieser Artikel ist ganz besonders an den Prinzen gerichtet, bestätigt ein Recht des Prinzen und will vorzugsweise seiner Auslegung überlassen bleiben.

Auf das Bestimmteste müssen wir uns darum aber auch gegen eine andere Richtung erklären, welche solche Auslegung gleichsam für sich vorweg in Anspruch nimmt und offen proclamirt, „da die Regentschaft das Gegenbild der Tutel auf dem politischen Gebiete sei, so dürfe sie gegenüber einem wenn auch nicht völlig arbeitsfähigen, doch völlig dispositionsfähigen Fürsten nicht eintreten." Wir mögen uns bei der gesuchten Unklarheit des Ausdrucks dieses Gedankens nicht aufhalten, können aber darin nichts weiter finden, als daß Regentschaft und Vormundschaft identificirt werden. Erstere glaubt man bei solch einer Identificirung nun beseitigt, weil letztere nur durch mangelnde Dispositionsfähigkeit begründet sein würde. Aber schon die Verfassungsurkunde, die in diesem Punkte ganz klar ist, limitirt die Nothwendigkeit einer Regentschaft keinesweges durch den Begriff der Vormundschaft, sondern sie spricht von Minderjährigkeit „oder" von irgend welchen anderen dauernden Hindernissen der Selbstregierung,

also auch von Hindernissen, welche nicht in der mangelnden Dispositionsfähigkeit zu liegen brauchen, und wenn in solchem Falle eine Regentschaft eintritt, so ist auch nicht entfernt gesagt, daß damit dem Monarchen eine Vormundschaft gesetzt würde. Indeß abgesehen von jeder Bestimmung der Verfassungsurkunde ist überhaupt die Einrichtung einer Regentschaft nicht Etwas, was für den Monarchen, sondern was für den Staat geschieht, da selbst in dem Falle der Minderjährigkeit der Regent nicht eo ipso Vormund ist, sondern beides verschiedene Personen seien können, indem über die Vormundschaft nur nach den Hausgesetzen der Dynastie, über die Regentschaft aber nach der gesammten Staatsverfassung zu entschieden ist. Glaubt man also die Idee der Regentschaft dadurch gehässig machen zu können, daß man ihr den Charakter der Vormundschaft beilegen will, so ist vielmehr zu sagen, daß der „Regent" nichts anderes ist als der „staatliche, verfassungsmäßige Stellvertreter", d. h. ein Stellvertreter, der in seiner Regierung nicht an irgend einen fremden Willen, sondern lediglich an die Gesetze gebunden ist. Erst dadurch wird er wirklich befähigt, den König in vollem Umfange zu vertreten, d. h. selbstthätig das königliche Amt auszuüben, als dessen allerwesentlichstes Attribut doch ohne Zweifel die Macht der letzten Entscheidung angesehen werden muß, während es in der That eine contradictio in adjecto bildet, wenn die königliche Gewalt durch den Stellvertreter ausgeübt werden soll, der von dem Willen und den Intentionen eines Vollmachtgebers abhängt, wodurch ja eben der allerwesentlichste Theil der königlichen Machtvollkommenheit verloren geht, und im Grunde genommen nur die Idee eines Ministers übrig bleibt, und folglich der Hauptsache nach eine Ministerregierung entsteht. Um es kurz zu sagen, handelt es sich also, falls bis zum 23. October kein bestimmter naher Termin für die Wiedergenesung Sr. Majestät des Königs angegeben werden kann, darum, die der Natur der Sache wie unserer Verfassung nicht entsprechende Form der bis jetzt beliebten Stellvertretung in eine dieser Natur der Sache, wie dieser Verfassung entsprechende Form zu verwandeln, welche eben die Regentschaft ist.

Eine russische Stimme über preußische Politik.

Unter dem Titel „Sendschreiben an den Politiker der Zukunft vom preußischen Standpunkte" ist hier in Berlin vor Kurzem eine Broschüre erschienen mit dem ostensiblen Zwecke, die vor einiger Zeit so viel besprochene Zukunftspolitik einer berichtigenden Kritik zu unterwerfen, in der That aber, um gewisse Ideen der russischen Politik zu propagiren, wie wir in dem Nachfolgenden zeigen werden. Sie spricht von der sogenannten Zukunftspolitik mit großer Anerkennung, indem sie insbesondere den Grundgedanken derselben vollkommen adoptirt, nämlich daß Preußen wachsen und zu dem Ende eine Politik führen müsse, welche eine Machterweiterung erstrebt und ermöglicht, meint aber, daß der Zukunftspolitiker sich eben so sehr in den Mitteln wie in den Zielen geirrt habe. Dabei giebt sie sich für die Stimme eines preußischen Patrioten aus, dem die Erhebung Preußens, und sogar die Macht, Ehre und Freiheit der ganzen deutschen Nation, besonders am Herzen liege; wir tragen aber kein Bedenken, diese Stimme rundweg als die Stimme eines russischen Publicisten zu bezeichnen, welchem wir die preußisch-deutsche Maske, die er mit so viel Dreistigkeit angenommen, sogleich herunterreißen werden.

Jetzt der Beweis für unsere Behauptung, daß wir es hier mit einem russischen Blendwerk zu thun haben.

Zwei Dinge springen nämlich sofort in's Auge. Einmal, daß dieses Elaborat nur von einem sehr gewandten Publicisten und zugleich gewiegten Politiker herrühren kann, und daß andererseits die Tendenz entschieden russisch ist und insbesondere darauf hinausläuft, die Zukunft Preußens an die russische Politik zu binden. Nun fehlt es dieser Richtung zwar auch bei uns nicht an Vertretern, aber es sind entweder Nullitäten oder politische Mystiker, in den Ideen der heiligen Allianz versirend, die unser Verfasser weit von sich weist, indem er durchaus nur der rein rationalen Politik huldigt, und unter den rationalen Politikern Preußens findet sich nicht Einer, welcher ein Anlehnen Preußens an Rußland empfehlen möchte, indem vielmehr unsere rationalen Politiker seit einem Menschenalter ununterbrochen dagegen ankämpfen. Ein rationaler Politiker, welcher diese Idee verficht, muß also wohl nicht auf preußischem, sondern auf russischem Standpunkt stehen, weil es allerdings dem russischen Interesse gar sehr conveniren würde, Preußen zu sich herüberzuziehen.

Ferner kann dem aufmerksamen Beobachter eine hinterhaltige Absichtlichkeit nicht entgehen, und herrscht in dem ganzen Gange des Raisonnements eine kalte Ueberlegung, die nur in den Rußland betreffenden

Stellen ein gewisses Empressement verräth, was doch gar sehr auf eine russische Quelle hindeutet. Noch mehr spricht der Inhalt dafür, welcher der Hauptsache nach ganz mit den Expectorationen des „Nord“ und der Petersburger Presse übereinstimmt und sich insbesondere durch eine specifische Gereiztheit gegen Oesterreich, wie durch eine wenig verhehlte üble Laune gegen England charakterisirt. Ja es kommt darin ein Passus vor über den Uebergang der Großmächte in Weltmächte, den wir uns erinnern vor einigen Monaten fast mit denselben Wendungen in der Petersburger deutschen Zeitung gelesen zu haben. Endlich kann man als äußeres Indicium noch anführen, daß die Broschüre unmittelbar nach der Abreise der Königin Victoria aus Potsdam erschien, wie wenn sie dazu bestimmt wäre, die etwaigen Sympathien, welche dieser hohe englische Besuch angeregt haben könnte, so viel als möglich zu paralysiren.

Dies Alles zusammengefaßt, läßt uns nicht den geringsten Zweifel, daß wir es hier mit einem Stück von russischer Publicistik zu thun haben, dessen nähere Beleuchtung gerade um deswillen um so mehr von Interesse scheint, weil man daraus um so deutlicher erkennen wird, welche Wege die preußische Politik zu vermeiden hat, wenn man nämlich sieht, wohin man sie von russischer Seite zu lenken wünscht.

Es sind insbesondere drei Punkte, worin unser russischer Publicist gegen den Zukunftspolitiker auftritt. Dieser hatte nämlich der preußischen Politik das Ziel gestellt, einerseits einen norddeutschen Bundesstaat zu errichten, und andererseits nach einer Arrondirung in Polen zu streben, und um diese beiden Ziele erreichen zu können, hatte er als Mittel vorgeschlagen, in eine innige Allianz mit England und Oesterreich zu treten, weil nur diese beiden Mächte eine Erweiterung des preußischen Machtgebietes zulassen und eventuell begünstigen würden, während hingegen Frankreich und Rußland durch ihre eigenen Interessen beide gleicherweise der preußischen Zukunft entgegen ständen. Hören wir nun, was unser Autor dagegen einzuwenden hat.

Ueber den deutschen Bund spricht er in demselben Tone, der jetzt an der Newa Mode wird, und findet also die Auflösung desselben, welche der Zukunftspolitiker proponirte, ganz in der Ordnung, nur erscheint ihm die Bildung eines norddeutschen Bundes bis auf die Mainlinie allzu kleinlich, denn er ist als Russe an große Dimensionen gewöhnt. Nein, keine Mainlinie, sondern wir müssen das ganze außerösterreichische Deutschland haben. Nach irgend welchem Rechtstitel für diese Occupation dürfen wir natürlich nicht fragen. Darauf soll uns schon das Motto der Broschüre vorbereiten: „My country, right or wrong“, und „my country“ ist ja für den Verfasser Rußland, wo man um Rechtstitel nie verlegen war. Auch verlautet kein sterbendes Wörtchen darüber, in welcher Weise denn diese Erwerbung zu Stande kommen soll, ob etwa Preußen einen neuen Paulskirchlichen Schwindel abwarten oder

selbst provociren, oder ob es etwa die deutschen Fürsten mit kurzem Prozeß absetzen oder mediatisiren soll (wobei natürlich ein Russe nicht weiter danach fragt, daß diese deutschen Fürsten gerade in derselben Rechtsbasis wurzeln wie der König von Preußen), oder endlich, ob wir den übrigen deutschen Staaten aus heiler Haut den Krieg erklären und dieselben demnächst erobern sollen (wobei ein Russe auch nicht danach fragt, daß jeder preußische Patriot einen Krieg Deutscher gegen Deutsche als das Allerentsetzlichste verabscheuen würde, und daß sogar ein solcher Krieg durch den deutschen Bund Gott Lob unmöglich geworden ist). Nach dem Allen ist, wie gesagt, keine Frage, daß es unserem Autor nur darauf ankommt, uns wo möglich eine Idee in den Kopf zu setzen, die so recht in's weite Blaue geht und eben deswegen die Folge haben würde, unsere Politik in ganz resultatlose Unternehmungen zu verstricken, gleichzeitig aber doch ganz Deutschland in Alarm zu setzen und uns insbesondere recht gründlich mit Oesterreich zu verfeinden. Denn Besseres kann man sich ja seit den Tagen von Warschau und Olmütz in Rußland nicht wünschen. Nur noch einige solcher Tage, und dann wären die Dinge gerade reif, um am Rheine Kosackenpulks zu etabliren.

Nachdem wir also in der generösesten Weise mit der Anwartschaft auf ganz Deutschland beschenkt worden, dürfen wir uns freilich nicht beklagen, wenn wir dafür auf unserer Ostgrenze um so knapper gehalten werden, wohingegen der Zukunftspolitiker eine massenhafte Ausrundung beabsichtigt hatte, um dadurch unserer so sehr bedrohten Flanke ein tüchtiges Polster gegen die etwaigen russischen Stöße zu geben. Nein, davor warnt unser Autor, denn das hieße ja in die russische Zukunft hineinschneiden. Er erkennt dabei vollkommen an, daß gerade unsere östliche Grenze die am meisten gefährdete ist, und man sollte meinen, daß es, rational betrachtet, nur zwei Mittel geben würde, um diese Gefahr zu überwinden, nämlich entweder uns selbst nach dieser Seite hin zu verstärken, oder Rußland durch Wiederherstellung Polens zu schwächen, — aber Nichts von Beiden. Nein, eben weil wir auf der östlichen Seite so schwach sind, darum sollen wir uns um so mehr im südlichen und westlichen Deutschland verstärken. Ja wir sollen noch weiter gehen. Wir sollen uns mit der Schweiz verbinden, und dann Sardinien die Hand reichen, um doch auch ein wenig Einfluß auf die mediterranen Länder zu gewinnen. Man denke sich eine preußische Machtentwickelung auf dem Mittelmeere; es schwindelt! Aber es schadet nichts, je unpractischer für Preußen, um so praktischer für Rußland, denn wir sollen alle unsere Aufmerksamkeit nach Westen und Süden richten, damit Rußland im ganzen Norden und Osten Europa's um so freieres Spiel bekommt. Man könnte etwa einwenden, daß doch Preußen schon in seiner ursprünglichen Anlage ein nordöstlicher Herausbau aus dem alten deutschen Reiche war, wie es in der Einrichtung der Mark und in den Colonisationen des deutschen Ordens so handgreiflich vor Augen liegt, und

daß es seiner ganzen Geschichte nach auf Hinausschieben der deutschen Herrschaft nach Norden und Osten hindeutet, wo wir eine langgestreckte Küste besitzen mit den Mündungen zweier großer Ströme, wozu uns bis heute das Hinterland fehlt. Um amerikanisch zu sprechen, könnte man also wohl sagen, daß es das manifest destiny Preußens sei, nach dieser Seite hin zu wachsen, und als der große deutsche Markgraf die deutsche Civilisation gegen den Andrang des Ostens zu schützen. Aber weit gefehlt, unser manifest destiny ist vielmehr die Begründung der deutschen Einheit und des deutschen Staates (denn man ist jetzt an der Newa gothaisch geworden und macht in Unionsprojecten, wie Rumänien beweist). d. h. wir sollen unsere Studien auf die Erfindung des perpetuum mobile und der Quadratur des Cirkels richten, um schließlich nichts weiter zu erreichen, als einen tüchtigen Krieg mit Oesterreich, und es scheint wohl, daß eben die Bekämpfung Oesterreichs auch zu unserem manifest destiny gehören soll.

„Nichts ist wichtiger", sagt unser Patriot, „als die klare Erkenntniß, daß unter den Großmächten Oesterreich unser unbarmherzigster Feind ist." Und so muß es wohl sein. Denn wie wir an einer anderen Stelle lesen, beabsichtigt Oesterreich nichts Geringeres, als ganz Deutschland zu einer österreichischen Provinz zu machen, und da es nun umgekehrt die Aufgabe Preußens sein soll, vielmehr eine preußische Provinz daraus zu machen, so müssen Beide wie Feuer und Wasser zu einander stehen. An ein Zusammengehen mit Oesterreich ist also für uns nicht zu denken. Wir könnten eben so gut mit dem Teufel gehen. Mit England steht es etwas anders. Es ist nicht geradezu unser Feind, aber es ist mißgünstig und wird zum wenigsten unsere Vergrößerungsunternehmungen niemals unterstützen. Dazu kommt, daß Oesterreich wie England im Grunde genommen durchaus für die Erhaltung des europäischen status quo gestimmt, und also jedenfalls für eine active, d. h. erobernde Politik, wodurch wir doch allein zu etwas Rechtem werden können, ganz aussichtslose Bundesgenossen sind.

Ganz anders aber steht es mit Rußland und Frankreich. Beide haben einen unabweisbaren Drang nach Bewegung und Veränderung, wobei gerade Preußen die nützlichsten Dienste zu leisten vermöchte, denn nur durch Preußens Mitwirkung können sie sich selbst untereinander recht unterstützen und werden dafür Preußen gern den höchsten Preis zahlen. Hier sind also profitable Allianzen denkbar. Wie schade nun, wenn wir in den Irrthum verfielen (wie es seit einiger Zeit allerdings das Ansehen gewinnt), Frankreich und Rußland für gefährliche Nachbaren zu halten, mit denen man sich nicht wohl einlassen dürfe. Damit also dieser Irrthum sich nicht festsetzen und uns vorkommenden Falls abhalten möchte, in diese profitabelen Allianzen einzugehen, hat unser Patriot die Feder ergriffen, indem er es für besonders wichtig hält, die öffentliche Meinung „an die Möglichkeit eines preußischen

Zusammengehens mit Rußland zu gewöhnen". Du lieber Himmel, sind wir denn nicht ein Menschenalter lang mit Rußland gegangen, um sattsam wissen zu können, was dabei herauskommt? Freilich war dies während der heiligen Allianz, welche das heutige Rußland eben so gründlich verachtet, als es sie vordem zärtlich liebte und förderlichst auszubeuten verstand. Doch das ist nun vorüber, und Jung-Rußland denkt nicht so engherzig wie Alt-Rußland. Es will mit Frankreich die Karte von Europa revidiren, und wenn Preußen sich diesen Plänen anschließt, so wird ihm dafür gestattet sein, inzwischen die Karte von Deutschland zu revidiren. Man höre nur.

Rußland überzeugt sich, daß man nicht zugleich die Dardanellen und den Sund stürmen kann, und die Klugheit selbst gebietet ihm also, einstweilen alle seine Kräfte auf den Orient zu richten, wo doch Preußen selbst nichts zu gewinnen oder zu verlieren hat. Sollte nun Rußland wegen seiner Unternehmungen auf diesem Gebiete mit England oder Oesterreich in Krieg gerathen und wir verspräche ihm dabei neutral zu bleiben, so wird es uns inzwischen gestatten, die deutsche Einheit zu gründen und uns sogar auch „Dänemark Preis geben". Wie ungeheuer generös! Frankreich ist von ähnlichen Gefühlen beseelt. Es kommt nämlich auch zur Erkenntniß, daß seine Kräfte nicht ausreichen würden, um zu gleicher Zeit am Rhein wie auf dem Mittelmeere Erfolge zu erzielen. Darum wird es sich einstweilen lediglich in Italien versuchen, und bittet dabei ebenfalls um unsere Neutralität, ganz für denselben Preis. Also das Geschäft ist gemacht. Rußland breitet sich im Orient aus, Frankreich in den mediterranen Ländern und wir in Deutschland, so weit es eben gehen mag, d. h. wir stürzen uns in einen Krieg mit allen übrigen deutschen Staaten, wie insbesondere mit Oesterreich, und verfeinden uns recht gründlich mit England. Inzwischen haben Rußland und Frankreich ihre eigenen Zwecke an den Dardanellen und in Italien erreicht, um derentwillen ihnen die preußische Neutralität so wichtig war, und wenn dann Preußen isolirt und in ganz Europa verachtet dasteht, dann rückt Frankreich an den Rhein und Rußland an die Oder, um uns die Fabel von dem Esel zu erklären, der mit dem Wolf und dem Löwen auf die Jagd ging und hinterher selbst gefressen wurde. Gewiß, für russische Zwecke nicht übel ausgedacht, nur dem deutschen Michel doch etwas zu viel zugemuthet.

Aber nun zum Schluß noch eins; denn es drängt sich die Frage auf, wie ein so kluger Mann, als welcher sich der Verfasser unleugbar kund giebt, auf den Einfall kommen konnte, mit der Miene eines preußischen Patrioten uns eine Politik einreden zu wollen, für welche auch das größte Talent doch überall nur Scheingründe auftreiben kann, und deren Hintergedanke (nämlich uns mit Oesterreich zu entzweien und gegen England zu entfremden, damit wir uns dann wohl oder übel an Rußland oder Frankreich anlehnen müßten) so überaus durchsichtig ist,

daß man sich nicht einmal sonderliche Mühe gab, ihn zu verbergen, — es drängt sich die Frage auf, wie ein so kluger Mann mit diesem Elaborat auf irgend welchen Eindruck oder Anklang bei dem preußischen Publicum hoffen durfte? Gewiß, es wäre unbegreiflich, wenn er nicht beobachtet hätte, daß hier in der Metropole der Intelligenz, wo es natürlich Leute aller Art giebt, sich doch auch einige verlorene Seelen finden, die ihren preußischen Patriotismus nicht besser auszudrücken wissen, als durch Feindschaft gegen Oesterreich und Kälte gegen England, verbunden mit Sympathie für Rußland und Frankreich. Und ist das nicht in der That die Grundrichtung der officiösen „Zeit", welche ihren Beruf darin zu finden scheint, zwischen russischer und französischer Publicistik die mittlere Proportionale zu bilden, und die traurige Berühmtheit erworben hat, so weit die deutsche Zunge klingt, der einzige Secundant des „Nord" zu sein. Die „Zeit" also mochte ihn ermuthigen, seine russische Stimme für die Stimme eines preußischen Patrioten auszugeben. Ja konnte er sich nicht auch auf unsere bisherige Politik berufen, die, wenn auch schüchtern und mit halben Maßregeln debütirend, im Grunde genommen doch seit Jahren sich in demselben Ideenkreise bewegt, den unser Autor ihr nur mit größerer Klarheit und Entschiedenheit vorzeichnet? An Antipathie gegen Oesterreich und Kälte gegen England hat es uns nicht gefehlt, während eine gewisse Wärme für Rußland und Frankreich durchaus nicht zu verkennen war, welche in unserer Haltung in der Donaufürstenthümer-Frage, die unser Autor „den hoffnungsvollsten Anlauf nennt, den Preußen in der auswärtigen Politik unternommen," sogar höchst merklich hervortrat. Nun wahrlich, der „hoffnungsvollste Anlauf" — nämlich für Rußland und Frankreich, indessen ganz Preußen den Kopf schüttelte, und heut zu Tage selbst die officiöse „Zeit" diesen hoffnungsvollsten Anlauf doch am liebsten der Vergessenheit übergeben möchte, aus der ihn unser Autor so unglücklicherweise wieder hervorzieht. So hat er, ohne es zu wollen, vielleicht die wirksamste Kritik unserer Politik geliefert, und dieses Verdienst wollen wir dem vorliegenden Schriftchen ungeschmälert lassen.

Pariser Skizzen.*)

I.

— Die Stadt der Contraste. —

Alle Contraste finden sich in Paris, und hierin besteht vielleicht der Hauptreiz dieser Stadt, deren bewegliche, pikante Physiognomie Eintönigkeit und Langeweile bannt und, allen Regeln der Kunst zum Trotz, besser zu fesseln weiß, als vollkommene Regelmäßigkeit und Correctheit.

Frauen der höheren Gesellschaft, die man am Abend zuvor im blendendsten Putz, sprudelnd von Witz und Koketterie, gesehen hat, findet man am andern Morgen schlicht bürgerlich unter den Bäumen der Tuilerien sitzend, ihre Nadelarbeit zur Hand oder mit ihren Kindern schäkernd, manche sogar dem Kleinsten zwanglos die Brust reichend. Andere, reich und hochgestellt, sieht man, unbekümmert um das Gerede, allein einen schmutzigen Fiaker besteigen. Wieder Andere — geputzt und elegant — traben unverzagt durch den Straßenkoth, vor dem sie ihre feine Fußbekleidung auf eine wunderbare Weise zu bewahren wissen, freilich ohne im geringsten zu fürchten, daß dabei das niedlichste Bein von der Welt dem Bewunderer, der selten in Paris einer hübschen Frau fehlt, sichtbar wird.

Wenn Ihr einerseits die Grisette des modernen Paris erblickt, deren herausforderndes kleines Gesicht noch durch den malerischen Kopfputz hervorgehoben wird, der dieser Klasse eigenthümlich ist, wenn Ihr die reiche und elegante Schönheit von der Chaussee d'Antin bewundert, mit ihren so gewählten, so frischen, so neumodischen Toiletten und ihren eben so neumodischen Redensarten, so steht es Euch frei, als Gegensatz in einem der prachtvollen Hotels des Faubourg St. Germain die Mütze des vorigen Jahrhunderts auf dem ehrwürdigen Haupte irgend einer Haushälterin, irgend einer edlen Herzogin wiederzufinden, während Ihr in der edlen Herzogin selbst den interessanten Typus der alternden Aristokratie von vormals betrachten könnt mit seiner einfachen, imposanten Größe und seinen Vorurtheilen, die öfters komisch, aber fast immer ehrenwerth sind durch das Princip, von dem sie ausgehen, wie durch die seltenen Eigenschaften, die ihnen zur Seite stehen.

Neben der edlen Dame werdet Ihr den Cavalier der alten Zeit erblicken, welcher den Frauen die Hand küßt mit jenem Ausdruck von Verehrung und feinster Artigkeit, der seltsam, aber nicht unvortheilhaft absticht gegen den oberflächlichen Gruß und den derben Händedruck des modernen Dandy, eben so wie sein Frohsinn und die Frische seines Geistes mit dem verfrühten Alter des letzteren contrastirt. Der Cavalier der alten Schule zeichnet sich durch einen sorgfältigen Anzug aus, der irgend etwas von dem von ehemals entlehnt hat; er spricht mit gedämpfter Stimme, in jenem gemäßigten und höflichen Tone der guten Gesellschaft, der sich eben so schwer für denjenigen, der nicht zu ihr gehört, erwerben läßt, wie die Vollkommenheit im Accent einer fremden Sprache.

Der alte Chevalier erzählt gern Anekdoten und merkwürdige Einzelheiten aus seiner Jugendzeit. Er vermeidet nicht immer schlüpfrige Geschichtchen, aber weiß sie mit jener Kunst vorzutragen, welche die Sachen mehr errathen

*) Diese Skizzen schrieb eine jetzt heimgegangene Dame aus vornehmer französischer Familie, welche in Deutschland eine zweite Heimath fand. Sie ist der deutschen Lesewelt durch mehrere Arbeiten über Frankreich, die im Verlage von Al. Duncker erschienen sind, vortheilhaft bekannt.

als vernehmen läßt. Sein Gedächtniß, unübertrefflich in Bezug auf Genealogie, wird furchtbar für Emporkömmlinge, und die ironische Wichtigkeit, mit welcher er deren neugeschaffenen Titel ausspricht, läßt denselben unwiederbringlich der Lächerlichkeit anheimfallen. Nur die Politik, die freilich jeden Franzosen unwiderstehlich hinreißt, läßt den hochgeborenen Greis seinen guten Ton und seine Höflichkeit in der Unterhaltung bei Seite setzen. Wenn er sich auf dieser Bahn bewegt, wird seine Stimme kreischend, sein Witz gezwungen und seicht, und der Ausdruck seines Hasses wie der seiner politischen Anhänglichkeit wird übertrieben, bisweilen absurde.

Die äußere Physiognomie von Paris ist nicht weniger von Contrasten erfüllt, wie diejenigen, welche man in den Sitten antrifft. Elende Buden lehnen sich an Prachtgebäude, Ankündigungen ohne Zahl, in allen Farben und von ungeheurer Größe, entstellen die öffentlichen Plätze und Bauwerke, verletzen das Auge und nicht selten den Anstand, indem sie, in cynischer Weise, Heilmittel gegen widerliche Krankheiten anpreisen. Manche dieser Ankündigungen tragen den Stempel eines so groben Charlatanismus, daß man Mühe hat, zu begreifen, wie Jemand dadurch bethört und zum Opfer gemacht werden kann, wie es doch so oft der Fall in dem aufgeklärten Paris ist.

Wenn man die Boulevards entlang von der Magdalenenkirche bis zum Boulevard du temple fortschreitet, kann man fast alle verschiedenen Schattirungen des Pariser Lebens an sich vorüberziehen sehen und hat die Masse von Contrasten und Abstufungen vor Augen, welche der großen Stadt eigenthümlich sind. Einerseits sind es hübsche Frauen von graciöser Haltung mit köstlichen, reichen und geschmackvollen Toiletten, andererseits groteske Figuren in Costümen, die vollständig aus der Mode sind und auf den ersten Blick verrathen, daß sie aus einer kleinen Provinzialstadt oder einer entlegenen Vorstadt hervorgegangen sind. Mitten unter dem Luxus und der Eleganz trugen bisher zerlumpte Bettler ihre Wunden und Gebrechen zur Schau *), ohne das Mitleiden oder auch nur die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, weil in Paris nichts häufiger ist, als der Anblick des Elends und der Betrug durch dessen Nachahmung. Alles findet sich hier: Blinde, die vortrefflich sehen, Lahme mit sehr flinken Beinen, sehr wohlgenährte Verhungernde, die eben aus der Schenke kommen.

Neben den reichen Läden, in denen sich der Luxus unter tausend sinnreichen Formen entfaltet, wo unter den hohen Fenstern aus einer einzigen Scheibe Seide, Blumen, Bronze, Krystall, Gold und Juwelen glänzen, erblickt man die kleine bewegliche Bude mit Gegenständen zu 2 Sous, deren Eigenthümer, ärmlich gekleidet und schlecht gekämmt, vor aller Welt sein Mittagsmahl von kalten Hülsenfrüchten zu sich nimmt und dasselbe mit einem Glase trüben Wassers hinabspült.

Wenn Ihr für ein Goldstück ein sehr gutes Mahl bei einem der glänzenden Cafés einnehmen könnt, deren Riesenkarte oder Speisekartenbuch täglich das emsige Studium des gebildeten Freundes guter Speise ist, so steht es Euch nicht weniger frei, wenn es Euch einfällt oder der Zustand Eurer Börse es wünschenswerth macht, ein wenig weiter die sehr gute Küche des bescheidenen Restaurants zu versuchen, wo der junge Künstler von Zeit zu Zeit seiner Freundin ein Diner anbietet, das Convert zu 1 Fr. 25 C., und zwar mit

*) Dies hat fast aufgehört, da die Polizei sehr wachsam und streng geworden ist.

Einschluß des Brotes, was etwas sagen will, wenn es sich um französischen Appetit handelt. *)

Das reiche, elegante, müßige Paris wird auf dem Boulevard des Italiens durch die hübschen Frauen vertreten, die sich um Mittag vom Bette erheben und um 4 Uhr den Versuch machen, ihre Muße dadurch auszubeuten, daß sie sich selbst und ihren frischen Putz der Bewunderung der jungen Löwen darbieten, deren Haar entweder mähnenartig auf die Schulter herabwallt oder kurz bis zur Wurzel geschoren ist, deren Hand im gelben Handschuh verschmäht, die Goldlorgnette zu halten, welche sie im Auge eingekniffen haben, und deren ausgesuchter Anzug und geziertes Wesen nur übertroffen wird durch die ci-devants jeunes hommes, welche eine dem Pariser Boden ganz eigenthümliche Menschenrace bilden und die sich anderswo sehr selten und nur ausnahmsweise acclimatisirt.

Im Sommer gegen Abend entfalten sich vor den Cafés der Boulevards doppelte Reihen von Stühlen, durch deren Vermiethung der Unternehmer in kurzer Zeit sein Glück macht, und die von Leuten der feinen Welt in Besitz genommen werden. Sie bleiben dort stundenlang sitzen, sehen Andere vorübergehen, plaudern, genießen Eis und verschlingen Massen von Staub, indem sie sich einbilden, reine Luft einzuathmen. Alle diese Gruppen gewähren einen höchst malerischen, anmuthigen Anblick durch die elegante, nachlässige Haltung der Einzelnen, durch die Frische der Toiletten, durch die Ungezwungenheit, mit welcher ein Jeder den Andern berührt, ohne sich weiter darum zu kümmern; vor Allem aber durch die Lebhaftigkeit der Geberden und Physiognomien, welche dem Zuschauer erlaubt, seinen Antheil an der Unterhaltung zu nehmen, selbst wenn er die Worte nicht vernimmt.

Gewisse Geschöpfe, welche vormals das belebte Ansehn der Boulevard-Promenaden um einen erschütternden Ton vermehrten, während sie gleichzeitig deren Sicherheit nicht wenig verminderten, wagen schon seit langer Zeit weder sich daselbst fest zu setzen, noch sich in der herausfordernden Tracht dort sehen zu lassen, welche sie sonst zur Schau stellten. Es ist ihnen nur erlaubt, sich in einem gewissen Bezirk zu bewegen, den ihnen die Polizei angewiesen hat, aber sie dürfen sich nicht aufstellen, so daß man dieselben, wenn sie Unglück haben, stundenlang gehen, kommen und wiederkommen sieht, bis entweder die Ermüdung oder ein andrer Umstand ihr Verschwinden herbeiführt. Das Empörendste bei diesem Anblick ist die zarte Jugend vieler dieser Unglücklichen, so daß man anfangs nur hübsche Kinder zu sehen glaubt, bevor man in ihren Zügen die traurigen Zeichen der Reife des Lasters erkennt.

Zu bestimmten Zeiten des Vormittags begegnet man auf den Boulevards einer bedeutenden Anzahl der ausgezeichnetsten Künstler von den verschiedenen benachbarten Theatern. Man sieht sie Gruppen bilden, bei welchen die Lebhaftigkeit des Mienenspiels und die lebendige Unterhaltung dem Vorübergehenden manchmal die Rollen zurückrufen, in denen er jene auf der Bühne bewundert hat.

Tortoni — des Abends ein Sammelplatz der eleganten Welt — ist des Morgens das Rendez-vous der Börsenspeculanten. Sie debattiren über die

*) Im Palais royal bekommt man für 1 Fr. 25 C., also zehn Sgr., Suppe, Gemüse, zweierlei Fleischspeisen, Wein und Dessert, oder statt Dessert ein Dutzend Austern, wenn man es vorzieht.

Chance des Fallens und Steigens, welche unglücklicher Weise gegenwärtig alle Klassen der Gesellschaft aufs Lebhafteste interessirt, vom Minister bis zum Schreibergehülfen. Diese Börsenspeculanten drängen sich um einzelne Chefs, welche die ganze Sicherheit des Reichthums und daneben meistens die Manieren eines Hausknechts zur Schau tragen. Ihre Vergangenheit erklärt diese Manieren, der eine von ihnen war vor Kurzem noch Wirth eines lüderlichen Hauses, der zweite Bereiter in einem Privatstall u. s. w.

An beiden Seiten der Boulevards bieten elegante Läden eine fortlaufende Linie von tausend der verschiedenartigsten Gegenstände: Stoffe in allen Gattungen und Farben, mit einer Kunst und einem Geschmack drapirt, die man nur in Paris findet, Strümpfe so fein und durchsichtig, wie Spitzenarbeit, zu sinnreichen Arabesken verschlungen und aufgehängt, gegenüber von den falschen Waden und den wattirten Pantalons, denen so viele junge und alte Stutzer den Ruf eines wohlgeformten Beines verdanken. Daneben eine Reihe von verrätherischen Corsets, bald zu dem einen, bald zu dem andern Zweck bestimmt. In Paris muß Alles sprechen, und zwar mit Witz, selbst die Corsets; so fand ich in einem Laden einen dieser kostbaren Ausgleicher alles Unrechts der Natur, vollständig geschnürt auf einer Puppe von natürlicher Größe angebracht, der sich dem Publicum in folgender Ankündigung empfahl: „Ich halte die Schwachen aufrecht, drücke die Stolzen nieder, führe die Verirrten zurück u. s. w.“

Ungeachtet ihrer blendenden Weiße und täuschender Aehnlichkeit mit der Natur, greift der Anblick der zahllosen Gebisse von falschen Zähnen, die uns aus prächtigen Rahmen angrinsen, die Nerven an. Kaum ist es anders mit den Perrücken mit fleischfarbigem Scheitel, die man fast bei jedem Schritt ausgestellt sieht und deren Vollkommenheit und Wohlfeilheit einen kahlen Kopf zur Seltenheit machen, wie denn auch selten in Paris ein Mund seiner natürlichen Zierde entbehrt.

Schmucksachen vom feinsten Geschmack und vom höchsten Preise — die Nachahmung derselben so täuschend, daß man sie nur mit großer Mühe unterscheiden kann, und so wohlfeil, daß man sich dabei ruiniren könnte, weil die Verführung zu groß ist —, Krystall — Bronze — Möbel von alter und neuer Form, die graziösesten und frischesten Modesachen, die köstlichsten kleinen Schuhe, die für den niedlichsten Fuß der Welt bestimmt sind — werthvolle Kupferstiche und lustige Caricaturen — Werke frisch aus der Presse — kleine Pasteten frisch aus dem Ofen — duftende Bouquets, mit bewunderungswürdiger Kunst gewunden, oft geheimnißvolle, manchmal zärtliche, manchmal frivole Symbole enthaltend — Alles dieses und Millionen anderer Gegenstände ziehen Eure Aufmerksamkeit auf sich, während die Menge, die Euch drängt, der Lärm, welchen sie macht und welcher sich mit dem Schall der herumziehenden Musik und dem Rasseln der zahllosen Wagen vermengt, die sich fortwährend in der Mitte der Boulevards kreuzen, es Euch noch mehr erschweren, dem echten Pariser, der Euch als Cicerone dient, Euer Ohr zu leihen, während er selbst es möglich macht, in diesem Getöse unaufhörlich zu sprechen.

Wenn man die Boulevards eine Zeit lang verfolgt hat, so bemerkt man, wie sie nach und nach einen andern Anblick darbieten. Das Gedränge vermindert sich allmählich, die Frauen der höheren Klasse verschwinden, die Läden sind bei Weitem weniger elegant, aber die Uebergänge sind so unmerklich, daß

Ihr höchst erstaunt sein werdet, in der Gegend des Gymnase dramatique Euch in einer ganz andern Welt zu befinden. Auf die Reihen von wappenglänzenden Equipagen folgt schweres Fuhrwerk, Frachtwagen von drei bis vier starken Pferden gezogen, die man in einer Reihe eins hinter das andre spannt, die Omnibus von allen Benennungen und von allen Farben, überladen mit Passagieren, zur Hälfte elegant gekleidet, zur Hälfte in Blusen und Nachtmützen.

Die Menge, die Ihr hinter Euch zurücklaßt, bestand aus müßigen Spaziergängern; hier gehen die Leute zu rasch und mit zu festem Schritt, als daß sie bloß durch das Vergnügen in Bewegung gebracht sein könnten. Ihr begegnet nicht mehr der Grisette des Boulevards des Italiens, statt dessen um so öfter der guten und dicken Normännin mit runder Mütze und einem Korb am Arm, kurz, Ihr seid inmitten einer Thätigkeit, die auf das Nützliche Bezug hat, und das elegante und müßige Paris ist fast ganz verschwunden, wenn man das berühmte Wachsfiguren-Cabinet erreicht hat, wo der ankommende Bewohner der Provinz fast nie verfehlt, seine historischen Kenntnisse zu bereichern, indem er jene erhabenen Figuren anstaunt, welche, je nach dem Bedarf der Zeit, mit immer gleicher Aehnlichkeit den Marschall Lannes, den Herzog von Wellington, den Prinzen von Joinville, den Kaiser Nicolaus oder Louis Napoleon und den König von Sardinien mit seinem gewaltig langen Schnurrbart dargestellt haben.

Gegenüber dem Jardin Turc zeigt man Euch ein hohes und schmales Haus. Dort ist es, wo Fieschi sein Verbrechen ausgeübt hat, der wahrscheinlich nur darum so viel Nachahmer unter Louis Philipp gefunden, weil während seines Prozesses der kleinste Ausdruck, die geringste Geste dieses Elenden mit größter Wichtigkeit zum Gegenstand des öffentlichen Interesses gemacht worden sind. Denn es ist und wird wahrscheinlich immer die herrschende Leidenschaft des Franzosen bleiben, vor einem Publikum Etwas vorzustellen, um sich bewundern zu lassen. Diese Leidenschaft läßt ihn allen Gefahren trotzen und macht, daß er zuweilen gern die Rolle des Verschwörers übernimmt, für welche er im Grunde weder Geschicklichkeit, noch natürliche Anlage hat, indem sowohl seine guten Eigenschaften, wie seine Fehler gleichmäßig dem entgegenstehn.

Während dieses langen Spazierganges über die Boulevards wird es nicht selten geschehen, daß Ihr denselben mit Eurer Uhr, Eurer Börse, oder zum wenigsten mit Eurem Schnupftuch bezahlt, die wie durch Bezauberung verschwinden, ohne daß Ihr begreifen könnt, wann und wie? und welche vielleicht schon in der dritten Hand sind, bevor deren Abwesenheit bemerkt wird. Mit derselben Geschicklichkeit spielt andrerseits ein Charlatan Euch einen gedruckten Zettel in die Hand, der die Wunder seiner Pillen aufzählt, welche alle Krankheiten heilen und immerwährende Jugend und Gesundheit verheißen, während ein Andrer sich an Eure Schritte heftet und mit vieler Beredtsamkeit Euch anfleht, doch das große Loos nicht auszuschlagen, welches er für Euch bereithält, indem er Euch ein Loos einer geheimen Lotterie anbietet oder öfter zu irgend einer Unternehmung, die gar nicht existirt.

Die Marionetten, die Seiltänzer verdienen gleichfalls einen Augenblick der Aufmerksamkeit, denn in Paris giebt es kein Schauspiel, bei dem nicht Frohsinn und Witz in Umlauf gesetzt würde. Besonders verdient das Theater Polichinel, daß man sich etwas bei ihm aufhält; der unverwüstliche Polichinel,

der dem Volke so werth ist, weil es in ihm sein groteskes Abbild wiederfindet, in Auftritten lustiger Trunkenheit und tüchtiger Revolte, gewürzt mit witziger, beißender Ironie gegen die bestehende Autorität, welche natürlich jedesmal Unrecht hat und unterliegt — auf dem Polichinel-Theater.

Es bleibt Euch ferner unbenommen, dem Rufe einer alten heiseren Trommel zu folgen, welche bereits einen zahlreichen Kreis von Zuschauern um das Gerüst eines Jongleurs versammelt hat. Dieser erscheint alsbald in einem ebenso phantastischen, als schmutzigen Kostüm, und nach einer kurzen Anrede beginnt er vor dem erstaunten Publikum ganze Packete von Werg, von Stecknadeln, und schließlich, als Knalleffect, bloße Degen bis an den Griff zu verschlingen, ohne daß er die geringste Beschwerde durch diese Nahrung erfährt, welche er selbst doch scharfsinniger Weise als wenig verdaulich bezeichnet.

Nachdem er mit Begier die kleinen Münzen aufgelesen hat, welche die Bewunderung und eine heilige Scheu auf ihn herabregnen lassen, (denn Niemand kann leichtgläubiger und rascher vom Moment hingerissen sein, als der Pariser der niedern Klasse), nimmt der Jongleur eine theatralische Haltung an und beginnt etwa mit folgenden Worten: „Meine Herren und Damen! Ihr Beifall ist meine schönste Belohnung, eine andre verlange ich nicht! Glauben Sie nicht, daß das gefahrvolle Gewerbe, welches ich ergriffen habe, eine Frucht der Nothwendigkeit sei. Nein, meine Herren (mit erhöhtem Ton) es ist mein innerer Beruf! Es liegt im Blut, es ist mir als Erbschaft überkommen. Bei seinen Lebzeiten verschlang mein Vater Schwerter beinahe so groß wie der Obelisk und befand sich vortrefflich dabei. Wenn er noch lebte, würde er zu dieser Stunde 102 Jahr alt sein. Welch schönes Alter! Meine Herren und Damen! ich habe die Ehre, Ihnen den Ausdruck meiner Dankbarkeit zu wiederholen und Sie zu bitten, Freunden und Bekannten mich zu empfehlen."

Und der große Mann verschwindet hinter seinen groben Vorhängen, um sich in den Stand zu setzen, vor einem neuen Publikum dieselben Nadeln herunterzuschlucken, die er eben verdaut haben wollte.

Ueber die Bevölkerung von China.

Da der so eben beendigte englisch-französische Krieg mit China die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Reich gerichtet hat, dürften einige Notizen über die Bevölkerung desselben für manchen unserer Leser nicht ohne Interesse sein. Wir entnehmen dieselben dem unlängst erschienenen Werke: „Arbeiten der kaiserlich russischen Gesandtschaft in Peking über China, sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse u. s. w. Aus dem Russischen von Dr. Carl Abel und F. A. Meklenburg. 2 Bände. Berlin 1858. Verlag von F. Heinicke." worauf wir hiermit zugleich aufmerksam machen wollen.

Es ist dabei noch vorweg zu bemerken, daß diese Arbeiten nicht sowohl von einer Gesandtschaft, d. h. von einer diplomatischen Mission, herrühren, wie es der Titel ungenau ausdrückt (um so mehr, da es bekanntlich keiner europäischen Macht gestattet war, und wahrscheinlich auch nach dem jüngsten Frieden nicht gestattet sein wird, eine ständige Gesandtschaft in der Hauptstadt von China zu halten), als vielmehr von einer geistlichen Mission, welche Rußland seit lange in Peking unterhält, indem daselbst zwei Kirchen des russisch-griechischen Cultus errichtet und von der chinesischen Regierung anerkannt worden sind. Diese Mission besteht aus einem Archimandriten, drei Hieromonachen, vier Studenten, einem Arzt und einem Maler. Es ist selbstverständlich, daß ihre Thätigkeit sich keineswegs auf geistliche Amtsverrichtungen beschränkt, sondern ihre vornehmste Aufgabe vielmehr in der Erforschung der Landesverhältnisse bestehen wird, so daß sie der Sache nach allerdings zugleich einen diplomatischen Beobachtungsposten bildet, der für die weitschauende russische Politik durchaus nicht ohne Werth sein kann.

China ist bekanntlich das älteste der jetzt bestehenden Reiche und übertrifft durch die lange Dauer seines Bestehens Alles, was sonst die Geschichte aufzuweisen hat. Auch hat sich während dieser langen Dauer seine territoriale Begrenzung vergleichsweise nur wenig geändert, da es schon um das Jahr 200 vor unserer Zeitrechnung fast denselben Umfang hatte als heute, so daß es jedenfalls der historischen Statistik ein reiches Material darbietet. Es kommt hinzu, daß sich schon früh in China eine gewisse Cultur entwickelte, insbesondere nach der mechanischen Seite des Staatslebens. Schon seit der Begründung der Dynastie Tschsou 1122 v. Chr. wurden amtliche Volkszählungen angeordnet, so daß die chinesische Statistik bereits schon fast 3000 Jahre hinabreicht. Wo findet sich auch nur entfernt etwas Aehnliches?

Damals wurde die Bevölkerung auf über 13 Millionen berechnet. In den folgenden Jahrhunderten sank das Reich, durch seine barbarischen Nachbarn bedrängt, wie durch innere Unruhen zerrüttet, und im Jahre 685 zählte man nur 12 Mill. Dann lauten die Nachrichten noch schlimmer. Innere Kriege, von den Lehnfürsten erregt, verheerten das Land, so daß die Bevölkerung auf 10 Mill. herabsank, bis Schichuan-di aus der Dynastie Zin das Ansehen des Kaiserthums wiederherstellte, 222 v. Chr. Er unternahm die Erbauung der großen Mauer, wobei 400,000 Personen beschäftigt wurden.

Hiernach war also die Bevölkerung seit der Gründung der Tschsou-Dynastie, d. h. in 900 Jahren, nicht nur nicht gestiegen, sondern sogar etwas zurückgegangen. Jetzt folgte die Dynastie Chan, unter deren friedlicher Regierung die Bevölkerung rasch anwuchs, so daß sie im Jahre 2 n. Chr. über 59 Mill. betrug. Aber von da an brachen wieder neue Calamitäten über das Land, welches ein 15jähriger Aufruhr und ein schreckliches Erdbeben verödete und verwüstete. Im Jahre 57 wurden

nur 21 Mill. gezählt, und es bedurfte hundert Jahre, bis die Bevölkerung die frühere Ziffer wieder erreichte, um dann abermals wieder zu sinken. Denn bald darauf begann eine Periode der fürchterlichsten Zerrüttung, welche die chinesischen Annalen unter dem Namen der Dreiherrschaft bezeichnen, und im Jahre 240 wurden sogar nur 7,600,000 Seelen gezählt, wobei natürlich zu berücksichtigen bleibt, daß die inneren Unruhen auch eine ordentliche Zählung unmöglich machten und die wirkliche Verminderung der Bevölkerung gewiß nicht so stark gewesen sein mag.

In ähnlichen Fluctuationen geht es nun fort. Im Jahre 606 wurden wieder 46 Mill. gezählt. Aber der Kaiser Jandi plagte seitdem das Volk mit schweren Frohnden, wie namentlich bei der Erbauung der Hauptstadt Lojan, großen Canalbauten und der Fortführung der großen Mauer. Kriege kamen dazu, und die Bevölkerung sank wieder auf ein Drittel herab, um dann abermals wieder zu steigen, zu sinken und wieder zu steigen. Gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts stieg sie auf 76 Millionen.

Jetzt beginnt die für China so wichtige Epoche der Mongolenherrschaft. Die Mongolen eroberten zuvörderst das nördliche China, während sich im Süden noch eine einheimische Dynastie erhielt, aber seit dem Jahre 1280 beherrschten sie das ganze Land unter dem Hause Chuan. Die Volkszählung ergab im Jahre 1290 nur 59 Millionen.

Seit dem Jahre 1381 erhob sich die Dynastie Min. Sie hatte mit den Mongolen zu kämpfen, zu deren Abwehr die große Mauer theils wieder hergestellt, theils erweitert und Militärcolonien angelegt wurden. Während der fast 300jährigen Herrschaft dieser Dynastie schwankt die Bevölkerung zwischen 50 und 66 Mill., blieb also fast stabil.

Diese Dynastie endigte mit einer großen Empörung im Jahre 1644. Der letzte Kaiser gab sich selbst in Peking den Tod, und Lizsui-tschen bestieg den Thron. Gegen diesen Usurpator erklärten sich die Mantschsuren, zum Theil von den Anhängern der Min-Dynastie selbst herbeigerufen. Sie eroberten Peking und nach einem 18jährigen Kampfe das ganze Land, wo ihre Herrschaft noch bis diesen Tag besteht.

Die Bürgerkriege hatten die Bevölkerung vermindert, und die Zählung vom Jahre 1661 ergab nur 21 Millionen Steuerpflichtige, die Totalbevölkerung constirt nicht. Auch im Jahre 1711 ergab die Zählung erst 24 Millionen Steuerpflichtige, von da ab aber beginnt ein stetiger und schneller Anwachs der Bevölkerung. Es erging nämlich im folgenden Jahre der Befehl, daß die Anzahl der steuerpflichtigen Seelen vom vorigen Jahre unveränderlich bleiben und somit der Zuwachs der Bevölkerung in Zukunft steuerfrei sein sollte. Das hatte wichtige Folgen. Denn in früheren Jahrhunderten war die anschwellende Bevölkerung der Besitzlosen durch den Steuerdruck oft veranlaßt worden, massenweise ihre Heimath zu verlassen und sich der Vagabondage zu er-

geben, woraus dann so häufig Bürgerkriege und allgemeine Zerrüttungen entstanden, seitdem aber diese Ursache der Volksverminderung beseitigt worden und das Reich sich einer großen innern Ruhe erfreute, wuchs die Bevölkerung außerordentlich.

Von den seitdem ausgeführten Zählungen sind neun amtlich publicirt, und hiernach betrug die Totalbevölkerung im Jahre 1749 schon 177½ Millionen, im Jahre 1812 aber 362 Millionen, und nach den Zählungen vom Jahre 1842, deren Resultat zwar nicht officiell veröffentlicht, aber unserm Gewährsmann aus dem Finanzministerium mitgetheilt wurde, sogar 414 Millionen. Dabei sind nicht mitgerechnet die innerhalb der Grenzen des Reiches noch wohnenden barbarischen Stämme, die sich in ihren Gebirgen noch halb unabhängig erhalten und folglich auch der Zählung entziehen. Die Bevölkerung der Mongolei, Turkistans, Tanguts und anderer Stämme, welche unter eigenen Stammfürsten stehen, wird besonders gezählt und darüber dem Ministerium des Auswärtigen berichtet. Endlich sind in den vorstehenden Zahlen auch die dem Militärstande angehörigen Personen nicht einbegriffen (worüber in dem Kriegsministerium besondere Listen geführt werden, während die Statistik der Civilbevölkerung von dem Finanzministerium ressortirt), wie desgleichen auch der Beamtenstand besonders gezählt wird. Ueber diesen Letzteren fehlen die Angaben, während in Jenem 724,000 Familien mit fast 3 Millionen Seelen gezählt wurden.

So weit die officielle chinesische Statistik, die zwar in ihren Formen höchst sorgfältig, aber in ihren Resultaten aller Wahrscheinlichkeit nach doch nicht zuverlässig ist. Auch erklärt sich dies sehr leicht. Denn wenn es schon an und für sich höchst schwierig ist, die Bevölkerung eines großen Landes zu ermitteln, (was selbst in den bestgeordneten Staaten Europa's wohl nicht vollkommen erreicht wird), so wachsen diese Schwierigkeiten gar sehr mit der Größe des Reiches und der Dichtigkeit der Bevölkerung. Es kommt hinzu, daß ein großer Theil des niederen Volkes in China seine Heimath zu verlassen pflegt, um sich insbesondere in den großen Städten als Tagelöhner zu verdingen, in Folge dessen wohl oft dieselben Personen doppelt gezählt werden mögen. Auch dürfte in vielen Fällen überhaupt keine wirkliche Zählung stattfinden, indem sich die damit beauftragten Beamten wohl oft damit begnügen, zu den Angaben älterer Listen einen muthmaßlichen Zuwachs hinzu zu addiren, oder geradezu willkürliche Angaben zu machen, indessen die mit Geschäften überbürdeten Oberbeamten sich außer Stande befinden, dergleichen Versehen zu constatiren. Bei der großen Corruption der chinesischen Bureaukratie, und da es außerhalb derselben an jeder Controlle fehlt, ist es dann unmöglich, den wahren Bestand zu ermitteln. Das Gouvernement selbst ist davon sattsam überzeugt, wie dies die vielen Verfügungen beweisen, welche in Betreff der Volkszählung erlassen worden, aber größtentheils unausführbar bleiben. Auch muß es auffallen, daß die Bevölkerung,

welche sich während so vieler Jahrhunderte nur langsam und nach häufigen Rückschlägen vermehrte, sich auf einmal unter der Mantschsuren-Herrschaft so constant und so rapide vermehrt haben sollte. Endlich scheint die gegenwärtige Bevölkerungsangabe im Verhältniß zu der möglichen Nahrungsmittel-Production China's, welches zudem nur eine sehr geringe Getreideeinfuhr hat, überhaupt zu hoch. Man kennt nämlich genau den Umfang der urbaren Ländereien, und selbst wenn man deren Erträge hoch anschlägt, so kämen im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung doch jährlich nur circa 200 Pfund an Reis und anderen Brodfrüchten, was selbst bei dem überaus dürftigen Leben des niederen Volkes in China doch kaum glaublich erscheint.

Die Bevölkerung von Peking wird nach den Polizeilisten dieser Residenz für das Jahr 1845 folgendermaßen angegeben:

Beamte des Militär- und Civil-Departements . .	57,752	Seelen.
Soldaten, Garde und Polizei	348,652	„
Niederes Volk und Mönche	577,564	„
Turkestaner, vorlängst angesiedelt	89,188	„
Handel- und Gewerbetreibende	557,658	„
Summa	1,648,814	Seelen.

was indessen nur die eigentliche Stadt betrifft. Rechnet man die Vorstädte und die dazu gehörigen Landdistricte mit ein, so beträgt die Bevölkerung über 2½ Millionen, wobei noch außerdem zu bemerken ist, daß hier die Kinder nicht mitgezählt sind. Welches Alter dabei als Grenze der Kindheit angenommen wird, ist nicht ersichtlich, doch muß die Masse der Kinder jedenfalls sehr groß sein, so daß die Totalbevölkerung von Peking wohl immer diejenige von London erreichen, wenn nicht gar übertreffen wird.

Die zehnte Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands in Köln. *)

Nachdem sich herausgestellt hat, daß die großen Tagesblätter dieser vom 6. bis zum 9. d. M. tagenden Versammlung im Ganzen eine nur oberflächliche und äußerliche Beachtung widmen, entweder nur die sehr ungenügenden

*) Von katholischer Seite geht uns das folgende recht übersichtliche Referat über eine sehr wichtige Versammlung der jüngsten Zeit zu. Wir meinen es unseren Lesern um so weniger vorenthalten zu dürfen, als es manches Neue enthält und bei den nachdenklichen Christen evangelischer Confession sicherlich einige wichtige Gedanken anregt. Welche Perspective eröffnet z. B. die Betheiligung der katholischen Laien an der Verfolgung katholischer Kirchenzwecke, und wie wird, nachdem dieser Betheiligung mehr und mehr der Boden entzogen ist, sich die einmal zur Thätigkeit gekommene Laienschaft fernerhin verhalten? Aehnlicher Fragen werden mehrere angeregt. Die katholische Färbung des Aufsatzes irgendwie zu verwischen, war unnöthig.

Berichte der „Kölnischen Zeitung“ wiedergeben oder noch unglücklicher mit nebenbei auch geschmacklosen Originalberichten sind (wie die „Zeit“, deren Berichterstatter z. B. an einer wahrhaft großartigen Ansprache des Domcapitulars Dr. Heinrich von Mainz nichts bemerkenswerther findet, als den Dialekt dieses Redners), fühle ich mich aufgefordert, den Lesern dieser Zeitschrift in flüchtigen, aber correcten Umrissen ein Bild jener Zusammenkunft zu zeichnen. Ihre Bedeutung liegt weniger im religiösen als im socialen Gebiete, wo diese Zeitschrift keiner wichtigen Erscheinung theilnahmlos vorübergehen kann.

Officiell angemeldet waren 332 Abgeordnete von Localvereinen und Corporationen und 424 Theilnehmer; außer diesen betheiligten sich cursorisch noch viele Personen, insbesondere Geistliche aus der Umgebung Kölns. Die Versammlung war die am zahlreichsten besuchte seit 1848, wo diese Zusammenkunft im Frühling zu Mainz und sechs Monate später in Breslau, fast inmitten des Tobens der Revolution, zuerst getagt hatte. Man hatte auf eine große Betheiligung in Köln gerechnet und auch im Uebrigen auf die Zusammenkunft in der rheinischen Metropole große Hoffnungen gesetzt, weshalb man so große Anstrengungen gemacht, die Erlaubniß zum Tagen in Köln zu erlangen; wie der Erfolg gezeigt, mit richtiger Berechnung.

Es pflegen während der Dauer dieser vier Tage währenden Zusammenkunft an jedem Tage Sitzungen der einzelnen Abtheilungen (es sind deren vier: für das Missionswesen; Caritát; Bildungszwecke oder Wissenschaft und Presse; Formalien) zur Vorberathung der gestellten Anträge, allgemeine Versammlungen zur Debatte und Abstimmung über die in den Abtheilungen vorbereiteten Materialien, zur Vorlage neuer Anträge, zu Referaten der Abgeordneten einzelner Vereine u. dergl., endlich Generalversammlungen unter Zulassung des Publicums, wo Vorträge über wichtige religiöse, sociale, wissenschaftliche Angelegenheiten gehalten werden, stattzufinden. In den letzteren Versammlungen gipfelt die eigentliche Bedeutung des Wandervereins. Männer von anerkannter Autorität im katholischen Deutschland lassen sich da vernehmen und wirken anregend und belehrend nicht blos auf die Mitglieder und Theilnehmer, sondern namentlich auf die Bevölkerung der betreffenden Stadt und Umgegend. Hier in Köln waren in den vier Generalversammlungen am Montag, Dienstag und Mittwoch Abend und am Donnerstag Vormittag stets zwischen 1800 und 2200 Menschen in den Räumen des herrlich restaurirten Gürzenich versammelt. Es ließen sich dabei der Reihe nach folgende Redner vernehmen: Domscholast Schiedermayr aus Linz über die dortigen Vereinsangelegenheiten im Besonderen und religiösen Angelegenheiten im Allgemeinen; der eben zum Obertribunalrath ernannte Peter Reichensperger über die socialen Aufgaben des katholischen Associationswesens; wir kommen sogleich auf diesen eminenten Vortrag des berühmten Redners zurück; Justizrath Jungbluth aus Aachen über die dortigen Bestrebungen für Caritätszwecke, namentlich für den großen Lyoner Missionsverein; Gymnasialdirector Dr. Kiesel aus Düsseldorf über die sogenannte liberale Geschichtschreibung und deren verderblichen Einfluß auf die religiös-sittlichen Zustände der Zeit; Domcapitular Dr. Heinrich aus Mainz über die Signatur der Gegenwart; Graf Joseph Stolberg über den von ihm ins Leben gerufenen Bonifacius-Verein (zur Unterstützung armer katholischer Gemeinden in vorwiegend protestantischen Gegenden, ein umgekehrter Gustav-Adolph-Verein); Freiherr H. v. Andlaw aus Baden

über Wiederherstellung des Collegiums dell' anima in Rom als deutsche Nationalstiftung durch den Kaiser Franz Joseph; Professor Dr. Bosen aus Köln über das alte und neue Köln; Geheimerath Prof. Walter aus Bonn, erster Vicepräsident der Versammlung, über das Wesen der christlichen Barmherzigkeit und die verschiedenen Formen des christlichen Almosens; Domprediger Dr. Gruscha aus Wien über den Gesellenverein in wahrhaft glühender Rhetorik; Weihbischof Dr. Baudry aus Köln über Geist und Wirken des Vereins und seine Mission; Domcapitular Himioben aus Mainz über Paramenten-Vereine, ein sinniges Wort an die Frauen; Pfarrer Stein aus Köln über die falsche Richtung der Musik und namentlich des Musikunterrichts in den Familien; Domvicar Kolping aus Köln konnte als „Gesellenvater" nur über seine Schöpfung der Gesellenvereine in seiner unzusammenhängenden aber witzigen, mit Schlagworten reichlich gespitzten Weise reden; Dechant Ruland aus Coesfeld über den Geldpunkt im Vereinswesen; Schlußvortrag des Präsidenten Appellationsgerichtsraths Aug. Reichensperger. — An Inhalt und Form, wie wegen des hervorgebrachten Eindrucks muß der Rede Peter Reichensperger's die Palme zugesprochen werden; ja dieselbe ist hinsichtlich der Fülle und Tiefe der Gedanken, hinsichtlich des Schwungs und der Begeisterung des Vortrags wohl als die bedeutendste zu bezeichnen, welche auf allen bisherigen Versammlungen des katholischen Vereins seit seinem zehnjährigen Bestehen noch vorgekommen ist. Der Redner begann damit, auszusprechen, wie er sich wohl bewußt sei der großen Aufgabe, zum Reden berufen zu sein an dieser Stelle, wo ihm „der Purpur eines römischen Kirchenfürsten entgegenleuchte" (der Cardinal v. Geißel war anwesend), im heiligen Köln, „wie es sonst genannt zu werden verdiente". Mit dieser glänzenden Versammlung, deren Ermöglichung dem erhabenen Stellvertreter unseres geliebten Monarchen zu verdanken, habe die Institution des katholischen Vereins eine zehnjährige Geschichte hinter sich, und an der Schwelle des neuen Decenniums gezieme sich ein Blick auf die Entwickelung des katholischen Lebens in Deutschland seit jenem Jahre 1848, wo reinigend und warnend ein Sturm über den Continent von Europa hingefahren, nachdem die Winke der Gnade bis dahin vielfach verkannt, mißachtet worden. Da aber sei unter dem heißen Athem der Revolution die Saat schnell gereift, und so habe auch die Kirche die Freiheit errungen; sie habe indeß nicht auf dem Wege der Empörung die Freiheit gesucht und gefunden, sondern wie eine reife Frucht sei ihr die ächte, männliche, christliche Freiheit zugefallen. . . . Der Episkopat habe das Kreuz hoch erhoben getragen, und vor seinen Füßen verwandelte sich die Schlange in den grünenden Stab. Die in jenen schweren Zeiten von den deutschen Bischöfen erlassenen Hirtenbriefe müßten unvergessen bleiben, namentlich derjenige Diepenbrock's, welcher eine ganze Provinz vom Umsturze errettet. Schon vorher hatte indeß insbesondere der preußische Episkopat manche Hemmungen beseitigt, hatte bewiesen, daß er nicht blos zu beten, zu weihen und zu opfern wisse, sondern auch zu kämpfen in dem Sinne, den Fenelon gemeint, als er einst hier in Köln bei der Consecration eines Erzbischofs gesagt, daß die Bischöfe streiten, indem sie leiden. Einige Sätze voll glänzender und rührender Beredtsamkeit waren hierauf dem Erzbischof Clemens August gewidmet, die ein stürmisches Bravo hervorriefen. Und als der Hr. Redner alsdann Sr. Majestät unseres Königs gedachte, der sofort nach Seiner Thronbesteigung die Hand zum Frieden geboten, der in

einer glaubensarmen Zeit gesagt: „Ich und Mein Haus wir wollen dem Herrn dienen", der erklärte, er wünsche nichts freudiger, als daß die katholische Kirche durch eigene Kraft erstarke, da steigerte sich der Beifallssturm bis zum Enthusiasmus. Um sich zu erinnern, was die katholische Association gewirkt, braucht man nur die höhnische Abweisung des Bischofs von Münster, der die Nationalversammlung in Frankfurt aufforderte, ihr Werk mit einem Gebetsact zu beginnen, zusammenzuhalten mit der Thatsache, daß die Freiheit der Kirche nunmehr als Princip in die Gesetzgebungen aufgenommen worden. Wenn die Kirche gewonnen, so habe der Staat doch wahrlich damit nichts verloren, vielmehr sei er eben hierdurch befähigt worden, aus der niederen Form des Polizeistaates hinüberzugehen in die höhere des Rechtsstaates. Der Redner geht hierauf näher auf die verschiedenen Ausgestaltungen der katholischen Association in Pius-, Borromeus-, Vincens-Verein u. s. w. ein, um zu zeigen, wie das Christenthum in allen Jahrhunderten jede Institution aus sich heraus geboren, deren die Menschheit zu ihrer Entwickelung bedurfte; diese Kraft des Schaffens wohne ihm auch für alle Zeiten nach der göttlichen Verheißung inne, sonst wäre die Menschheit verloren. Hieran knüpfen sich tiefe Blicke in das Wesen und die Gefahren des Socialismus, einen Abgrund, den eben nur das Christenthum zu schließen vermöge. Die schlagende Entwicklung reißt die Versammlung zu lautem Beifall hin, namentlich der diesen Theil des Vortrags krönende Satz, nur das Christenthum gebe zur Armuth, die der Heiland geweihet und gesegnet, die Geduld des Ertragens, und darum trachteten die Volksverführer, vorab den Armen das Christenthum zu nehmen, um sie vollends unglücklich und dann um so leichter ihren Künsten zugänglich zu machen. Gegen diese furchtbaren socialen Uebel vermöchten Polizei, Justiz, selbst die Armee wenig, nur allein wirksam sei und bleibe die geistige Kraft des Christenthums. Der Redner beleuchtet nun das Wesen der christlichen Carität, deren Pflege die Hauptaufgabe der katholischen Laienvereine. Diese sociale Aufgabe brauche nur recht verstanden zu werden, um vieles gewonnen erscheinen zu lassen. Ueberhaupt solle man mit Vertrauen in die Zukunft blicken, mit Vertrauen in die eigne Kraft. Unmännliche Klagen führten zur Ohnmacht. Es stehe weit besser um uns, als vor zehn, vor fünfzig Jahren, besser an Haupt und Gliedern. Die Zeit kranke zwar schwer, namentlich an den Schäden des Materialismus, doch selbst dieser sei an sich nicht nothwendig gefährlich, könne und müsse zum Guten benutzt werden. Nicht blos die Dome von Stein, auch die geistigen Dome seien im Wachsen und Blühen begriffen. Die Hoffnungen der Zukunft beruhten im Wesentlichen auf den Frauen, auf der Jugend. Alles was den Geist befreie, ohne ihm die Herrschaft über sich selbst zu geben, sei gefährlich, und so müsse die Jugend durch Wissenschaft zur wahren Freiheit geführt werden. Sonst gelange man zu den Zuständen eines Nachbarlandes, wo auf vier zerbrochene Throne der Despotismus gefolgt sei, um die Stelle der gesetzlichen Autorität zu vertreten. Es ist unmöglich, in einer gedrängten Skizze von dem Gedankenreichthum und der blühenden Rhetorik des fast anderthalbstündigen Vortrags ein entsprechendes Bild zu zeichnen. Wir geben nur noch die ungefähren Schlußsätze dieses wahrhaften Programms der katholischen Bestrebungen der Gegenwart: Die Kirche hat noch mit jeder Vergewaltigung den Kampf aufgenommen, bis zum eigenen Martyrium, und darum Sieg, und so dürfe der katholischen Vereinigung Wahlspruch nach Außen sein: Nec terremus,

nec timemus! Ihr habt Euch nicht vor uns zu fürchten, wir aber fürchten uns auch nicht vor Euch. (Ungeheurer Applaus.) Und dann: sursum corda, aufwärts sei unser Aller, jedes Christen Losung. Und wenn so vereint, dann sind wir sicher, nicht das Ziel zu verfehlen; Einigkeit macht stark, Liebe macht unüberwindlich! (Lang anhaltender Beifallssturm.) — An die hier von Reichensperger ausgesprochenen Hoffnungen auf die Zukunft, an die Aufforderung zum Vertrauen knüpfte Domcapitular Heinrich von Mainz in seiner Ansprache an, die wir ihrer echt priesterlichen, warmen Herzlichkeit wegen jener Rede zunächst stellen. Auch er warnte vor der Traurigkeit, die nach dem Worte des Apostels zum Tode sei, und schilderte die wahre Freudigkeit, mit welcher aber sich wohl der Ernst vertrage in dieser ahnungsreichen Zeit, unter den Demonstrationen, welche gemacht werden, um von Gott, von Christus abzukommen. In seiner eigenthümlichen naiven und doch zugleich tiefsinnigen Weise deutet der Redner mit einer bei seiner schwächlichen Körperlichkeit um so eindrucksvoller wirkenden mächtigen Kraft diesen Demonstrationen gegenüber hin auf die Demonstrationen der göttlichen Vorsehung, die 1793 und 1848 einen Zipfel des Schleiers warnend gelüftet von den Zuständen eines Landes, einer Welt ohne Gott. Nicht ohne Wehmuth und die Versammlung in raschen Uebergängen von tiefer Rührung zu lauter Heiterkeit erhaltend, wirft der eifrige Mitbegründer der Association einen Rundblick auf deren Geschichte. Es scheint, daß er die aufsteigende Periode des Vereins für geschlossen hält, daß er glaubt, die enthusiastischen Anfänge, die allerdings eine Geburt der Bewegung von 1848, und welche die Hauptkraft der Vereinigung ausgemacht, lägen so ferne, daß im Beginn ihres zweiten Jahrzehnts die Association sich erst einen neuen Boden der Wirksamkeit suchen müsse. — Wegen ihrer gemüthlichen Haltung und der Ungesuchtheit einer Improvisation machte auch der Vortrag des Professor Bosen über Köln einen großen Eindruck. Ueberhaupt zeigte sich auch bei diesem Redner wieder einmal mächtig die Macht des Spontanen, lebendig Empfundenen und lebendig und ungesucht Ausgesprochenen gegenüber den sorgfältig ausgearbeiteten und sorgfältig vorgetragenen doctrinären Abhandlungen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß der specifisch Kölnische Ton, in welchem das rheinische Element culminirt — wie auch schon die Mainzer einen großen Theil ihres Erfolges den Sympathien mit rheinischer Art verdanken — den Herren Bosen, Kolping u. s. w. sehr zu Statten kam. Es liegt in diesem Ton eine gewisse Naivetät, eine heitere selbstbewußte Sicherheit, die, verbunden mit dem klugen und practischen Anpacken der Dinge, das dem Kölner eigen, ihre Wirkung namentlich auf die leichter anregbaren Süddeutschen nicht verfehlt. Andrerseits kann nicht geleugnet werden, daß die schon ziemlich alte Erfahrung von dem etwas gar zu sicher und selbstbewußt auftretenden Kölnischen Patriotismus auch in dieser Versammlung mitunter unangenehm in den Vordergrund sich drängte. Was Köln gewesen und was es sei, sagte Bosen, der sich einen „eingefleischten Kölner“ nennt, das zeige eben der Prachtbau, in welchem wir uns befänden; in altem und neuem Glanze zugleich prangend, verbildliche der Gürzenich des alten Kölns Kraft, des verjüngten Kölns Größe. Das Interessanteste, was der Redner vorbrachte, waren die Vergleiche der alten Stadt mit der modernen, und die Andeutungen über den Geist des alten Zunftwesens. Was die Neuzeit erst wieder begonnen zu pflegen als eine der kostbarsten Eigenschaften des germanischen Geistes, was fast alles Gute und Schöne her-

vorgerufen — die Association —, das sei in der Bürgerschaft der alten Stadt, einer geschlossenen Gesellschaft Zusammengehöriger, stets ein lebendiges, heiliges Palladium gewesen, während die moderne Stadt zunächst auf die Hülfe der Polizei hoffe. Mit ergreifenden Schlußworten für die christliche, die brüderliche Liebe verbindet der Redner eine ernste Vision ferner Zeiten, wo Köln vielleicht kaum noch ein Schutthaufen; da sei von seinem Dome vielleicht nur noch der Stein vorhanden, den ein geliebter König vor sechszehn Jahren in die Erde gesenkt. Dieser König, dem nach den bittern Erfahrungen von 1848 hier in Köln, im Verkehre mit dem Kirchenfürsten, den er seiner Huld würdige, wieder die erste freudige Stunde geworden, habe damals den in allen Herzen wiederklingenden Ruf: Alaaf Köln! erschallen lassen. Und so werde auch nun dieser Ruf Wiederhall finden.

Wie Herr P. Reichensperger, so betonten auch die meisten übrigen Redner, daß dem Vereine, dem überhaupt jede Verletzung nach Außen fern liege, daß er jeden revolutionären Uebergriff als unkatholisch verdamme, politische Bestrebungen ihm fern lägen, daß er nur auf dem socialen und sittlichen Gebiete zu wirken habe. Dieses Thema hatte bereits in der Vorbesprechung am Sonntag, den 5. September, Herr Legationsrath Dr. Moritz Lieber aus Camberg im Herzogthum Nassau, welcher als der eigentliche Begründer dieser Association betrachtet werden kann, aufgeworfen. Zur Gründungszeit des Vereins, wo so viele Rechte in Anspruch genommen worden, habe auch er sich das Recht zugesprochen, für freiere Bewegung der Kirche zu streben, in der Ueberzeugung, daß auf der Freiheit der Kirche die wahre, ächte Freiheit beruhe; politische Discussionen dagegen habe er ausdrücklich von sich fern gehalten, und damit auch die Klippen vermieden, welche andern Associationen aus jener Periode allerdings gefährlich geworden. Damit habe der katholische Verein aber auch nicht blos die Billigung der höchsten kirchlichen Autorität, des Papstes, und des in Würzburg versammelten deutschen Episkopats, sondern auch die Anerkennung mancher deutschen Regierung gewonnen. — Gerade diese Fernhaltung vom politischen Gebiete ist indessen schon in den ersten Generalversammlungen zum Zankapfel geworden, und es trennte sich die eigentliche Ecclesia militans unter den Laien (Buß in Freiburg, Zander in München u. A.) von der Association in Folge jenes Beschlusses, weil derselbe nicht durchführbar sei und dem Verein den Boden hinwegnehme, so daß er gleichsam in der Luft schwebe. Nicht ohne Absicht wohl bemerkte auch, unmittelbar nach jenen Andeutungen von Lieber, der am folgenden Tage zum Präsidenten gewählte Herr A. Reichensperger, indem der Verein eine hohe sociale Sendung habe, habe er mittelbar auch eine politische. Im Allgemeinen indeß herrscht unter den Leitern der Association die Ansicht vor, die ursprünglichen Zwecke derselben, die Freiheit der Kirche zu erstreben, seien erreicht, und die Vereinigung habe somit auf das sociale Gebiet der Carität im weitern Sinne überzugehen, die practischen Bedürfnisse der katholischen Bevölkerungen ins Auge zu fassen und in dieser Hinsicht den Clerus zu unterstützen. Wenn man die Thatsache berücksichtigt, daß die eigentlichen katholischen oder Piusvereine mit der Tendenz, der Kirche freiere Bewegung zu verschaffen, aus deren Deputirten die ersten sechs oder sieben Generalversammlungen vorzugsweise bestanden, auf eine ganz geringe Anzahl zusammengeschmolzen sind, so daß schon vor zwei Jahren in Linz und im vorigen Jahre in Salzburg sich die Frage aufdrängte, aus welchen Ele-

menten fortan die Generalversammlung bestehen solle, so erklärt sich die in der oben erwähnten Rede von Heinrich aus Mainz angedeutete Befürchtung vieler Theilnehmer der Versammlung, dieselbe stehe in Gefahr, ihre Basis aufzugeben und damit ins Schrankenlose sich zu verlieren. Und wenn hier in Köln der Genfer Pfarrer Mormillod in wahrhaft glühender Begeisterung von einem „katholischen Congreß aller Nationen“, zu dem der deutsche Wanderverein sich erweitern solle, redete, der Rheder Marcion aus Marseille, der Freund und Leiter der mit 9,300,000 Franken jährlich von der französischen Regierung subventionirten „Union maritime“, die Theilnehmer der Versammlung auf die Auswanderung, auf die Nothwendigkeit, den Welthandel und die große Industrie zu Trägern der katholischen Propaganda zu machen, hinwies: so begreift man, daß auch die Einheit, wie sie als unleugbar großartige historische Erscheinung in der katholischen Kirche vorliegt und wie sie in der Substanz allerdings unberührt bleibt, die Gefahr in sich birgt, das Praktische und Nächste gefährdet zu sehen. Diese Gefahr hatte denn auch das Kölner Localcomité zur Vorbereitung der Versammlung bei dem Entwurf einer neuen Geschäftsordnung ins Auge zu fassen um so mehr Anlaß, als in Köln eben auch kein katholischer Verein mehr existirt und dieses Comité sich willkürlich constituirt hatte. Nur der Gesellenverein durch Kolping war in demselben vertreten. Die neue Geschäftsordnung ging ausdrücklich davon aus, daß im Laufe der Zeit die Nothwendigkeit eingetreten sei, die Form des Wirkens der Generalversammlungen als Centralpunkte für die friedlichen Bestrebnngen der Laien-Associationen auf allen Gebieten des socialen Lebens, unter dem Patronat des Episcopates und unter dem Vorgange des Clerus, entsprechend umzubilden. Die Generalversammlungen sollen nur zu wechselseitiger Belehrung und Anregung dienen, daher weniger die Aufgabe haben, beschließend und handelnd aufzutreten. Damit war indeß die Frage über die Mitgliedschaft nicht gelöst, und die dafür aufgestellten Normen führten geradezu in eine Sackgasse. Es mußte zuletzt jeder anfänglich festgehaltene Unterschied zwischen Mitgliedschaft und Theilnehmerschaft aufgehoben werden, und man ließ Alle zu, die sich einschreiben ließen und eine Legitimationskarte lösten. Die Annahme der neuen Geschäftsordnung ward zwar durchgesetzt, aber demohngeachtet führte sie fortwährend durch alle geschlossenen Versammlungen hindurch zu unerquicklichen Discussionen, die kaum etwas anderes aufkommen ließen, als vorwiegend negative Beschlußfassungen. Voraussichtlich wird im nächsten Jahre, für welches Freiburg — eventuell Prag — als Versammlungsort gewählt ist (Würzburg und München gaben keine definitive Zusage), diese Kölner Geschäftsordnung, so richtig auch die Grundanschauung ist, von der sie ausgeht, wesentlich umgestaltet werden. — Ueber die Arbeiten der Abtheilungen ist wenig von allgemeinem Interesse zu berichten. Mit Ausnahme des Vorschlages zur Gründung eines Vereins-Centralorgans lagen auch nur unerhebliche Anträge vor. Die Gründung eines solchen Organs ward verworfen, weil die einzelnen practischen Vereine — Gesellen-, Borromeus-, Bonifacius-, Vincens-Verein — bereits ihre Organe besäßen, ein Centralorgan also keinen Stoff und Wirkungskreis, wohl auch kein Publicum haben würde. In der Abtheilung für Wissenschaft und Presse, deren Vorsitzender Herr Peter Reichensperger war, kamen aus Anlaß des Unterganges der Zeitung „Deutschland“ die Verhältnisse der katholischen Presse zur Discussion. R. sprach einem großen ka-

tholischen Journal für den Moment jede Aussicht des Erfolges ab. Höchstens könne unter tüchtiger Leitung ein sich auf Analysen und Resumés beschränkendes Organ, wie etwa das Preußische Wochenblatt, Bestand erlangen. Man thue aber am besten, den bestehenden katholischen Provinzial- und Localblättern es zu überlassen, ihrer Aufgabe nachzukommen. Ein politisches Centralblatt für das katholische Deutschland hält R., schon wegen des Dualismus zwischen Süd und Nord, für unmöglich; alle Versuche in dieser Richtung würden nur große Summen kosten und zu financiellen Krisen solcher künstlichen Schöpfungen führen. So würde die „Volkshalle" auch ohne ein Verbot keinen Bestand gehabt haben.

Es ergiebt sich aus dem Gesagten, daß hier in Köln noch mehr als in den letzten Generalversammlungen die (von dem Präsidenten in seiner Schlußrede treffend als eine mehr symbolische bezeichnete) Bedeutung der Zusammenkunft, wie schon hervorgehoben ist, in den öffentlichen Versammlungen lag. Schon die Thatsache, daß so viele Männer von zum großen Theile hervorragender Bedeutung durch die höchsten Bestrebungen zusammengeführt werden — es waren unter den 40 Oesterreichern mehrere Ungarn, außerdem Schweizer, Franzosen, Belgier, Holländer nach Köln gekommen —, schon der Anblick einer solchen Versammlung wirkte erhebend.

In einer Stadt wie Köln und in einem in Deutschland einzig dastehenden, so herrlichen Locale, wie der Gürzenich ist, welcher Riesensaal, am Abende von über 700 Gasflammen erleuchtet, einen unbeschreiblich schönen Anblick darbot, mußte alles das in noch gesteigertem Maße der Fall sein. Zumal in der ersten und letzten Versammlung, als der Herr Cardinal-Erzbischof von Geißel in vollem Ornate erschienen war. Der hohe Kirchenfürst ertheilte der Versammlung zum Beginn und zum Ende den oberhirtlichen Segen und sprach dabei eindrucksvolle Worte der Begrüßung und dann des Abschiedes.

Alles zusammengenommen erscheint diese katholische Association, welche fortan nicht als Generalversammlung von Sondervereinen, sondern als eine in sich bestehende Wandervereinigung zu betrachten ist, als ein hoch beachtenswerther Ausdruck der Bethätigung und Wirksamkeit der katholischen Kirche auf den socialen Gebieten. Allerdings wurde in dieser Hinsicht noch nach einer ganz zweckentsprechenden Form gesucht, jedenfalls aber werden schon jetzt hier die Kräfte gepflegt und die Keime gezeitigt, auf welchen die zukünftige Entwicklung des Katholicismus in Deutschland beruht. Das anfängliche Mißtrauen des Clerus gegen die Bestrebungen der Association ist geschwunden, weil dieselbe von den eigentlichen Gebieten des Kampfes sich zurückgezogen hat.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

— Die Saison. — Politische Gerüchte. — Die Berliner Presse. — Neue Regung in der Presse. — Theater. — Putlitz: „Das Testament des großen Kurfürsten." — Patriotische Schauspiele. — Die zukünftige Akademie. —

Die Stadt bevölkert sich wieder und bietet unseren Berichten wieder einen nahrhafteren Stoff. Die Kunstausstellung, im Anfang einer pensionsbedürftigen Wittwe nicht unähnlich, erregt bereits größeres Interesse, in den Theatern herrscht unter kräftiger Mitwirkung der Souffleurs, welche bei neuen Stücken stets eine Hauptrolle spielen, regeres Leben, und was die Gesellschaft anbetrifft, so scheint es, als würde Berlin in diesem Jahre die eigentliche Winter-Saison früher als sonst beginnen. Die Geister werden von den politischen Angelegenheiten stark bewegt, und allgemein sehnt man sich nach einem rascheren Austausch der Ideen, wie ihn der Briefwechsel nicht fördern kann und für den Berlin stets im Winter das Centrum abgab. Zudem ist die Ueberzeugung allgemein verbreitet, daß der Landtag noch einmal in der Mitte des October hier auf einen Tag zusammentreten würde, um die Verkündigung der Regentschaft entgegenzunehmen und die Nothwendigkeit derselben zu beschließen. Daran knüpfen sich eine Reihe von Erwartungen und Hoffnungen, welche auf unsere geselligen Zustände und das Leben dieser Saison nicht ohne Einfluß bleiben werden. Neue sociale Cirkel werden in Berlin hervortreten, ältere bestehende vielleicht sich neu ergänzen, bei manchen der Grund ihrer bisherigen Exclusivität wegfallen u. s. w.

Im großen Publicum beschäftigt man sich in den letzten Wochen vorzugsweise mit der Frage um die oberste Regierung. Die Zeitungen hatten ihr Möglichstes gethan, um die öffentliche Aufmerksamkeit diesem wichtigen Gegenstande zuzuführen, und wir können darin auch nur eine Pflicht der Presse erkennen, eine Pflicht, die sich den preußischen Blättern um so drückender fühlbar machte, als sie sahen, wie die außerpreußische Presse unaufhörlich auf diese Angelegenheit zurückkam und dabei mehrfach nicht zu günstig über unsere Zeitungen urtheilte. Es kam dann noch hinzu, daß preußische Blätter, die außerhalb Berlins erscheinen, in vielen von hier aus datirten Correspondenzen die Regierungsfrage behandelten, und dabei durchaus nichts von der Zurückhaltung zeigten, welche die hauptstädtischen Blätter mehr oder minder alle über den Stand der Sache beobachtet hatten. Der Leserkreis der „Kölnischen Zeitung" z. B., welche täglich Nachrichten über die Ansichten des Ministeriums und noch höherer Kreise in Betreff der Fortdauer der Stellvertretung ꝛc. brachte, erweiterte sich hier zusehends, und im großen Publicum begann man mit einer gewissen Verstimmung auf die Berliner Presse ihrer Schweigsamkeit wegen herabzusehen. Allerdings ist es ein ganz merkwürdiger Zustand, daß auswärtige Blätter über die Hauptstadt und aus der Hauptstadt interessantere Berichte bringen, als die einheimische Presse. Man hat dieses Verhältniß — aber mit Unrecht — mit dem ähnlichen verglichen, welches zwischen den Pariser Blättern und den Pariser Correspondenzen der belgischen und englischen besteht.

Die Berliner Presse hatte in letzter Zeit begonnen, der wichtigen schwebenden Angelegenheit eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, und die „National-Zeitung" hat sich auch durch eine inzwischen über sie verhängte Confiscation nicht abhalten lassen, diese Frage weiter zu verfolgen; die kleine „Volkszeitung" indeß hat sich zu ihren alten Privatliebhabereien zurückgewandt und unterhält ihre Leser mit recht populär umschriebenen Vermuthungen über die Ursachen der gegenwärtigen Stockungen im electrischen Kabel zwischen England und Amerika. In große Verlegenheit brachte die Unentschiedenheit unserer

Lage unsere „altbegründeten“ Organe, besonders die „Spenersche Zeitung“, welche es sich seit einiger Zeit zur Aufgabe macht, überall mit Nachdruck nachzuweisen, daß das Wirkliche auch das Vernünftige sei. Ein französisches Blatt, dem es augenscheinlich an der nöthigen philosophischen Vorbildung fehlte, um zu wissen, das jener Zeitung nur das Problem, einen, wenn auch falsch aufgefaßten Hegelschen Satz zu beweisen, vorschwebte, charakterisirte die neueste Haltung ohne Weiteres als „Sans opinion et sans couleur“.

Allerdings will es uns scheinen, als ob die Zeit solcher Blätter vorüber sei, und wir fürchten, daß das Publicum demnächst mit ihnen summarisch abrechnen wird. Der gemüthlichen Indifferenz der Berliner Presse war seit 1851, wie uns dünkt, eine letzte Gnadenfrist gewährt, aber es nahen bereits andere Zeiten, in denen die politische Debatte den stillen Weiher unsrer Presse stark aufregen wird. Ein, wenn auch nur kleines und vorläufiges Anzeichen von dieser Witterungsänderung ist uns die Verwandlung der Volkszeitung, bisher ein kleines, schmutzig graues Blatt, in eine Foliozeitung mit „gebildetem“ Feuilleton, reinem Papier und klarem Druck. Die Volkszeitung hat einen recht scharfen Instinkt, wie jeder zugeben wird, der ihre Wendungen und Fahrten längere Zeit hindurch beobachtet hat, und sie weiß, was sie thut, wenn sie, nachdem sie sich ein großes Publicum in den unteren Schichten des Volkes erworben hat, nun auch an die Beletage anklopft und dort um Einlaß bittet. Sie wird ihn vielfach erhalten, schon ihr Verleger (Franz Duncker), der einen ausgebreiteten Kreis interessanter Schriftsteller in seinem Verlage versammelt hat und darum in der Lage ist, der Volkszeitung einen wechselvollen und pikanten Inhalt zu geben, bürgt dafür.*)

Mächtig auf dem Gebiet der Presse, liegt es wahrlich nicht an der Demokratie, wenn sie auf der Bühne nicht eine ähnliche Bedeutung entfaltet. Aber hier treten doch wenigstens noch beachtungswerthe Gegner ihrer Anschauungen auf und wissen, wenn sie auch mit manchen Hindernissen zu kämpfen haben, erfreuliche Erfolge zu erringen. Zu ihnen gehört Gustav zu Putlitz, der mit seinem neuen, in dieser Woche im königlichen Schauspielhause zum ersten Male aufgeführten Stücke: „Das Testament des großen Kurfürsten“ wieder einmal einen frischen patriotischen Luftzug durch die stagnirende und nach allem möglichen Phrasenthum dünstende Atmosphäre Berlins geführt hat. Unsere alte Geschichte wird in diesem Stücke wieder belebt, freilich nur eine kleine, verhältnißmäßig unbedeutende Episode derselben, aber wir dürfen uns dabei doch wieder einmal in eine glaubensvolle Vergangenheit versetzen, vor unser Auge tritt wieder der hoffnungsreich mit kräftigen safterfüllten Zweigen hoch aufstrebende Baum brandenburgischer Macht, wie ein Stahlbad erfrischt uns der kräftige Ton der kleinen kurfürstlichen Staatsaction, und selbst Geister zweiten Ranges gewinnen, indem sie in ernstem Pflichtgefühl das ihnen anvertraute Werk fortführen, unseren Dank und unsere Verehrung. Es ist ein großer Schade, daß es uns an solchen brandenburgisch-preußischen Stücken so sehr fehlt, daß es uns auch heut noch daran fehlt, und es ist entschieden unrichtig, wenn man behauptet, unser Volk und zunächst Berlin sei zu nüchtern, zu schweigsam und wer weiß, was noch, um solche Stücke in gebührender Art aufzunehmen. Man mache nur erst die nöthigen Versuche! In Paris und in England bemächtigt sich die Bühne sogleich jeder nationalen Angelegenheit, ja gerade die kleinsten und niedrigsten Bühnen gehen darin voran, und der Krimkrieg war noch nicht zu Ende, als man schon die Schlacht an der Alma

*) Alle übrigen Blätter der Berliner Presse hegen gegen die Volkszeitung übrigens eine starke Abneigung, und obgleich die große englische vor Kurzem mehrmals dieser Zeitung Erwähnung that, so verlautete davon in den hiesigen Blättern nichts. Jetzt bemerkt denn auch das kleine demokratische Organ selbst: „Unsere Berliner Zeitungen haben bisher immer die englische lithographirte Correspondenz vollständig abgedruckt; nur die Stellen, welche der Volkszeitung anerkennend erwähnen, haben sie in collegialischer Liebe ausgelassen. — Wahrscheinlich werden sie über den Einfluß des Erdmagnetismus (auf den allerdings die Volkszeitung zuerst aufmerksam gemacht hat) auf das Kabel erst dann sprechen, wenn eine ausländische Zeitung etwas darüber spricht.“

und Aehnliches unter dem Beifall und der naivsten Parteinahme der Zuschauer in Scene setzte. Welcher Verlust für das Vaterland, daß man die frische Gluth der Geister kurz nach dem Freiheitskriege vorüber gehen ließ, ohne ihnen die Bilder der jüngsten Vergangenheit immer wieder zu erneuern!

Wenn die hochwürdige Akademie unter den Linden einmal nicht mehr das ausschließliche Bewußtsein eines Individuums hat, nach dem sich die ganze Zeit, wenigstens jede Uhr in Berlin, richten muß, dann werden wir bei ihr darauf antragen, daß sie jährlich mehrere Preise für die besten vaterländischen Dramen aussetzt und nachher auch für ihre Aufführung sorgt. Für die nächste Zeit müssen wir dies Institut freilich noch bei seinen tiefsinnigen Untersuchungen über alte Silberpfennige, römische Wandinschriften, Infusorienthiere und dergleichen belassen.

Kopenhagen, 22. Septbr.

— Dänische Hoffnungen und Befürchtungen in Betreff Frankfurts — Aussicht auf Unruhen in Dänemark. — Die dänischen Correspondenzen der Augsb. Allgem. Ztg. —

Unsere Blicke sind jetzt mit Spannung auf Frankfurt gerichtet, und mit Begierde erwarten wir die Nachrichten, welche von dort kommen sollen. Nach Einigen sollen bereits Andeutungen gekommen sein, welche neue Schwierigkeiten in Aussicht stellen; Gewisses verlautet aber darüber nicht. Mittlerweile dauert hier die Kritik der letzten Zugeständnisse unserer Regierung fort. Sowohl im Publicum als in der Presse streitet man sich über die Bedeutung und Tragweite derselben, über die Gefahren, welche aus denselben für die Würde und Selbstständigkeit des Reiches entspringen können, und scheint im Ganzen wenig Gutes zu erwarten. Die Auffassung und Beurtheilung der dänischen Erklärung hat auf recht bemerkenswerthe Weise an den Tag gebracht, theils wie wenig unsere so superkluge Presse sich auf das Verständniß von Staatsschriften einzubilden Ursache hat, theils wie sehr ihr die gründliche Kenntniß der deutschen Sprache abgeht, welche dazu allerdings die erste Bedingung ist. Es kann nicht interessiren, Letzteres zu belegen, wir führen es daher nur an als neuen Belag zur Charakteristik der hiesigen, zum Theil so leichtfertigen Presse. Wenn Einige hier meinen, daß die „vertraulichen Mittheilungen“ Bülows in Frankfurt nichts anders seien, als eine Vorfrage, wie die künftige Gesammtstaatsverfassung beschaffen sein solle, und behaupten, daß man so lange Dänemarks Vorschläge verwerfen werde, bis entweder ein neues administratives Schleswig-Holstein oder eine Wiedereinführung der absoluten Regierungsform selbst angeboten worden sei, so ist das offenbar eine zu trübe Ansicht der Situation. Ein Blick auf die Bekanntmachung vom 28. Januar 1852, diejenige Rechtsgrundlage, auf welche der deutsche Bund seine thatsächliche Kritik unserer Verfassungsentwicklung seit 1854 stützt, verbietet nämlich geradezu das Hervortreten dieser Alternative. Denn dieser bekannte, mit den deutschen Großmächten vorher verabredete Staatsact, der später (29. Juli) vom Bunde sanctionirt wurde, gebietet geradezu die „Einführung einer gemeinschaftlichen Verfassung“ zum Zwecke der Behandlung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, auf Basis einer Verbindung der „verschiedenen Theile der Monarchie zu einem wohlgeordneten Ganzen“. Die andern wichtigen Bestimmungen dieses gleichsam europäisch sanctionirten Grundgesetzes der Monarchie gehen dabei aber gerade auf eine administrative T r e n n u n g der Herzogthümer aus, verhindern also ein neues Schleswig-Holstein, und dies Zugeständniß war eben der Preis für die unstreitige Reaction, welche das Bluhme'sche Ministerium eben durch Feststellung jener Declaration bewerkstelligte. Deutschland schnitt sich dadurch das Streben nach einem Schleswig-Holstein ab, Dänemark das nach Realisirung eines Eider-Staates mit Incorporation Schleswigs und Entwickelung einer demokratisch-parlamentarischen Verfassung für diesen Staat; aber der Handel ward geschlossen, und jedes Bestreben, ihn zu ignoriren, würde ein diplomatischer Miß-

griff sein. Es handelt sich daher im Schooße der Bundesversammlung stets nur um die Beschaffenheit der Gesammtverfassung, sie nach dem Geiste jener Bekanntmachung herzustellen und doch kein wahres Recht Dänemarks zu opfern, doch Dänemark einen würdigen Theil seiner constitutionellen Freiheit zu bewahren, ist eben die Aufgabe unserer Staatsmänner. Daß die Lösung derselben nicht den einseitigen, von staatsrechtlichen Verpflichtungen keinen Begriff habenden dänischen Patrioten gefallen wird, ist vorherzusehen. Weil aber eben arge Stürme kommen werden hier im Lande, wenn die Würfel gefallen sind, ist es zu wünschen, daß der Minister Hall mit seinem seltenen Talente populärer Darstellung und seinem Reste alter Popularität noch dem Reichsrathe die Nothwendigkeit der zu thuenden Schritte einleuchtend machen kann. Dies namentlich auch, damit das in Fragen der höheren Politik natürlich nur unsicher urtheilende dänische Volk erkenne, daß nicht reactionäre Gelüste, nicht Verrath oder feige Nachgiebigkeit, nicht Haß gegen die Freiheit, sondern ein unumgängliches Gesetz der europäischen Politik die kommenden Resultate herbeigeführt haben. Es wäre daher ein Unglück, wenn das gegenwärtige Ministerium abträte. Mit dem, was wir oben gesagt haben, sollen auch alle falschen Nachrichten von Aussonderung Holsteins, Theilung Schleswigs ꝛc. ꝛc. hin. Die Kölner Zeitung und die Hamb. Nachr. discutiren solche Fragen ganz naiv, als ob jene Bekanntmachung nicht vorhanden sei. Wahrhaftes Erstaunen muß es erregen, wenn die Kölner Ztg. einen Brief eines Schleswigholsteiners aufnimmt, worin von Dänemark die Wiedereinsetzung abgesetzter Beamten verlangt wird! Diese Leute mögen relativ unschuldig sein, insofern sie die Sache, um deretwillen sie ihren Amtseid opferten, für eine relativ gute hielten, aber ihre Sache ist von Europa und dem officiellen Deutschland zuletzt selbst zu leicht befunden. Sie gleichen den Leuten, welche sich zwischen zwei Stühlen niedersetzen, und haben sich lediglich an die Gnade ihres Fürsten, dem sie doch nicht treu waren, und das Mitleid ihrer Freunde zu halten. Möge man doch endlich erkennen, daß Dänemark vermöge des Gesammtsstaatsprincips über Eiderdänen und Schleswigholsteiner gesiegt hat, und mittelst desselben auch den Frieden und die Mitwirkung zur Pacification Holsteins von Deutschland erlangte.

Wenn die Presse überhaupt, in Dänemark wie in Deutschland, verlangt respectirt zu werden, so bedarf es gewiß einer viel größeren Selbststrenge, Nüchternheit und Zuverlässigkeit, damit nicht die Geschichte vom Balken und Splitter auf sie Anwendung finde. Namentlich jene Correspondenzfabriken ebenso sehr als die Aufnahme unreifer Einsendungen sind ein Uebel. So ist in Altona eine solche Correspondenzfabrik, welche unter der trügerischen Etiquette: „Aus Dänemark“ die Augsb. A. Z. versorgt. Dieselbe berichtet nach dänischen Blättern über alles Mögliche, namentlich Kopenhagener Vorfälle, weil aber der Verfasser eben nicht an Ort und Stelle ist, ja nicht einmal ordentlich dänisch versteht, laufen die gröbsten Irrthümer mit unter. So berichtet er, um nur einige Kleinigkeiten, die gerade zur Hand sind, zu erwähnen, von der „Reiterstatue“ Friedrichs VI., — es ist aber eine Statue zu Fuße. In den fernsten Winkeln der Welt, wohin dies verbreitete Blatt kommt, glaubt man nun an eine Reiterstatue, und man weiß, welch zähes Leben solche Irrthümer haben; nach 10 Jahren taucht er vielleicht auf in einem amerikanischen Schulbuche. Ferner berichtet der Correspondent über eine in Rendsburg gehaltene Rede und übersetzt einen dänischen Passus, welcher richtig heißt: „Wir leeren unser Glas auf's Wohl unsres Vaterlandes, das ist für uns Soldaten das unter unserm König vereinigte Land“, folgendermaßen: „das ist für unsre Soldaten ꝛc.“, wonach man also glauben könnte, die Officiere hätten ein andres Vaterland, wären Eiderdänen oder dergl. m. Und doch heißt im Dänischen „uns „os“, „unsre“ dagegen „vore“, zwei Wörter, die gar nicht zu verwechseln sind. Das als Beispiel für Viele.

Literatur.

„**Barnemor und Gisela, oder Rügen vor 680 Jahren,** von Friedrich Klöpper" ist der Titel eines historischen Romans, der im verflossenen Jahre in Stettin erschienen ist.

Dieser Roman gehört, was den historischen, ethnographischen und psychologischen Werth anbelangt, unstreitig zu der geringen Zahl besserer deutscher Schriften. Daß bei der Reichhaltigkeit des Stoffs der Verfasser das Poetische nicht genug hervortreten läßt, namentlich es verabsäumt hat, einige mehr spannende Scenen in die Erzählung mit einzuflechten, ist zu bedauern. Unbeschadet des historischen Werths hätte das Buch alsdann mehr dem Geschmack des heutigen Lesepublicums entsprochen. Auch wäre zu wünschen, daß die interessanten Belehrungen, die in diesem Roman, dessen Verfasser offenbar der nordischen Vorzeit ein tiefes Studium gewidmet hat, über die Sitten der alten Wenden gegeben werden, in einer anderen Form, als der der gegenseitigen Unterhaltung der in der Erzählung auftretenden Personen mitgetheilt wären. Diese Art und Weise erinnert an gewisse Jugendschriften und ermüdet den Leser nur zu leicht.

Doch unbeschadet dieser Schattenseiten giebt uns das Buch ein höchst interessantes und treues Bild von den Ereignissen und Zuständen, die die Einführung des Christenthums auf Rügen begleiteten. Die Insel stand damals unter dänischer Herrschaft, und die Bekehrung der Wenden geschah theils durch Gewalt der Waffen, theils durch die Predigt des Evangeliums und durch Schulen.

Der kurze Inhalt der Erzählung ist folgender: Barnemor, ein wendischer reicher Gutsbesitzer, hat dadurch, daß er auf einer Klosterschule in Stettin erzogen wurde, eine Gelehrsamkeit erlangt, die für die damalige Zeit und namentlich für die wendischen Länder etwas überraschend ist.

Als gläubiger und gelehrter Christ, der nicht nur die heilige Schrift, sondern auch die hervorragendsten Kirchenväter in den Ursprachen studirt hat, sieht er die Mängel der römischen Kirche. Die Art und Weise, wie das Bekehrungswerk auf Rügen getrieben wird, empört ihn, und er geräth, weil er die Wahrheit zu offen ausspricht, bald mit der Geistlichkeit in Conflict und in Folge hiervon auch mit dem dänischen Schirmvogt Herrn von Hesten, dessen schöne Tochter Gisela er aber leidenschaftlich und nicht ohne Erwiederung liebt. Die Schilderung dieser Familie ist eine sehr gelungene, namentlich ist Gisela ein sehr interessantes Wesen, die bei aller ihrer aufrichtigen Liebe zu Barnemor keinen anderen Maßstab in allen ihren Handlungen zu kennen scheint, als die Pflicht, die ihr die Religion auferlegt, und den Willen ihrer Eltern. Barnemor zeigt sich in jeder Beziehung ihrer würdig. Unglücklicher Weise wird er in eine Verschwörung mehrerer angesehener Wenden gegen die dänische Herrschaft mit verwickelt und obschon ganz unschuldig, doch der dänischen Regierung sehr verdächtig. Eine Zeit lang schwebt er in großer Gefahr. Endlich wird er in Folge von Intriguen der Geistlichkeit gezwungen, als gemeiner dänischer Söldner auf dem Festlande Dänemarks zu dienen. Hier gewinnt er die Gunst des Königs und bringt es endlich, als seine hohe Bildung bekannt wird, zu wichtigen Aemtern. Er wird in den dänischen Adelstand erhoben, empfängt ansehnliche Besitzungen zum Lehn, und nach so viel überstandenen Trübsalen auch die Hand seiner Gisela.

Diese wenig wechselvolle Geschichte ist in einem entsprechenden, frommer Betrachtung zugeneigten Tone erzählt. Unterbrochen wird die Erzählung an passenden Orten von Excursen über das heidnische Alterthum. Von den Darstellungen, die Herr Klöpper von den Sitten der alten Wenden giebt, führen wir hier einige Beispiele an.

S. 39. Wir führen unsern Leser in das Haus eines Bauern der damaligen Zeit. Die Wohnungen der Reichen unterscheiden sich von denselben nicht wesentlich; jene zeigten sich nur geräumiger und reinlicher. Es waren auch die Ställe nicht unmittelbar verbunden mit den Häusern der Wohlhabenden. In Bezug auf die innere Einrichtung standen an der Stelle unserer jetzigen Sopha's starke eichene Bänke, welche sich rund um die Wohnzimmer zogen. Statt der Gemälde an den Wänden hingen in den Häusern der Begüterten die Geweihe der Hirsche, des Elenns, der Rehe, und, zu Sternen verschlungen, die Hörner der Auerochsen. Die gefleckten Häute der Hirschkälber dienten sehr häufig zur Bekleidung der bretternen Wände. Die kleinen länglich runden Fenster, unmittelbar unter dem Dach angebracht, waren von durchsichtig gegerbten Kälberfellen, so daß also nur ein schwaches Licht in die Stuben fiel . . . .

Barnemor trat in eins der Häuser, welches noch nicht zu den schlechtesten gehörte. Es stand mehr unter als über der Erde. Aufgerichtet im Lichten, war es von quer über einander gelegten starken eichenen Balken, die inwendig durch eingekerbte Ständer verbunden waren. Die Ritzen des Gefuges waren sorgfältig mit Moos, Werg und Seegras ausgestopft. Das Dach, welches mehr flach als spitz zulaufend war, bestand in einer Lage von starken Sparren, über welche dichte Rasen gelegt, die von Ruthen und Stäben überwunden waren. Aus dem Dache trat ein kleiner Erker heraus, welcher dazu diente, von dieser Höhe das oft entlegene Stück Feld, den Fischerstrand oder die weidenden Heerden zu überschauen. Das Tageslicht fiel, wie schon bemerkt, durch niedrige Luken herein, vor welchen innerlich nur hölzerne Schieber zum Oeffnen und Schließen angebracht waren. Der Haupteingang zu dem Hause bildete eine bogenförmige Oeffnung, in welcher eine Thür von zwei Hälften angebracht war. Kein Schloß, sondern nur hölzerne Riegel verbanden die beiden Thürhälften. Trat man durch die Thür, so stand man auf einem ziemlich geräumigen Flur, wo man auf der einen Seite die gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen, wie Reinigen des bereits auf dem Felde ausgebrachten Getreides, Einsalzen von Fleisch, Spinnen und Weben gewahrte. Nach hinten zu waren einige elende Gemächer zum Schlafen so eingerichtet, daß sie nöthigenfalls auch zu gemeinsamen Besprechungen, zur Aufbewahrung des Geldes oder anderer werthvoller Gegenstände dienen konnten. Der Keller war nichts als eine Grube, die zum Aufbewahren des Honigs, Methes und einiger Gemüse benutzt ward. Eine abgesonderte Küche gab es nicht, denn in dem erstgenannten Raum war eine feuerfeste Mauer von Feldsteinen aufgeführt, an welcher die Speisen bereitet wurden und das Räuchern der Fische stattfand. Um diesen Heerd saß man auch in der rauhen Jahreszeit. An das Hinterhaus schlossen sich die Ställe für Pferde und Kühe, sowie nicht minder Räume zur Bergung des Strohes und Heues.

Die Wohnung, in welche Barnemor eintrat, hatte zufällig noch eine große Stube, in welcher Riemen und Stricke von der Decke herabhingen, die, um Knoten darin zu schlagen, statt eines Kalenders dienten. An dem einen Riemen waren die Mondwechsel, an dem andern die Tage der Monate, so wie noch an einem andern die wichtigsten christlichen Festtage mit veränderlichen und unveränderlichen Knoten angebracht worden. Diesen Kalender in Ordnung zu halten, bot ein Priester der Nachbarschaft gegen Bezahlung die Hand. Zur Wetterbeobachtung und Vorherverkündigung sahe man hier auch an Fäden aufgehängte eingetrocknete Fische, Tannzapfen und Farrnkräuter. Auf dem Erker wehte eine kleine Flagge, ähnlich wie auf den Schiffen. Von der Flurdecke hernieder schwebten allerlei bunte Lappen, selbst Leder und Blumen, selbst verfertigte Bilder der Heiligen, an deren Stelle früher die der Hausgötter gehangen hatten.

Beim Eintreten ins Zimmer führte ihn der Wirth an einen gedeckten Tisch, auf welchem Brod, Fleisch, Honig und Meth standen."

Man wird diesen Schilderungen große Anschaulichkeit und Frische nicht absprechen können. — Auf dieselbe gründliche Weise belehrt uns der Verfasser über häusliche und religiöse Sitten der Bewohner Rügens, über die Art und

Weise der dänischen Herrschaft, die Mittel, die die Geistlichkeit anwendete, Einfluß zu gewinnen, und ihre große weltliche Macht. Es ist fast Alles lehrreich in dem Buch, ob mehr oder minder, hängt wohl davon ab, ob man von der Geschichte und den Sitten der alten Wenden mehr oder weniger weiß. Auch verdient es Beachtung, daß diese Schilderungen altwendischer Sitten nicht nur auf einen kleinen Landstrich, wie Rügen, Anwendung finden, sondern als ein schätzenswerther historischer Beitrag zu der Geschichte der gesammten wendischen Länder zu betrachten ist.

Doch verdient der Roman nicht nur als historisches Gemälde besondere Beachtung, er charakterisirt sich auch als ein christlicher Roman.

Es ist nicht leicht, der Unterhaltungslectüre eine religiöse Haltung zu geben; man wird wegen der bloß löblichen Tendenz, die oft den Fehler hat, sich zu sehr vorzudrängen, ein solches Buch nicht lesen, wenn es nicht zugleich spannt und der Phantasie eine interessante Beschäftigung giebt. Soll daher jene schmutzige neue Literatur, die ihren Thron in Frankreich aufgeschlagen hat, und der ganze deutsche Schweif dieser Literatur verdrängt werden, so muß vor Allem die dramatische Kraft jener Autoren, oder die handwerkliche Geschicklichkeit derselben in der Anordnung der Scenen erreicht und für die sittlichen Zwecke einer gesunden literarischen Unterhaltung benutzt werden.

In Barnemor und Gisela fehlt es zwar an stark erregenden Scenen, doch ist die psychologische Behandlung der Hauptpersonen des Romans demohnerachtet vortrefflich. Es sind christliche Tugenden, in denen sie glänzen, und das häusliche und sogenannte Stillleben ist so anziehend und vielfach so vollendet geschildert, daß daraus hervorzugehen scheint, der Verfasser habe um der christlichen Tendenz willen das ihm zu Gebote stehende Talent mit Absicht auf die Schilderung besonders erregender Scenen nicht angewendet. Für die reifere Jugend ist der hier angezeigte Roman ganz besonders zu empfehlen, er führt in die geschichtliche Betrachtung ein und gefährdet nirgend die gute Sitte.

Berthold Auerbachs Volkskalender. 1859. Berlin. A. Hofmann u. Co.

Zwei und funfzig Originalzeichnungen von W. v. Kaulbach, Ludw. Richter u. A. v. Romberg zieren diesen Kalender, dessen literarischer Theil ausschließlich aus der Feder Berthold Auerbachs, des bekannten Verfassers der Dorfgeschichten, hervorgegangen ist.

Wir halten Berthold Auerbach für einen bedeutenden Erzähler: er hat eine sehr scharfe Auffassungsgabe, viel schärfer, als der flüchtige Leser zugeben möchte; er ist gewandt in der Darstellung und weiß den Figuren, die er uns vorführt, Leben einzuhauchen. Aber bei allen seinen Arbeiten stoßen wir auf etwas Gekünsteltes, Unfrisches und Unwahres, das sich schwer bezeichnen, selten im Einzelnen nachweisen läßt, das aber im Gefühle des Lesers sogleich festhaftet und ihm die Möglichkeit eines vollen, unmittelbaren Genusses raubt. Gerade dort, wo Auerbach am meisten darnach trachtet, unser ganzes Herz zu ergreifen, stört er uns oft recht unangenehm durch einen Zug, durch eine Bewegung, welche darauf hinweist, daß wir es mit einem kalt berechnenden Componisten, mit einer künstlichen Mache zu thun haben. Am ungestörtesten liest man daher solche Arbeiten Auerbachs, in denen die wirkliche Natur vor Arabesken verschwindet, in denen Sonderbarkeiten caricaturhaft ausgemalt werden, und sein „Nachtstück: Huzel und Putzel“ hat uns daher unter den in diesem Kalender enthaltenen Erzählungen am meisten gefallen. Dagegen fanden wir in der Erzählung: „Der Bierbrauer von Culmbach,“ dem eigentlichen Mittelpunkte des Kalenders, manches, das unser Gefühl als gesucht, als unwahr verurtheilt. Wer kann z. B., ohne sich abgestoßen zu fühlen, das sentimentale Verhältniß zweier Brauergesellen (S. 97.) betrachten. Die Herzlichkeit derber, gesunder Männer gestaltet sich doch anders und macht sich anders Luft.

Dabei aber müssen wir die meisterlich feine und bedachte Zeichnung ein-

zelner Theile im Charakter des „Bierbrauers von Culmbach“, die Art, wie auf seinem Antlitz der Familienzug der Freigebigkeit angebracht ist, ferner die absichtlich verschwommen gehaltene Zeichnung von der Veränderung, die den Vater im Kerker traf, lobend hervorheben. In solchen Dingen, wo die Resultate scharfer Beobachtung des Menschenlebens niedergelegt werden, ist Auerbach bedeutend.

Die Holzschnitte, welche den Kalender schmücken, sind allerliebst.

Vermischtes.

* [Der evangelische Kirchentag zu Hamburg.] Von einem der Theilnehmer am evangelischen Kirchentage geht uns ein Schreiben zu, in welchem über den Mangel an populärem Ton in einzelnen Vorträgen geklagt wird, außerdem aber der Abstimmung über die Baumgarten'sche Angelegenheit Erwähnung gethan wird. Gegen den Wunsch des Vorsitzenden, Herrn von Bethmann-Hollweg, wurde der Versammlung eine Resolution, aus mehreren Fragen bestehend, vorgelegt. Dieselbe besagt kurz: „Der Kirchentag kann und darf weder ein theologisches noch juristisches Urtheil in dieser Sache abgeben; dessenungeachtet soll sie vorgelegt werden; der Kirchentag spricht sein Bedauern aus über die Entlassung Baumgartens, und seine Ansicht, daß solche Differenzen durch Waffen des Geistes geschlichtet werden können und müssen.“ Die Resolution ward durch Handaufheben, augenscheinlich mit Majorität, angenommen; die verlangte Gegenprobe ergab dasselbe Resultat. Wogegen hatte die Minorität aber nun eigentlich gestimmt? und waren alle Mitglieder derselben in allen Punkten gegen die Resolution? Wären aus den vier Sätzen derselben auch vier einzelne Fragen gestellt, und wäre vielleicht die zweite als die erste vorangestellt, so hätte man deutlicher die eigentliche Meinung erkennen können. (Die Red. der „Berl. Revue“ bemerkt, daß sie in einer ihrer nächsten Nummern eine ausführliche Darstellung und Beleuchtung der wichtigen Baumgarten'schen Angelegenheit geben wird.)

* Die volkswirthschaftliche Versammlung, welche in den letzten Tagen zu Gotha sehr interessante Berathungen hielt, wird ihre Verhandlungen in nächster Zeit ausführlich der Oeffentlichkeit übergeben. Wir werden alsdann Gelegenheit haben, ihr gegenüber unsern Standpunkt zu wahren, was unmöglich schon jetzt, auf Grund der sehr flüchtigen und losen Zeitungsnotizen über die Debatten jener Versammlung, versucht werden konnte.

Berliner Revue.

Montagsblatt.

№ 26. Montag, den 27. September. 1858.

Berlin, 26. September.

Die Stille des Sonntags ward heut durch zwei Confiscationen unterbrochen, welche in der Stadt großes Aufsehen machten. In der Frühe des Morgens erschienen zahlreiche Constabler in der Expedition der Vossischen Zeitung in der Breiten Straße und nahmen die großen Packete, welche die Exemplare der heutigen Nummer des Blattes enthielten, in Beschlag. Dasselbe geschah mit der National-Zeitung. Den Grund dieser Confiscation kennen wir nicht, vermuthen indeß, daß beide Blätter wiederum Artikel gebracht haben, welche sich auf die Regentschaftsangelegenheit bezogen. Wir können allerdings jede Rücksichtslosigkeit in der Behandlung dieser obersten politischen Frage nur verurtheilen, und wir müssen gestehen, daß in der Berliner wie in der übrigen preußischen Presse in letzter Zeit mehrfach ein Ton der Herbheit und wohl selbst der Roheit angeschlagen ist, der scheinbar allerdings nur gegen die Ungeschicktheiten einer hiesigen Zeitung gerichtet war, in Wirklichkeit aber doch auch Kreise und Richtungen verletzen mußte, die sich keineswegs mit jeder der Stylübungen des gedachten Blattes identificiren lassen. Aber was wir auch gegen diesen Ton einzuwenden haben, so gestehen wir doch, daß wir geneigt sind, die Erregtheit der Presse in einer Zeit, wo Angesichts des außerordentlichen Zustandes, in dem sich Preußen befindet, in allen Schichten des Volkes die Bewegung zusehends wächst, zu entschuldigen und ihr Manches zu Gute zu halten.

Wohin es führen muß, wenn man dem **Ultramontanismus**, der seit dem Jahre 1848 einen so großen Anlauf genommen, sogar in protestantischen Ländern bereitwilligst Avancen macht, kann uns der Vorfall in Stuttgart lehren, von dem uns die Zeitungen vor wenigen Tagen berichteten. Ein greiser König aus einem altprotestanischen Fürstenhause fühlt sich gedrungen, eine feierliche Erklärung zu geben, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sei, zur römischen Kirche überzutreten, und läßt diese Erklärung öffentlich verkündigen zur Beruhigung seiner protestantischen Würtemberger. Wahrlich, es muß weit gekommen sein, wenn ein protestantischer König, der doch zugleich der Schirmherr und summus episcopus der protestantischen Landeskirche ist, sich gewissermaßen von dem Verdacht zu reinigen hat, von dieser Kirche selbst abgefallen zu sein, und es muß weit gekommen sein, wenn das protestantische Volk einen solchen Abfall für möglich halten konnte, der doch in diesem Falle nicht nur ein Confessionswechsel, sondern zugleich eine Felonie sein würde.

Aber was sollen wir denn sagen? Muß nicht das protestantische Volk an sich selbst irre werden, wenn selbst protestantische Regierungen Concordate schließen, wodurch sie in den wichtigsten Angelegenheiten zu Vasallen des römischen Stuhles herabsinken; oder wenn in protestantischen Residenzen feierliche Jesuitenmissionen gehalten werden, indessen protestantische Dissidenten in ihren Versammlungen polizeilich behindert werden, oder wenn sich so nennende protestantische Geistliche mit verlangenden Händen nach den Schlüsseln greifen, welche im Himmel und auf Erden binden! Wohl sagt das Sprichwort, es führen nicht alle Wege nach Rom, hier aber befindet man sich auf einem Wege, der entweder in einem Sumpf verläuft, oder keinen anderen Ausgang übrig läßt, als in die Fangnetze der römischen Curie. Und hier, wenn irgendwo, gilt das famose Wort der **Umkehr**, wenn man nicht etwa die Denkmäler der Reformatoren zu Meilenzeigern an der großen römischen Straße machen will.

Berlin, 26. September.

Ihre Majestäten der **König** und die **Königin** werden in den ersten Tagen des Octobers nach **Meran** in Tyrol abgehen, um dort den Winteraufenthalt zu nehmen.

Se. Kön. Hoheit der Prinz von Preußen wird am 2. October definitiv nach Berlin zurückkehren, und sogleich nach diesem Datum soll das viel erörterte Definitivum in den obersten Regierungsverhältnissen eintreten.

— Bis zur Ankunft des neuen schwedischen Gesandten am hiesigen Hofe wird der Sohn des bisherigen Vertreters Schwedens, Baron von Mannsbach, den Geschäften der Gesandtschaft vorstehen.

— Die „Preußische Correspondenz“ enthält Folgendes: Einige Organe der Presse haben das Gerücht verbreitet, daß Preußen, nachdem die Anträge auf Ermäßigung der Elbschifffahrtszölle dem Widerspruch einiger betheiligten Staaten begegnet sind, beschlossen habe, die Angelegenheit vor das Forum der deutschen Bundesversammlung zu bringen. Wir können mit voller Bestimmtheit versichern, daß ein solcher Schritt nicht in den Absichten der königl. Regierung liegt.

— Der „K. Z.“ wird von hier geschrieben: „Was die Frage der Regentschaft angeht, so hat nach der Beseitigung der Mitregentschaft auch das Mandat auf unbestimmte Zeit, wodurch das Provisorium factisch ins Ungewisse hinein verlängert würde, durch die von Seiten des Prinzen-Stellvertreters erhobenen ernstlichen Bedenken so ziemlich alle Aussichten verloren. Man versichert, der Entscheid schwanke nur noch zwischen Uebertragung und Uebernahme der Regentschaft, wofür die oft erwähnte Form einer an den Prinzen-Stellvertreter zu richtenden Einladung, das Weitere zu veranlassen, den besten Ausweg bietet, der denn aller Wahrscheinlichkeit nach auch eingeschlagen werden wird. Interessant ist noch, daß außer dem Protokoll über die die Anwendbarkeit des Art. 56 betreffende Erklärung ein Promemoria existirt, das mit Hinweis auf die Folgen des Provisoriums sich für das Aufhören desselben ausspricht.

— Die „Breslauer Zeitung“ brachte neulich bei der Verleihung des Rothen Adlerordens vierter Klasse auch den Zusatz: „mit der Decoration für Nichtchristen“, ohne daß dieser letztere in den amtlichen Theil des Staatsanzeigers übergegangen wäre. Es ist nämlich zu bemerken, daß die „Breslauer Zeitung“ lediglich den Erlaß an den Ober-Präsidenten und folglich auch die letzterem nothwendige Weisung enthielt, damit er wisse, wem denn eigentlich die außergewöhnliche Decoration zu Theil werden sollte.

— Die „Neue Preußische Zeitung“ wurde am 23. d. M. zu Wien mit Beschlag belegt. Was in der Kreuzzeitung Anstößiges gewesen sein mag, ist nicht bekannt.

— Mit großer Freude theilen wir den folgenden Bericht aus Torgau mit, aus dem ersichtlich wird, daß die evangelische Kirche doch noch ihre Wurzeln im Volke hat. Mögen diejenigen, welche gegen den Lehnerdt'schen Hirtenbrief jüngst so stark und ungemessen eiferten, diesen Bericht recht würdigen. Die „Magd. Ztg.“ schreibt: In der vergangenen Woche weilte der Generalsuperintendent Dr. Lehnerdt zum ersten Male in Torgau's Mauern, um den Religions-Unterricht in den Schulen und namentlich in den Klassen des Gymnasiums und der mit demselben verbundenen Realschule zu inspiciren, wie auch einer Conferenz der sämmtlichen Geistlichen hiesiger Ephorie beizuwohnen. Man hatte seiner Ankunft mit schönen Erwartungen entgegengesehen, welche indeß in jeder Beziehung durch das Auftreten desselben in verschiedenen Kreisen noch weit übertroffen worden sind. Die seltene Begabung des Herrn Dr. Lehnerdt, welche sich bei der Prüfung der einzelnen Klassen und besonders in den verschiedenen Ansprachen an dieselben kundgab, verbunden mit Anspruchslosigkeit und sichtbarem Wohlwollen, haben ihm die Herzen aller derer gewonnen, welche Gelegenheit hatten, ihm nahe zu treten. Dasselbe ist in hohem Maße unter den Geistlichen geschehen, an deren Conferenz er sich nur wie ein primus inter pares, aber sehr lebhaft und vielseitig betheiligt hat. Das ihm hier zu Ehren veranstaltete Mahl fand eine große Betheiligung aus allen Ständen, und es wurden ihm bei demselben viele Beweise der allgemeinsten Hochachtung in überraschenden Kundgebungen zu Theil. Er selbst sprach hierbei seine innige Freude darüber aus, daß er hier Religion und Wissenschaft, Kirche und Schule so freundlich mit einander verbunden gefunden habe.

— Ueber die Fortschritte der ultramontanen Partei in Süddeutschland schreibt man aus Fulda: Wieder ist hier ein Jesuit angekommen, unter dessen Mitwirkung ein neuer Katechismus für die katholischen Volksschulen herausgegeben und eingeführt werden soll. Dagegen ist der Lehrer am Priesterseminar, Dr. Rainerding, aus Ueberdruß an den hiesigen Verhältnissen bereits dem an ihn ergangenen Rufe nach England gefolgt, und heute sind sechs katholische hiesige Theologen von ausgezeichneter Qualification, aus Widerwillen gegen das Treiben im Seminar, nach Wien abgereist, allwo sie dem österreichischen Clerus eingereiht werden.

— Die officielle „Oest. C.“ sagt über die Ausdehnung der russischen Herrschaft in Asien: „Die russische Herrschaft in Asien schreitet rüstig vorwärts. Sie hat auch mehrere weniger künstliche und naturgemäßere Mittel für ihre Aufgabe zur Hand. Sie schiebt aus einem kalten und rauhen Klima Colonisten in die wärmeren und schöneren Länder vor, welche an Persien und China grenzen, die niemals von dem Heimweh an ihre alten Lagerstätten zurückgetrieben werden. Wo sie ihr Bayonnet aufgepflanzt, da pflanzt sie auch ihr Kreuz auf und macht die Grenze ihres Gebietes überall zu einem Ausgangspunkte der orientalischen Kirche. Geduldig, aber beharrlich, hier durch List, dort durch Gewalt, durch Bestechung oder Ueberredung, durch Ueberzeugung oder Liebkosung gewinnt sie auf einer Stelle das Volk durch die Großen, auf der andern die Gro-

ßen durch das Volk für sich. Ohne Racenhochmuth, ohne Aberglauben an die Kraft alter Pergamente ist sie bereit, einen Mongolen- oder Tscherkessenhäuptling so gut wie die Abkömmlinge Ruriks als Magnaten des Reiches anzuerkennen. Es kümmert sie kein Blut, keine Hautfarbe, keine Abstammung — wer dem Czaren gehorsam ist und seinen Zwecken dient, ist ihr gerecht. Es giebt heute russische Große, deren Väter vor einem Jahrhundert in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte dem Russenthume fremder waren, als Nena Sahib heute dem Britenthume, und die jetzt gleichen Rang mit den Orloffs und Mentschikoffs einnehmen und gleich eifrig wie diese für die Größe Rußlands einstehen. Nach einem Jahrhundert werden, wie polnische Regimenter in Persien und China, persische und chinesische in Warschau stehen, und christlich-russische Minister und Generale von den Vätern abstammen, welche heute noch die Lehren von Confucius und Mahomet bekennen. Es giebt keinen Asiaten, der ein Engländer geworden wäre, es giebt Hunderttausende derselben, welche Russen sind, und Millionen derselben, die von Jahrzehent zu Jahrzehent sich mit diesem Volke in Religion, Sprache und Sitte so verquicken werden, daß eine Scheidung nie mehr wird erfolgen können."

— In deutschen Blättern war zu wiederholten Malen eine Annonce zu lesen, welche besagte, daß in London (Straße und Quartier sind genannt) gegen persönliche Sicherheiten Capitalien bis 10,000 L. vorgestreckt werden. So schwindelhaft die Annonce auch klang, hielten es mehrere Personen, und auch Geschäftshäuser, in Deutschland doch der Mühe werth, sich über die Solidität jenes sogenannten Instituts von hier Erkundigungen auszubitten. Ein Londoner Haus erhielt im Laufe der letzten Woche drei solcher Anfragen aus Deutschland und hielt es für seine Pflicht, die gewünschte Auskunft zu ertheilen. Sie lautete dahin: Ein derartiges Institut existirt nicht. Die Straße, welche in der betreffenden Annonce angegeben ist, befindet sich in einem der elendesten Quartiere, einer der ärmsten Vorstädte von London, nahe bei Deptford. Die angegebene Hausnummer existirt in jener Straße, aber das Haus selbst ist unbewohnt und dient gelegentlich zur Herberge für Gesindel, das sich auf eine Woche dort einmiethet. Damit ist hoffentlich genug gesagt. Diejenigen, die es betrifft, werden wissen, welche Annonce gemeint ist, und wenn diese Mittheilung dem Einen oder dem Andern auch blos Zeit und Briefporto erspart, so hat sie ihren Zweck erreicht.

— Die Vertheidigungsschrift des nach Brüssel entwichenen Proudhon, der in Paris wegen Preßverbrechens bekanntlich zu längerer Gefängnißstrafe verurtheilt war, erregt Aufsehen. Das Buch ist in seiner bekannten knappen, knorrigen Weise geschrieben. Es enthält in Bezug auf das kaiserliche Regime allzu derbe Angaben, als daß von der Zulassung nach Frankreich ernsthaft die Rede sein könnte. Unter der Presse befindet sich von demselben Verfasser eine zweite, vermehrte Auflage seines in Frankreich confiscirten Werkes: „De la Justice dans la Révolution et dans l'Eglise".

— In kürzester Zeit wird eine regelmäßige "Verbindung zwischen Danzig und Königsberg" durch den Dampfer "Expreß" (gehörig Herrn George Grunau in Elbing) zweimal wöchentlich vermittelt werden. Die Ueberfahrt soll in 8 Stunden, also nur eine Stunde länger als die Eisenbahn braucht, bewerkstelligt, Personen zu dem Preise von ½ bis 2 Thaler und auch Güter unter billigsten Bedingungen befördert werden.

— Der Berlin-Stettiner Eisenbahngesellschaft ist zur Emission von 4 Mill. Thlrn. in 4proc. Prioritäts-Obligationen (1000 Stück à 1000 Thlr., 2500 Stück à 500 Thlr. und 8750 Stück à 200 Thlr.) behufs des Baues der Zweigbahn von Stargard nach Cöslin und Colberg die nachgesuchte landesherrliche Genehmigung unter dem 6. September ertheilt worden.

— In einer unserer ersten Töchterschulen ist jetzt den Schülerinnen das Tragen von Crinolinen in den Classen untersagt worden. Vielleicht kommt dies Verbot schon etwas post festum, da, wie wir hören, auch die Pariser Mode sich gegen die bisherige Crinoline erklärt und statt dessen Schleppkleider mit hoher Taille vorschreibt. Die Zeiten der Urgroßmütter kehren zurück.

Paris, 24. Septbr. Der Kaiser wird am 28. d. eintreffen. Der Herzog von Malakow wird am 29. hier ankommen und den Kaiser nach Chalons begleiten. Der Marschall wird während des ganzen Aufenthaltes des Kaisers im Lager bleiben und erst am 11. October wiederkehren. Seine Hochzeit soll am 12. oder 13. stattfinden. Man erzählt sich in Hofkreisen, daß der Marschall über seine bevorstehende Heirath hoch erfreut ist und tiefe Dankbarkeit für die Kaiserin an den Tag legt. Er hat einen Brief an die hohe Frau geschrieben, worin er seine Gefühle der Dankbarkeit in lebhaften Ausdrücken ausspricht. Er ist, sagt er, der kaiserlichen Dynastie mit ganzer Seele ergeben, und man wird nur über seinen Leichnam hinwegschreitend ihr nahe kommen können.

— Die "Mittheilung" des Ministers des Innern an das Journal "Siècle" antwortet in einer so gediegenen und gemessenen Weise auf die Artikel über die wichtige Frage wegen der Hospitiengüter, daß Herr Delangle sich dadurch allgemeine Anerkennung erworben hat. Diese neue Art der ministeriellen "Mittheilungen", die nicht bloß behauptet und versichert, sondern sich auf gründliche Erörterungen und Beweisführungen einläßt, wird als ein erfreulicher Schritt der Regierung zum Bessern betrachtet. Es ist nur zu hoffen, daß diese ruhige Discussion auch in andern officiellen Kreisen Anklang und Nachahmung finden möge.

dampfer für freien Handel und Wandel und für Gewissensfreiheit (!) wirken läßt.

— Vor längerer Zeit war die Rede davon, den Nordbahnhof zu verlegen und zu vergrößern. Das seitdem nicht aufgegebene, aber aufgeschobene Vorhaben ist nun definitiv beschlossen worden. Der neue Bahnhof soll auf den noch unbenutzten Terrains zwischen dem Spital Lariboissière und dem jetzigen, in der That kleinlichen Bahnhofe zu stehen kommen. Der neue Bahnhof soll das würdige Gegenstück zu dem benachbarten Straßburger Bahnhofe, dem schönsten von Paris, werden. Gleichzeitig wird man vor den neuen Gebäuden einen Boulevard eröffnen, welcher nach der Rue Lafayette führen wird, die bis in die Rue Faubourg Montmartre verlängert werden soll.

— Die Weinlese in der Umgegend von Paris giebt laut dem »Moniteur universel« eine reiche Ernte, und die Qualität von 1858 kommt nach allgemeiner Annahme der der allerbesten Jahre gleich. Nach einem Berichte des »Courrier de Nantes« ist der Ertrag in dortiger Gegend um ein Drittel größer, als im Jahre 1857. Einige bretagnische Schiffer haben bereits neuen weißen Wein zu 50 Frcs. die 912 Litres gekauft; im rothen Wein ist noch kein Handel. Das »Journal du Loiret« berichtet, daß das Ergebniß die Erwartungen etwa um ein Fünftel übertreffe und der Wein in Ueberfluß vorhanden und vortrefflich sei.

S. M **London**, 24. Sept. Mit steigender Ungeduld erwartet man die Veröffentlichung des Vertrages mit China, und die Times apostrophirt heute deshalb Lord Malmesbury in keiner zarten Weise. Inzwischen macht die »Londoner Ostindisch-Chinesische Association« die Punctationen eines Vertrages bekannt, die sie am Tage vor der Abreise Lord Elgins nach China (am 12. Mai 1857) an Lord Clarendon eingereicht hatte, damit das Publicum sogleich entscheiden könne, ob und wie weit der Vertrag diesen (18) Grundzügen entspreche und die gemachten Vorschläge verwirklicht seien. Hier liegt also die eigentliche Autorschaft des Vertrages (wenn nicht des Krieges), denn nach dem, was bisher über den Vertrag bekannt geworden, sind jene »Instructionen« in der That mehr oder weniger ausgeführt. Freilich wohl nicht alle, denn einige derselben bezogen sich so wesentlich auf die i n n e r e n Angelegenheiten China's, daß selbst die bombenscheuen Chinesen wohl noch etwas länger sich besonnen haben dürften, sie zu bewilligen, hätte Lord Elgin darauf bestanden. Alle Ehre aber gebührt der in Rede stehenden Association dafür, daß einer ihrer Artikel die »Duldung der christlichen Religion« in China stipulirt, in welcher Beziehung Baron Gros in seiner betreffenden Depesche an den Kaiser diesem Letzteren das Verdienst der Initiative zuschreibt.

— »Weekly Dispatch«, eine in den mittleren und untern Volksklassen vielverbreitete Wochenzeitung, erwähnt das sonderbare Gerücht: Königin Victoria sei gesonnen abzudanken, um die Freuden und Leiden, Mühen und Ehren der Scepterführung über das britische Weltreich ihrem Sohne zu überlassen, und sich — die kräftige, noch nicht vierzigjährige Dame — in die Ruhe des Familienlebens zurückzuziehen! Man braucht kaum erst zu sagen, daß dies eine der abgeschmacktesten Zeitungsenten ist, die jemals aufgetischt worden sind. Auch weiß das Blatt selbst für seine Muthmaßung keinen andern Grund anzuführen als den Umstand, daß der Prinz von Wales seine eigene kleine Hofhaltung besitzt und mit einer gewissen ostentiösen Etiquette umgeben ist, die dem »Dispatch« für einen Prinzen seines Alters nicht zu passen scheint. Das Blatt wollte wahrscheinlich seinen Tadel dieser Einrichtung, die ihm eine Verschwendung däucht, unter jener unglücklichen Erfindung verstecken.

— Die Küstenbefestigungen dauern fort und sind, wie schon erwähnt, auch auf Irland ausgedehnt. In letzter Zeit wurde das Spike-Eiland befestigt, welches den Zugang zum Hafen von Queenstown (oder Cove, Hafen der Stadt Cork) beherrscht und in Verbindung mit den Forts Carlisle und Cambden eine Linie von größter Wichtigkeit bildet.

— In Pilgrim-Street, einer Straße der City, stürzten vorige Nacht zwei Häuser ein. Zum Glück waren dieselben unbewohnt, so daß kein Mensch ums Leben kam.

— Nach den neuesten Ausweisen des Handelsamtes hatte die Gesammt-Ausfuhr im Monat August einen Werth von 11,134,000 L. gegen 11,638,000 L. im August 1857 und 10,753,000 L. im August 1856. In den ersten 8 Monaten des laufenden Jahres betrug die Gesammt-Ausfuhr 75,596,000; im selben Zeitraume des Jahres 1857 84,666,000 L., und in derselben Zeit des Jahres 1856 74,689,000 L.

Italien. Der in Savoyen erscheinende »Courrier des Alpes« gehört zur Zahl derjenigen Blätter, welche in Piemont die conservativen Grundsätze vertheidigen. In einigen seiner letzten Nummern brachte er eine Beleuchtung der Phasen, welche die Partei der Italianissimi bereits durchgemacht. Er bezeichnet Herrn Ratazzi, der vor einigen Monaten plötzlich aus dem Cabinet Cavour schied, als denjengen Parteimann, der die am weitesten gehenden Concessionen machte. Sein Hauptstrebziel sei gewesen, die größtmögliche Zahl ergebener Individuen in Aemter und Stellungen zu bringen. So sei es gekommen, daß sein Austritt das starkverbreitete Volksblatt: »Gazetta del Popolo« sogar zu einer Drohung hinriß. Der Bruch in der Partei sei nachher verkleistert worden; aber der mittelst einer festen Organisation geübte Druck derselben auf die Entschließungen der Regierung bestehe nichtsdestowe-

niger fort. Keine Mühe werde in dieser Richtung gespart; in den Clubs und durch eine weit ausgedehnte Correspondenz werde in dieser Richtung unablässig fortgearbeitet. Der Schwerpunkt des nur äußerlich bestehenden parlamentarischen Regime's sei wesentlich in geheimen Verabredungen zu suchen, und der angebliche Segen der Oeffentlichkeit nichts als eitler Schein. Die Partei besitze nicht blos ihre anerkannten, im Lande erscheinenden Journale, sondern auf zahllosen Schleichwegen mittelst Postcouverts, Handelsanzeigen, Waarensendungen 2c. werde ein auf die übrigen Theile Italiens berechnetes Blatt verbreitet, welches die Losungsworte für Gleichgesinnte bringt und die Aufregung künstlich unterhält. Es habe, heißt es weiter, diese Partei versucht, die Mazzinistische Faction zu zersetzen, um in den Augen des Auslandes den Anschein zu gewinnen, als sei sie stark genug, anarchische Tendenzen und Bewegungen zu bemeistern. Aus diesem Grunde sei Alles aufgeboten worden, um das Wiedererscheinen der „Italia del Popolo“ zu hindern. Darüber seien die Mazzinisten im höchsten Grade erbittert worden, und die Ermordung Parrodi's habe als ein Signal ihrer Stimmungen gedient. Der „Courrier des Alpes“ schließt mit einer beredten Darstellung der Gefahren, welche die Sache der Ordnung im Allgemeinen und das monarchische Princip insbesondere durch das Gebahren in Piemont laufe, und bekennt sich zu der Ansicht, daß es gar keine größere europäische Macht gebe, welche das Aufgehen der gestreuten Saat gleichgültigen Blicks ansehen und dulden könne. (O. C.)

* **Donaufürstenthümer.** Die uns so eben zugehende „Indépendance Belge“ veröffentlicht den vollständigen Text der Convention über die endgültige Organisation der Donaufürstenthümer. Das Blatt, das auch den Pariser Friedensvertrag zuerst zu veröffentlichen im Stande war, ohne dazu die Gunst einer Regierung in Anspruch zu nehmen, und das mit seinem guten Gelde wohl auch andere Dinge fertig kriegen mag, sagt nicht, woher es diese Convention, die es übrigens als sein literarisches Eigenthum bezeichnet, erhalten hat. Das Actenstück besteht aus 50 Artikeln und 2 Anhängseln, und wir finden bei einer genaueren Durchsicht desselben, daß während des Laufes der jüngsten Pariser Conferenzen durch die Zeitungen nach und nach schon die wichtigsten Punkte bekannt geworden sind. Die Donaufürstenthümer werden künftig den Namen „Vereinigte Fürstenthümer der Moldau und Wallachei" (Principautés-Réunis de Moldavie et Valachie) führen. Für beide gemeinsam wird eine Central-Commission, bestehend aus 16 Mitgliedern, zur Hälfte von den Hospodaren, zur Hälfte von den Volksvertretungen ernannt, mit dem Sitz in Fokschani eingerichtet, welche über die gemeinsamen Interessen beider Fürstenthümer zu wachen und die darauf bezüglichen Gesetze vorzulegen hat, welche dann den beiden Volksvertretungen zur Beschlußnahme vorzulegen sind. Die Volksversammlung eines jeden Fürstenthums erwählt auf Lebenszeit einen Hospodar. Jeder, der ein 3000 Dukaten werthes Grundeigenthum besitzt, ist dazu wählbar.

Gemeinsam für beide Fürstenthümer wird ein Cassationsgericht eingesetzt, das ebenso wie die Central-Commission seinen Sitz in Fokschani erhält. Ihm sind auch die Untersuchungen gegen die Minister vorbehalten. Die regelmäßigen Milizen in beiden Fürstenthümern erhalten eine gleichmäßige Formation, um sich im Nothfall vereinigen zu können. Was die bürgerlichen Rechte anbetrifft, so sollen die Moldauer und Wallachen aller christlichen Bekenntnisse gleich berechtigt sein. Die Volksvertretung (assemblée élective) wird durch zwei Arten von Wählern, indirecten und directen, gewählt, welche sich nach ihrem Vermögen unterscheiden. Den Hospodaren ist das Begnadigungs-Recht und überhaupt die Stellung constitutioneller Fürsten eingeräumt. Das ganze Machwerk reizt trotz seiner ernsten Haltung unwillkürlich zur Heiterkeit. Was werden die guten Leute an der untern Donau mit den Segnungen der parlamentarischen Wirthschaft beginnen? Die nächste Zeit schon wird darauf eine erbauliche Antwort geben.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 25. September, Nachmittags 3 Uhr. (W. T. B.) Die Speculanten zeigten an der heutigen Börse viel Vertrauen. Die 3% eröffnete zu 72, 80, hob sich, als starke Käufe stattfanden, auf 73, 15 und schloß sehr fest und sehr belebt zur Notiz. Alle Werthpapiere waren sehr gesucht. Consols von Mittags 12 Uhr waren $97\frac{5}{8}$, von Mittags 1 Uhr $97\frac{3}{4}$ eingetroffen.

Schluß-Course.

3% Rente	73 10
4½% Rente	96
Mobiliar-Credit-Ges.	962
3% Spanier	—
1% span. Schuld	$29\frac{1}{4}$
Silberanleihe	—
Franz-Oesterr. E.-A.	680
Lombardische E.-A.	637
Franz-Josephsbahn	507

Börse vom 24.

3% Rente	72 75
4½% Rente	96 25
Mobiliar-Credit-Ges.	932
3% Spanier	41
1% span. Schuld	—
Silberanleihe	$92\frac{3}{4}$
Franz.-Oesterr. E.-A.	671
Lombardische E.-A.	633
Franz-Josephsbahn	505

Literatur.

Carlyle über Friedrich den Großen.

So eben erschien gleichzeitig mit der englischen Ausgabe hier der erste Band (zunächst Bogen 1 bis 20) der „Geschichte Friedrichs des Zweiten Königs von Preußen, genannt Friedrich der Große, von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg. Berlin, 1858. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hof-Buchdruckerei (R. Decker).

Das Werk ist ein außergewöhnliches nach jeder Seite, und wir werden daher auf dasselbe ausführlicher zurückkommen. Heut sei es uns erlaubt, den Lesern einige Sätze aus der Einleitung Carlyle's mitzutheilen. Der berühmte englische Geschichtsschreiber der französischen Revolution schreibt von Friedrich dem Zweiten:

„Es war dies ein Mann, der unendliche Aufmerksamkeit unter seinen Zeitgenossen erregt, den Zeugen erstaunlicher Thaten, die er in der Welt ausgeführt, sehr bedenklicher Ansichten und Handlungsweisen, die er gegen die Welt und ihre Kritik zu behaupten gewußt. Wie das ein ursprünglicher Mensch allzeit zu thun hat, wieviel mehr erst ein ursprünglicher Herrscher über Menschen. In der That hatte es die Welt sich sauer werden lassen, ihn unterzukriegen, wie sie bewußter oder unbewußter Weise immer mit seines Gleichen thut, und hatte es nach den allerbewußtesten Anstrengungen und, zu einer Zeit, dem krampfhaften Zusammennehmen aller ihrer Kräfte durch sieben Jahre, müssen bleiben lassen. Fürsten und Gewalten, kaiserliche, königliche, czarische, päpstliche, Feinde unzählbar wie der Sand am Meere, waren gegen ihn aufgestanden; nur ein Hülfsgenosse übrig unter den Potentaten der Welt (und dieser Eine nur so lange die Hülfe erwidert wurde); und er führte ihnen sämmtlich einen solchen Tanz auf, daß die Menschheit und sie erstaunt waren.

„Kein Wunder, daß er von ihnen der Aufmerksamkeit werth gehalten worden. Jeder ursprüngliche Mensch von einiger Größe ist derselben werth; — ja auf die Länge, wer oder was sonst wäre das? Aber nun, wieviel mehr erst, wenn unser ursprünglicher Mensch ein König über Menschen war; dessen Bewegungen polarisch waren und von Tag zu Tage die der Welt mit sich führten. Der Simson Agonistes, — und wäre sein Leben wie Samuel Johnston's in schmutzigen Dachstuben verlaufen und das Ergebniß desselben nur einige Bischen beschriebenen Papiers, — der Agonistes und die Art und Weise seines Benehmens in der Philistermühle, das ist immer ein Schauspiel von wahrhaft epischer und tragischer Natur. Um so mehr, wenn unser Simson, königlich oder nicht, noch nicht geblendet oder ans Rad gejocht ist, vielmehr noch wenn er seine Feinde überwältigt nicht durch selbstmörderisches Verfahren, sondern zuletzt, sein wunderwirkendes Kampfzeug schwingend, ausmarschirt aus ihre Mühle und sie zerrütteten Zustandes hinter sich läßt, was dieser König Friedrich in aller Wirklichkeit gethan.

„Denn er hinterließ die Welt, man darf sagen, gänzlich bankerott, in bodenlose Abgründe der Zerstörung gefallen; er selber noch im zahlungsfähigen Stande und mit festem Boden unter sich, ihn und das Seinige zu tragen. Als er starb, 1786, dröhnte das gewaltige, seitdem französische Revolution genannte Phänomen bereits vernehmbar in den Tiefen der Welt, ringsum von meteorisch electrischem Wetterleuchten am Horizont verkündet. Seltsam genug, einer von Friedrichs letzten Besuchern war Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau. Diese Zwei sahen sich zweimal, auf eine halbe Stunde jedesmal. Der letzte der alten Götter und der erste der neuern Titanen; — ehe Pelion auf Ossa sprang und die faule Erde, endlich Feuer fangend, ihre verderblen mephitischen Elemente in vulkanischem Donner aufgehen ließ. Auch dies ist eine der Eigenthümlichkeiten Friedrichs, daß er bisher der letzte der Könige ist; daß er die französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte abschließt, das Königs-Handwerk auf immer endigend, glauben Manche, die in tiefer Finsterniß befangen sind über Königthum und über ihn.

„Die französische Revolution hat ungefähr ein halbes Jahrhundert lang Friedrich, man kann sagen, gänzlich überschwemmt, aus den Gedächtnissen der Menschen getilgt; und nun, da er wieder zu Tage kommt, erscheint er entstellt unter seltsamen Schlamm-Inkrustirungen, und die Augen der Menschheit blicken von einem sonderbar veränderten, was wir nennen müssen, schiefen und verkehrten Gesichtspunkt aus auf ihn. Das ist eine der Schwierigkeiten in der Behandlung seiner Geschichte, — besonders wenn es sich so trifft, daß man an Beides, die französische Revolution und ihn, glaubt; das will sagen an Beides: daß das echte Königthum ewig unentbehrlich ist, und die Zerstörung des Scheinkönigthums (ein fürchterliches Geschäft) gelegentlich."

„Friedrich ist mit nichten der vollkommenen Halbgötter Einer und es läßt sich Manches mit gutem Grund gegen ihn sagen. Bis ans Ende ein bedenklicher Heros, mit Vielem in ihm das man gern hinweg, und Vieles ermangelnd, das man hinzu wünschen möchte. Aber da ist ein Zug, der frühe in der Untersuchung hervortritt, nämlich daß er in seiner Art eine Realität ist; daß er stets meint, was er spricht; auch seine Handlungen auf was er für die Wahrheit erkennt, begründet und mit einem Wort gar nichts vom Hypocriten oder Scheinmenschen an sich hat; wovon einige Leser zugeben werden, daß es ein äußerst seltenes Phänomen ist.

„Wir bemerken daß dieser Mensch gar weit entfernt war zu versuchen, nach Schwindlerart mit den Thatsachen um ihn zu verfahren, daß er besagte Thatsachen ehrlich erkannt hat, wo sie immer zu Tage traten, und auch sehr begierig gewesen ist ihr Dasein zu ergründen, wo sie noch

verborgen oder zweifelhaft waren. Denn er hat wohl gewußt, in einem ganz ungewöhnlichen Grade und mit einem Verdienst das um so höher, als es ein unbewußtes ist, wie völlig unerbittlich die Natur der Thatsachen ist, ob anerkannt oder nicht, ob ergründet oder nicht, wie vergeblich alle List der Diplomatie, Feinheit und Sophisterei, um einen Sterblichen, der nicht auf der Dinge Wahrheit fußet, auf die Länge vom Sinken zu retten, vom Sinken zu den Kothgöttern hinab, mit all seinen Diplomatien, Besitzthümern, Ausführungen, und ein namenloses Object zu werden, tief verborgen in den Pfuhlen des Universums. Dies hoffe ich darzuthun, dies welches ich seit lange schon für mich selber mit Freuden in der Physiognomie Friedrichs und seines Lebens wahrgenommen habe, welches in der That die erste eigentliche Sanction und die ganze Zeit über meine Anregung und Aufmunterung, sein Leben und ihn zu erforschen, gewesen ist. Wie dieser Mann, der noch dazu amtlich ein König, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm, und bewerkstelligte, nicht ein Lügner und Charlatan zu sein, wie sein Jahrhundert es war, verdient ein wenig von Menschen und Königen gesehen zu werden und dürfte schweigend didactische Bedeutungen in sich haben.

„Wer es ehrlich mit seinem Dasein hielt, der hat stets Bedeutung für uns, sei er König oder Bauer. Wer damit blos fingirte und grimassirte, einerlei wieviel und mit was für Geräusch und Trompetenstoß er in der Welt gekocht und verzehrt habe, kann nicht lange Bedeutung haben. Manche Menschen kochen wirklich ungeheuer (nennen wir es kochen, was ein Mensch nur aus Gehorsam für seinen Hunger, nur für seine Begierden und Leidenschaften thut), — ganze Continente und Bevölkerungen bratend in den Flammen des Krieges oder anderer Zwietracht; — Zeuge der vorerwähnte Napoleon. Denn der Menschenappetit in diesem Betracht ist grenzenlos, in Wahrheit unendlich, und der Kleinste von uns könnte das ganze Sonnensystem aufessen, wäre uns die Gelegenheit dazu verliehen, und dann weinen, wie Alexander von Macedonien, weil wir nicht mehr Sonnensysteme zu kochen und aufzuessen hätten. Nicht der Umfang der Kocherei des Menschen ist es, was mich viel an ihn fesseln kann, sondern nur der Mensch selber und was er an Stärke hatte, um mit den Kothelementen zu ringen, und was er an Sieg gewann zu seinem Frommen und meinem.“

Vermischtes.

— Unsere Leser erinnern sich wohl noch unserer Anzeige einer kleinen Schrift des Heidelberger Privatdocenten Dr. Mone (gegenwärtig Redacteur an dem Staats- und Gesellschafts-Lexicon Wageners): „Ueber das Studium der Geschichte“. Diese Schrift äußerte sich mit besonderer Schärfe über die ungenügenden Arbeiten der Münchener historischen Commission, und wies in recht schlagender Form ihren veralteten Standpunkt nach. Dies damals für sehr keck gehaltene Urtheil scheint denn doch allgemeiner recipirt worden zu sein. In diesen Tagen ist nämlich, der „Leipziger Zeitung“ zufolge, die in München seit einigen Jahren bestehende historische Commission zur Durchforschung baierischer und deutscher Geschichtsquellen durch eine allerhöchste Verfügung für aufgelöst erklärt worden, um an ihre Stelle eine neue derartige Commission mit bedeutend vergrößerten Kräften treten zu lassen, welche übrigens denselben Weg zu verfolgen hat. In dieser neuen Commission befinden sich eine Anzahl bedeutender nichtbaierischer Geschichtsforscher, wie Ranke, Droysen, Häusser, Waiz, und die Leitung der Arbeiten ist Ranke und Sybel übertragen. Da mit der Ausdehnung der Arbeiten natürlich auch die Kosten sich steigern, so hat der König, statt des bisherigen Zuschusses aus seinen Privatmitteln im Betrage von 5000 Fl. jährlich, einen solchen von 15,000 Fl. jährlich bewilligt. Sämmtliche Mitglieder der neuen Commission haben sich jedes Jahr einmal in München zu versammeln und, wie das genannte Blatt vernimmt, wird dies zum ersten Male noch in diesem Jahre der Fall sein. Die baierischen Archive enthalten noch eine Menge unbekannter historischer Schätze: wir möchten hier nur an die 8000 Fascikel erinnern, die, den dreißigjährigen Krieg betreffend, in der hiesigen Bibliothek noch undurchforscht ruhen! Alles Original-Acten, Depeschen u. s. w.

Köln, 24. Sept. Mit dem 1. Oct. d. J. wird die hiesige alte „Kölnische Zeitung“ abermals eine neue Nebenbuhlerin erhalten, welche principiell von den Anschauungen dieses großen Blattes abweichen soll. Von dem genannten Tage ab wird hierselbst nämlich ein neues politisches Blatt unter dem Namen „Das Vaterland“ täglich, mit Ausnahme des Sonntags, erscheinen. In dem Programm heißt es: dieses Blatt werde Wahrheit und Recht nach den Lehren der katholischen Kirche vertreten; es werde kein Kirchenblatt, sondern ein politisches Organ katholischer Anschauung ohne Rücksicht auf Parteien und sonstige Einflüsse sein. Dieses neue Organ hat sich somit die Aufgabe gestellt, welche auch die „Rheinische“, die „Deutsche Volkshalle“ und zuletzt „Deutschland“ zu lösen bemüht gewesen sind; das Programm des „Vaterlands“ zeigt, daß es die Fehler erkannt hat, welche mitgewirkt haben, jene Blätter ihrem Untergang entgegenzuführen. Als verantwortlicher Redacteur unterzeichnet sich Wilhelm Bitter, ein Name, dem man bisher auf dem Gebiet der Politik und Journalistik noch nicht begegnet ist.

Redacteur: H. Keipp in Berlin. — Verlag von F. Schneider in Berlin. — Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch).